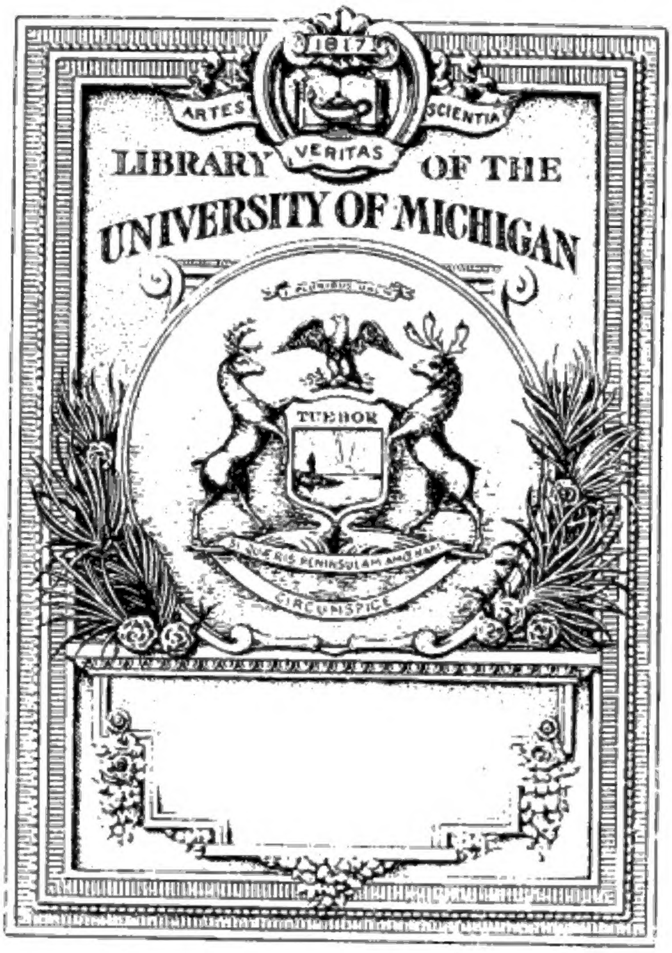
Die
Zukunft
27.
1899



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1899.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. April 1899.

Frau Rosengart.

Deutschlands stärkster und tollkühn das Allerstärkste wagender Dramatiker, Friedrich Hebbel, hatte einmal die Absicht, eine Christustragoedie zu schaffen. Der Arme, rastlos um Brot und Ruhm Ringende, kam nicht mehr zur Ausführung dieses Planes; leider: sonst hätten wir einen nordgermanischen Jesus, einen, der uns einen Widerhall aus der Zeit brächte, da die alten Germanen zwischen der heimischen Götterlehre und dem wilfriedischen Täufergedanken die Regenbogenbrücke zu schlagen versuchten, da sie zu dem Weißen Christ schon ehrfürchtig aufzustaunen begannen und doch in den alten Göttern noch nicht Unholde sehen mochten. In Hebbels ungeklärtem Plan war viel wirre Mystik: die Menschheit sollte „aus Ekel vor sich selbst" den neuen Glauben gebären, Maria sollte die von den Alchemisten gesuchte jungfräuliche Erde bedeuten und Jesus im Besitz magnetisch-elektrischer Kräfte sein, die sich ihm selbst erst in der Schicksalsstunde entschleiern. Daneben aber regte sich ein feiner, fast allzu feiner Gedanke: der Dichter wollte den verrufenen Judas, wie man jetzt gern sagt, „retten". Die Geschichte des Verrathes erschien ihm zu plump, zu melodramatisch, zu tief unter der Höhe des milden Gottes. Die knappe Andeutung des Matthaeusevangeliums — „Wahrlich, ich sage Euch: Einer unter Euch wird mich verrathen!" — mag ihm zum Ausgangspunkt geworden sein. Von da schritt er grübelnd weiter. Der Allwissende kannte den tückischen Vorsatz und wehrte ihm dennoch nicht. Wenn Judas nur ein Werkzeug war, ein zu schmutziger Henkerarbeit

erwähltes, wenn er dem Meister nur helfen wollte, bis ans qualvolle Ende die Lehre zu leben? Dann war dieser millionenmal Verfluchte der schlaueste und zugleich zum schwersten Opfer, zum Opfer des guten Namens, bereite Entbinder des neuen Glaubens. Dann wußte er, daß dem Heiland erst das Martyrium die Andacht der Welt gewinnt, und schnürte, ohne zu blinzeln, auf des Herrn eigenes Geheiß die Schlinge, in der dann der gelehrte Pöbel den galiläischen Umstürzer fing. So wollte ihn Hebbel. Und die Blinden, die seit zwei Jahrtausenden den Verräther schmähen, schienen ihm so vorwitzig wie die thörichten Weiber, die an Christi leerer Gruft heulten:

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir, seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir —
Ach! — und wir finden
Christ nicht mehr hier.

In der Osterweihnacht dringt ihr Klagechor in Faustens Zelle. Irrt nicht ein rasches Lächeln über die Züge des Magisters und Doktors? Diesen Wahn kennt er ja, den Wahn angeblich Liebender, die nie begreifen können, daß der Genius den von ihrer Treue reinlich ausgespreiteten Windeln entflieht, nie ahnen, daß der Beseufzte schon wieder erstanden ist. Er kennt die Massenpsyche der Vielzuvielen. Und er hätte, wenn ihm des friesischen Dichters Absicht bekannt geworden wäre, nur noch bitterer gelächelt. Wie? Der Menge den geliebten Verräther nehmen, auf den sie all ihren schönen Zorn, all ihre sittliche Empörung so bequem abladen kann? Die Menge empfindet stets melodramatisch; sie wird sich die Geschichte von den dreißig Silberlingen und von Judas, der das Blutgeld in den Tempel warf, hinging und sich erhängte, nicht rauben lassen. Denn diese Geschichte ist ihr Osterfesttrost. Zwar ward geboten, am Ostersonntag aus Pauli Brief an die Korinther die Sätze zu lesen: „Feget den alten Sauerteig aus, auf daß Ihr ein neuer Teig seiet ... Lasset uns Ostern halten, nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit." Wer aber denkt, selbst unter Frommen, daran? Den alten Sauerteig ausfegen? Es lebte sich ja ganz behaglich mit ihm und das Geschäft blühte; obs mit dem neuen Süßteig so gut werden wird, bleibt doch recht ungewiß. Und der Heiland ist gar zu hoch, dem Wunsch gar zu unerreichbar. Ihm lallt die Lippe das gewohnte Kindergebet, während Hirn

und Ellbogen ganz darwinisch ums Dasein kämpfen ... Der Christenzorn flucht auf das Sünderhaupt des Verräthers herab, neben dem der Kirchenfromme so rein und tugendsam steht. Daß es ohne den Verrath keinen Opfertod und keine Auferstehung gab, daß der Galiläer nur vom Kreuz aus die widerstrebende Welt erobern konnte, wird vergessen. Nicht die argen Franzen nur brauchen, in Krieg und Frieden, im Leben und auf den Schauspielbrettern, den traître, den elenden Bösewicht, der den Frommen ein Abscheu ist. Die grollende Rückerinnerung an Judas Ischariot, den Erzschelm Abrahams a Santa Clara, würzt auch Germanen erst die Osterstimmung. Und immer bleibt die Schaar Derer klein, die der Mahnung des goethischen Eng.lchores ihr Ohr öffnen, wenn in der Sonntagsmorgenfrühe der Ruf erschallt:

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig Euch los!
Thätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Spendenden,
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden:
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

* * *

Diesmal giebts im deutschen Norden gute Ostern. Erst sah es nicht danach aus. Freija-Ostara war unterwegs eingeschneit — der Winter, der rauhe Geselle, hatte die allzu hastig Einherstürmende noch einmal aus ihrem Frühlenzreich verdrängt, noch einmal herrisch südwärts gewiesen — und sie muß sich nun sputen, wenn sie zum Fest der Befruchtung im Thal noch junges Hoffnungsglück erblühen lassen will. Auch fehlten im Gemeinleben der Deutschen die Sensationen, von deren schrillem Lärm dann die Stille Woche sich wirksam abheben könnte. Die Mär von der geplanten Reichstagsauflösung klang doch zu operettenhaft; und was daran sehr ernsthaft war, der leise, aber nicht sanfte Konflikt zwischen den pares und ihrem primus im Reich, war für öffentliche Erörterung nicht geeignet. Daß der Besuch des Herrn Cecil Rhodes in Berlin dem genialen Kulturspekulanten einen Triumph, der deutschen Regirung eine böse Blamage brachte, mochte man sich nicht gestehen. Wozu ausdrücklich bekennen, daß man sich knechtisch jeder Stimmung, jeder Laune Mächtiger beugt, gestern gegen und heute für den

Capbonaparte sich begeistert und daß nationales Hochgefühl, sittliche Wallungen und ähnliche Luxuswaaren schnell schwinden, sobald ein Profit aus der Fremde winkt? Das Geständniß, daß nach der Eroberung des neuen Indiens im Sudan und nach dem Bau der transafrikanischen Bahn der Schwarze Erdtheil nur noch englisch sein kann und das Mühen unserer Konquistadoren und Kolonisatoren durch die Unfähigkeit der entscheidenden Bureaukratie für immer verloren ist, wäre recht unerfreulich gewesen und hätte gar nicht zur Festlust gestimmt. So sprach man lieber vom Geschäft, vom Hoffen und Fürchten der Industrie, von Bankbilanzen, von Siemens und Hansemann... Da, plötzlich, wurden die Nerven aufgepeitscht. Ein Mordprozeß. Im Mittelpunkt eine reiche, mit ihren achtunddreißig Jahren noch stattliche Frau. Lange Berichte in allen Blättern, ganze Spalten, trotzdem die Sache sich in Königsberg abspielt, am Pregel, nicht an der Spree. Das währte bis in die Stille Woche. War vor dem ersten Osterfest nicht auch ein berühmter Kriminalprozeß, der mit einem Todesurtheil schloß und an dessen Ausgang ein in Israel Gewaltiger sprach: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten; sehet Ihr zu"? Ob auch diesmal Blut fließen wird? Möglich; es handelt sich um Anstiftung zum Gattenmord. Jedenfalls war die lange schmerzlich ersehnte Sensation da, das Thema gegeben, und wo Einer ging und stand, ward ihm Antwort auf die hochnothpeinliche Frage abverlangt: „Was meinen Sie: wird Frau Rosengart verurtheilt oder freigesprochen werden?"

Frau Hanna Rosengart, die Besitzerin der ostpreußischen Rittergüter Ernsthof und Zögershof, soll den Inspektor Rieß, mit dem sie, nach der Behauptung der Anklage, in ehebrecherischem Verkehr stand, zur Ermordung ihres brutalen Mannes angestiftet haben. Das klingt zunächst nicht unglaublich: der Mann stand zwischen ihr und ihrem Glück, er bot ihren gesund begehrenden Sinnen nichts, war ihr nur ein roher Büttel. Wenn er verschwände, wäre sie frei, könnte, als reiche Frau, den besseren, minder säumigen Buhlen wählen, endlich leben, sorgenlos athmen, ohne Furcht vor Flegellaunen und Zornszenen. Hebbel schrieb einmal in sein Tagebuch, er hätte an Neros Stelle, statt Rom anzuzünden, lieber für einen Tag die Gesetze aufgehoben: „das Schauspiel wäre noch merkwürdiger gewesen und die brennende Stadt unstreitig als Episode mit vorgekommen." Wie viele Frauen hätten an einem solchen Tage wohl dem ungeliebten, lästigen Gatten aus der Zeitlichkeit geholfen? Ihre Zahl wäre sicher nicht geringer gewesen als die der Männer, die, von der Furcht vor gesetzlicher Ahndung befreit, schlimmen Frauen flink das selbe Schicksal bereitet hätten. Die Gattung homo sapiens würde viel wohliger im

Sündenschlamm einherwaten, wenn sie nicht die Angst vor dem Racherecht der Gesetzesvollstrecker schreckte; und der alte hamburgische Richter war sehr klug, der den von ihm zu vereidigenden Zeugen zu sagen pflegte, daß die Verletzung der Eidespflicht mit himmlischen und irdischen Strafen bedroht sei, daß er aber besonders auf die irdischen hinweisen wolle, weil sie zuerst an die Reihe kommen ... Bei uns hat keine neronische Willkür das Gesetz aufgehoben; und es straft die Anstiftung zum Mord mit dem Tod. Doch auch die Abschreckungtheorie findet nicht mehr blinden Glauben. Vor den pariser Geschworenen stand neulich Madame Bianchini unter der Anklage, ihrem Manne mit Gift nach dem Leben getrachtet zu haben, nicht mit dem Damengift, das man täglich, mit liebevoll sorgsamer Miene, in jedes Wort, jede Willensregung träufelt und dem auch der festeste Organismus auf die Dauer nicht widerstehen kann — Das wäre ja nicht strafbar, bewahre! —, nein: mit Atropin aus der Apotheke. Diesem Gift hält ein Starker manchmal Stand. Herr Bianchini war am Leben geblieben, die fünf ärztlichen Sachverständigen, lauter Autoritäten, konnten sich in ihren Gutachten nicht einigen, der bündige Beweis eines Mordversuches war nicht zu führen, — und Madame wurde dennoch verurtheilt. Sie hatte der Jury, die in Frankreich gern galant ist, nicht gefallen; ihre Rede war kühl und trocken und sie hatte sich gerühmt, nie eine Thräne vergossen zu haben, la malheureuse! War solcher Herzlosigkeit nicht Alles zuzutrauen? Und ist es nicht das Recht der Geschworenen, den Wahrspruch aus der Tiefe des Gemüthes zu holen? Frau Bianchini fand den Muth zu einer Heroinengeberde zu spät: nach der Urtheilsverkündung wollte sie sich eine Hutnadel ins Herz bohren. Die heldische Grimasse hätte ihr vorher vielleicht die Sympathie der Jury gewonnen, die le beau geste liebt; eine Dame, die sich das Herz zerstechen will, muß schließlich doch ein Herz haben, kann also keine Mörderin sein... Zu spät! In Zeitungenqueten war festgestellt worden, daß an den — entdeckten und abgeurtheilten — Giftmorden die Frauen mit 70 Prozent betheiligt sind. Weshalb sollte die frostige, thränenlose Madame besser sein als ihre Geschlechtsschwestern? Man konnte sie, trotz der sachverständigen Wirrniß, ohne Gewissensbiß schuldig sprechen. Das geschah denn auch. Im Namen der Republik.

Im Namen des Königs wird, wo die Urninge der Volksjustiz mitwirken, nicht anders „Recht gesprochen". Und so kann auch Frau Rosengart — die Beweisaufnahme ist, während ich schreibe, noch nicht geschlossen — verurtheilt werden. Warum schien Albert Ziethen den Geschworenen schuldig? Weil er als ein roher Kerl galt, der seine Frau oft mißhandelt hatte. Wenn das

Sexualleben der Rittergutsbesitzerin dem Schwurgericht als fleckig erwiesen scheint, ist sie wahrscheinlich verloren, obwohl sie ein Dutzend Liebhaber gehabt haben könnte, ohne der Anstiftung zum Gattenmord fähig zu sein. So gehts, wo Sentiments und Ressentiments ohne Gründe entscheiden; und da nicht jeder Verurtheilte Dreyfus heißt, reiche Verwandte und zum Trust verbündete Freunde hat und für die Sache der gesammten Judenheit das Martyrthum trägt, kümmert sich kein Mensch um den Ausgang solcher Prozesse. Ein Kinderglaube an eine „Wahrheit", eine absolute, unantastbare, die gefunden werden muß und stets gefunden wird, umstrickt noch die Sinne. Die unschuldig Verurtheilten, deren Zahl Legion ist, sind ja stumm; nur um die Teufelsinsel tobt in Europa der Streit, als hätte Themis nicht tausendmal in jedem Jahr schon geirrt. Selbst in seiner Heimath ist die Weisheit des französischen Kriminalisten vergessen, der sagte, nach seinen forensischen Erfahrungen würde er, wenn er beschuldigt wäre, die Glocken von Notre Dame gestohlen zu haben, schleunigst über die Grenze flüchten, — trotzdem er ja leicht beweisen könnte, daß die Glocken noch im Thurme hingen. . . Der königsberger Prozeß zeigt einen typischen Durchschnittsfall. Erst entstand das Gemunkel von Liebschaften und Heimlichkeiten, dann kam die Denunziation, der ein skrupellos geführter Kampf um die Beute vorausgegangen war, und dann entwickelte sich die Sache nach allen Regeln gerichtlicher Kunst bis zur Hauptverhandlung vor den Geschworenen. Mit heiligem Ernst wurden Zeugen, Erwachsene und Kinder, angehört, die über vor Jahren gemachte Wahrnehmungen mit solcher Sicherheit aussagten, als handle sichs um gestern erlebte und sofort als höchst wichtig erkannte Dinge und als hätten sie seit dem Mordtage nicht unter der Suggestion des Geraunes und der Schwarzen Küche der öffentlichen Meinung gestanden, und gläubig wurde Sachverständigen gelauscht, die in jedem Wort ihr Unverständniß der Sache verriethen. Alles wie immer; ein Durchschnittsfall, den eine Zufallsstimmung entscheiden wird. Unterhaltend war eigentlich nur die bourgeoise Heuchelei, die überall spürbar wurde. Eine Landfrau hat über Sexualbedürfnisse ein derbes Wort gesagt: entsetzlich, eine sittenlose Megäre! Vor den Kindern ist, während die Mutter schon im Gefängniß saß, von ihren angeblichen Liebschaften gesprochen worden: o Graus! Da sieht man den Tiefstand der ostelbischen Kultur; wäre Aehnliches in einer berliner Händlerfamilie denkbar? Geschwister treten gegen die eigene Schwester auf: welche Zerrüttung der heiligsten Gefühle! Und doch ists ein richtiger Kapitalistenprozeß, wie er schon in Feuerbachs „Merkwürdigen Kriminalrechtsfällen" steht, unter dem umständlichen Titel: „Der

Brudermörder aus Enthusiasmus für eine Handlungspekulation." Der erschossene Herr Rosengart hat seiner Frau viel Geld und Gut hinterlassen, das ihr Bruder, Herr Adameit, nun gern an sich bringen möchte, — natürlich nur als getreuer Verwalter für ihre Kinder; man „kämpft" in solchen Fällen ja immer nur „für die Kinder", nie für sich selbst, und die Kinder stehen dann gewöhnlich unsicher zaudernd zwischen den Kämpfenden, weil sie nicht wissen, wohin sich der Sieg wenden wird, und den Platz an der reich besetzten Tafel der Lebensgenüsse nicht verlieren wollen. Der Hader um den Mammon brach aus, als Frau Rosengart sich zum zweiten Male, einem strammen Referendar, verheirathen wollte und so die Erbschleicherwege zu sperren drohte. Da entdeckte Onkel Adameit sein Herz für die Kinder der ersten Ehe, da erinnerte er sich einer Beichte, in der ihm die Schwester gleich nach dem Mord ihre Schuld bekannt haben soll ... Die Rittergutsbesitzerin muß eine sehr gutmüthige Frau sein; sonst hätte, nach dem Spektakel der letzten Jahre, die vom Bruder so schwer Beschuldigte keinen ihr günstigen Zeugen gefunden. In den Verhandlungberichten wirkt sie imposant, — imposant, weil sie nicht posirt. Ihr zuckt nicht die Wimper, während ihre Kinder, darunter ein zwölfjähriges Mädchen, redselig von den „Verhältnissen" der Mutter erzählen. Sie hört ruhig, ohne sentimentale oder hysterische Ausbrüche, den Bruder, den einzigen ernsten Belastungzeugen, an. Und als sie, recta von der Anklagebank, im eleganten Rappengespann nach Zögershof kommt, das ein paar neugierige Geschworene „beaugenscheinigen" wollen, da mustert sie mit dem prüfenden Blick der emsigen Wirthin den Gutshof und begrüßt, ohne eine Miene zu verziehen, ihre Leute in stiller Herzlichkeit... Sollte auch sie, wie Madame Bianchini, im starren Auge keine Thräne haben? Das wäre verdächtig. Das könnte keine Jury der Welt ihr verzeihen.

* * *

Was erklärt uns nun das ganz ungewöhnliche Interesse an diesem Prozeß? Lust an psychologischen Studien? Du lieber Himmel, für die Psychologie ist in der Dutzendgeschichte nicht viel zu holen; und die selben Leute, denen Dostojewskijs Raskolnikow und Hebbels Golo, der Verbrecher aus Reflexion und der Verbrecher aus Leidenschaft, nichts zu sagen haben, werden wohl kaum gestimmt sein, mitleidig oder in Erkenntnißgier in die wenig komplizirten Seelengehäuse der Frau Rosengart und des Herrn Adameit hinabzuleuchten. Nein: neben der brutal-banalen Spannung, wie die Sache schließlich ausgehen wird, wirkt ein anderer Reiz, wirkt eine Hoffnung, der die Erfüllung nicht fehlen kann. Diesmal giebts ganz sicher einen Bösewicht

zu braten. Sonst, in anderen blutrünstigen Prozessen, bringt der Gerichtsspruch das Ende und der Sündenbock kann den Lechzenden entgehen. Hier fängt, wenn Frau Rosengart freigesprochen wird, die Sache von vorn an — denn der Bruder kommt dann wegen wissentlich falscher Anschuldigung, Erpressung und Meineides auf die Anklagebank — und an einem Gegenstande des Abscheus kann es in keinem Fall fehlen. Das hitzte ja auch für den Dreyfuslärm sogar antisemitische Gemüther: ein traître, ein ganz und gar entmenschter Schuft, muß am Ende gefunden werden; ists nicht Lucies Gemahl, ists Boisdeffre mit seiner Bande und dann giebts gleich ein Massenbraten. Diese schöne Gewißheit, am Scheiterhaufen erwischter Schurken die eigene Tugend rösten zu können, lenkt die Blicke jetzt nach dem Pregel. Ein Opfer wird fallen. Fraglich bleibt nur, ob man sich über die Frau zu entrüsten haben wird, die den Mann verrieth, töten ließ und die Kinder mit Schmach bedeckte, oder über den Bruder, der um dreißig Silberlinge die Schwester ans Messer lieferte. Die Menge wird also einen Judas oder mindestens eine Delila haben. Solche Sicherheit bringt dem Zuschauer nicht leicht ein Prozeß; und deshalb darf man sagen: diesmal giebts gute Ostern.

... Dem häßlichen Handel ließe sich wohl noch ein anderes Thema zu einer Osterbetrachtung abgewinnen. Doch da müßte von der verherenden Macht des Mammons die Rede sein, der die Herzen härtet und die natürlichen Bande zereißt, — und davon hören die Leute nicht gern. Sie feiern die Auferstehung des Herrn, aber die „thätig ihn Preisenden, Liebe Beweisenden, Brüderlich Spendenden" sind ihnen sehr fremd. Mit dem Erzschelm und der Teufelin, mit lichten Englein, die auf Zuckereiern thronen, und Schwarzalben läßt sichs viel bequemer wirthschaften. Friedrich Hebbel ward, weil er in die Wochenstube des Wollens zu blicken und in Verruchtheit und Größe die Menschenspur zu finden strebte, von seinem Volk mit ewiger Vergessenheit bestraft. Das Urtheil war gerecht, wie übrigens alle germanischen Sprüche: ein Mann, der uns den lieben Judas nehmen wollte, verdient den Bann und die Aechtung. Wäre sein Plan gelungen, dann gäbe es jetzt wohl gar Leute, die das Schicksal der Herrin von Zögershof zu der Frage stimmte, wie lange noch veraltete, sinnlos gewordene Rechtsgespinnste die Menschlichkeit umgarnen, ersticken sollen. Und taugte solche Frage uns zu dem Tag, da draußen, im jungen Grün, die Auferstehung des Heilands gefeiert wird?

Bismarcks letzte Tage.

In stillem Gedenken, wie sichs an Gräbern ziemt, wird diesmal Bismarcks Geburtstag gefeiert, — „der erste ohne ihn", wie Schweninger schrieb, als er die Güte hatte, mir das „Gedenkblatt" zur Ansicht zu senden, das er „in tiefster, nie schwindender Trauer auf das Grab des Einzigen niederlegen" wollte. Das kleine Buch, von dem hier schon vor vierzehn Tagen gesprochen wurde, wird, unter dem Titel „Dem Andenken Bismarcks", heute bei Hirzel in Leipzig erscheinen; es kostet nur eine Mark und besteht aus zwei Abschnitten: „Wie Bismarcks ‚Erinnerung und Gedanken'" — so wollte der Fürst selbst sein Buch nennen — „entstanden" und „Einiges über Bismarcks Leiden". Wer über den Toten die Stimme eines zärtlich Liebenden hören will, das Wort eines Mannes, der für den Menschen Bismarck sorgend mehr that als irgend ein Anderer, sollte nicht versäumen, das Büchlein zu lesen. Sensationelle Enthüllungen wird er vergebens suchen, auch den ganz persönlichen Stil, der Ernst Schweninger unter Hunderten kenntlich macht, vielleicht vermissen. Der geniale ärztliche Künstler, der uns seit dem Jahre 1883 den damals von den ihn behandelnden Aerzten, von Frerichs und anderen Autoritäten als verbraucht, nur in lässiger Greisenruhe „noch ein Weilchen zu fristen" Bezeichneten erhalten hat, legte das Gewand seiner in Kraftfülle strotzenden Individualität ab, ehe er daran ging, sein erstes Wort über den Mann zu sprechen, der drei Lustren hindurch im Mittelpunkt seines Lebensinhaltes stand. Es wird nicht das letzte Wort bleiben. Der reiche Schatz, den Schweninger in seinen Tagebüchern besitzt, wird der großen Gemeinde der Liebenden zugänglich gemacht und mancher Ausspruch, mancher große und kleine Wesenszug des Führers auf dem Wege zur deutschen Einheit wird so erst den Deutschen bekannt werden. Einstweilen hat der Verfasser seiner Arbeit enge Grenzen gesetzt. Der unermüdlich treue Pfleger hielt sich nicht für befugt, die Thür des Krankenzimmers zu öffnen und der neugierigen Menge hüllenlos den ihm liebsten Menschen zu zeigen, der da lebte, kämpfte und litt; er wollte no h keine „Krankengeschichte", keine ausführliche, dem medizinisch geschulten Leser genügende Schilderung der Therapie und des Krankheitprozesses geben, sondern nur „Einiges über Bismarcks Leiden" erzählen, zwanglos den Laien erzählen, wie sein — manchmal recht impatienter — Patient lebte, bevor er ihn kennen lernte, in welcher körperlichen Verfassung er ihn fand und wie der mächtige Leib dann mählich zur Rüste ging. Auch über das klüftige Grenzgebiet, wo in diesem weltgeschichtlichen Fall medizinische mit politischen Erwägungen zusammenstießen, wollte er noch kein allzu grelles Licht verbreiten; sonst hätte er länger bei den ersten Wochen des Jahres 1890 verweilt und mehr über die Tage gesagt, da das unsinnige Gerücht, der Kanzler sei morphiumsüchtig und zu konzentrirter, klarer

Geistesarbeit unfähig, emsig verbreitet und von schlauen Strebern politisch ausgenützt wurde ... Auf das Gedenkblatt sollte kein bitterer Tropfen fallen; und Der nur, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird in dem kleinen, anspruchlosen Buch die Spur großer Konflikte fühlen.

Deutlicher ist eine andere Lücke sichtbar: Schweninger spricht nicht über seine eigene Thätigkeit; er begnügt sich, den kurzen und doch so viel sagenden Satz zu citiren, den Bismarck selbst über ihn schrieb, und festzustellen, daß er seit dem siebenzehnten Oktober 1898 die Art des Leidens richtig erkannt hatte, das dann nach fast zehn Monaten dem Leben des Fürsten ein Ende machte. Nie werde ich die Stimmung des dunklen Oktobertages — es war der neunzehnte — vergessen, an dem, während es draußen dämmerte, Schweninger mir, um doch Einem sein von Trauer erfülltes Herz ausschütten zu können, sagte: „Es ist Greisenbrand". Dem kräftigen, gar nicht sentimentalen Manne stürzten die Thränen aus den großen braunen Augen; er wußte: es ist aus, keine Kunst könnte mehr helfen ... Nie hat ein Mensch sehnlicher gewünscht, sein Blick möchte ihn getäuscht haben. Doch er hatte richtig gesehen und Alles, was er mir damals über den wahrscheinlichen Verlauf des Leidens und über die Möglichkeit, es zu begrenzen und aufzuhalten, sagte, ist, im Schlimmen und Guten, bestätigt worden. Was dieser Arzt dem Fürsten war, wie er ihn pflegte, erheiterte, anregte, je nach dem Bedürfniß der Stunde spornte oder zügelte, mit wie zärtlicher Haushaltersorge er die seit Jahren fast völlig erschöpften Kräfte der Fürstin schonte und ihr Leben bis an die äußerste Grenze dem Mann und den Kindern erhielt, wie er nach ihrem Tode dann den Eifer verdoppelte, um den Schmerz des Hinterbliebenen zu sänftigen und abzulenken: Das habe ich früher anzudeuten versucht, will ich, wenn seine Tagebücher veröffentlicht werden, ausführlicher zu schildern versuchen. Heute seien hier nur noch ein paar Stellen aus dem Buch mitgetheilt, an denen der Arzt die letzten Leidenstage seines Pfleglings schildert. M. H.

„Am dreißigsten Juli 1898, nachts elf Uhr, beendete eine rasch verlaufende Lungenlähmung (akutes Lungenödem) das an Arbeit, Mühen und Erfolgen einzige, leider aber auch an Körper- und Seelendrangsal überreiche Leben Seiner Durchlaucht des Fürsten Otto von Bismarck. Der Verewigte hatte ein Alter von 83 Jahren und 4 Monaten erreicht. Ein Abschluß, wie ihn die Lungenlähmung herbeiführte, war von dem behandelnden Arzt schon seit längerer Zeit in den Bereich der Möglichkeiten gezogen und befürchtet worden. Nachdem ungewöhnlich starke Athembeschwerden, Ringen nach Luft und sehr schmerzhafte Auftreibungen die Existenz in den dem Ende vorhergehenden Stunden — der Morgen hatte, nach einer wenig ruhigen Nacht, leidlich begonnen — sehr qualvoll gestaltet hatten, erfolgte das Ende relativ sanft und ruhig. Es war den ärztlichen Bemühungen gelungen, die Schmerzerscheinungen mit Hilfe einer Morphiuminjektion und heißer Schwämme, die

auf Hals und Brust gelegt wurden, allmählich zu lindern und so etwas Ruhe zu schaffen, die noch erhöht wurde, als es schließlich möglich geworden war, Athmunghindernisse durch mechanischen Eingriff zu entfernen und so etwas freiere Bahn für die Respiration zu gewinnen.

... Nachdem in den Sommermonaten des Jahres 1897 wiederholt Schmerzanfälle in Zehen, Hacken und am Spann des linken Fußes als Vorerscheinung und Mahnung gekommen und wieder verschwunden waren, meldete sich am siebenzehnten Oktober (1897), gewissermaßen unmotivirt in seinem plötzlichen Auftreten und seiner furchtbaren Stärke, im linken Bein und Fuß ein überaus heftiger Schmerz, der in mannichfachen Schattirungen, Nuancirungen und Kombinationen von nun an bis zum Lebensende währte und das Dasein oft mehr als qualvoll, ja, mitunter geradezu unerträglich machte.

Leider mußten diese Erscheinungen, bei der Lage der Sache, sofort als beginnender Greisenbrand aufgefaßt werden: eine Diagnose — wie oft hatte der Arzt im Laufe der folgenden Monate den Wunsch, sie möge sich in diesem Falle als ein Irrthum herausstellen! —, die der weitere, langwierige und unerbittlich schmerzhafte Verlauf nur zu traurig bestätigen sollte. Und so begann denn unter Umständen, die Liebe, Treue und Anhänglichkeit an den großen Kranken und ihr humanes Empfinden auch für die Aerzte (Schweninger und Chrysander) zu wahrhaft tragischen machten, mit allen Mitteln, die nur irgend im Bereich der Wissenschaft und Kunst zur Verfügung standen, der schweigend geführte Kampf gegen das furchtbare Uebel . . . Es wurde erreicht:

1. der Schmerz, der oft ungewöhnliche Steigerungen erfuhr und anfangs selbst die Bettlage — „das Bett, mein bester Freund, will mich nicht mehr“, klagte S. D. — unerträglich machte, wurde in relativ erträgliche Bahnen gelenkt und im Laufe der Zeit mehr und mehr auf die nicht zu vermeidenden Momente der Reizung durch Bewegen und Auftreten beschränkt.

2. Der Schlaf war, ohne daß wir mit Morphium und anderen Mitteln zu viel nachhelfen, deren Wirkung durch Mißbrauch abschwächen oder den Organismus dadurch schädigen mußten, in leidlich gute Verhältnisse gebracht. Selbst in den letzten Tagen wurde noch eine Schlafdauer von zehn bis zwölf Stunden durchschnittlich erreicht.

3. Die Ernährung war gut und genügend. Die Bewegung, auch mit dem kranken Bein, war bis zuletzt nicht völlig aufgehoben; und der durch die Zeitungberichte historisch gewordene Rollstuhl galt weniger einem absoluten Bedürfniß als der Erleichterung des Verkehrs im Hause, den Gästen gegenüber, der Bewegung im Freien und der Ersparung unnöthiger Schmerzen.

4. Die geistige Kraft und Schaffensfähigkeit blieb bis zuletzt vollständig ungebrochen.

5. Der Brand blieb bis zum letzten Tage ein trockener (gangraena

sicca) und hatte selbst nach zehnmonatigem, in subjektiver und objektiver Beziehung vielen Schwankungen unterworfenen Verlauf sich nicht weiter als handbreit über den Fußrücken und Spann, sowie etwa enteneigroß über den Hacken ausgebreitet. Und obwohl zeitweise über Abgestorbenheit, Kältegefühl, Stumpfsein geklagt wurde, obwohl Blutarmuth und teigige Schwellungen, mitunter recht starke, vorhanden warin, obwohl komplizirende, vielleicht in ihrer Wirkung — Hemmung des Blutrückflusses und dadurch größerer Blutreichthum — nicht immer ungünstige, interkurente Venenentzündungen auftraten und oft weit über das Knie züngelten, war doch zuletzt eine Abgrenzung (Demarkation) unterhalb der Knöchel erreicht, die den örtlichen Prozeß zu günstigerem Abschluß zu führen versprach, — als andere, allgemeine Erscheinungen auftraten, die diese Hoffnung leider jäh zerstörten.

6. Das Ende wurde nicht durch den brandigen Prozeß und seine Folgen, sondern durch Erschöpfung: Herz- und Lungenschwäche mit konsekutivem Lungenödem und Herzparalyse, bedingt.

7. Das Geheimniß wurde der Außenwelt und dem Kranken gegenüber streng gewahrt.

Es war nicht ganz leicht, die lauschende Welt auf eine im Befinden des Fürsten eingetretene Wandlung in harmloser Weise vorzubereiten, ohne dabei die eigentliche Art und Intensität des Leidens durchschimmern zu lassen; man mußte verhüten, daß er das Wesen seines Zustandes aus den Zeitungen erfuhr oder durch zahllose, oft wohlgemeinte, aber doch inopportune Anfragen und ungewollte Rathschläge aufmerksam gemacht und beunruhigt wurde. Dank dem treuen Zusammenwirken aller Betheiligten wurde dieses Ziel, wie bemerkt, trotzdem erreicht und es blieb dem tapferen Helden erspart, sich über die eigentliche Natur seines Leidens Rechenschaft geben oder volle Klarheit verschaffen zu müssen. Allerdings —: er legte auch kein allzu großes Gewicht darauf. Er berichtete mit großer Klarheit und mit gewohnter genialer Originalität über die Art seiner Schmerzen — „man müßte,“ bemerkte er z. B. einmal, „die Schmerzen wie Farben unterscheiden können“ — und wünschte, das „Heute“ weniger unangenehm zu verleben, ohne sich um das „Morgen“ besonderen Kummer zu machen. Er war in dieser Beziehung ganz ruhig und erklärte, als er sich mehr an den Rollstuhl gefesselt sah, scherzend: „Ich bin doch wirklich nun lange genug Diplomat gewesen, um mir die Diplomatenkrankheit par excellence (Podagra) auch einmal etwas ausgiebiger gestatten zu können. . . .“ Er erwartete nichts „Eigentliches“ mehr, erklärte sich wiederholt für „vollständig abgefunden im Leben“, sprach einmal sinnend: „Nicht Euphorie wünsche ich mehr, sondern Euthanasie“ und sah dem Kommenden mit schöner Ruhe entgegen.

Aber sein Geist, sein Humor, sein Interesse, seine Frische blieben intakt

bis in die letzten Tage. Immer noch war sein Gespräch bei und nach den Mahlzeiten die Freude der Seinen ... Das Neujahrsfest — die gerade damals durch eine Agentur verbreitete und ihm durch die Zeitung natürlich bekannt gewordene Todesnachricht erheiterte ihn nur — und seinen Geburtstag feierte er in alter Weise. Noch im Laufe des Frühjahrs machte er mit Familiengliedern, Freunden oder dem Arzte Spazirfahrten — darunter sehr lange und heitere — in seinen Wald; noch im Juli wollte er damals hinaus, die Freuden des Landmanns und Eigners an dem, wie ihm gemeldet war, prächtig stehenden Roggen zu genießen, und schon war ein Apparat konstruirt, um ihm bei dieser beabsichtigten Ausfahrt das Einsteigen in den Wagen unter Verhütung von Schmerzen am Fuße zu gestatten. Und als er um die selbe Zeit zum letzten Mal im Rollstuhl den Park und die Terrasse besuchte, da war es ein Strauch wundervoller, eben erblühter La France-Rosen, der ihm Freude bereitete und ein Lächeln entlockte. So hatte selbst für den schwer Kranken das Leben, hatte die geliebte Natur noch immer Freuden.

Erst in den letzten Tagen vor dem Ende kamen hier und da leichte Abirrungen des Bewußtseins, Phantasien, die auf ein Uebergreifen des Allgemeinprozesses auch auf diese Gebiete schließen ließen, vor. Aber auch hier blieb er gewissermaßen noch Herr über das Leiden. Er sprach darüber, erkannte, daß etwas Fremdes vorgegangen war, und faßte Das einmal in die bezeichnenden Worte zusammen: „Heute Nachmittag war ich theilweise etwas außerhalb; jetzt habe ich mich wieder mit mir zusammengefunden.“ Solche Störungen waren indessen nur selten; und so erschien er denn zwei Tage vor dem Ende, nach langen, ziemlich ungünstigen Stunden, wie durch ein Wunder noch einmal erstanden, als sei nichts verändert, zur abendlichen Tafel im Kreise der Seinen. ... Noch einmal sah man in voller Frische sein klassisches, von Hunderttausenden seiner Volksgenossen im Herzen getragenes und in den fernsten Ländern wohl gekanntes Antlitz, noch einmal entzückte er Alle durch seine graziöse, blitzende, geistsprühende, hinreißende Rede; noch einmal trank er, wie verjüngt, mit frohem Behagen den bevorzugten Schaumwein; noch einmal saß er nach aufgehobener Tafel in alter Weise, die Pfeife rauchend, an dem gewohnten historischen Platz, — und so steht er denn frisch und kräftig, selbst im letzten Schimmer des schon herabsinkenden Lebenstages noch einmal Sieger, vor allen Denen, die das Glück und den Schmerz erlebt haben, Zeugen seiner letzten Lebenszeit zu sein. Was menschliche Fürsorge zu erreichen vermochte, war erreicht worden: das furchtbare Leiden hatte trotz zehnmonatiger Dauer seine geliebte Gestalt gewissermaßen nur mit mahnendem Finger berühren dürfen. .. So traf ihn der Tod und nahm ihn, den trotz Allem unversehrt und aufrecht Gebliebenen, ein erlösender Freund, nach schwerem, aber nur kurzem Kampfe aus unserer Mitte.“

Professor Dr. Ernst Schweninger.

Einheit der Volksbildung.

Als Gegenstand dieser flüchtigen Bemerkungen habe ich die wichtige und vergleichsweise wenig besprochene Frage gewählt, ob die ungeheuren Unterschiede zwischen den verschiedenen Volksklassen in Beziehung auf Bildung und Kenntnisse eine nothwendige Folge des raschen Anwachsens der menschlichen Erkenntniß sind oder ob sie vielleicht zum Theil auf künstlichen Ursachen beruhen, durch deren Beseitigung die intellektuellen Gegensätze innerhalb der Nationen gemildert oder aufgehoben werden können.

Diese Frage verdient gewiß eine gründliche und gewissenhafte Erörterung. Denn thatsächlich giebt es in unserer heutigen Gesellschaftordnung besonders zwei Momente der Differenzirung, die oft, aber keineswegs immer, zusammenfallen; nämlich Besitz und Bildung. Die Gegensätze, die durch die Verschiedenheit des Besitzes hervorgebracht werden, namentlich das Verhältniß zwischen den besitzenden und den besitzlosen Klassen, sind Gegenstand einer täglich anwachsenden sozialistischen und sozialpolitischen Literatur, einer unaufhörlichen Besprechung in Parlamenten, Zeitungen und Vereinen geworden, so daß es gegenwärtig wohl nur wenige Personen geben wird, die von den durch jenen Gegensatz hervorgerufenen Fragen nicht wenigstens eine flüchtige Kenntniß besitzen

Dagegen haben die Gegensätze, die innerhalb der Nationen in Beziehung auf Bildung und Kenntnisse bestehen, verhältnißmäßig noch wenig öffentliche Beachtung gefunden. In der sozialistischen und sozialpolitischen Literatur werden diese Unterschiede fast immer nur als ein Moment des großen Gegensatzes zwischen den besitzenden und den besitzlosen Klassen aufgefaßt. In der That läßt sich auch nicht verkennen, daß die intellektuelle Ausbildung in unserer Zeit, wo die Erfahrungwissenschaften mit ihrem großen und kostspieligen Apparat dominiren, in immer steigendem Maße von dem Besitz äußerer Mittel abhängig wird. Dennoch wird Niemand leugnen, daß der Gegensatz zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen mit dem zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten auch heute keineswegs zusammenfällt, was schon daraus hervorgeht, daß gerade die größten Gelehrten, Dichter und Künstler aller Nationen, wenn sie nicht aus reichen Familien stammen oder für die Interessen und das Raffinement der Reichen arbeiten, sich meistens in mäßigen, oft in dürftigen Vermögensumständen befinden. Wenn daher der Gegensatz in Bildung und Kenntnissen, der die Kulturvölker in ähnlicher Weise trennt wie die Unterschiede im Besitz, bisher die öffentliche Aufmerksamkeit gleichwohl in viel geringerem Maße auf sich gezogen hat, so ist dafür jedenfalls die Thatsache maßgebend gewesen, daß ein völlig müheloser Erwerb von Bildung und Kenntnissen, wie ihn auf dem Gebiet des Besitzes das Erbrecht vermittelt, überhaupt unmöglich ist und daß die Aneignung einer Wissenschaft

oder Kunst, auch wenn sie durch reiche äußere Mittel unterstützt wird, doch immer eine Sache der persönlichen Bethätigung und der natürlichen Begabung bleibt.

Stellen wir nun zuvörderst im Allgemeinen fest, inwiefern die Verschiedenheit in Bildung und Kenntnissen überhaupt aufgehoben oder gemildert werden kann, wobei wir uns ohne einen ungerechtfertigten Optimismus die Annahme erlauben können, daß die sozialen Zustände in Staat und Wirthschaft eine fortschreitende Verbesserung und Umgestaltung zu Gunsten der Armen und Schwachen erfahren werden. Um jene Frage beantworten zu können, werden wir zwei Hauptgebiete der wissenschaftlichen Erkenntniß unterscheiden müssen: die allgemeine Bildung und die Fachbildung.

Unter dem vieldeutigen Begriff der allgemeinen Bildung pflegen wir eine Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten zusammenzufassen, die das Handeln und Genießen des Einzelnen ohne Rücksicht auf eine bestimmte Berufsthätigkeit unterstützen sollen. Hierher gehört namentlich die sogenannte Elementarbildung (Lesen, Schreiben, Rechnen), die Kenntniß alter und moderner Sprachen und ihrer Literatur, eine gewisse Vertrautheit mit den Grundlagen der Naturwissenschaft, der Geschichte und der Geographie, sowie auch des staatlichen und des sittlichen Lebens. Ein völliges Fehlen dieser Bildung wird in unserer Zeit der allgemeinen Schulpflicht bei den Kulturnationen nur in den seltensten Fällen vorkommen. Aber es ist zugleich klar, daß eine gleichartige allgemeine Bildung heute noch weit entfernt ist, ein Gut des gesammten Volkes zu sein. Vielmehr ist es das Maß der allgemeinen Bildung, wodurch der Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten hervorgebracht wird.

Dadurch nun, daß der Gebildete die Elemente der allgemeinen Bildung in weit größerem Umfang beherrscht als der Ungebildete, besitzt er über Diesen eine ungeheure Ueberlegenheit im privaten und noch mehr im öffentlichen Verkehr; und in zweifelhaften Fällen wird deshalb der Gebildete sein Interesse gegen den Ungebildeten siegreich behaupten. Wie schwer wird, um nur auf ein häufig vorkommendes Beispiel zu verweisen, ein sonst tüchtiger Fachmann eine leitende Stellung erlangen oder behaupten, wenn er die Fremdwörter, wie Das häufig bei ungebildeten Personen vorkommt, unrichtig gebraucht.

Von der allgemeinen Bildung ist die Fachbildung zu unterscheiden, d. h. der Inbegriff von Kenntnissen und Fertigkeiten, die nur für eine bestimmte Berufsthätigkeit erforderlich sind. Die Grenzlinie zwischen der allgemeinen und der Fachbildung läßt sich freilich nicht immer mit voller Sicherheit ziehen, schon deshalb nicht, weil sehr häufig die Elemente einer Wissenschaft zur allgemeinen Bildung, die schwierigeren Theorien dagegen zur Fachbildung gehören. So bilden die einfachen Rechnungoperationen einen nothwendigen Bestandtheil der allgemeinen Bildung, aber die Differential- und Integralrechnung gehören zur Fachbildung des Technikers, Physikers und Astronomen.

Eine gewisse Kenntniß des Lateinischen und Französischen ist in Deuschland eins der sichersten Merkmale allgemeiner Bildung; aber selbst von sehr gebildeten, ja gelehrten Personen verlangt man keine Kenntniß des Sanskrit oder der darin geschriebenen Literatur. So schwankend daher, der Natur der Sache nach, die Grenze zwischen der allgemeinen und der Fachbildung ist, so leicht lassen sich doch, wenigstens im Großen und Ganzen, die Elemente des menschlichen Wissens und Könnens nach den angegebenen Merkmalen unter die zwei Kategorien der allgemeinen Bildung und der Fachbildung subsumiren.

Es ist nun klar, daß die Frage, inwiefern die Gegensätze in Bildung und Kenntnissen, die wir bei den Kulturnationen vorfinden, einer Milderung oder Ausgleichung fähig sind, sich fast ausschließlich auf die allgemeine Bildung beziehen muß. Auch der Umfang der allgemeinen Bildung ist freilich Schwankungen unterworfen. Ich erinnere nur daran, daß die Kenntniß des Lesens und Schreibens heute zu den Bildungelementen gehört, die man ohne Weiteres bei Jedem voraussetzt, während im Mittelalter oft Regenten, Dichter und andere hochstehende Personen ohne Einbuße an ihrem persönlichen Ansehen des Lesens und Schreibens unkundig waren. Aber in jedem Zeitraum umfaßt die allgemeine Bildung ein bestimmtes Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, das, eben weil deren Aneignung für sehr weite Kreise möglich sein muß, niemals gewisse Grenzen überschreiten darf und im Laufe der geschichtlichen Kulturentwickelung nur sehr allmählich Modifikationen und Erweiterungen unterworfen ist. Hier ist also die Frage möglich und berechtigt: Muß der Antheil der weitesten Volkskreise an den Elementen allgemeiner Bildung wirklich ein so geringer sein wie bisher? Ist hier nicht eine Milderung und als letztes Ziel eine Ausgleichung der Gegensätze möglich?

Dagegen läßt sich mit voller Bestimmtheit voraussagen, daß eine allgemeine Verbreitung der für die verschiedenen Berufe erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten niemals erreicht werden wird, ja, daß die Fachbildung ihrer Natur nach eine Tendenz zur Ungleichheit und Spezialisirung besitzt. Je mehr Wissenschaft und Technik sich vervollkommnen, je mehr die technische und wissenschaftliche Literatur anschwillt, desto weniger kann man hoffen, daß diese ungeheure Masse von Erfahrungen Gemeingut Aller werden wird. Ist es doch eine allgemein bekannte Erscheinung, daß sogar die Aerzte, Juristen und andere Fachmänner immer mehr den Ueberblick über die Fortschritte in der Wissenschaft und Praxis ihres Berufes verlieren und durch die fortschreitende Entwickelung dazu gedrängt werden, sich einzelnen begrenzten Gebieten ihres Faches zu widmen. Mit einem Worte: es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Gesetz der Arbeitstheilung das weite Gebiet der Fachbildung eben so beherrscht wie das wirthschaftliche Leben.

Aber wenn wir die Ungleichheit in der Fachbildung als eine unver-

meidliche Thatsache hinnehmen müssen: können wir hoffen, daß die Gegensätze in Betreff der allgemeinen Bildung vollständig schwinden werden oder doch wenigstens sehr gemildert werden können? Gewiß können wir, so lange unsere heutigen wirthschaftlichen Zustände mit ihren ungeheuren Vermögensunterschieden bestehen, uns nicht der Hoffnung hingeben, eine vollständige Gleichheit der allgemeinen Bildung herbeizuführen, — schon deshalb nicht, weil diejenigen Volksklassen, denen durch ihren Besitz Musse und Gelegenheit zur Aneignung der allgemeinen Bildungelemente geboten wird, den Volksmassen, die durch ununterbrochene physische Arbeit sich den Lebensunterhalt erwerben müssen, in dieser Richtung immer weit überlegen sein werden. Das darf uns aber natürlich nicht verhindern, auch in unserem heutigen sozialen Zustand auf die Ausgleichung der Bildungsgegensätze hinzuarbeiten und alle Mittel in Anwendung zu bringen, die unter unseren Verhältnissen sich überhaupt als möglich erweisen.

Konstatiren wir vor Allem, daß in unserer heutigen Volksschule in Verbindung mit der allgemeinen Schulpflicht schon bedeutende Elemente der Annäherung gegeben sind. Die Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens, die Anfangsgründe der Geschichte, Geographie und Naturwissenschaft kann sich in unseren Kulturstaaten Jedermann in der Volksschule aneignen. Dadurch werden besonders strebsame und tüchtige Personen in den Stand gesetzt, durch Selbstunterricht zu einer umfassenderen allgemeinen Bildung, ja, selbst bis zu gelehrter Bildung vorzudringen.

Ein zweites Moment, das die Verbreitung allgemeiner Bildung fördert, ist die sich stetig vermehrende Volksliteratur, insbesondere die populär-wissenschaftliche Literatur, die Belletristik, das Theater, die periodische Presse. Die verbesserten Verkehrseinrichtungen haben namentlich bei der Zeitungpresse eine ungeheure Vervollkommnung des Nachrichtenwesens möglich gemacht. Wer heute eine Zeitung liest, gleichviel welcher Parteirichtung, kann sicher sein, über alle wichtigeren Zeitereignisse unterrichtet zu werden und so in gewissem Sinne das Leben der ganzen Menschheit mitzuleben. In diesem fortlaufenden Unterricht über alle Zeitereignisse, der den Einzelnen über die engen Schranken seines individuellen Daseins erhebt, erblicke ich eine der wichtigsten Quellen allgemeiner Bildung.

Ferner ist die Literatur heute weit leichter zugänglich als in früherer Zeit. Namentlich hat dazu beigetragen, daß die wissenschaftliche Literatur sich seit dem siebenzehnten Jahrhundert in immer steigendem Maße der Volkssprache bedient.

Endlich ist hierher noch eine Institution zu rechnen, die zwar erst in den Anfängen steht, aber doch in die weitesten Fernen blickt. Ich meine die volksthümlichen Hochschulkurse, die nach englischem Muster zuerst in Wien

und dann auch an anderen deutschen Hochschulen eingeführt worden sind. Bisher hatte blos die Kirche und bis zu einem gewissen Grade auch der Staat das Ohr des Volkes, nicht die Wissenschaft. Das Ideal wäre erreicht, wenn neben der supranaturalistischen Kirchenlehre, die von tausend Kanzeln verkündet wird, sich ein zweites System der Volksbelehrung auf rein wissenschaftlicher und empirischer Grundlage entwickeln würde.

Sieht man von diesen Momenten ab, die der Ausgleichung der Gegensätze auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung günstig sind, so ist unser Bildungwesen noch sehr aristokratisch organisirt. Unser heutiger Kulturstaat, die alten Monarchien nicht ausgenommen, nimmt in seine Verfassung immer mehr demokratische Elemente auf; ich erwähne nur, daß das allgemeine Stimmrecht im Verlauf von wenigen Jahrzehnten seinen Rundgang durch Europa gemacht hat. Die übrigen Gebiete der staatlichen Thätigkeit, z. B. die Heeresverwaltung und die innere Verwaltung, sind allerdings dieser demokratischen Tendenz nicht überall in genügendem Maße gefolgt und am Wenigsten ist Das bei dem höheren Bildungwesen der Fall, das noch überall den aristokratischen Typus des Mittelalters bewahrt hat.

Es wäre gewiß eine dankbare Aufgabe, das gesammte Bildungwesen, insbesondere das höhere, von dem Standpunkte aus zu beleuchten, ob unsere Einrichtungen einer Reform im Sinne einer Ausgleichung der Bildunggegensätze fähig sind. Aber es ist klar, daß eine Frage von solchem Gewicht und von solchem Umfang die engen Grenzen eines Aufsatzes weit überschreitet. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, aus der Fülle des sich darbietenden Stoffes die wichtigsten Gesichtspunkte hervorzuheben.

Eins der stärksten Hindernisse, das der Ausgleichung der Gegensätze in der allgemeinen Bildung entgegensteht, ist die beherrschende Stellung, die das Studium des klassischen Alterthumes und der klassischen Sprachen in unserem höheren Bildungwesen einnimmt. Kaum irgend ein Unterschied in Bildung und Kenntnissen macht sich in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben so geltend wie der zwischen den klassisch und humanistisch Gebildeten und Denen, die dieser Bildung ermangeln.

Der Gegensatz ist übrigens uralt. Schon bei den Römern war der Unterschied zwischen Denen, die griechische Bildung genossen hatten oder nicht, sehr merkbar und dieser Unterschied hat sich während des ganzen Mittelalters bis auf unsere Zeit erhalten, nur daß das Abendland den Kreis der klassischen Bildung durch Aufnahme der lateinischen Sprache und Literatur erweiterte. Das einzige Kulturvolk, das von diesem Gegensatz verschont blieb, sind die Griechen, bei denen, so viele Kulturelemente sie von den Egyptern und den älteren semitischen Völkern übernommen hatten, niemals das Studium einer fremden Kultur auch nur entfernt die Wichtigkeit gewann wie bei uns der

klassische Unterricht. Diesem Umstand verdankte die griechische Bildung hauptsächlich ihren einheitlichen und harmonischen Charakter.

Daß durch das Studium des klassischen Alterthumes ein tiefer Gegensatz innerhalb der Kulturnationen hervorgebracht wird, dessen Beseitigung an sich wünschenswerth wäre, werden Alle zugeben, welche die möglichste Gleichheit in allen Lebensverhältnissen als ein erstrebenswerthes Ziel ansehen. Aber würde eine allmähliche Verdrängung der Antike aus unserem Kulturbewußsein nicht der allgemeinen Bildung unheilbare Wunden schlagen? Ist das Alterthum nicht noch heute in Wissenschaft, Kunst und staatlichem Leben ein unentbehrliches Muster? Müssen wir den Gegensatz nicht als eine unvermeidliche Folge der Thatsache betrachten, daß wir die Erben einer uralten Kulturentwickelung sind, deren Vortheile wir nicht ohne ihre Schattenseiten genießen können? Fast alle akademisch Gebildeten werden geneigt sein, diese Fragen, die für jeden Gesellschaftzustand von Wichtigkeit bleiben werden, mit einem entschiedenen Ja zu beantworten.

In der That gab es eine Zeit — die Epoche der Renaissance —, in der durch das Studium des klassischen Alterthumes in die Auffassung von Wissenschaft, Kunst, Recht und Staat eine so ungeheure Fülle von neuen Gedanken und Bestrebungen eindrang, daß man mit gutem Grunde sagen kann: Die Vortheile der klassischen Studien haben die Nachtheile in jener Zeit weit überwogen. Auch waren die verschiedenen Volkskreise in der Epoche der Renaissance durch die ständischen Ordnungen des Mittelalters noch so sehr geschieden, daß die Einführung eines weiteren Gegensatzes, der überdies einer höheren Ausbildung zu Statten kam, leicht verschmerzt werden konnte. Aber heute, wo wir, eben auf den Schultern des klassischen Alterthumes, in Wissenschaft, Recht und selbst in der Kunst weit über die Kultur der Griechen und Römer hinaus geschritten sind, hat die klassische Bildung schwerlich mehr für uns einen solchen Werth, daß die gewichtigen sozialen Nachtheile ruhig hingenommen werden müßten. Hier wiederholt sich ein Vorgang, der auch sonst oft in der Kulturgeschichte eingetreten ist: geistige Einflüsse, die in einem bestimmten Kulturzustande wohlthätig und fördernd gewirkt haben, werden zu Fesseln und Hemmnissen des weiteren Fortschreitens.

Zwei Gründe lassen vornehmlich für unsere Zeit das Studium des Alterthumes weniger ersprießlich erscheinen als für frühere Zeiten: ein praktischer und ein theoretischer.

Was zunächst den praktischen Gesichtspunkt betrifft, so kann man die antike Weltanschauung durchgreifend aristokratisch und individualistisch nennen. Schon der Umstand, daß die antike Gesellschaft überall auf der Sklaverei beruhte und dagegen innerhalb des antiken Kulturkreises niemals ein wirksamer Widerspruch erhoben wurde, hatte zur nothwendigen Folge, daß das

praktische Ideal der klassischen Völker immer nur das Wohlbefinden eines engen Volkskreises, niemals die Wohlfahrt Aller, sein konnte. Der Typus dieser Weltanschauung ist das Römische Recht, das noch heute weite Gebiete unseres sozialen Lebens beherrscht und nicht zum geringsten Theile die Grundlage mancher sozialen Uebelstände der Gegenwart bildet. Aber auch die ganze übrige griechisch-römische Literatur ist von diesem streng aristokratisch-individualistischen Geiste erfüllt und es kann deshalb auch kaum fehlen, daß Derjenige, der sich in das antike Leben, namentlich in der Zeit der frischen geistigen Empfänglichkeit, vertieft, von der menschenverachtenden und selbstsüchtigen Weltanschauung des Alterthumes beeinflußt wird.

Aber auch ein wichtiger theoretischer Gesichtspunkt läßt uns die vorherrschende Stellung der klassischen Studien als ungerechtfertigt erscheinen. Der größte Vorzug, der unser heutiges geistiges Leben vor der antiken Kultur auszeichnet, ist die erfahrunggemäße Wissenschaft. Eine Empirie, wie sie unserer heutigen Wissenschaft eigenthümlich ist, war den Alten nur in geringem Maße bekannt. Selbst Aristoteles, der unter den Alten der Erfahrung und Beobachtung vielleicht den weitesten Raum anwies, ist weit entfernt, blos erfahrunggemäße Wissenschaft zu treiben. Thatsächlich haben die großen Naturforscher seit dem sechzehnten Jahrhundert ihre Methoden und Theorien erst gegen den Widerspruch der Scholastik, die auf den Anschauungen des Stagiriten beruhte, durchsetzen müssen: Jeder, der die griechisch-römische Literatur durchforscht hat, wird oft über den Wunderglauben gelächelt haben, von dem selbst die hervorragendsten Schriftsteller nicht frei sind. Kurz: als Vorbereitung für die exakte Forschung oder für die Aneignung ihrer Resultate kann das klassische Studium gewiß nicht gelten.

Freilich rühmt man den Erzeugnissen der antiken Literatur nicht ohne Grund ihre Formvollendung nach; und vom Standpunkt des ästhetischen Raffinements mag man die durch das Studium der Antike erlangte Schulung des Schönheitsinnes für unersetzlich halten. Allein wir besitzen auch in der modernen Literatur und Kunst eine Fülle von Mustern, die mit den Leistungen der Griechen und Römer wohl wetteifern können, und schließlich können alle ästhetischen Vorzüge des Alterthumes gegenüber den gewaltigen sozialen Nachtheilen, die mit der dominirenden Stellung des klassischen Unterrichtes verbunden sind, kaum ernstlich in Betracht kommen.

Wir verlangen also, daß allmählich das klassische Studium, so weit es überhaupt vom Staate abhängt, aus unserem Bildungsgange ausgeschaltet und durch eine tiefere Erfassung der modernen Kultur, der modernen Literatur und der modernen Sprachen ersetzt wird.

Aber es genügt nicht, daß die höhere Bildung durch Ausscheidung veralteter Elemente vereinfacht und dem Verständniß der Massen näher gebracht

wird. Auch der eigentliche Volksunterricht bedarf, um eine allmähliche Ausgleichung der Gegensätze in der allgemeinen Bildung herbeizuführen, einer Läuterung und Vervollkommnung.

Es wäre leicht, über diese viel umstrittene Frage, die im Mittelpunkt der Tagesinteressen steht, statt einer Abhandlung hundert zu schreiben. In zwei Richtungen unterscheidet sich in den meisten europäischen Staaten die Volksschulbildung von dem höheren Bildungwesen. Vor Allem durch den geringeren Umfang des durch die Volksschule vermittelten Bildungstoffes; diese Verschiedenheit ist durch die heutigen sozialen Verhältnisse gegeben. Dann aber verfolgt die Volksschule nicht blos den Zweck, ihren Schülern durch die zweckmäßigsten Methoden eine möglichst große Masse von nützlichen Kenntnissen beizubringen, sondern der Volksschulunterricht hat eine praktische, sittlich-religiöse Tendenz. Dagegen kann man sagen, daß in den höheren Bildunganstalten der Unterricht im Großen und Ganzen vollständig verweltlicht ist.

Ich glaube, daß in dieser Verschiedenheit der Grundtendenzen, die das höhere und niedere Bildungwesen von einander scheiden, eins der wesentlichsten Momente für die Verschärfung des oft charakterisirten Gegensatzes gegeben ist. So lange der Staat von der Ansicht ausging, daß die großen Massen vor Allem in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu erhalten seien, mochte es konsequent sein, auch das Volksbildungwesen von diesem Gesichtspunkt aus zu gestalten. Heute, wo auch die besitzlosen Volksklassen immer mehr zur Theilnahme an der Leitung des Staates zugelassen werden, hat jener Unterschied seine natürliche Grundlage verloren. Auch die unteren Volksklassen können und werden verlangen, daß der ihnen ertheilte Unterricht lediglich von pädagogischen Zwecken beherrscht wird.

Frankreich ist in dieser Richtung, wie in so vielen, den europäischen Nationen vorangegangen. Es hat nicht nur den Volksschulunterricht vollständig verweltlicht, sondern es läßt auch in seinen Schulen eine bürgerliche Moral lehren, die von den religiösen Triebfedern vollständig losgelöst ist. Daß sich bei dieser Scheidung von Unterricht und Religion die Kirche, die ja in ihrem sittlichen Lehramt keineswegs behindert ist, sehr wohl befindet, zeigt der Umstand, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche bekanntlich mit der französischen Republik in den freundschaftlichsten Beziehungen steht.

Gar oft haben konservative Staatsmänner und Rechtsphilosophen die Behauptung aufgestellt, daß nur eine auf Religion begründete Sittlichkeit möglich ist. Diese Ansicht hat eine gewisse äußere Berechtigung in Kulturzuständen, in denen das gesammte Volk noch vollständig von religiösen Ueberzeugungen erfüllt ist. In unserer Zeit ist aber der Kirchenglaube nicht nur bei den höher gebildeten Volksschichten sehr erschüttert, sondern die religiösen Ueberzeugungen haben auch in weiten Kreisen der arbeitenden Volks-

klasse ihre Festigkeit und Sicherheit verloren. Wenn aber, wie es in den meisten europäischen Staaten allerdings der Fall ist, in den öffentlichen Schulen nur eine konfessionelle Moral gelehrt wird, so ist die Gefahr vorhanden, daß mit der Erschütterung der religiösen Ueberzeugungen auch die darauf begründete Sittlichkeit gefährdet wird. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß gar manche sittliche Mißstände unserer Zeit in dieser ausschließlich religiösen Färbung unseres Moralunterrichtes ihre eigentliche Grundlage haben.

Das Ueberwiegen des klassischen Studiums in unserem höheren Bildungwesen und die theologische Färbung des Volksschulunterrichtes sind die wichtigsten — aber keineswegs die einzigen — Ursachen, die in der allgemeinen Bildung die großen Gegensätze hervorrufen. Jedenfalls verdient die Frage, wie diese Gegensätze zu mildern seien, die gründlichste Prüfung. Wer freilich die aristokratische Staatsauffassung vertritt, wer mit Stahl und Treitschke eine kleine Gruppe von Staatsbürgern von vorn herein zu Herrschaft und Genuß, die übrigen Bürger dagegen zu mühevoller Erwerbsarbeit berufen glaubt, wird die aufgeworfene Frage kaum verstehen. Wer dagegen jede nicht unbedingt nothwendige Ungleichheit unter den Volksgenossen als ein Unrecht und als ein Unglück betrachtet — als ein Unglück, nicht nur für die Zurückgesetzten, sondern auch für die Begünstigten —, wird in dieser Frage sicher eins der wichtigsten sozialen Probleme sehen.

Wien. Professor Dr. Anton Menger.

Die Ohrenbeichte.

Von norddeutschen Lesern, die dem evangelischen Bekenntniß ergeben sind, werde ich manchmal befragt, was es denn mit der katholischen Ohrenbeichte eigentlich für eine Bewandtniß habe, ob sie wirklich bestehe und wie sie vor sich gehe. Man kann sich dort die Sache nicht recht vorstellen. Alle seine Sünden einem Anderen, oft Stockfremden, ins Ohr zu sagen: Das kommt Manchem so unerhört und unglaublich vor.

Mit einem katholischen Priester kann man über diesen Gegenstand nicht unbefangen sprechen. Der wird nur die Aeußerlichkeiten angeben und das Dogmatische erklären können; im Uebrigen muß er das Beichtgeheimniß wahren um jeden Preis, selbst wenn es sein Leben kosten sollte. Das ist ja die Geschichte des Heiligen Johannes von Pomuk. Der Böhmenkönig Wenzel war auf seine

schöne Gemahlin eifersüchtig und wollte von ihrem Beichtvater wissen, was sie ihm beichte, ob sie etwa einen Anderen liebe und wen und wie. Der Beichtvater Johannes verweigerte die Preisgebung des Beichtgeheimnisses; deshalb ließ ihn der König auf der Pragerbrücke in den Moldaufluß stürzen.

Der Laie aber, der gebeichtet hat, ist zur Wahrung des Beichtgeheimnisses nicht verpflichtet; und so bin ich in der Lage, die katholische Ohrenbeichte, mit Umgehung des Dogmatischen, äußerlich und innerlich ziemlich genau beschreiben zu können. Ich hoffe, man wird keine Profanirung des katholischen Sakramentes darin finden; eine solche liegt mir fern. Aber eine kleine Selbstpreisgebung wird nicht ausbleiben; liegt es doch schon im Tenor der Beichte: Ich bin ein armer, sündiger Mensch!

Der gute Katholik geht jährlich drei- bis viermal, „zu allen heiligen Zeiten", wie er sagt, zum Beichtstuhle, besonders aber vor einer Gefahr, in die er sich zu begeben hat, oder vor èiner wichtigen Unternehmung überhaupt. Die Kirche schreibt vor, jährlich wenigstens einmal zu beichten, und zwar zu Ostern. Um die Osterzeit verabreicht der Beichtvater jedem Beichtkinde nach vollzogener Handlung den Beichtzettel, einen Schein, der nachher im Pfarramt vorzuweisen ist, der Kontrole wegen. Der Beichtzettel enthält das Bild des betreffenden Pfarrkirchenpatrones, irgend einen biblischen Spruch, die Worte „Zeugniß der abgelegten Osterbeichte" und die Jahreszahl. Unmittelbar nach der Beichte, das Sakrament der Buße genannt, empfängt man das Sakrament des Altares: vor dem Altar, am „Speisegitter", wird von Priesters Hand die Hostie in den Mund gelegt. Das ist die Kommunion.

Hier haben wir es mit dem Beichtstuhl zu thun.

Dem Fremden werden in den katholischen Kirchen die meist braun angestrichenen Holzkästen auffallen, die in Seitenschiffen oder anderen Winkeln an der Wand stehen. Jede Kirche hat deren einen bis drei; Wallfahrtkirchen haben oft ein ganzes Dutzend. Diese Kästen sind vorn unten mit einem Thürchen, oben mit einem dunklen Vorhange versehen. An beiden Seiten sind Fensterchen angebracht, die ein aus Spähnen geflochtenes Gitter und von innen einen Schieber haben. Von außen giebt es vor jedem dieser Fensterchen eine Kniebank, auf die der Beichtbeflissene hinkniet. Dieser Beichtende ist vor den Augen der Menge nur zum Theil in einer Art Nische gedeckt, während der Priester, der im Kasten hinter dem Vorhang sitzt, durch das Fensterchen nur vom „Beichtkinde" allein gesehen werden kann. Der Beichtvater hat über seinem Talar die Stola um, zum Zeichen, daß er „anstatt Gottes da ist". Die Sünden, die er absolvirt, sind dem Beichtenden abgenommen, als hätte er sie nie begangen. Aber nicht Jeder wird losgesprochen. Der Dieb wird nicht losgesprochen, bevor er das unrechte Gut erstattet hat. Der Rachgierige wird nicht losgesprochen, bevor er dem Feinde verziehen hat. Der Ehrabschneider wird nicht losgesprochen, bevor er widerrufen hat. Es geht am Beichtstuhl aber unauffällig vor sich; der Priester sagt nur leise: „Ich kann Dich nicht lossprechen. Du darfst nicht zum Tische des Herrn gehen. Bessere Dich. Und wenn Du den Schaden gut gemacht hast, dann komme wieder." Damit hat der arme Sünder abzutreten. Er weiß: wenn er in diesem Zustand stürbe, würde die ewige Verdammniß sein Theil werden. Er versucht es vielleicht bei anderen Beichtvätern und es kommt vor,

daß der Eine absolvirt, wo der Andere die Lossprechung verweigert hat. Bleibt die Verweigerung aufrecht, dann bekehrt sich der arme Sünder, — oder er gewöhnt sich den Beichtstuhl ab. Manchmal vermittelt der Beichtvater selbst die Zurückgabe des unrechten Gutes. So hat der Pfarrer von Sankt Kathrein am Hauenstein einst meinem Vater fünf Gulden übergeben mit der Weisung, weiter nicht nachzuforschen, woher das Geld komme. Jemand habe ihn (meinen Vater) übervortheilt und wolle es wieder gut machen.

Die Beichte kann zu jeder Zeit, auch an jedem Orte, an Krankenbetten, bei Unglücksfällen im Freien u. s. w. stattfinden; in der Regel wird sie nur in diesem Kasten, dem Beichtstuhle, an Sonn- und Festtagen während des Gottesdienstes abgehört. Schallt auf dem Chore Gesang oder Instrumentalmusik, so können Beichtkind und Beichtvater ziemlich laut mit einander sprechen; tritt in der Kirche Stille ein, so dämpft sich alsbald auch die Stimme im Beichtstuhl zu leisem Flüstern, damit die Umstehenden nichts vernehmen können. Denn in allernächster Nähe sind Leute, die entweder ihren Kirchenplatz dort haben oder sich der Reihe nach zu beiden Seiten des Beichtstuhles anstellen, bis sie drankommen. An der einen Seite die Männer, an der anderen die Weiber, die der Priester abwechselnd anhört und abfertigt. Die gewöhnliche Beichte einer Person dauert höchstens fünf Minuten, so daß in der Stunde mehr als ein Dutzend drankommen kann. In heiklen Fällen gehts freilich länger her, — und da ist es nicht zu leugnen, daß die Umstehenden aufmerksam werden und ihre Ohren spitzen, begierig, worüber denn da drin so lange verhandelt werde.

Das will ich nun verrathen.

Ich nehme eine meiner eigenen Beichten her, und zwar die Adventsbeichte in meinem achtzehnten Lebensjahr. Das ist so zur Zeit, wo man doch schon Mensch wird, dem Himmlischen aber noch treuherzig gegenübersteht.

Es war ein kalter Dezembermorgen. Während in unserer Pfarrkirche der Kaplan unter schallender Musikbegleitung der Kirchenkapelle die Rorate hielt, saß der alte Pfarrer in seinem Beichtstuhl am mit Kerzen beleuchteten Seitenaltar, zwischen zwei langen Reihen Beichtbeflissener. Als ich noch weit hinten in der Reihe stand, ging es mir zu langsam, wie Einer nach dem Anderen fertig war und wir nachrückten. Als nur noch wenige Personen vor mir waren, ging es mir zu schnell. Mir wurde warm bis in die Zehenspitzen hinab, die doch auf dem nächtlichen Wege vom Gebirge her vor Frost fast empfindunglos geworden waren. Die Gebote der Kirche konnte ich ziemlich aus dem Spiel lassen, denn hierin war der Pfarrer nicht streng; hingegen war er in den zehn Geboten Gottes sehr genau; und so legte ich diesen schrecklichen Maßstab an mein sündiges Herz. Ich nahm mir vor, Alles zu sagen, was ich seit der letzten Beichte Böses gethan hatte, wenn es auch etwa so zu machen wäre, daß die bedenklicheren Sünden recht rasch und verschliffen hineingesprochen würden, in der Voraussetzung, daß alte Leute gemeiniglich nicht mehr gut hören.

Endlich war der Letzte vor mir weggetorkelt und ich kniete hin ans vergitterte Fensterlein in der Nische. In diesem Augenblick, während der Pfarrer auf der anderen Seite war, fühlte ich mich wie betäubt, nicht fähig, das vorher im Kopf Geordnete nochmals zu überdenken. Es war ja der Augenblick des Antichambrirens bei dem Herrn des Himmels und der Erde. Plötzlich klappte

der Schieber auf und im Halbdunkel sah ich das weiße Haupt des greisen Priesters. In einen dicken Pelz war er eingemummt. In der einen Hand hielt er ein blaues Sacktuch, mit der anderen machte er gegen mich das Kreuzeszeichen und lehnte sich dann mit dem Ohr ans Fenster. Ich machte auch das Kreuzeszeichen über Stirn, Mund und Brust, legte das Gesicht ans Gitter, schützte es nach der Seite hin, wo die Leute standen, mit der flachen Hand und begann, den vorgeschriebenen Text zu sagen: „Ich bitte Euer Hochwürden um den heiligen Segen, damit ich meine Sünden recht und vollständig beichten möge." Der Priester machte einen leichten Wink mit der Hand; der Segen war ja schon ertheilt. So fuhr ich fort: „Ich armer sündiger Mensch beichte und bekenne Gott, dem Allmächtigen, Maria, seiner hochwürdigen Mutter, allen lieben Heiligen und Euch Priester, anstatt Gottes, daß ich seit meiner letzten Beichte, die zu Ostern geschehen ist, oft und viel mit Gedanken, Worten und Werken gesündigt habe; insonderheit aber gebe ich mich schuldig, daß ich manchmal an heiligen Sachen gezweifelt habe, daß ich oft geflucht und Leute geschimpft habe, daß ich an Sonntagen mehrmals Karten gespielt habe und dabei einmal sogar gefälschelt; daß ich Vater und Mutter nicht immer gehorsam gewesen bin; daß ich das Vieh geschlagen habe, daß ich auch einmal gelogen habe, unkeusch gewesen bin und fremdes Eigenthum genommen habe. Ungeduldig und zornig bin ich auch oft gewesen, habe oft das Abendgebet versäumt, bin oft unfleißig in der Arbeit gewesen, habe den alten Einleger Anderl ausgelacht und ihm sogar einmal einen Stein nachgeworfen, einen großmächtigen . . ." Hierauf beschloß ich das Bekenntniß mit dem vorgeschriebenen Gebet: „Diese und alle meine anderen wissentlichen und unwissentlichen Sünden, die ich entweder selbst begangen habe oder wovon ich Ursache war, sind mir herzlich leid, weil ich Gott, das allerhöchste und liebenswürdigste Gut, damit beleidigt habe. Ich nehme mir ernstlich vor, nicht mehr zu sündigen und alle Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Ich bitte Euer Hochwürden um die priesterliche Lossprechung und eine heilsame Buße."

Damit war mein Bekenntniß beschlossen. Während ich beichtete, waren die Trompeten recht laut gewesen und ich habe mich stellenweise nicht besonders angestrengt, deutlich zu sprechen. Auch hatte ich, während ich alte Sünden bekannte, ein paar neue begangen. Das mit dem Steinnachwerfen war gar nicht wahr; ich hatte damit nur Anderes in den Schatten stellen wollen. Nun schwieg ich.

Der Pfarrer ließ seine Hand mit dem Sacktuch sinken, das er an den Mund gelegt hatte, wendete mir das rundliche, gutmüthige Gesicht zu und fragte leise: „Du hast manchmal an heiligen Sachen gezweifelt. Wie war denn Das?"

Ich antwortete: „Der Heilige Johannes auf der Brücke, ob er bei einer Ueberschwemmung wohl wird helfen können, habe ich gezweifelt, weil ichs gesehen habe, wie ihn der Schnitzler-Michel aus Holz gemacht hat."

„Aber Kind!" sagte der Priester, „die Bildsäulen werden freilich aus Holz gemacht, sie sind auch nur eine Erinnerung an die lieben Heiligen Gottes, die im Himmel unsere Fürbitter sind. Deshalb sollst Du doch das Johannesbild schön verehren und vor ihm beten, wenn Wassernoth ist."

„Aber es ist vom letzten Hochwasser fortgeschwemmt worden", konnte ich mich nicht enthalten zu sagen.

Da hob er den Athem und sprach: „Du mußt jeden Tag fleißig beten,

mein Sohn, um die Gnade des heiligen Glaubens. Wer ein hochmüthiges Herz hat und mit der Weltweisheit auszukommen glaubt, Der kann sehr unglücklich werden auf der Welt; Gott verläßt ihn in der Noth. Nur der Demüthige verträgt das Elend und findet den Weg zur ewigen Seligkeit. Wenn Dir der böse Feind einmal den Zweifel einflüstert, so komm mir nur gleich zum Beichtstuhl, damit das Unkraut sich nicht einnistet. Und höre allsonntäglich die Predigt und die heilige Messe, Das wird Dir ein Licht und eine Kraft sein ... Nun muß ich Dich", fuhr der alte Pfarrer fort, „auch noch fragen des fremden Eigenthumes wegen, das Du genommen hast!"

Die fünf Minuten mußten längst vorüber sein. Was die Umstehenden denken werden! Jetzt, wenn auch noch der Diebstahl zur Verhandlung kommt!

„Bitte Euer Hochwürden um eine heilsame Losſprechung", flüsterte ich. „Im vorigen Herbst habe ich halt mehrmals auf des Nachbarn Acker Rüben ausgenommen und habe sie gegessen, weil der Durst so groß ist gewesen."

Er nickte ein Wenig. „Rüben hast Du genommen von des Nachbarn Acker und gegessen. Das, mein Sohn, ist just kein schwerer Diebstahl; aber gieb Acht! Wer oftmals im Kleinen fremdes Gut angreift, Der wird es bald auch im Großen thun. Mit Mein und Dein kann man nicht streng genug sein; und wenn Du künftig die Rüben stehen lassest und den Durst Gott zu Liebe geduldig erträgst, so stärkest Du Deinen Charakter und erwirbst Dir ein Verdienst, das der liebe Gott reichlich belohnen wird. Ich bitte Dich um Deiner unsterblichen Seele willen: sei in solchen Sachen streng mit Dir!"

Ich werde wohl lebhaft mit dem Kopf genickt haben, denn seine gütigen Worte gingen mir tief. Nun aber wandte der Priester sein Gesicht mir noch unmittelbarer zu und hielt sein Sacktuch an die Wange. Leise und eindringlich fragte er: „Wie bist Du unkeusch gewesen?"

Also doch! ... Die Schamhaftigkeit stand mit ihrer ganzen Gewalt wider mich und erst auf die wiederholte Frage hauchte ich: „In Gedanken und Werken."

„Der Kranke muß den Arzt in seine Wunden blicken lassen," flüsterte der alte Pfarrer; „was hast Du gedacht?"

Ich preßte mein Gesicht an das Spahngitter und lispelte: „Daß ... daß ich beim Dirndl schlafen möcht' ..."

„Und in Werken?"

Meine Wangen waren glühheiß, in den Ohren war ein Sausen, meine ganze Natur begann sich zu krampfen. Und da er nicht nachließ, so sagte ich: „So viel gebusselt hab' ich sie einmal beim Tanz."

„Wen? Die Magd? Geküßt?" fragte er scharf. „Und weiter? Ich meine ... Du weißt schon."

„Nein," nickte ich.

Er wurde gleichmäßiger und sprach: „Siehst Du, mein armer junger Mensch, in welchen Gefahren Du schon geschwebt bist! Du bist auf dem Punkt gewesen, Deine Unschuld zu verlieren und Anderen die Unschuld zu rauben. Damit wärest Du tief in eine Todsünde gesunken, die in diesem Leben oft mit dem größten Elend, in jenem aber gar leicht mit der ewigen Verdammniß gebüßt werden muß. Bete nur recht fleißig zum Heiligen Aloisius, daß er durch seine Fürbitte bei Gott Dich vor dieser abscheulichen Sünde bewahre! Denke,

wenn die Versuchung kommt, an die unaussprechliche Ekelhaftigkeit dieses Lasters, denke an die Fäulniß des Leibes und der Seele, denke an den bitteren Tod! Geh, wenn die Versuchung anklopft, sofort an eine harte Arbeit, bete und arbeite ohne Unterlaß, wache, daß Du dereinst mit reinem Herzen in den heiligen Ehestand treten kannst. Versprich mirs, Kind! Versprich mir, daß Du demnächst keine größeren Sünden zum Beichtstuhl zu tragen hast als heute, und trachte, auch die leichteren Fehler allmählich abzulegen, damit dieses kurze Erdenleben auch Dir zur Leiter in den Himmel wird, auf der Deine Voreltern emporgestiegen sind ..."

Die runzligen Hände hatte er über das zusammengeknollte Sacktuch gefaltet. So warm und gütig hatte ers gesagt, daß ich meines unredlichen Vorhabens vergaß. Meine letzte Antwort war nämlich nicht ganz der Wahrheit gemäß gewesen ... So wollte ich den Schaden kurz auch noch bei dieser Beichte decken und mein Bekenntniß: „Ich habe gezweifelt, ich habe geflucht, ich habe gelogen" rasch wiederholen. Ich that es nicht ... In Zerknirschung darüber, daß ich viel verderbter war, als der gute Priester dachte, bin ich hingekniet und habe gewartet, wie er jetzt, die flachen Hände vor dem Mund gefaltet, das lateinische Sühngebet sprach. Sieben andächtige Vaterunser und Avemaria zu beten, gab er mir zur Buße auf. Dann machte er über mich das Kreuzeszeichen und ich war ... absolvirt.

Als ich nachher vom Beichtstuhl hinwegtrat, um dem sicherlich schon ungeduldig gewordenen Hintermanne Platz zu machen, soll mein rothes Gesicht in Quadrateln eingetheilt gewesen sein: so fest hatte sich das Beichtstuhlgitter in die Haut eingedrückt. Aber auch der Eindruck, den meine arme Seele von dieser Beichte mit sich getragen, war ein wesentlicher. Drei Wochen lang habe ich mich sehr bemüht, den guten Lehren des Beichtvaters nachzuleben ... Später ist aber die Geschichte wieder in Vergessenheit gerathen ...

Das wäre ein Bild, wies mit der Ohrenbeichte in unserem Alpenvolk gehalten wird. Sie dürfte auch in anderen Ländern wenig von diesem Bilde abweichen Die Vorschrift ist wohl die selbe. Sünder sind einander überall ähnlich; aber die Beichtväter sind verschieden.

In der vornehmen Welt hat übrigens die Ohrenbeichte andere Formen. Da giebt es kaum den Beichtstuhl. Der Beichtvater und das Beichtkind, vielleicht gar ein Fürst oder eine Königin, setzen sich gemüthlich zusammen und berathen über den Seelenzustand, dehnen ihre Berathungen bisweilen wohl auch auf andere Gebiete aus, auf andere Seelen, — und die auferlegte Buße trägt schließlich nicht immer der Sünder selbst.

Da kehre ich doch lieber zurück zur Beichte des Volkes, die — denn Menschen und Verhältnisse sind zu verschieden — wohl auch ihre grauenhaften Schattenseiten haben mag, in den meisten Fällen aber von wohlthätiger Wirkung ist. Es giebt arme, verlassene Menschen, die Niemanden haben in der weiten Welt, dem sie ihr Herzensanliegen, ihr Seelenelend mittheilen könnten. Der Beichtstuhl steht ihnen offen und manchmal sitzt nebst Gott doch auch ein Mensch drinnen, ein mitleidiger Mensch, der das bekümmerte Wesen theilnehmend anhört und mit liebreichem Trost aufzurichten sucht.

Die Beichte der Schwerkranken und Sterbenden ist wieder etwas anders; sie hats auch nicht mehr auf Besserung abgesehen, nur auf Trost allein. Von

einem gewöhnlichen Sündenbekenntniß kann da meist keine Rede mehr sein. Der Priester fragt den Kranken einfach, ob er seine Sünden bereue. Der Kranke giebt ein bejahendes Zeichen und erhält die Absolution.

Endlich noch einen Blick auf die Generalbeichte. Diese erstreckt sich auf die Sünden des ganzen Lebens. Sie wird meist nur in beschaulichem Alter im Pfarrhofe oder auf dem Siechenbette abgelegt, oder wenn einmal Einer mit Ernst seinen Lebenswandel ändern will. Ist der Beichtvater ein guter Pädagog, so kann eine solche Generalbeichte sehr heilsam werden. In der Waldheimath lebte ein Bauersmann, den die Leute überaus gern hatten. Er stand Jedem zu Diensten, war unermüdlich wohlthätig, ließ keinen Bittenden unerhört von seiner Thür gehen. Als auf solche Art sein Gut aufgezehrt war, wandte sich das Blatt. Die Leute, die ihn sonst aufgesucht hatten, wichen ihm aus, weil sie fürchteten, er könnte ihre Hilfe beanspruchen wollen. Er war ganz verarmt und verzagt und dachte ans Sterben. Nun legte er eine Generalbeichte ab und forschte mit seinem Beichtvater darüber nach, wo denn die Ursache seines Unglückes stecke, da er doch so christlich gegen die Mitmenschen gewesen war und Anspruch auf Segen anstatt auf Armuth zu haben glaubte. Und bei dieser gründlichen Lebensdurchsicht stellte es sich heraus, daß es nicht Güte und Barmherzigkeit gewesen war, was ihn einst so wohlthätig handeln ließ, daß er vielmehr nur aus Bequemlichkeit und Schwäche Niemandem was abschlagen konnte. „Mensch!“ soll der Beichtvater zu ihm gesagt haben, „wisse, was Dich zu Grunde gerichtet hat: Deine Lauheit und Gleichgiltigkeit. Jetzt bist Du vierzig Jahre alt und stehen Dir zwei Wege offen —: entweder als armer, verachteter Knecht und Einleger abzuleben oder stark zu werden, fleißig für Dich und die Deinigen zu arbeiten und das also Erwirthschaftete nicht zu verthun. Den leichtfertigen Bettlern mußt Du versagen können, um nicht selbst ein Bettler zu werden. Den Nächsten mehr zu geben als Dir selbst: Das verlangt der Heiland nicht. Und daß Du ein Schwächling seiest, der Alles an die Faullenzer vertrödelt, Das mag er nicht. Niemandem was versagen können: Das ist die Art der Taugenichtse, mein Lieber; sie können sicher auch sonst nichts. So Einer warst Du. Du thust für die Allgemeinheit das Beste, wenn Du mit Deiner Familie nicht betteln mußt, sondern allein stehst. Willst Du Das? Willst Du es in allem Ernste, dann kannst Du es. Wenn Du also bereust, bisher so weich und dumm gewesen zu sein, wenn Du den ernstlichen Vorsatz fassest, Deine Sache nicht mehr dem Erstbesten hinzuwerfen, sondern wohlthätig zu sein für Dich, Dein Weib und Kind, so ertheile ich Dir hiermit die Absolution.“ So zu sprechen, wird ein Beichtvater selten in die Lage kommen; aber es war das Richtige. Der Mann hats eingesehen, hat sich geändert; und wenn er in seinem sechzigsten Jahre wieder wohlthätig sein konnte, so geschah es nicht aus Lässigkeit und Schwäche, sondern aus Barmherzigkeit. Und von dieser Eigenschaft hat ihn der Beichtvater nicht wieder zu heilen gesucht.

Aus dieser Darstellung wird auch der nicht katholische Leser ersehen, daß die Grundabsicht der Ohrenbeichte eine gute ist. Soll sie aber stets heilsam wirken, so gehören zwei Hauptbedingungen dazu: der richtige Beichtvater und das richtige Beichtkind.

Graz. Peter Rosegger.

Vitalismus und Neovitalismus.

Zwei entgegengesetzte Ansichten über die Erklärungprinzipien der Lebenserscheinungen haben in der Geschichte der Physiologie einander in mehrfachem Wechsel abgelöst. Von den Zeiten des Hippokrates und Galen bis in unsere Tage wogt der Kampf einer natürlichen und einer mystischen Deutung des großen Räthsels hin und her; bald stand die eine, bald die andere Ansicht als Siegerin auf dem Plan. Der letzte große Umschwung vollzog sich in den mittleren Dezennien unseres Jahrhunderts. Es war die Ueberwindung des „Vitalismus".

Die kühnen Hoffnungen der naturwissenschaftlichen Renaissance des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts waren an einigen trotzigen Problemen zerschellt. Die Zurückführung einzelner wichtiger Lebenserscheinungen auf physikalische und chemische Ursachen stieß auf unerwartete und scheinbar unüberwindliche Hindernisse. So war die Resignation gekommen und die mystischen Neigungen des Mittelalters waren von Neuem erwacht. Nachdem mehrere mystisch-spekulative Erklärungversuche aufgetaucht waren, hatte die Strömung schließlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem von Frankreich aus verbreiteten „Vitalismus" ihren allgemein anerkannten Ausdruck gefunden. Die Lebenserscheinungen sollten ihre Ursache in der „Lebenskraft" haben, einer spezifischen Kraft, die nur in den lebendigen Organismen wirksam sei und nichts mit den Kräften der anorganischen Natur gemein habe. „Hypermécanique" war die Lebenskraft und unerforschbar, daher auch nicht zu definiren oder näher zu charakterisiren. Aber daß eine solche besondere Kraft angenommen werden müsse, schienen die gerade damals so viel diskutirten Lebenserscheinungen der Irritabilität, der Entwickelung und besonders die damals neuentdeckten Erscheinungen der thierischen Elektrizität unabweislich zu fordern. So war der Begriff der Lebenskraft schließlich selbstverständlich geworden und das Wort fand die ausgedehnteste Anwendung.

Die Mystik der vitalistischen Lehre wurde nur langsam durch die grundlegenden naturwissenschaftlichen Entdeckungen unseres Jahrhunderts beseitigt. Den ersten Stoß gab ihr bekanntlich Wöhler im Jahre 1828, als er den Harnstoff, ein typisches Produkt des thierischen Stoffwechsels, das, wie die Vitalisten annahmen, nur unter Mitwirkung der Lebenskraft gebildet werden könne, im Laboratorium zu Göttingen synthetisch darstellte. Dieser Synthese sind seitdem viele andere gefolgt, als glänzendste wohl diejenige des Zuckers durch Emil Fischer. Auf dynamischem Gebiet wurde der Lehre von der Lebenskraft der Boden entzogen durch die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft und seine Konsequenzen. Der tiefere Einblick in die allgemeine Energetik, den die Entdeckung von Robert Mayer

und Helmholtz eröffnete, zeigte eine Fülle von Verhältnissen in der leblosen Natur, die in energetischer Beziehung durchaus den Irritabilitäterscheinungen im Organismus analog sind. Die Anwendung der kalorimetrischen Methoden auf den Organismus durch Helmholtz, Dulong, Desprez, Rosenthal, Rubner und Andere ergab, daß die gesammten energetischen Leistungen des thierischen Organismus ganz allein bestritten werden durch die potentielle Energie, die in Form von chemischen Affinitäten mit der Nahrung in den Körper eingeführt wird, so daß für eine besondere Lebenskraft kein Platz übrig bleibt. Die anscheinend so wunderbaren Erscheinungen der thierischen Elektrizität wurden durch die Untersuchungen von Du Bois-Reymond, Hermann, Hering und vielen Anderen ihres mystischen Gewandes vollkommen entkleidet. Für die seltsamen Erscheinungen der organischen Formbildung und Entwickelung schließlich zeigten die epochemachenden Ideen von Lamarck, Darwin, Haeckel und Anderen den Weg einer natürlichen Erklärung. Alles Dieses führte zu einem allmählichen, aber glänzenden Siege über die Mystik des Vitalismus. Die Vernichtung der Lehre von der Lebenskraft war so vollkommen, daß der Begriff der Lebenskraft aus der neueren Naturwissenschaft gänzlich verschwand und daß der Eifer, mit dem der Kampf gegen den Vitalismus von einzelnen Forschern geführt worden war, in der jüngeren Generation von Naturforschern vielfach kaum noch das richtige Verständniß findet.

Um so wunderbarer muthet es uns an, daß in der letzten Zeit von Neuem vitalistische Neigungen in der Naturwissenschaft aufzutauchen scheinen. Und seltsam: diese „neovitalistischen" Bestrebungen gehen im Wesentlichen nicht von den jüngeren Naturforschern aus, sondern vorwiegend von der älteren Generation, die den Sieg über den alten Vitalismus wissenschaftlich noch miterlebt und mitgefeiert hat. An den verschiedensten Punkten trifft man da wieder auf die Worte „Lebenskraft" und „Vitalismus"; und genau wie beim alten Vitalismus sind auch hier die Begriffe mehr oder weniger verschwommen, unklar, schwer zu fassen. Allein so viel geht doch aus einer genaueren Prüfung dieser „neovitalistischen" Bestrebungen hervor: sie haben mit dem alten Vitalismus kaum etwas Anderes als den Namen gemein und Das, was von ihren Vertretern als „Vitalismus" oder „Neovitalismus" bezeichnet wird, ist zum Theil ganz heterogen.

Ich habe bereits in einem auf der frankfurter Naturforscher-Versammlung im Jahre 1896 gehaltenen Vortrage („Erregung und Lähmung") darauf aufmerksam gemacht, daß sich zwei ganz verschiedenartige Formen des modernen Vitalismus erkennen lassen, die ich als den „mechanischen" und den „psychischen Vitalismus" unterschieden habe. Die Ausdrücke mögen etwas paradox klingen, sie bezeichnen aber das Wesen der Sache.

Der „mechanische Vitalismus" steht durchaus auf dem Boden einer

mechanischen Auffassung der Körperwelt. Er ist der Ansicht, daß den Lebenserscheinungen eben so wie den Erscheinungen der anorganischen Natur chemische und physikalische Ursachen zu Grunde liegen. Meist wird sogar von den Anhängern des mechanischen Vitalismus besonders betont, daß sie nicht, wie der ältere Vitalismus, eine besondere Lebenskraft annehmen. Dennoch vertreten sie die Ansicht, und darin gipfelt ihre Lehre, daß die Lehren der Physik und Chemie nicht ausreichen, um die Lebenserscheinungen zu erklären. Das ist der Punkt, wo sich die Mystik, trotz allen gegentheiligen Betheuerungen, wieder zur Thür hereinschleicht, denn der dunkle Ausdruck: in den Lebenserscheinungen steckt etwas mehr als Physik und Chemie — ein Ausdruck, dem man in den mannichfachsten Variationen immer wieder begegnet —, ist so recht geeignet, nicht nur Unklarheit zu verbreiten, sondern direkt jeder licht- und wahrheitfeindlichen Agitation Material zu liefern, — besonders, wenn er aus dem Munde anerkannter wissenschaftlicher Autoritäten kommt. Zweifellos ist es außerordentlich schwer, sich einen Begriff zu machen von dem „Mehr als Physik und Chemie". Meist wird es dem Leser oder Hörer überlassen, sich dabei Etwas zu denken, was naturgemäß je nach der Persönlichkeit und den Neigungen verschiedenartig ausfallen wird. Aber gerade in solchen fundamentalen Fragen, die nicht blos innerhalb der Naturwissenschaft Bedeutung haben, die vielmehr weit über ihre Grenzen hinaus in die Gebiete philosophischer und theologischer Spekulation übergreifen, sollte Klarheit und Unzweideutigkeit des Ausdrucks mit peinlichster Gewissenhaftigkeit angestrebt und Mißverständnisse und tendenziöse Ausbeutung von vorn herein ausgeschlossen werden. Setzt man die Forderung voraus, daß die Ansicht von der Unzulänglichkeit der Physik und Chemie mit dem mechanistischen Standpunkt des neueren Vitalismus, der ja fast immer ausdrücklich hervorgehoben wird, nicht in unlösbaren Widerspruch gerathen soll, so scheinen nur zwei Wege zu existiren, auf denen diese Forderung nothdürftig erfüllt werden kann. Die eine Möglichkeit ist die, daß der mechanische Vitalismus die Unzulänglichkeit des heutigen Standes der Physik und Chemie für die Erklärung der Lebenserscheinungen ausdrücken will. Diese Unzulänglichkeit ist thatsächlich anzuerkennen. Leider sind gerade heute die Ansichten über die elementaren Voraussetzungen, Prinzipien und Symbole speziell der Physik in solcher Gährung begriffen und noch so fern von einer allgemein giltigen Fassung, daß selbst an ein einheitliches Verständniß der allgemeinsten physikalischen Erscheinungen noch gar nicht zu denken ist. Ja, wir sind heute vielleicht weiter davon entfernt, als es noch vor Kurzem, zu Helmholtzs Lebzeiten, schien. Allein wir müssen uns doch klar machen, daß dieses Moment hier gar nicht in Betracht kommt. Es berührt die Frage des Vitalismus eigentlich nicht einmal, denn es handelt sich bei der Alternative, ob Vitalismus oder nicht, überhaupt nicht um die Frage: Kann die Physik und Chemie heute oder

morgen die Lebenserscheinungen erklären; die Frage heißt vielmehr: Liegen den Lebenserscheinungen die selben Prinzipien zu Grunde wie den Erscheinungen der Physik und Chemie? Das sind offenbar zwei ganz verschiedene Dinge, denn diese Frage ist vollkommen unabhängig von dem jeweiligen Entwickelungstande der beiden Wissenschaften. Daraus, daß die heutige Physik und Chemie die Lebenserscheinungen mit ihren Erfahrungen nicht zu erklären vermag, darf nicht geschlossen werden, daß in den Organismen noch „etwas mehr" steckt als in den Körpern der leblosen Natur. Der Schluß wäre logisch falsch. Im Gegentheil: die einfache Thatsache, daß die Organismen nur einen speziellen Theil der Körperwelt repräsentiren und daß die analytischen Methoden in den Organismen genau die selben elementaren Stoffe nachgewiesen haben wie in den Körpern der leblosen Natur, zwingen zu dem Schlusse, daß die körperlichen Erscheinungen der Organismen eben so wie die an den leblosen Körpern den allgemeinen Gesetzen der Körperwelt unterworfen sein müssen. Dieser Schluß hat ja auch nach der energetischen Seite der Betrachtung hin längst eine Bestätigung durch den Nachweis gefunden, daß das oberste Grundgesetz alles Energiegetriebes, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, in gleicher Weise für die lebendigen Organismen wie für die leblosen Körper gilt. So lange wir also nur die körperlichen Lebenserscheinungen ins Auge fassen, können wir unmöglich andere Prinzipien als Ursachen erwarten als die, die überhaupt die Erscheinungen der Körperwelt beherrschen. Mögen sich die Anschauungen über diese Prinzipien noch so sehr verändern, mögen sich die Fundamente der Physik und Chemie, wie es unausbleiblich ist, noch so tiefgehend umgestalten: stets müssen die letzten Ursachen für die Erscheinungen in beiden Körpergruppen die gleichen sein: eben die elementaren Ursachen, die den Erscheinungen der gesammten Körperwelt zu Grunde liegen. Ein Vitalismus aber, der seine Berechtigung und seinen Namen nur herleitet von der Unzulänglichkeit der heutigen Physik und Chemie für die Erklärung der Lebenserscheinungen, ein Vitalismus, der gar nicht auf die Kernfrage eingeht, ob die Ursachen der Erscheinungen in der lebendigen und leblosen Körperwelt verschieden sind, ein solcher Vitalismus trägt seinen Namen mit Unrecht und kann nur Verwirrung schaffen.

Die andere Möglichkeit des mechanischen Vitalismus, einem Widerspruch mit seiner mechanistischen Grundlage zu entgehen, ist die, daß er unter dem „Mehr als Physik und Chemie" die besondere Anordnung im Getriebe der Stoffe und Kräfte versteht, wie sie im Organismus sich darstellt. In der That ist diese Auffassung ziemlich verbreitet. Man glaubt, in den Organismen noch heute vielfach eine unbekannte, äußerst feine und komplizirte Organisation, eine unerforschte, unsichtbare Struktur und Anordnung der feinsten Theilchen annehmen zu müssen. Besonders bezüglich

der Eizelle herrscht eine geradezu abergläubige Vorstellung von einer geheimnißvollen Struktur äußerster Komplikation. Die Eizellen sollen in dieser Beziehung sogar alle anderen Zellen weit hinter sich lassen. Als einziger Grund für diese Annahme wird stets die Thatsache angeführt, daß aus den Eizellen der verschiedenartigen Organismen sich trotz der äußeren Aehnlichkeit stets ganz verschiedene Organismen entwickeln. Für Jeden, der mit der Geschichte der Embryologie einigermaßen vertraut ist, liegt es ohne Weiteres auf der Hand, daß sich hier noch ein Rest der alten hallerschen „Praeformationlehre“ oder, wie Haeckel es treffend ausgedrückt hat, der „Einschachtelungtheorie“ erhalten hat, die annahm, daß die ganze Organisation eines erwachsenen Organismus schon in der Eizelle fertig im kleinsten Maßstabe vorgebildet sei. Glücklicher Weise ist die Praeformationlehre, nachdem sie viele Jahrzehnte lang den Fortschritt entwickelungsgeschichtlicher Erkenntniß gehindert hat, doch endlich durch die allgemeine Annahme der „Epigenesislehre“ Caspar Friedrich Wolffs verdrängt worden. Man weiß jetzt, daß eine Praeformation der Organe des fertigen Thieres in der Eizelle nicht existirt, sondern daß die Theile und Organe des fertigen Organismus erst nach einander ganz allmählich als solche entstehen. Auf Grund dieser Erkenntniß liegt aber nicht die mindeste Veranlassung mehr vor, in der Eizelle eine komplizirtere, geheimnißvollere Organisation oder Anordnung der Theilchen anzunehmen als in jeder anderen Zelle. Die Epigenesislehre ersetzt eben das komplizirte Nebeneinander in der Struktur durch ein sich fortwährend veränderndes Nacheinander in den Zuständen der Eizelle und ihrer Abkömmlinge. Eine konsequente Durchführung der epigenetischen Vorstellung muß unbedingt den letzten Rest von Mystik, der sich noch in der dunklen Idee einer besonderen, unsichtbaren Struktur der Eizelle erhalten hat, vollständig durch ihr klares Licht verdrängen. Aber auch für jede andere Zelle ist die Annahme einer minutiösen, geheimnißvollen Organisation ihrer lebendigen Substanz, ohne die das Leben nicht denkbar sei, ein durch nichts zu begründendes Dogma. Wir kennen genug Zellen, an denen wir uns jeden Augenblick unter dem Mikroskop davon überzeugen können, wie die einzelnen Theilchen sich fortwährend regellos mit einander mischen und durch einander fließen. Von einer Struktur können wir hier nur in dem selben Sinne sprechen wie bei einer Flüssigkeit oder einer Flamme. Irgend eine Lagerung, irgend eine Anordnung der Theilchen muß natürlich während jedes Zeitmomentes in der lebendigen Substanz eben so existiren wie in jedem Körper überhaupt und die Atome in den chemischen Verbindungen der lebendigen Substanz müssen selbstverständlich eben so eine ganz bestimmte Lagerung im Molekül haben wie bei jeder chemischen Verbindung, sonst beständen eben die Verbindungen nicht in dieser Form. Auch beim vielzelligen Organismus müssen selbstverständlich die einzelnen Zellen,

Gewebe, Organe eine bestimmte Anordnung besitzen, genau so wie bei einer komplizirten Maschine die einzelnen Theile in bestimmter Weise verbunden sein müssen, sonst wäre ein einheitliches Zusammenwirken eben nicht denkbar. Aber diese bekannte „Organisation" giebt uns keinerlei Recht, die Organismen in einen prinzipiellen und elementaren Gegensatz zu den leblosen Körpern zu setzen und in ihnen ein „Mehr" anzunehmen als in der leblosen Natur. Stellt man dennoch die besondere Anordnung von Stoffen und Kräften im Organismus der ganzen anorganischen Natur gegenüber und spricht in diesem Sinne von Vitalismus, so muß man, um konsequent zu bleiben, aus dem selben Grunde auch das spezielle Getriebe von Stoffen und Kräften in anderen Körpersystemen als etwas Eigenartiges hervorheben und mit eigenem Namen bezeichnen. Man muß dann bei der Dampfmaschine etwa von „Vaporismus", bei explosiblen Körpern von „Explosionismus" u. s. w. sprechen. Das wäre konsequent, aber absurd. Die Wiedereinführung des alten Begriffes der Lebenskraft und des Vitalismus, wenn sie lediglich unternommen wird, um die besondere Anordnung und das spezielle Getriebe von Stoff und Kraft in den Organismen zum Ausdruck zu bringen, muß aber geradezu als ein Rückschritt bezeichnet werden. Ganz abgesehen von den dabei durchaus unbeabsichtigten Vorstellungassoziationen, die der ominöse Begriff nothwendiger Weise erwecken muß, wirft man auch die mühsam erkämpfte Vorstellung von der Einheit der Ursachen in der Körperwelt, eine der schönsten Errungenschaften der modernen Naturforschung, leichtsinnig wieder über Bord.

Der „psychische Vitalismus" hat mit dem mechanischen Vitalismus eben so wenig Gemeinschaft wie mit der alten Lehre von der Lebenskraft. Es ist nur der unglückliche Name, der den falschen Anschein erweckt, als handle es sich dabei wirklich um vitalistische Bestrebungen. Der psychische Vitalismus ist überhaupt gar keine physiologische Lehre, sondern lediglich das Bestreben, die erkenntnißtheoretischen und psychologischen Voraussetzungen der Naturwissenschaft zu korrigiren. Den Ausgangspunkt für den „psychischen Vitalismus" und „Neovitalismus" bilden immer die psychischen Erscheinungen; und allen derartigen Bestrebungen liegt immer die richtige Erkenntniß zu Grunde, daß es unmöglich ist, die psychischen Erscheinungen mechanisch zu erklären. Du Bois-Reymond hat dieser Erkenntniß in seiner bekannten Weise einen formvollendeten Ausdruck gegeben, aber statt einen Ausweg zu zeigen, hat er resignirt. „Ignorabimus" war das letzte Wort seiner Erkenntniß. Man hat aber heute eingesehen, daß kein Zwang zu ewiger Resignation besteht und sucht nach einem befriedigenden Ausweg. Die Bestrebungen des psychischen Vitalismus sind ein solches Suchen. Leider bewegen sie sich vielfach auf dunklen Wegen und liefern dadurch, so wie durch den unheilvollen Namen, wieder Material für den Vorwurf der

Mystik. Das Alles wäre anders, wenn nicht die unselige, beide Seiten auf das Empfindlichste schädigende Kluft zwischen Philosophie und Naturwissenschaft bestände. Die Philosophie würde sich etwas mehr vor haltloser Spekulation und unfruchtbarer Begriffsspielerei bewahren, die Naturforschung würde sich etwas mehr über ihre erkenntnißtheoretischen Grundlagen orientiren.

Bunge*), einer der Ersten, die in unserer Zeit die Schlagworte des Vitalismus wieder hervorgeholt haben, hat richtig erkannt, daß die Begriffe der Körperlichkeit, des Mechanismus, der Materie, der Atome u. s. w. nur als Vorstellungen, nur als Bestandtheile der Psyche existiren und daß es deshalb zu keinem Resultat führen kann, wenn man andere Bestandtheile der Psyche, die nicht Körpervorstellungen sind, wie z. B. die einfachen Empfindungen, mechanisch, d. h. durch die Vorstellungen von Körpern, Masse, Materie u. s. w., zu erklären versucht. Aber leider fällt Bunge fortwährend aus einer konsequenten Durchführung dieser Erkenntniß wieder heraus. Er stellt sich z. B., ausgehend von der Idee der Beseelung des menschlichen Körpers, vor, daß alle Organismen beseelt sind, will dann aber doch die Seele auf die lebendige Natur beschränkt wissen und verfällt so wieder der Vorstellung eines prinzipiellen Gegensatzes zwischen lebendiger und lebloser Natur, die ihn veranlaßt, seine Anschauung als Vitalismus zu bezeichnen.

Im Wesentlichen das selbe Bestreben scheint dem „Neovitalismus" von Rindfleischs**) zu Grunde zu liegen, nur sind die Ausführungen Rindfleischs noch unklarer. Was ihm vorschwebt, ist das Bedürfniß, die Frage zu beantworten, wie man sich den Zusammenhang von Stoff und Kraft zu denken habe, die ja uns stets als zwei ganz verschiedene und getrennte Seiten der Betrachtung erscheinen. Er fragt, ob es nicht ein Objekt in der Natur gebe, das Stoff und Kraft so innig verbunden zeige, daß sie für unsere Betrachtung nicht mehr zu trennen seien. Ein solches Objekt müßte ein Stoff sein, der sich selbst bewegt, ohne von außen Impulse zu erhalten. In den Organismen findet Rindfleisch nur scheinbar sich selbst bewegende Körper, dagegen glaubt er das gesuchte Objekt im Seelenvermögen und vor Allem im Selbstbewußtsein gefunden zu haben. Leider vermißt man eine nähere Begründung dieses Schlusses und eben so bleibt es unverständlich, weshalb Rindfleisch seine Ansichten als „Neovitalismus" bezeichnet. Seine Erörterungen sind daher kaum diskutabel; nur so viel scheint aus ihnen hervorzugehen, daß auch sie ihren Ursprung in dem Gefühl einer völligen Unzulänglichkeit der theoretischen oder, wenn man will, philosophischen Grundlagen der heutigen Naturwissenschaft haben.

---

*) Bunge: „Lehrbuch der physiologischen und pathologischen Chemie". Vierte Auflage 1898. — **) von Rindfleisch: „Neovitalismus". Vortrag, gehalten auf der 67. Versammlung Deutscher Naturforscher u. Aerzte zu Lübeck 1895.

Darin liegt überhaupt der springende Punkt und die Quelle der ganzen Bewegung, die, nach den verschiedensten Richtungen hin sich äußernd, doch übereinstimmend den sehr unglücklichen Namen des „Vitalismus" oder „Neovitalismus" für sich in Anspruch nimmt. Man erkennt an den verschiedensten Stellen mehr oder weniger klar, daß die bisherige philosophische Grundlage der Naturwissenschaft für eine einheitliche Zusammenfassung größerer Erscheinungskomplexe nicht ausreicht. Jeder, der die geistigen Strömungen unserer Zeit psychologisch zu begreifen sucht, wird immer wieder auf dieses Grundmotiv stoßen. Wie jede Wissenschaft, so hat auch die Naturwissenschaft gewisse philosophische Voraussetzungen. Diejenige philosophische Auffassung, die bisher der Naturwissenschaft als Grundlage gedient hat, war und ist noch heute zum größten Theil eine molekulare Vorstellung von der Natur. Man hat sich aber leider vollständig daran gewöhnt, die Körperwelt, die Masse, die Materie, die Atome u. s. w. als eine selbständige Realität außerhalb aller Vorstellung zu denken. Das mußte zu einem Dualismus von Körper und Seele, von Materie und Psyche führen, und so ergiebt sich ein fortwährender Konflikt, wenn man von dieser Grundlage aus zu einem einheitlichen Verständniß der gesammten Erscheinungwelt strebt. In Wirklichkeit sind die Begriffe der Körperlichkeit, der Materie, des Atoms u. s. w. nur Vorstellungen. Wenn man sich fragt, was wir eigentlich von der gesammten Körperwelt wissen, was für uns einen Körper ausmacht, so findet man immer nur eine Summe von Empfindungen und Vorstellungen. Eine andere Realität als die Realität der Empfindungen und Vorstellungen läßt sich nicht nachweisen, nicht einmal mit irgend einem Grunde plausibel machen; sie wäre eine unberechtigte Hypothese. In der That ist ja auch in einem Zweige der Naturwissenschaft, in der Physik, die Erkenntniß fast vollständig durchgedrungen, daß die Begriffe des Körpers, des Moleküls, des Atoms, der Kraft nur Symbole sind, die sich als nützlich für die Beschreibung und Zusammenfassung größerer Erscheinungsgruppen erwiesen haben und noch erweisen, die aber an sich keinerlei andere Realität besitzen als die einer Vorstellung und die, sobald es sich als nöthig oder nützlich herausstellt, durch neue, zweckmäßigere Vorstellungen ersetzt werden müssen. Nur auf einer solchen erkenntnißtheoretischen Grundlage, wie sie die mathematische Physik längst gewonnen hat, kann das Bestreben einer einheitlichen Auffassung der allgemeinsten Erscheinungsgruppen Konflikte und Widersprüche vermeiden. Was in Wirklichkeit existirt, sind nur Empfindungen und Vorstellungen oder Komplexe von solchen, mit einem Wort: die Psyche. Damit ist eine monistische Weltauffassung gewonnen als „Psychomonismus". *)

Jena. Professor Dr. Max Verworn.

*) Vergl. Verworn: „Allgemeine Physiologie", zweite Aufl., Jena 1897.

Charfreitag in Griechenland.

Wieder senkt die Charfreitagsstille sich über die deutsche Heimath. Bald werden die Osterglocken erklingen und jubelnd dem erstandenen Erlöser huldigen. Ich aber muß eines anderen Charfreitags gedenken, den ich im sonnigen Hellenenlande unter wildem Kriegslärm erlebte.

* * *

Marktplatz und Straßen des kleinen Fleckens waren leer, denn die Nähe der Schlacht hatte die Bewohner in die Flucht gejagt. Alle Fenster und Thüren waren verschlossen, Grabesschweigen herrschte, — nur von fern dröhnte ununterbrochen dumpfer Kanonendonner.

Ein Offizier stürzte aus einem großen Hause heraus, schwang sich auf ein Pferd, das neben dem Thor am Gitter eines breiten Parterrefensters angebunden war, und galoppirte über das widerhallende Pflaster, so daß die letzten Häuser der Ortschaft bald hinter ihm lagen.

Vor ihm erhob sich gigantisch der dicht mit Schnee bedeckte Olymp. Dort, an den felsigen Hügeln, den ersten Vorbergen des Riesen, waren die zwei Heere aufeinander gestoßen. Winzige weiße Wolken bildeten sich am Himmel und verzogen sich wieder, — die explodirenden Shrapnells. Und in der Ferne, dort an den Abhängen des Gebirges, bewegten sich lange Linien von glitzernden Punkten.

Der Offizier drückte die Mütze fest in die Stirn, preßte die Knie an den Sattel und gab dem Pferde die Sporen. In fliegendem Galopp sauste er über die Felder; der Säbel tanzte an seiner Seite und der Wind schlug ihm ins Gesicht. Von einer anderen Richtung her kamen Truppen. Ein Bataillon marschirte über die nahe Landstraße. Er drückte seinem Thier die Sporen ein und raste weiter. Jetzt war er dem Gefecht nah. Ununterbrochen knatterndes Kleingewehrfeuer wurde hörbar. An der Lehne der niedrigen Hügel drangen zerstreut Ketten kleiner, schwarzer Gestalten vor.

„Hurrah!"

Und er peitschte seinen Gaul, daß er noch schneller lief. Auch im Thale kämpfte man. Rauch stieg hinter den Hecken und aus dem Grün der Weinfelder auf. Waffen blinkten. Einige verirrte Kugeln summten über ihn hin. Eine Compagnie hockte zusammengekauert in einer Terrainvertiefung hinter der Umfriedung eines Gartens und wartete. Es war die letzte Staffel eines in Gefechtbereitschaft deployirten Bataillons. Der Hauptmann stand hinter dem Graben, auf seinem Säbel gestützt. Zwei Offiziere sprachen mit einander und rauchten Cigaretten. Die Soldaten sahen sich ängstlich um. Er flog vorbei. In einem nahen Olivenbusch, neben einer kleinen, weißen Kapelle erkannte er den Divisionkommandeur auf einem Schimmel. Die Stabsoffiziere saßen auf dem Rasen unter einem großen Baume. Ordonanzen hielten die Pferde. Er ritt heran und übergab dem Kommandeur seine Meldung. Dann saß er ab und begab sich zu den Uebrigen.

Der General nickte mit dem Kopf und sein Gesicht nahm einen schmerzlichen Ausdruck an.

„Es steht schlimm ... Der Feind hat den dort drüben engagirten Truppen wichtige Positionen abgenommen. Bald wird auch dieser Punkt nicht mehr zu halten sein!“ Dann zuckte er die Achseln. „Es fehlt eben an den nöthigen Reserven.“

Eine Granate flog singend über die Baumwipfel und schlug jenseits des Olivenhains in die Ackererde. Eine Rauchsäule stieg auf. Der Kommandeur wandte sich zu den Offizieren.

„Bitte, meine Herren!“

Alle erhoben sich sofort und saßen auf. In mäßigem Trab und unter Geklirr der Säbel setzte sich der Trupp, Offiziere und Ordonanzen, in Bewegung. Außerhalb des Olivenbusches bemerkte man einige Kavallerieschwadronen, die von einer mißlungenen Attacke in Unordnung zurückkehrten. Ueberall, auf den Hügeln und in den Hecken, knatterte das Infanteriefeuer. Man ritt durch die Felder und näherte sich den Truppen, die hinter Terraindeckungen, Mauern und Büschen im Feuergefecht standen, und kehrte schnellen Laufes zu den Oliven zurück. Neben der kleinen, weißen Kapelle machte man wieder Halt. Eine große Platane breitete ihre Aeste schützend über das Dach des Kirchleins. Der Lieutenant, der von dem Marktflecken gekommen war, stieg von seinem Pferde ab und band es an das Geländer, das die Kapelle umgab. Die Thür des kleinen Gotteshauses stand offen. Er trat leise ein. Eine heilige Weihe schien hier zu herrschen. Auf dem Boden lagen Blumen. Seine Blicke hefteten sich auf das Bild des Gekreuzigten; einige Rosen waren am Rahmen des Bildes befestigt.

Wer mochte die Blumen angebracht haben? Vielleicht vorüberziehende Flüchtlinge, die in der Frühe, ehe die Schlacht begann, auf die Nachricht vom Herannahen des Feindes ihre Dörfer verlassen hatten.

„Eine letzte Spende ihrem toten Gott!“

Jetzt erst kam ihm in den Sinn, daß heute das große Todesfest Gottes war ... Charfreitag!

„Der Tag, da Gott am Kreuze starb, auf daß die Menschen einander lieben!“

Er schauerte im Bewußtsein der Heiligkeit des Tages zusammen. Draußen tobte der Lärm fort. Er hörte die Granaten heulen und ein Shrapnell explodirte mit Getöse in der Nähe.

Auf einem Tisch am Eingang der Kirche lagen Kerzen. Er nahm eine und zündete sie vor dem Bilde des Gekreuzigten an. Er gedachte des Pompes, mit dem die Grablegung Christi sonst gefeiert wird. Mädchen würden kommen, um sein aus vergoldeten Stangen nachgebildetes Grab mit weißen Rosen und grünen Laubgewinden zu schmücken; silberne Kandelaber würden daneben stehen und große, weiße Kerzen würden brennen. Nachts dann die große Prozession! Fackeln tragende Menschen! Die Priester, die mit hoch erhobenen Armen, über ihren gebeugten Köpfen, die Bahre, auf der der gekreuzigte, tote Gott ausgestreckt ist, tragen würden ...

Da —: ein entsetzliches Krachen über dem Kirchlein, als ob der Blitz eingeschlagen hätte. Die Heiligenbilder am Tabernakel erzitterten klirrend, einige Scheiben zersprangen.

Er eilte rasch hinaus. Granaten wütheten in den Oliven. Die Aeste

der Platane waren zerschmettert, sein Pferd war getötet. Die Offiziere waren verschwunden. Zersprengte Trupps verließen in Verwirrung und Unordnung das Schlachtfeld. Die ganze Brigade war aufgelöst. Auf allen Seiten sah man Flüchtlinge.

Er stand wie betäubt da; ihn schwindelte.

Von den Abhängen der Hügel bewegten sich Massen rother Punkte abwärts ... Das waren die Türken ... Ein Stabsoffizier galoppirte vorbei und schrie: „Rückzug nach Larissa!"

* *
*

Die Ordre schien für das ganze Heer gegeben zu sein. Aus allen Thälern und von den Vorbergen ringsum bewegten sich riesige Schlangenlinien nach der Ebene zu.

Auf der Chaussee nach Larissa knarrende Bagagewagen mit Proviantsäcken und Munitionkisten. Die Soldaten schritten nebenher durch die Felder, ermattet und bestäubt. Ein wüster Menschenknäuel. Zwischen den Regimentswagen vereinzeltes Fuhrwerk mit Kindern und Frauen.

Der Lieutenant ging am Rande der Chaussee für sich allein und beobachtete das Gewühl. Zu der geschlagenen Armee gesellten sich die Bauern aus den Dörfern, durch die der Rückzug ging. Karren über Karren mit Bettzeug, Matratzen, Kisten und Hausrath. Die Weiber und Kinder liefen neben den Rädern her, die Männer trieben die Ochsen an.

Die Nacht war hereingebrochen.

Ein großes Gedränge entstand. Man hörte Stimmengewirr, Fluchen und Kommandos. Laute Rufe: „Platz! Platz da! ... Platz für die Verwundeten!" Kleine leichte Wagen mit weißen Fahnen glitten vorüber.

Alte Weiber trugen schwere Bündel auf dem Rücken. Viele keuchten unter ihrer Last und schleppten sich nur mühsam weiter. Junge Mütter hielten ihre Säuglinge an die Brust und liefen, so schnell sie konnten. Ein Chaos von Menschen, Thieren und Fuhrwerk, ein unnennbares Gemisch von Geräuschen strömte in der Finsterniß über die Ebene. Da näherte sich ein sonderbarer Zug. Männer mit Fackeln kamen durch die Felder. Ihnen folgten Priester im Ornat, die auf ihren emporgehobenen Händen Etwas trugen. Sie trugen das Bild des toten Gottes ...

Heute war Charfreitag!

Der Lieutenant stand still und wartete, bis der fromme Zug vorbeigegangen war.

... In der Ferne loderten brennende Dörfer, in die die Türken eingedrungen waren. Dunkelrothe Rauchmassen wirbelten, wie vom Sturme gepeitscht, über den Unglücksstätten auf und tiefschwarze Wolken legten sich wie schwere Trauerschleier um die Fußhügel des Olymposgebirges.

München. Julius Konstantin von Hoeßlin.

Wie lange noch?

„Wir haben uns geirrt!“ gestehen heute die Pessimisten unter unseren Großindustriellen ein, „die Konjunktur wird sich noch ein Jahr halten.“ Wahrscheinlich würden sie mit einem solchen Geständniß minder eilig sein, wenn ihnen nicht an dem Ruhm läge, wenigstens für das nächste Jahr richtig prophezeit zu haben. Man sollte über solche Fragen nie allererste Firmen fragen; sie sind natürlich mit Aufträgen überhäuft und schmeicheln sich dann gern, daß für die Anderen nichts übrig bleibe. In Wirklichkeit ist die Beschäftigung unserer Industrie unversehens wieder sehr gestiegen, sonst könnten nicht sogar die Einzelverbände der Eisen- und Stahlbranche den Muth haben, ihre Preise zu erhöhen. Ist diese Inanspruchnahme nun auch keineswegs auf Deutschland beschränkt, so hat es doch schon eine ganze Reihe solcher Jahre erlebt und man durfte den unvermeidlichen Stillstand und dann den Rückgang nah wähnen. Die bekannte Krisentheorie rührt aber doch gar nicht an die wirklichen und von keiner Zeitgunst abhängigen Fortschritte, die die heimische Fabrikation seit unserer politischen Einigung gemacht hat. Noch heute giebt es Ueberraschungen, wenn Einer seinen Landsmann in einer ihm bisher fremden Gegend aufsucht. Ganze Theile Deutschlands werden dann gleichsam neu entdeckt; und geräth der süddeutsche Händler nach Thüringen, so kommt er als ein zweiter Marco Polo mit Reiseberichten zurück, die wie Märchen klingen. Leute, die vor zwanzig Jahren noch Bauern und nebenbei Kleingewerbetreibende waren, haben da ihr ganzes Dorf in eine einzige Fabrik verwandelt, beschäftigen Hunderte von Arbeitern und können bei niedrigen Löhne sogar Frankreich Konkurrenz machen und den dortigen Luxusgeschmack befriedigen. Auch die Lebenshaltung solcher Emporkömmlinge ist interessant. Ohne auch nur einen Augenblick ihrer geschäftlichen Rastlosigkeit untreu zu werden, residiren sie in palastähnlichen Villen und umgeben sich mit einem Komfort, der ihre Söhne bereits zu einem beinahe aristokratischen Auftreten erzieht. Interessant ist bei vielen Unternehmungen dieser Art auch neben der Rolle, die Umsicht und Energie gespielt haben, die Bedeutung des erheiratheten Kapitals. Sehr häufig verdankt die Fabrik ihre besondere Leistungfähigkeit dem Frauenvermögen einer höchst nüchternen Ehegemeinschaft und Geldheirathen sind keineswegs so undeutsch, wie die Romantiker des Germanenthumes glauben machen möchten. Es ist kaum auffällig, wenn ein Hüttenbesitzer seinem Nachbarn vorschlägt: „Da unsere Erzgerechtsame neben einander liegen, wäre es recht vernünftig, wenn Sie meine Schwester heiratheten.“ Zusammenlegungen von Grund und Boden haben in unseren besitzenden und produktiven Ständen viele Ehen gestiftet, ohne daß die Betheiligten etwas Anstößiges darin gefunden hätten.

Angesichts der vorhin erwähnten Zuversicht unserer Industriellen fragen nun aber unsere Finanzleute sehr ernstlich, wie lange Das noch so fortgehen soll. Zwar glauben auch sie nicht an einen nahen Krach, aber sie betonen immer wieder die Anspannung der deutschen Banken. Denn diese müssen doch schließlich das Geld anschaffen oder neue Mittel und Wege des Kreditsystems ausfindig machen, das bereits seit Jahren immer künstlicher und komplizirter geworden ist. Als Ende vorigen Jahres die Bilanzen zu veröffentlichen waren, haben unsere großen Institute gewiß alle Anstrengungen gemacht, um flüssig zu er-

scheinen. Gebessert hat sich seit Beginn des neuen Jahres sicherlich nichts; wenn man die Abschlüsse vom einunddreißigsten Dezember als Grundlage einer allgemeinen Beurtheilung annimmt, tritt man unseren Geldinstituten also nicht zu nah. Und da kann man nicht zweifelhaft sein, daß mit wenigen Ausnahmen unsere Banken allerdings am Ende ihrer Leistungfähigkeit angelangt sind. Es ist bewundernswerth, wie viel sie verdienen konnten; weniger bewundernswerth ist aber der Muth, es zu einem so greifbaren Mißverhältniß zwischen den laufenden Verbindlichkeiten und den paraten Mitteln kommen zu lassen. Deshalb deuten auch ihre Kapitalsvergrößerungen nicht so sehr auf wachsende Unternehmunglust als auf Das, was man vorgegessenes Brot nennt. Einzelne — sonst sehr rührige — Banken haben auch wieder davon Abstand genommen, ihr Kapital zu vergrößern. Niemand kann sagen, wie sich unsere Industrie geberden würde, wenn den Banken einmal wirklich der Athem ausginge. Von der Reichsbank würde unser Großgewerbe nichts erwarten dürfen, auch nicht nach der neuen Verstärkung ihrer Baarmittel, von denen dreißig Millionen außerdem noch fünf Jahre völlig in der Luft schweben. Freilich: die Neubesetzung der Präsidentenstellung bei der Seehandlung wird die deutschen Fabrikanten nicht sonderlich erregen, denn auch der Freiherr von Zedlitz und Neukirch wird nicht, nur den Agrariern zu Liebe, darauf verzichten, mit der Börse zu arbeiten, so lange ihm die feinsten Firmen Geld zu $5^1/_2$ bis 6 Prozent abnehmen.

Wie wichtig die Geldsorge vom höheren Finanzstandpunkt aus ist, geht u. A. aus den Dispositionen der neuen Gesellschaft von Siemens & Halske hervor. Dadurch, daß das Konsortium der Aktionäre sich auch für die Obligationen der Trustgesellschaft „Licht und Kraft" verpflichten mußte, sind 25 bis 30 Millionen flüssig gestellt, die je nach Bedürfniß einzuzahlen sein werden. Hatte man bei Gründung dieses Trusts getadelt, daß noch keine Werthe eingelegt waren, so hatte man übersehen, daß es vortheilhaft sein kann, über einen solchen Trust im Voraus zu verfügen. Wie ich höre, gehen Siemens & Halske und die Deutsche Bank davon aus, daß binnen Jahresfrist nur dasjenige Elektrizitätunternehmen noch in großem Stil existenzfähig sein wird, das sich selbst mit den nöthigen Geldmitteln versorgt, denn neues Geld würde dann nicht mehr zu haben sein. Jedenfalls ist Das eine sehr ernste Erwägung; in ganz schlechter Zeit würde aber das Uebernahmekonsortium wahrscheinlich zur Deutschen Bank sagen: „Unterlaßt die Einberufung, denn wir können nicht einzahlen!" Derartige Verpflichtungen reguliren sich eben doch nicht nach dem Vertragsbuchstaben. Im Uebrigen haben unsere Elektrizitätfirmen, wie es heißt, schon lange ganz neue Wege zur Beschaffung von Geldern eingeschlagen. So hörte man z. B. von Wasserkraftanlagen, auf denen Bauverluste bis zu einer Million liegen. Da, wo Stadtverordnete mitzureden haben, fällt auch manchmal das unbeliebte Licht der Oeffentlichkeit auf dunkle Vorgänge. So hat sich bei der städtischen Centrale in Dortmund kürzlich eine Ueberschreitung des Voranschlages um nicht weniger als 600 000 Mark ergeben. Eine höchst angenehme Belebung — es handelt sich um mindestens 4 Millionen — erfährt jetzt die Schuckert-Gesellschaft durch ihre Transaktion mit den hamburger Straßenbahnen. Ein gut eingeführtes Elektrizitätgeschäft geht eben heute nicht gleich zurück, weil ihm eine Bank wie Schaafhausen plötzlich untreu wird. Die Schuckert-Gesellschaft hat kaum einen Schaden davon gehabt und die Berliner Union hat

durch den Eintritt von Schaafhausen offenbar nicht viel gewonnen. Die Union wird leicht überschätzt, obgleich ihre Leitung ja unbestritten tüchtig ist. Man sollte einmal Herrn Loewe, der es doch wissen muß, in die Versuchung eines annehmbaren Kaufangebotes bringen; erst, wenn er sich dann weigern würde, zu verkaufen, wäre der innere Werth der Union über allen Zweifel erhaben.

In deutschen Bergwerksaktien ist — unter Umgehung des Börsengesetzes — die Spekulation wieder sehr lebhaft geworden; aber zwei Gefahren drohen. In Hüttenaktien gehen mit dem März die großen, bisher prolongirten Baisseengagements definitiv zu Ende, so daß die Kurse von Deckungskäufen vorläufig nichts mehr profitiren werden, und in Kohlenaktien sind durch die starken Kapitalsvermehrungen von Hibernia, Harpen und Gelsenkirchen viele Stücke schwimmend geblieben. Bochumer und Laura haben ihre Baarmittel nur mäßig vergrößert.

Ueber die Festigkeit des amerikanischen Marktes sollte man sich durch Tagesberichte nicht hinwegtäuschen lassen. Die „Bulls“ (die Haussiers) haben die Stücke wirklich bezogen und die sehr betriebsame Baissepartei muß sich damit begnügen, auf die in der That hochgestiegenen Kurse hinzuweisen. Wenn in New-York plötzlich Geld auf 9 und 12 Prozent schnellte, so handelte es sich um Manöver einflußreicher Fixer, die Effekten bei den Banken lombardirten, — nur, um dadurch Geld aus dem Verkehr zu ziehen und mit der Knappheit dann auf den Markt zu drücken. Uebertriebene Wichtigkeit ist der Nachricht beigelegt worden, daß die Canadian-Pacific-Bahn ihre Fahrpreise zweiter Klasse von Sankt Paul bis zur Küste des Stillen Ozeans von 40 auf 12½ Dollars herabgesetzt habe. Sie folgte damit nur dem Beispiel der Great Northern Co.; auch sind die Frachtensätze viel wichtiger als die Passagierpreise, besonders im Winter. Im Grunde ists hauptsächlich wohl auf Klondyke, das neue Goldland, abgesehen. Von der Wiederaufnahme der Silberagitation hält man nichts; es geht den Farmern zu gut.

Der Besuch des Herrn Rhodes in Berlin hat vorläufig den Minenmarkt unbeeinflußt gelassen. Kenner erwarten aber nach Ostern einen „boom“, der, wie beinahe immer, bei Randmines einsetzen dürfte. Es giebt jetzt die erste Dividende von 100 Prozent, was freilich bei einem Preise von 43 Pfund Sterling für die Aktie von 1 Pfund, und da bisher noch nichts vertheilt worden ist, nur 2½ Prozent ausmacht. Aber Wernher, Beit & Co. haben sich schriftlich ausgemacht, daß sie bei einer Dividende von 100 Prozent (also 330000 Pfund Sterling) fünfundzwanzig Prozent aller Erträgnisse des Unternehmens erhalten. Das würde bei den neuen Transaktionen der Randmines ins Ungemessene gehen und deshalb hofft man, daß sie gegen eine Abfindung in Reserveshares dieses Präzipuum aufgeben werden. Interessant ist noch die Thatsache, daß wir in Berlin fast die Gründung einer johannesburger Firma erlebt hätten, nämlich des bekannten und alten Hauses Lewis & Marx, das durch Kohlen, Minen und schlechten Schnaps zu Reichthum gelangt ist. Aber Alle, die jemals durch die Geschäftsprinzipien dieses Hauses Verluste erlitten hatten — an ihrer Albert-Silbermine war besonders viel verloren worden —, traten wie ein Mann gegen die Gründung auf und sie fiel ins Wasser, trotzdem die Firma dem Präsidenten Krüger, dem sie das Branntweinmonopol verdankte, schon bei Lebzeiten ein kostspieliges Denkmal setzen ließ, um sich so Freunde zu werben. Pluto.

Theater.

Unter mir, im ersten Stock, spielt eine Dame sehr heftig Klavier. Schon eine Stunde lang; wohl eine Stunde mindestens noch. So lange dauerts immer. Und ich soll über zwei kleine Versspiele schreiben, die in der zweiten Märzhälfte im Deutschen Theater aufgeführt worden und seitdem schnell wieder verschwunden sind. Wie war doch der Inhalt, der Eindruck in meinen aufhorchenden Sinn? Die Spur ist verwischt; nur schattenhaft regt sichs noch im Dämmerlicht trägen Erinnerns. Vielleicht — man tröstet sich gar zu gern! — trägt die Dame da unten, die klimpernde, die Schuld; sie spielt, mit nie lahmendem Eifer, immer das selbe Stück, von dem nur einzelne Töne, die aber ganz laut, in mein Zimmer hinaufdringen. Es klingt wagnerisch, nach dem Charfreitagszauber. Ach ... Bayreuth! Diese gewaltige, niederwerfende Wirkung! Und diese Uebermüdung nach dem Klingeln an allen Nerven, dieser eiserne Reif um die schwüle Stirn! Frau Cosima Wagner sprach äußerst klug, sogar geistvoll, Hermann Levi schwärmte wie ein großer Künstler, aber ich saß ganz dumpf und dumm und brachte kein Wort heraus. Und nachts dann auf der Bahn gen Berlin, aus Lenbachs Kunstbogenpalast und den bayreuther Wonnen in den grauen Alltag ... Auf welche tolle Gedankenjagd, in welchen bunten Kreis plötzlich hell werdender Erinnerungbilder lockt solches zerflatternde Geklinge! Mit Lenbach und Bayreuth hat Herr Hugo von Hofmannsthal, der wienerische, kaum mannbar gewordene Dichter der beiden Versspiele, doch gar nichts zu thun. Ich muß den Zettel neben mich legen und nach der Schnur zu erzählen versuchen ... Also:

Irgendwo im fernen Orient, in einer alten, sonnigen Stadt eines Märchenperserlandes, lebt ein junges Mädchen. Sobeïde, so heißt sie, ist schön und klug. Noch klüger als schön: ihr ward die Unseligen oft von bösen Feen in die Wiege gespendete Gabe, sich selbst leben zu sehen und das eigene Fühlen, wie einen Blüthenkelch, spalten, zerfasern zu können. Das kommt bei Orientkindern vor; sonst hätten wir keinen Prediger Salomo, keinen Talmud, kein Buch der Lieder ... und keinen Georg Hirschfeld. In den Weltwesten wurde die unheilvolle Gabe vielleicht von Ahasver importirt, vielleicht spülte sie auch der große Christenkanal, der durch das islamitische Russenreich fließt, mit anderen Orientgütern auf Europens kühleren Sand. Jetzt, seit Mary Evans und Stendhal, Dostojewskij und Ibsen, Bourget, Barrès und Maeterlinck sie in die Mode gebracht haben, hat man auch einen Namen dafür gefunden: man objektivirt sich, differenzirt sich, hält Distanz zu sich selbst. Das klingt nicht sehr deutsch. Ist es auch nicht... Sobeïde hat zu ihrem Empfinden die gehörige Distanz. Sie weiß, was sie fühlt, raisonnirt über die Regung ihrer Sinne, schielt unter die Bewußtseinsschwelle, wo in krampfigen Wehen die Leidenschaften und die Gedichte geboren werden. Aber sie ist schön; und so braucht sie für ihre schreckende Klugheit kaum

erst Verzeihung zu erbitten. Sie lächelt lieblich und tanzt wie ein Elf im silbernen Dunst einer Mondnacht. Lächeln lehrte sie wohl der Liebste, der junge, heiße Assad, der so zärtlich seufzen und herzen kann; denn zu Haus, im engen Heim des verarmenden Goldschmiedes, gehts schmal und traurig zu und das schlanke Kind lernte da die Lippe gewiß nur zum Weinen verziehen. Ob Assads begehrliche Gluth früh auch die spröde Scham ihres Jungfrauenleibes wegsengte, daß er zum gefälligem Tanz, zum koketten Neckspiel der sich anbietenden und wieder versagenden Glieder, den Muth und die grazile Geschmeidigkeit fand? . . . Sobeïde ist reif; jeder Nerv in ihr ruft den Mann, — und ihr heller Verstand sinnt bedachtsam den Nervenregungen nach. Aber sie ist arm; und Assad, der Sohn eines Teppichhändlers, klagt und stöhnt, daß er auch nichts habe. So muß denn im Lenz der Liebe geschieden sein, ehe die saftige Frucht noch den Durst stillen konnte. Der Knabe sucht neue Liebe, das Mädchen hegt, wie ein Tröpflein voll köstlichsten Rosenduftes, im reinsten Kristallschrein ihres Gedächtnisses die Erinnerung an die einzige Süße ihres armen Lebens. Das ist bei Männlein und Weiblein in Osten und Westen der Brauch. Da tritt eines Tages der Vater mit bekümmerter Miene, durch deren Gewölk sich heute aber ein Hoffnungstrahl stiehlt, in Sobeïdens Gemach. Sein Hauptgläubiger, ein reicher Kaufmann, wirbt um die Tochter. Er sah sie lächeln, sah sie tanzen und will sie zur Frau. Das ist für die Eltern die Rettung; für das Mädchen . . .? Danach sollen selbst in unserer Kulturzone Väter und Mütter manchmal nicht fragen. Der Tag der Hochzeit kommt rasch. Der Vater fährt mit der Hand über die Augen, die Mutter heult. Das thun alte Kupplerinnen, die nur den Wunsch kannten, ihre Töchter möglichst schnell loszuschlagen, im Perserreich wie im Borussenlande auch heute noch gern; gewöhnlich sind sie dann sehr empört, wenn die so, lieblos, verschacherten Töchter die Ehe brechen, die sie vorher brach, gehen in Trauer und plärren über die Schande, die ihre Unschuld nun trostlos erleiden soll. Sobeïde fühlt, daß sie ihre Ehe brechen wird, brechen muß, — und seis nur in dem Gedanken, der aus dem Bette des greisenden Gatten zu dem jungen Geliebten flieht. Als sie ihm zum ersten Male allein gegenüber steht, sagt sie, mit dem unbarmherzigen Muth der Verzweifelnden, dem Manne Alles. Nur in dieser Stunde gehört sie sich selbst; früher gängelten sie die Eltern, künftig wird sie der Ueberreife regiren, dessen Blick sehnsüchtig schon ihre Reize durchsucht; ihm soll sie, für den doch kein Sinn in ihr schmeichelnd spricht, nun gehorsam Das geben, was sie dem Anderen weigern mußte. Er wird sie entkleiden, sich neben sie legen, wird sein Herrenrecht fordern, heute und immer. . . Wenigstens soll er wissen, wen er umarmt. In einer langen Beichte erleichtert sie sich, in einem Selbstgespräch, dem der Zufall den Lauscher gefunden hat. Und siehe: der Lauscher ist nicht nur ein reicher Kaufmann, ist nicht der gierige Händler, der mit den alten Armen zäh die einmal erhandelte Waare festhält, sondern ein Weiser, der zu den Weltenwegen der Sterne aufgeschaut und in das Werden der Erd-

pflanzen das Auge hinabgetaucht hat, daß es Wachsthum und Welken irdischer Dinge erkennen und zornlos erdulden lerne. Die Widerwillige mag er nicht halten; er entläßt sie aus der Pflicht, öffnet selbst ein enges Gartenpförtchen, aus dem die bräutlich Geschmückte, von des Gatten Hand Unberührte, entweichen kann. Und nun ists ein Jubel, als hätte Ormuzd mit Mithras Hilfe über Ahriman gesiegt und als könne das wärmende Sonnenlicht nie wieder der Finsterniß und der Kälte weichen. Auf der Liebe Flügeln eilt, wie der Dichter singt, die Frau fort, die nicht des Mannes ward, — hastig, denn sie darf nicht säumen, wenn sie die Hochzeitnacht heute noch im Arm des Jünglings verleben will, den ihre Sehnsucht so lange schon sucht.

Sie findet ihn; doch nicht in Hochzeiterstimmung. Sie hat, die Kluge, den schweren Schritt aus dem eng umhegten Bezirk der geltenden Sitte gethan, unter Jauchzen gethan, — die Kluge. Nun steht sie allein. Keine Konvention schützt sie mehr ... Und dem holden Wahn folgt nun schnell die Enttäuschung.

Assad hat sie längst vergessen; es scheint ihm nicht einmal mehr lohnend, ihr noch zu lügen. Er log, da er sich ihr für arm ausgab: sein Vater, ein geiler Wucherer, lebt im üppigsten Luxus und Beide balgen, als Sobeïde ins Haus stürmt, um eine hübsche Buhlerin. Jetzt spricht er brutale Wahrheit. Sie soll ihn nicht langweilen, nicht in den neuen Pürschgang seiner Sinne hineintölpeln. Sie ist verheirathet? Gut: er wird heimlich kommen und sie können hinter des Gatten Rücken dann kosen... Des Lümmels Roheit scheucht das verschüchterte Mädchen hinweg... So sieht das große Glück, das wunderbare, in der Nähe aus, dem sie mit pochenden Pulsen von fern her nachjagte? Sie flieht aus dem Brunstgeruch, in die Nacht, schleppt sich bis an das Haus ihres Gatten, klettert, um einmal noch über den Alltagsniederungen zu stehen, einmal der Sonne noch näher zu sein, auf einen verfallenden Thurm, stürzt sich jählings hinab und stirbt im Schoß des weise Sprüche murmelnden Mannes.

Das ist: „Die Hochzeit der Sobeïde, tragisches Märchen in zwei Akten von Hugo von Hofmannsthal". So — mehr darf ich nicht sagen — erscheint, während von unten die wirren Töne heraufklingen, meiner Erinnerung das leichte Spiel. Ob es wirklich so war? Ob es die verschiedenen Formen des schon im Entstehen verschieden gefärbten Gefühles schildern wollte, das man sich gewöhnt hat, „Liebe" zu nennen, die täuschenden Schleier wegschieben, in die es sich hüllt? Wir sehen den bequemen Egoismus der Elternliebe, die galante Gefälligkeit der Dirne, Greisengier, die das Vermögen überlebt, den brünstigen Kitzel ungezügelter Jugend, das bewußte, in spirituellen Vorstellungen wurzelnde Sehnen eines reinen Herzens und die zum Entsagen bereite Liebe des schwachwilligen Weisen, den ein langes Leben gelehrt hat, daß sich Empfindung nicht zwingen läßt, und den erkaufte Küsse nicht mehr beglücken. Das mag der tiefe Sinn des Spieles gewesen sein; vielleicht ... Oder sollte nur gezeigt

werden, wie ein Gefühl wird, das ganze Wesen stimmt, und wie Der, dessen Hand zuerst den Ton anschlug, oft mit unsauberem Finger die Tasten berührte?

Das war, wenn ich nicht irre, der Sinn des zweiten Versspieles, dem Herr von Hofmannsthal den Titel gab: „Der Abenteurer und die Sängerin". So hieß es in Wien; in Berlin war die Sängerin verschwunden und nur der Abenteurer geblieben. Und doch schien die Sängerin mir, nicht in der berliner Darstellung nur, die einzig interessirende Gestalt, die einzige, die Etwas wie eine „Handlung" auf die Bühne bringt. Und Handlung wollte der Dichter doch geben, denn auf dem Zettel wird als „Ort der Handlung" Venedig genannt. Das Venedig aus dem Mitteldezennium des achtzehnten Jahrhunderts, das galante Venedig Casanovas, das gesuchteste Lupanar Europas. Von der Stadt sehen wir nichts, spüren auch keinen Hauch ihres Athems. Eine kümmerliche, mit fahlen Theaterflittern geputzte Lustigkeit thut sich unserem Blick auf. Spieler, Parvenus, brünstige und Allen feile Damen taumeln im Schattenreigen umher, ein Abbate blamirt sich, eine Balletmutter macht Possenwitze, — aber Alles bleibt blutlos, scheint künstlich, mit billigen Magiermitteln, heraufbeschworen, wirkt wie die Vision eines Müden. Es ist, als hielten wir das Opernglas verkehrt vors Auge und schauten in einem fernen Spiel winzige Schemen. Und gerade hier wäre doch strotzende Kraft, wäre der Uebermuth eines Riesen nöthig gewesen. Denn ein Kondottiere der erotischen Welt sollte uns gezeigt werden, ein glänzender Hochstapler, der im Triumph durch die prangenden Städte des Südens zieht, Herzen bricht, Börsen leert, den Verstand der Verständigen mit espritvoll gesetzten Worten in Schlummer lullt, den Weibern die Sinne verwirrt und, ob auch Wolken dräuen, gläubig, trotz Caesar, Wallenstein, Bonaparte und Mercadet, stets seinem Stern vertraut. Ein Solcher sollte vorgeführt werden; wir ahnen es, aber wir sehen ihn nicht, sehen und hören nur einen belesenen Schwätzer, dem nichts mehr gelingt. Einst hat er die schöne Vittoria verführt. Sein Kuß weckte die Künstlerin, weckte die Gluth, die der Sängerin nun die Seelen gewinnt. Sie ist Primadonna, ist — 1750 in Venedig? — die Frau eines vornehmen Patriziers geworden. Als sie den ersten Erreger ihrer Mädchenpsyche aber wiedersieht, ists ihr wie damals; auf seinen Ruf fliegt sie zu ihm, verschleiert, bei Nacht, wahrscheinlich in einer bekränzten Gondel. Da ist er ... Ist ers wirklich? Dieser routinirte Herzenbrecher, dessen Künste schon welken, dieser Eitle, der sich so berauschend wähnt? Sein Finger konnte das unberührte Instrument ihrer jungen Sinne zum Schwingen und Klingen bringen; jetzt ist der Finger zu unsauber, das anerzogene Verführerlächeln zu starr, zu maskenhaft, der ganze Herr zu fleckig: sie kann ihn nicht mehr küssen. Sie sagt es ihm, sagt ihm, daß er in ihrem Leben nur ein Werkzeug war, ein nun verbrauchtes. Und scheidet enttäuscht von dem Ideal ihrer Mädchenjahre, — enttäuscht, wie Sobeïde von Assad schied. (Fräulein Dumont hat, in einer sonst erbärmlichen Darstellung, die Szene ganz wundervoll fein gespielt, trotzdem Herr Kainz sie mit widrigen Virtuosenmätzchen zu stören

suchte; ihr dunkel verschleierter Blick war in dem leeren Maskenspiel das einzig Menschliche)... Wollte Herr von Hofmannsthal in den beiden Neurasthenikerphantasien uns lehren, daß man sich hüten soll, die Ideale zu sehr in der Nähe zu sehen, und daß Der nur heiter durchs Leben kommt, der es ohne Ideale zu leben vermag und durch Koth und Blut zum Genuß schreitet, wie der Abenteurer und Assads Vater?... Nein: Das kann nicht stimmen; denn Vittoria Venier, die Sängerin, ist ja glücklicher, im Innersten froher als der Genußsüchtling, an dessen Kantharidenküssen ihre Frauenkunst reifte, und selbst der weise Kaufmann rettet sich in stilles, bescheidenes Glück. Und doch scheinen die Schlußworte beider Spiele für die eben angedeutete Absicht zu sprechen. Der Abenteurer ruft gähnend:

„Doch nun zu Bett! Dies ist ein buntes Zeug
Von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust...
(Am Fenster) O schöne Stadt,
Die nie versagt! Heut war ein hübscher Tag!...
Doch was vergeud' ich Schlafenszeit mit Schwätzen?
(An der Schlafzimmerthür) Wir wollen
Auf dieses schöne Heut ein schönes Morgen setzen
Und weiter so, so lang die Würfel rollen!“

Und vorher hatte der reiche Kaufmann an Sobeïdes Leiche gesagt:

„... So bitter ist dies Leben!
Ihr ward ein Wunsch erfüllt, die eine Thür,
An der sie lag mit Sehnsucht und Verlangen,
Ihr aufgethan, — und so kam sie zurück
Und trug den Tod sich heim, die abends ausgegangen
.... um ein großes Glück!“

Diese Verse habe ich aus einer Zeitung abgeschrieben. Das war wohl ein Fehler: sie brachten mich auf den Einfall, der Dichter habe „Etwas gewollt“, habe den Wunsch gehabt, in des Hörers Assoziationcentren Gefühle oder gar Gedanken anklingen zu lassen. Herr von Hofmannsthal würde im mitleidigen Stolz seiner fünfundzwanzig Jahre unter dem funkelnagelneuen Doktorhut lächeln, wenn er diese Zeilen läse. Er hat einmal geschrieben, damals, als er noch Student, vielleicht auch Primaner, war, sehr blasirt, sehr skeptisch vor den Phänomenen der Wirklichkeit und immer sehr müde, immer geneigt, das Feinste zu überfeinern: „Von der Poesie führt kein direkter Weg ins Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie.“ Punktum. Qualis artifex!.. Und nun soll er Etwas gewollt, Gefühle oder gar Gedanken zu wecken gewünscht haben? Du lieber Himmel: Das wäre ja die alte Geschichte, l'art pour le sentiment. Sein Bannerspruch ist: L'art pour l'art. Er dichtet für Mitdichter, die für „gewichtlose Gewebe aus Worten“ das rechte Kennerverständniß haben, und ihm ist „eine neue und kühne Verbindung von Worten das wundervollste Geschenk für die Seele.“ In ihm klingt es und er liebt das „bunte Zeug“, das sich ihm aus

eigener Phantasiethätigkeit und mehr noch aus reichen literarischen Erinnerungen schattenhaft gestaltet. Er findet auch schöne Worte; leider sinds nicht immer selbst geprägte. Es ist mehr Epigonenthum in ihm als in seinem Mitdichter Stefan George, der feierlicher, prächtiger, mehr vates ist, — aber auch ein süßerer Reiz. Auf der Bühne wirken seine Spielchen dünn — unter uns: sie langweilen, denn die Feinheit manches Wortes, die erklügelte Beleuchtung der ein Bischen monotonen, aber geschickt ausgestellten Bilder kann man in der Hetzjagd des Theatergetriebes nicht genießen — und den Hörer, vor dem sich ein Rederausch austobt und dem kaum Etwas zu schauen, zu greifen, mitzuerleben bleibt, beschleicht das Gefühl, von einem schlauen Artisten gefoppt zu sein. Doch der Dichter ist jung, seine Lyrik steht erst im Lenz und er kann auch als Dramatiker noch zu einer Persönlichkeit erwachsen. Ich habe mich lange vergebens bemüht, den Sinn seiner buntscheckig gefärbten Wortfügungen zu ergründen; nun weiß ichs: er will keinen Sinn in der Alltagsbedeutung des Wortes, er will einer Sensation, einer Stimmung, die in ihm ist, vielleicht nur durch seinen Sinn huscht, den formal vollendetsten Ausdruck finden, will auf dem bequemen Instrument einer gebildeten Sprache spielen.

... Das will da unten die Dame auch. Sie übt noch immer, immer das selbe Stück; was ists nur? Am Ende doch nicht Parsifal, vielleicht Berlioz, vielleicht Richard Strauß ... Auch Herr von Hofmannsthal spielt seit acht Jahren, seit der Gymnasiast durch die feinen Verse des Miniaturdramas „Gestern“ berühmt wurde, immer die selbe Weise. Die Dame ist noch eine Stümperin, Herr von Hofmannsthal schon ein Könner; eigentlich war ers als Siebenzehnjähriger nicht weniger als heute. Aber Beide sind noch im Vorhof, Beide üben die technische Kraft und haben uns Eigenes vorläufig nicht mitzutheilen. Deshalb summt und dröhnt es aus ihrem Spiel wirr in unser Ohr, wir können das Getön nicht zu Klangbildern ordnen, nicht im Gedächtniß festhalten, und allerlei Erinnerungen drängen sich in den lauschenden Sinn: an Shakespeare und Richard Strauß, Berlioz und Maeterlinck, Grillparzer und Poe, Nietzsche, Wagner und Renan ... ein „buntes Zeug“! Wer weiß, was ich thöricht in die Gedichte des Herrn von Hofmannsthal hineingetragen habe! ... Nein: mit Wagner und Lenbach hat dieser wienerische Preziöse nichts gemein. Lenbach benutzt seine technische Meisterschaft, um einem von ihm gewitterten Geist den Körper zu malen, der nach seinem Schöpferurtheil diesem Geist ziemt. Und an den Glockenstrang, der Wagners Riesengeläut zum Tönen brachte, hingen sich stets die unsichtbar die Zeit bestimmenden Mächte, die Gedanken und Gefühle einer unruhig gährenden Epoche. Herr von Hofmannsthal würde die Nase rümpfen. Was ist ihm die Zeit? Er ist heute im alten Persien, morgen im Rococovenedig und übermorgen vielleicht bei Perikles und Antinous, — immer elegant, zierlich, dem Auge und Ohr eine Lust und selbst sich ein Wohlgefallen, immer auch ein Bischen müde. Kein Wunder: er ist niemals daheim, nie bei sich, dem Bänkersprossen der Donaustadt. Hat der glänzende „Abenteurer“ nicht auch so angefangen? ... Herr von Hofmannsthal mag sich wahren; sonst wird es ihm eines Tages mit seiner Gemeinde gehen, wie es dem Abenteurer mit der Sängerin ging. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin

Die Zukunft.

Berlin, den 8. April 1899.

Pantomimus.

Zehn Jahre ists ungefähr her, da kamen die im pariser Cercle Funambulesque vereinten literarischen Feinschmecker, Stutzer und Tonangeber auf den Einfall, die alte Pantomime zu neuem Leben zu wecken. Warum nicht? Sie hatten den Rock, die Kravatte und die Romantik von 1830 wieder in die Mode gebracht: warum sollte der selbe Erfolg nicht dem Versuch beschieden sein, die rhythmische Geberdensprache des Pantomimus und der Pyrrhiche zu modernisiren? Etwas mußte geschehen, denn der Realismus und Naturalismus war allgemach gar zu langweilig geworden. Immer schwarze, graue und braune Röcke, zur Abwechselung höchstens einmal eine Arbeiterblouse, immer zerhackte, gestammelte Sätze, deren Schlagwörter dem Argot von Montmartre oder der Langue Verte der Strolchsphäre entlehnt waren, in übel riechenden Spelunken immer wieder die selbe Ausstellung von Unfläthigkeiten und Scheusäligkeiten: nein, es ging wirklich nicht mehr. Die Freude an der frechen und frischen Rebellion gegen die Philisterei und Pedanterei der Dramenpäpste und Theaterbonzen war verbraust, die Abhärtung des lieben Publikums hatte so riesige Fortschritte gemacht, daß es nun völlig entschämt war und, als Masse, ohne zu zucken, Zoten ertrug, die den Einzelnen, Mann und Weib, aus dem Zimmer getrieben hätten, und sogar die ungeheure Entdeckung, daß der gute Bürger sich in seinen vier Wänden oder gar auf dem Marktplatz nicht monologisch zu äußern pflegt, hatte den ersten Reiz der Neuheit verloren. Man hatte Epoche gemacht. Man wollte wie-

der Epoche machen. Denn eine rechtschaffene moderne Kunstepoche darf nicht länger dauern als höchstens vier bis fünf Jahre. Zu neuer Stilisirung fehlte noch das Talent und der Muth; erst später sollte Edmond Rostand, der Cyranodichter, den Weg in die gallische Renaissance weisen. Damals schien es am Besten, vom Neuesten gleich bis aufs Aelteste zurückzugreifen. Also Pantomime. Freilich: mit der alten Manier der augustischen Zeit ging es nicht; mythologisch-erotische Stoffe hätten die blasirte Menschheit von 1890 kaum noch gelockt und Bathyllos wäre im Chat Noir nie populär geworden. Auf die Modernisirung kam Alles an. Man wollte vage Gestalten, die nur die allgemeinsten Züge der Menschlichkeit trügen, wollte zeitlose Handlungen, die auf jedem Schauplatz, in jeder Zone, zu jeder Stunde möglich wären. Kein gesprochenes Wort, kein superkluger Versuch, auf dem bretternen Gerüst, dem die vierte Wand fehlt, Wirklichkeit vorzutäuschen. Nietzsche war den Franzosen damals noch ein fremder Mann, den höchstens ein kleiner Esoterikerkreis kannte; in die Stimmung der Geister war aber schon ein Hauch der Einsiedlerweisheit gedrungen, die Zarathustra sprechen ließ: „Was ist denn wirklich? Zieht einmal das Phantasma und die ganze menschliche Zuthat davon ab, Ihr Nüchternen! Ja, wenn Ihr Eure Herkunft, Vergangenheit, Vorschule, Eure gesammte Menschheit vergessen könntet! Es giebt für uns keine Wirklichkeit.“ Es sollte sie auf dem Theater fortan nicht mehr geben. Man rettete sich vor dem Naturalismus ins altitalienische Maskenspiel, vor Coupeau und Gervaise zu Pierrot und Colombine, den lachenden Erben des Pantomimus der Kaiserzeit. Aber ... diese Erben lachten zu laut, zu lange, zu lustig. Das war monoton, war für kränkelnde Nerven keine passende Kost; robuste Heiterkeit taugt nicht für müde Menschen. Da half ein genialer Zeichner: Willette schuf seinen Pierrot morne. Das war nicht mehr der mehlige Lümmel mit den wasserblauen Augen und den blutrothen dicken Lippen, die sich ewig zum Küssen spitzten, nicht der ungeschlachte Tölpel, der für verliebte Schwüre schallende Ohrfeigen einhandelte, sich in Schränke verkroch und schweinisch quiekte, wenn der Herr, der bedrohte Ehemann oder die handfeste Liebste ihn bei der Halskrause nahm und so tüchtig schüttelte, daß ihm das weiße Pluderkleid wie ein Leichenlaken um die feisten Glieder schlotterte. Das war ein hagerer Herr mit vergrämten Zügen, der den Pierrotkittel wohl nur gewählt hatte, um auf der großen Maskerade des Alltagslebens unerkannt zu bleiben, ein verwöhnter Skeptiker, der die Wange dick mit Mehl betupft hatte, um die Spuren des Harms, der Ausschweifung und todsündigen Lust an den Machtkämpfen der Zeitlichkeit zu verbergen. Ein Pierrot, der

längst das Zweifeln und das Ekeln gelernt hat, der pantin humain, der aus müden Augen in eine entgötterte Welt starrt. Er lächelte oft, doch nie ohne Bitterkeit; und wenn er lachte, klangs schaurig, wie aus zahnlos moderndem Mund, klangs wie ein Gespenstergekreisch um Mitternacht ... Dieser Pierrot paßte in seine Zeit; er konnte der neuen Pantomime die Stimmung geben. Ein geschickter Theatermann, Michel Carré, packte ihn am Kragen, packte ihn in der Maienblüthe seiner Schlingeljugend, assoziirte sich schnell einem pfiffigen Musikanten und schleppte die gute Beute auf die Bühne. Das allerliebste Stück stummer Menschentragikomoedie kam zur rechten Stunde. L'enfant prodigue war in Paris die Sensation eines Winters und Pierrot trat die Rundreise durch die von der Kultur beleckten Welttheile an. Er erkoste, erlistete, ertrotzte der Pantomime den Sieg, — hätte ihn auch in Berlin, wo die pariser Moden stets ein Bischen verspätet angenommen werden, ihr erfochten, wenn, statt einer Vorstadtspielerin, Fräulein dell'Era dem ruchlosen Epheben Körper und Seele gegeben hätte. Dazu kams leider nicht; und Monsieur Séverin, der im Metropol-Theater jetzt den Andächtigen als „erster Mimiker Frankreichs" vorgeführt wird, ist zu schwach, zu arm an individuellem Reiz, als daß ihm die Eroberung der Festung gelingen könnte, von der Neugermaniens Kunstgeschmack das Zeichen zum Widerstand oder zur Unterwerfung erwartet. Auch kommt Pierrot uns diesmal gar zu blutrünstig, gar zu sehr im Stil Bouchardys und d'Ennerys: er mordet, sieht, wie Hamlet, einen leibhaftig scheinenden Geist und wird, wie Don Juan, in die Hölle geholt. Catulle Mendès, der fein empfinden und sauber gestalten kann, begnügte sich mit den ältesten Melodramenmitteln, als er für den Massengeschmack den Chand d'habits schuf. Er fand einen Bruder im Wagnerglauben und dieser flinke Herr Bouval kleidete die unfrei nach Erckmann-Chatrian zusammengeklebte Mär vom ermordeten polnischen Juden in ein behend gewebtes Leitmotivengewand, dessen Bruststück allerlei Wälsenweisen zieren. Mit Willettes Pierrot aber wußte der zuchtlose Parnassierzögling nichts anzufangen. Er ließ ihm den weißen Wulstkittel der commedia dell' arte — die Riesenknöpfe des bergamaskischen Hausburschen fehlten: sie hätten zu komisch gewirkt —, aber er nahm ihm die modernisirten Wesenszüge des Zannisprossen und schmuggelte unter dem Komikerhemde den bleichen Verbrecher des Melodramas ein. Den entarteten Pierrot Catulls verführt eine Phryne; um sie für sich allein zu haben, tötet er einen jüdischen Kleiderhändler, dessen Spukgestalt dem nach Genuß Langenden dann immer wieder als Schreckbild erscheint und ihn endlich in den

Höllenschlund reißt, während er eben hoffte, in seiner Huldin Armen von langer Qual ausruhen zu können. Das ist nicht sehr neu, nicht sehr unterhaltend und nicht sehr „tief“. Aufgeregte Dreyfusleute könnten freilich in der Pantomime verborgenen Sinn wittern und kühn verkünden, in ihr sei gezeigt, daß Frankreich sich von dem Gespenst des gemeuchelten jüdischen Hauptmanns trotz heftigem Mühen und üppigen Taumelräuschen nicht zu befreien vermag und daß der Schutzschelm der Teufelsinsel die Mörderbande bald in seinen Bereich zerren wird. Doch darf der Nüchterne solche Symbolik getrost dem Berliner Tageblatt überlassen und sich an greifbarere Erscheinungen halten.

Viel wird er nicht finden. Das Ding wäre unerträglich, wenn im Stil der Suezeit dazu gesprochen würde. Wir sind mit Redensartigkeit übersättigt und namentlich jeder Pathoston klingt uns wie schon einmal gehört, wie ein mattes Echo von der Schaubühne oder aus dem Schwurgerichtssaal. Die Zwiespältigkeit einer Weltanschauung, die sich von der verwesenden Leiche ihres alten Glaubens offiziell nicht trennen mag, hemmt den Strom freier Rede voll Mark und Nachdruck. Da ists ein Vergnügen, den Stummen oder doch stumm Scheinenden zu lauschen; sie heucheln wenigstens nicht, reden nicht nach der Romantikermode und ersparen uns auf dem Kleid der Lust und des Schmerzes die Phrasenverbrämung. Die größten Dramen, Othello und Hamlet, Macbeth und Lear, könnte der Blödeste ohne ein gesprochenes Wort verstehen; sie wirken durch die Kraft ihrer Bildlichkeit, die Seelen erschließt und in die dunkelsten Bezirke kaum bewußt werdender Regungen den Blick schweifen läßt. Auch in dem schwachen Mimodrama des wandelbaren Mendès, das mit der Menschheit beiden großen Gegenständen, mit Hunger und Liebe, ein Schreckspiel treibt, steht der Mörder, trotz seinem weißen Kittel, hüllenlos vor unserem Auge; wir sehen die irren Flämmchen, die durch seinen halbwachen Thorensinn flackern, — sehen sie deutlicher, als wenn wir den Kommentar hörten, den seine Zunge dazu lallen könnte. Der Kommentar käme ja doch aus dem Geist der Anderen, aus Büchern oder anerhorchtem Nachbarntratsch. Jetzt müssen wir selbst ihn suchen, selbst mitthätig sein; und die ungewohnte, reizende Arbeit regt uns zum Nachdenken an. Da steht ein Mensch, der gemordet hat. Warum? Er sagt es nicht, doch wir sehens; braucht Kain erst zu sagen, warum er Abel erschlägt? Eine feile Schöne hat sich dem nie zum Genuß geladenen und doch in Gier schmachtenden Bengel für die Stunde verheißen, wo er die Mittel haben wird, ihren Luxus zu bezahlen. Der Zufall führt ihm einen Wehrlosen, den er für reich hält, in den Weg, der leidenschaftlichen Brunst muß die hemmende Vorstellung von Schuld und Strafe

weichen: er mordet und will in den Boudoirwohlgerüchen des feinen Liebchens die Blutspur wegwaschen ... Wer in diesem Augenblick den dem stummen Spiel Zuschauenden mit dem alten Zauberwort von der Freiheit des Willens käme, würde ausgelacht, — auch von Denen, die Schopenhauers Meisterstudie nicht gelesen und die Lehre vom Determinismus stets mit strenger Miene verworfen haben, im stolzen Gefühl, als die Krone der Schöpfung von fremder Beeinflussung völlig frei zu sein. Zu deutlich ist hier die Belastung des Willens sichtbar, zu klar erkennbar der Draht, der den Entschluß ins Bewußtsein leitet, als daß der Glaube an ein liberum arbitrium aufrecht bleiben könnte. Während Herr Séverin, mit der seit dem enfant prodigue für die Pierrotrolle vorgeschriebenen weibischen Grazie, die hier schlecht angebracht scheint, seine vermaledeiten Geberden macht, festigt sich in dem Betrachter die Ueberzeugung: Pierrot ist gar nicht so schlimm; er wäre nicht auf den Pfad des Verbrechens gerathen, wenn ihn die Schöne nicht angestiftet hätte.

... Hat sie ihn wirklich angestiftet?

Ganz leicht wäre es nicht, sie als Mitthäterin verurtheilen zu lassen. Vor Geschworenen könnte es gelingen, denn die hübsche Dame ist lüderlich; doch von den Schwurgerichten hat ja schon Enrico Ferri gesagt: „Niemand denkt daran, seine Taschenuhr dem Schuhmacher zur Reparatur zu geben; die Ausübung der Strafjustiz aber verlangen wir vom erstbesten Krämer oder Rentier, Maler oder Fabrikanten, der vielleicht nie vorher in seinem Leben einen Strafprozeß vor Augen gehabt hat." Gelehrte Richter würden am Ende zögern. Zwar lehrt uns ein Paragraph des deutschen Strafgesetzbuches, der Anstiftung sei Jeder schuldig, der „einen Anderen zu der von ihm begangenen strafbaren Handlung durch Geschenke oder Versprechen, durch Drohung, durch Mißbrauch des Ansehens oder der Gewalt, durch absichtliche Herbeiführung oder Beförderung eines Irrthums oder durch andere Mittel vorsätzlich bestimmt hat." Die Auswahl ist ziemlich groß; besonders die Generalklausel „oder durch andere Mittel" ist bedenklich und der Determinist Franz von Liszt sagt in seinem Lehrbuch noch obendrein, „im gegebenen Falle müsse sogar scheinbares Abrathen von der Begehung der Handlung als für die Begriffsbestimmung genügend erachtet werden." Auch ließe sich gegen die Hetäre wohl mit der Behauptung operiren, sie habe durch ein Versprechen die Mitthäterschaft auf sich geladen: sie verhieß sich dem Reichen und wußte doch, daß nur eine strafbare Handlung dem armen Schlingel Reichthum verschaffen konnte. Aber — eben thut sich bei Bengalfeuer der Höllenrachen auf — die berühmtesten Kommentatoren des Strafgesetzbuches, Oppenhoff an der

Spitze, fordern, der Anstifter müsse in dem Thäter den bestimmten Willen, die That zu begehen, nicht nur eine Geneigtheit oder einen unbestimmt auf das Ziel gerichteten Wunsch, geweckt haben. Das ist der Fall Lady Macbeth. Sie hat dem zaudernden Gemahl den Mordgedanken nicht nur so im Allgemeinen suggerirt, sondern ihm bis ins Einzelne den nächtigen Plan vorgezeichnet, „der allen unsren künftgen Tag' und Nächten soll unbeschränktes Herrenthum erfechten", und jeder Gerichtshof würde sie ohne Zubilligung mildernder Umstände zum Tode verurtheilen. Bei Pierrots Liebchen liegt die Sache anders: die kluge Sünderin hat den Werber nicht auf den Mordweg gewiesen, sondern ihm nur gesagt, um welchen Preis sie ihm allein gehören wolle, und dem Brünstigen anheimgestellt, selbst seinem Willen die bestimmte Richtung zu wählen. Eine im Großväterglauben an die Willensfreiheit erwachsene Jury würde sie vielleicht laufen lassen; und gelehrte Deterministen könnten den faßbaren Vorsatz vermissen und höchstens erwägen, ob mit dem Eventualdolus nichts zu machen sei. Der Spruch würde dann wahrscheinlich von der Art der Vertheidigung abhängen, von dem Ausgang des Duells zwischen dem Staatsanwalt und dem Privatplaideur, denen in solchem Fall das brusttönige Pathos sicher nicht fehlen würde. Ein Glück, daß uns die Rednerei diesmal erspart bleibt; gewöhnlich bringt sie doch nur längst ausgedroschenes Stroh. Wohl konnte mit Recht vor ein paar Wochen ein französischer Anwalt fragen: Comment être au criminel le vir bonus dont parle l'orateur romain, si, négligeant la vie et les êtres — condition essentielle pour pouvoir au besoin excuser —, on s'en tient aux lieux communs, aux croyances mesquines, au préjugés étroits, et si, chose plus grave, l'on va jusqu'a entretenir en cet état d'esprit ceux que l'on a la noble charge d'éclairer et de guider dans la voie de vérité? Wann aber erschallt vor den Schranken unserer Gerichte solche wahrhaftig wägende Stimme? Ueber eine geschickte Gruppirung möglicher Thatsachen kommen unsere forensischen Redner selten hinaus und jede effektvolle Beleuchtung ruft schon den Beifall der Hörer hervor. In der Pantomime entschleiert sich ohne Wortschwall das Menschliche der „Sache" und das Urtheil wird von keinem für den Staat oder fürs Honorar schwitzenden dialektischen Künstler entbunden.

Das Spiel ist aus ... Aber der aufgestörte Sinn haftet auf dem Heimweg noch an dem stummen Verbrecher und der rosigen Buhlerin. Vor zwei Tagen ist Frau Johanna Rosengart in Königsberg von der Anklage, den Gutsinspektor zur Ermordung ihres Mannes angestiftet zu haben, freigesprochen worden. Der Spruch konnte nicht anders lauten: es gab keinen

Thäter — für die Schuld des Inspektors war kaum der Schatten eines Beweises herbeigebracht —, also konnte es auch keine Theilnehmerin geben. Und dennoch hat das Urtheil Manchen, der sich besonders sittlich dünkt, nicht in des Busens Tiefe befriedigt. Die Schaar dieser Unbefriedigten, die mit Kant den theokratischen Grundsatz bekennen, nach der Moralregel müsse Böses mit Bösem vergolten werden, wäre noch viel größer gewesen, wenn der Inspektor lebendig auf die Anklagebank geschleppt und seiner Schuld überführt worden wäre. Dann wäre der Fall uns im Reagensglas vorgeführt worden, wo die Wirkung der Körper auf einander dem durch das Mikroskop gesteigerten Sehvermögen des Beobachters erkennbar ist, und der Staatsanwalt hätte nicht nöthig gehabt, das Grab des Ermordeten öffnen zu lassen, um so vielleicht in der letzten Stunde noch den fehlenden Schuldbeweis aus der Erde zu kratzen.

... Eine unglückliche Ehe. Ein roher, trunksüchtiger Mann, der die tüchtige, im Willenscentrum ungelähmte Frau quält, beschimpft, schlägt und sie, deren Leib noch die Spur seiner Mißhandlung trägt, nachts in sein Bett zwingt. Die Kinder wachsen heran, die Alkoholvergiftung des Gatten schreitet fort, die häuslichen Szenen häufen sich: man muß sich vor seinem eigenen Fleisch und Blut schämen. Auch vor dem Gesinde, den Gutsleuten, denen das Toben und Heulen nicht zu verbergen ist. Wie sollen sie vor einer Frau Respekt haben, die so Vieles herunterschlucken muß, ohne sich wehren zu dürfen, die roheste Schmähung, den niedrigsten Zweifel an ihrer körperlichen Treue? Die Leute zeigen schon mitleidige Mienen. Einer besonders, der Inspektor, der beinahe täglich auf dem Hofe verkehrt. Ihm klagt sie ihr Leid, ihn hält sie oft auf dem Gute zurück, weil sie, so lange er da ist, immerhin ein Bischen besser behandelt wird. So entsteht eine stille Vertraulichkeit, die das Staunen der Dienstboten erregt und dem von der Herrin Begnadeten schmeichelt. Heimlich keimt, langsam, in ihm der Entschluß. In trüben Stunden hat die Frau mehr als einmal der Frage nachgedacht, wie Alles sein, Alles werden könnte, wenn ihr Mann, der Störenfried, plötzlich verschwände. Plötzlich: nur kein langes, der Pflege bedürftiges Siechthum, das sie noch elender machen müßte. Aber in seinem Alter sterben ja viele Männer; und Einer von Denen, die er gekränkt, aus dem Brot gejagt oder zum Krüppel geschlagen hat, könnte ihn eines dunklen Tages aus dem Hinterhalt wegraffen. Dann wäre sie frei, wohlhabend, könnte nach Herzenslust in Haus und Hof schalten und walten, als gute Wirthin für ihr Gesinde sorgen, ohne vor wüsten Szenen zu zittern, ein behagliches Leben führen und, wenn sie's dann doch noch ein zweites Mal versuchen wollte, nach freiem Ermessen den neuen Eheherrn wählen. Solche Gedanken drängen sich der zwischen dem Mann und

den Kindern einsam Leidenden auf die Lippe. Sie spricht sie ihrem Vertrauten aus und fügt, in der frischen Wuth über eine eben erduldete Mißhandlung, den leidenschaftlichen Zornruf hinzu, Den, der sie vom Tyrannen befreie, werde sie jubelnd als ihren Erlöser preisen und ihm, dem Rächer ihrer Ehre, die blutigen Hände küssen. Nach jedem Sturm im Hause wiederholt sie stöhnend das Wort ... Es ist nicht ganz ernst gemeint, stammt zum Theil nur aus weibischer Freude am Ueberschwang, aus dem Bedürfniß aller Schwachen, Versklavten, sich in Worten wenigstens auszutoben. Dem Inspektor aber, der, seit er ihres Vertrauens gewürdigt ward, wie der fromme Knecht Fridolin der Gebieterin ergeben ist, scheint es heiligster Ernst. Er überlegt. Sein Leben war von Verbrechen rein. Er hat pünktlich seine Arbeit geleistet, mehr gescharwerkt, als die Pflicht befahl, und zu Gewaltthaten nie die leiseste Neigung gespürt. Nun ist er verbraucht, im letzten Stadium der Schwindsucht, die seine Sexualtriebe gesteigert hat, und an der kurzen Zeitspanne, die er unter Qualen noch zu durchmessen hat, liegt ihm nichts mehr. Wenn er der Erlöser der gütigen Frau würde, den Mann mit auf die letzte Reise nähme, der Allen im Wege ist? Allen: auch der Wirthschaft, die dem Inspektor ans Herz wuchs, und den Kindern, denen die bange Wahl zwischen Vater und Mutter erspart bleiben muß. Im Herrenhaus und in den Kossäthenhütten würde Alles aufathmen, wenn der Eine weg wäre, der nie einem Wesen Gutes erwies. Das wäre kein Mord, wäre Richterarbeit, das Werk eines Sühners begangener Schuld. So wenigstens scheint es der schwärmenden Phantasie des Phthisikers, der an den Besitz der Frau nicht zu denken, von ihrer leiblichen Hingebung kaum zu träumen wagt, dem, als er die tötende Kugel aus dem Gewehrlauf jagt, wie eine himmlische Vision nur die Möglichkeit vorschwebt, die Herrin könnte ihm dankbar die blutigen Hände küssen ... Und nun überlebt er, wider Erwarten, sein Opfer noch um ein langes Jahr. Nun sieht er die Frau, die er mit erlöschender Kraft retten wollte, neben sich auf der Sünderbank, als Anstifterin zum Mord angeklagt.

... Hat sie ihn wirklich angestiftet?

Nein: nie hat sie zu ihm gesagt, er solle hingehen und morden, — niemals. Sie zeigte ihm nur das Ziel ihres Sehnens, nicht den engen, gefahrvollen Pfad, der über einen von frevler Menschenhand gefällten Körper dorthin führen könnte. Sie verbarg nicht, was zur Nachtzeit wie ein dämmernder Hoffnungschein dem verzagenden Sinn aufging, aber sie nahm nicht die Lampe, griff nicht den Arm des Mannes, um dem Tastenden auf die richtige Spur zu helfen. Und einmal, als er, mit hektisch gerötheten Wangen, von solcher

Möglichkeit sprach und die erfahrenere Frau fragte, ob eine Mordthat auf dem Lande wohl unentdeckt bleiben könne, da hat sie in heftiger Rede ihm sogar abgerathen, ihm die unkluge Verruchtheit des Einfalles vors innere Auge gerückt... Und dennoch! Schloß ihre Warnung damals nicht mit einem Seufzer, der wie das Schluchzen einer Verzweifelnden klang? Riß nicht ihre ungestüme Klage erst den Abgrund auf, aus dem nun das blutrothe Irrlicht aufzuckt und den schwindsüchtigen Schwächling in ein erträumtes Heroenthum lockt? Und sprach ihr Auge, ihre ruhelos einen Rettungpfad suchende Geberde nicht anders als ihr an die Pflicht mahnender Mund, ganz anders? Rief der Blick, die Hand nicht dem willig Unterjochten zu: Thus! .. während die blasse Lippe von zeitlichen und ewigen Strafen die alte Schulweisheit murmelte?

Die großen Dramen kann selbst der Blödeste ohne ein gesprochenes Wort verstehen. Und wenn die Tragoedie von Zögershof sich so abgespielt hätte, wie sie hier nachgedacht wurde, dann hätte sie auch als Pantomime gewirkt und deutlicher als die längsten Plaidoyers den aufmerkenden Betrachter gelehrt, wie es mit der Freiheit des Willens und mit der Anstiftung im tiefsten Bewußtseinsgrunde eigentlich bestellt ist. Das Strafrecht braucht, so fein differenzirend und das dünnste Härchen noch sorgsam spaltend es in seiner begrifflichen Kasuistik dem Laien erscheint, grobe, für die Urtheilsbegründung greifbare Thatmerkmale und kann deshalb, trotz Kants moralischer Regel, beim besten Willen nicht immer das Böse mit Bösem vergelten. Auf dem Willen der zum Erkennen vereinten Richter lastet das Aktengepäck der Voruntersuchung; und die Fechterkünste der forensischen Duellanten können sie leicht zu schlimmer Irrung anstiften. Der nicht mit Rhetorengewandtheit begabte Angeklagte hat da ein schweres Spiel; und gegen den des Wortes mächtigen waffnet sich leicht wiederum das Mißtrauen der oft Belogenen und Betrogenen. Dostojewskijs Raskolnikow hat einen russischen Staatsanwalt einst von der Nothwendigkeit einer Reform und Vermenschlichung des Strafrechtes überzeugt. Das schwache Geberdendrama des Erotikers Catulle Mendès könnte, wie die Komoedie den Pfarrer, unsere Juristen bessere Psychologie lehren und sie erkennen lassen, daß der Rächer menschlicher Schuld unter den täuschenden Wortschleier schauen und die Vorgänge, die zum Verbrechen führen, vor seines Geistes Auge als Pantomime sehen muß.

Das Dänenthum in Südjütland.*)

Bei einem ernsten nationalen Zusammenstoß mit einer fremden Macht blickt jedes Volk auf seine Regirung als auf seinen natürlichen Wortführer. Wie klein ein Land, wie wenig zahlreich seine Bevölkerung auch sei: es erwartet von seiner Regirung nicht nur eine kluge, vorsichtige, sondern zugleich auch eine stolze, mindestens eine würdige Haltung. Wenn das dänische Volk unter den schwierigen Verhältnissen, in die jetzt die Südjüten gerathen sind, eine solche Hoffnung hegte, so ist es getäuscht worden. Es ist der dänischen Regirung, die ja auch nichts und Niemand, nicht einmal eine Partei, geschweige denn ein Land, repräsentirt, nicht gelungen, sich mit der deutschen Regirung zu einigen, und noch weniger, Eindruck auf sie zu machen.

Es wäre deshalb äußerst kindisch, wenn ein Privatmann ohne Macht und Autorität sich einbildete, er, für seine Person, vermöchte sich mit dem deutschen Volk in dieser Frage zu einigen. Wo das Nationalgefühl im Spiele ist, haben die Völker taube Ohren gegen Jeden, der für die Sache eines unterdrückten Nachbarstammes eintritt. Doch es giebt ja bei allen Völkerschaften eine Elite der besten Elemente. Und jedenfalls kann man — selbst dem offenbar Aussichtlosen gegenüber — zuweilen nicht umhin, sich zu

---

*) Ob der vom Oberpräsidenten von Köller, im Einvernehmen mit dem preußischen Staatsministerium, in Nordschleswig beschrittene Weg richtig gewählt war und ob er an das erwünschte Ziel führen kann, darüber ist hier bisher noch kein bündiges Urtheil gefällt worden, weil es schwer möglich war, von fern die Verhältnisse zu übersehen, und es sich nicht empfiehlt, in nationalpolitischen Machtfragen nur mit dem Phrasenrüstzeug des alten Liberalismus zu rasseln, dessen gepriesene „Humanität" stets da versagt, wo seine eigenen Lebensinteressen ins Spiel kommen. Nachdem schon früher der starke norwegische Dichter Björnstjerne Björnson hier von seinem Skandinavenstandpunkt die Frage beleuchtet hat, erbittet nun der feine Kritiker und Essayist Georg Brandes, ein Däne, der längst zum guten Europäer im nietzschischen Sinne ward, vom deutschen Volke Gehör. Das darf ihm um so weniger versagt werden, als wir Alle ihm dankbar sein müssen; denn er hat für die Verbreitung und Erkenntniß deutschen Geistes und deutscher Dichtung im Auslande ungemein viel gethan, wir Alle haben von ihm gelernt und wissen, daß er kein Feind deutscher Macht, kein Verkleinerer des deutschen Ansehens ist. Freilich spricht er als Däne, aber er vertritt zugleich ein Kulturideal, das auch der Deutsche nicht aus den Augen verlieren darf, wenn er auf die Achtung des Kulturkreises Werth legt. Und ist es nicht die Aufgabe einer Zeitschrift, alle Erscheinungen und Konflikte des nationalen Lebens in mehrfacher Beleuchtung zu zeigen und dem mündigen Leser so die Möglichkeit eigenen Urtheils zu bieten? Dem Dänen Brandes wird, wie dem Czechen Kramarz, hier ein Deutscher deutlich antworten. Aber gehört es nicht zu den besten Ueberlieferungen deutschen Geistes, auch dem Fremden, dem anders Glaubenden aufmerkend zu lauschen, um so seines Wesens Ton zunächst erst einmal kennen zu lernen, ehe man ihm zu widersprechen, ihn zu widerlegen versucht? M. H.

fragen: Was ließe sich vorbringen, wenn es einem einzelnen Dänen möglich wäre, sich bei den Vorurtheillosesten unter den heutigen Deutschen Gehör zu verschaffen? ... Etwa das Folgende:

I.

Daß das dänische Volk, ein Volk von zwei Millionen Menschen, vor einem halben Jahrhundert den Kampf um Schleswig nicht aufgab, als er zum Kriege mit dem Deutschen Bunde führte, daß dieses selbe Volk sich vor fünfunddreißig Jahren heroisch auf das wahnwitzige Unternehmen einließ, um Schleswigs willen den Kampf gegen zwei alliirte Großmächte aufzunehmen: Das hat, welches Urtheil man politisch auch darüber fällen mag, Freunden und Feinden immerhin bewiesen, daß Dänemark sich eine Zukunft ohne dieses Herzogthum, das schon im heidnischen Alterthum dänisch war, nicht zu denken vermochte. Der Ausgang des letzten Krieges hatte bekanntlich zur Folge, daß Dänemark nicht nur die deutschen Bewohner des Herzogthumes, sondern auch dessen dänische Bevölkerung verlor und von nun an sein Leben in verstümmeltem Zustande, unter den für einen unabhängigen Staat ungünstigsten Bedingungen, fortführen mußte. Der König von Dänemark war bisher Schleswigs einziger legitimer Herrscher gewesen; die Erklärung der preußischen Kronjuristen nach dem Kriege mußte in den erhitzten deutschen Gemüthern auch dem leisesten Zweifel hieran ein Ende machen. Nordschleswig gehört also Preußen ausschließlich durch das Recht der Eroberung, gewissermaßen durch ein Recht zweiten Ranges, das Preußen noch selbst im Prager Frieden von der freien Zustimmung der Bevölkerung abhängig machte. Die Bedingung wurde, wie Jedermann weiß, vor zwanzig Jahren ohne Weiteres gestrichen, — unter dem Vorwande, das Versprechen sei nur Oesterreich, das auf dessen Erfüllung nun verzichte, gegeben worden, nicht aber der Bevölkerung, die sich in ihrem ganzen öffentlichen wie privaten Leben doch von der Aussicht auf Erfüllung dieses Versprechens hatte leiten lassen.

In den Jahren von 1848 bis 1850 war der Gedanke noch nicht wahnwitzig, daß ein so kleiner Staat wie Dänemark in seiner Eigenschaft als kriegführende Seemacht dem Deutschen Bunde wesentlichen Schaden zufügen, also als Gegner gefährlich sein könne. Im Jahre 1864 war Dänemark im Vergleich zu Preußen und Oesterreich wohl nur als ein Zwerg zwei Riesen gegenüber zu betrachten; doch so klein das Reich war: es machte seine Ueberlegenheit über die beiden deutschen Großmächte noch durch die Blokade norddeutscher Häfen und durch den Sieg bei Helgoland geltend. Seit damals aber haben die Machtverhältnisse sich ja noch weit entschiedener zu Ungunsten der Dänen verschoben. Während Dänemark zwei Fünftel seines kleinen Gebietes eingebüßt hat, ist das Deutsche Reich gegründet und nicht nur der

mächtigste Militärstaat Europas geworden, sondern es ist auch in den Wettstreit der Großmächte um die Theilung Afrikas und die asiatischen Kolonien eingetreten. Man kann also Dänemark und Deutschland durchaus nicht mehr in einem Athem als Mächte nennen, — höchstens allenfalls so, wie man vom Reh und vom Elephanten als von zwei Thieren höherer Gattung spricht.

Muß es da nicht stutzig machen, daß die dänische Bevölkerung Nordschleswigs trotzdem seit 1864 den Blick unverwandt auf ihr altes Vaterland gerichtet hält? Sie hat diese Jahre verlebt, ohne auch nur je dem Gedanken an eine Auflehnung Raum zu geben, je den leisesten Versuch einer solchen zu unternehmen, hat den preußischen Gesetzen gehorcht, die preußischen Steuern gezahlt, hat sich allen Verpflichtungen unterzogen, die sich aus ihrer Lage als eroberter Volksstamm ergeben, und hat dennoch einzig für die Wahrung ihrer Sprache und für den Kulturzusammenhang mit dem Volke gekämpft, zu dem sie sprachlich gehört. Ja, je stärkeren Zwangsmaßregeln man sie unterwarf, um die Bande, die sie an das alte Vaterland noch knüpfen, zu durchschneiden, desto zäher und enthusiastischer wurde der Widerstand. Man kann die südjütischen Verhältnisse nicht mit den im Elsaß herrschenden vergleichen. Wenn Jemand geltend macht, daß die Bewohner des Elsaß nur widerstrebend deutsch seien, so wird von Deutschen stets geantwortet, daß man 1870 nur sein Eigenthum zurückgenommen habe, da das Elsaß altes deutsches Land sei. Für Nordschleswig kann nichts Derartiges angeführt werden; denn durch Geschichte und Ueberlieferung, wie dem Herzen nach, ist Nordschleswig dänisch.

Einige der besten Männer Deutschlands haben uns denn auch zugestanden, daß es nur das gute menschliche Recht der Nordschleswiger ist, ihre dänische Muttersprache zu behalten. Diese Männer haben sicherlich empfunden, daß eine Regirung unklug und unrecht handelt, wenn sie an die erbärmlichsten menschlichen Instinkte appellirt, an die Treulosigkeit, den Knechtsinn, den Trieb, sich bei Dem, der im Besitz der Macht ist, einzuschmeicheln. Ja, diese Männer fügten die Worte — für die wir ihnen dankbar sein müssen — hinzu, daß man unsere von uns losgerissenen Landsleute nicht achten könnte, wenn sie anders fühlten. Das hat den guten Sinn — und man muß darüber staunen, daß eine so große Anzahl deutscher Männer und Frauen ihn nicht fassen kann oder will —, daß Treue gegen die Vergangenheit, Liebe zu Sprache und Nationalität nicht aufhören, werthvolle Eigenschaften zu sein, wenn man sie bei nicht dem deutschen Stamm Angehörigen findet. Diese Tugenden glänzen an den Söhnen eines kleinen sogar heller als an denen eines großes Volkes; denn da die äußeren Vortheile eines Aufgehens in das Kulturleben eines großen Volkes greifbar sind, verräth, unter sonst gleichen Verhältnissen, der geborene Däne, der an seiner Sprache und seiner Nationalität festhält, einen höheren Idealismus als der von Geburt Deutsche, der sich sein Volksthum bewahrt.

Ist Das richtig, dann bleibt es immer nur ein Uebergriff und eine Grausamkeit, wenn man, wie es nun in dem dänischen Nordschleswig geschieht, den ganzen Schulunterricht — mit Ausnahme zweier armsäligen Religionstunden wöchentlich — in deutscher Sprache ertheilen läßt und sogar den Privatunterricht in der dänischen Sprache verbietet. Und man wird sehr hart über den Versuch urtheilen müssen, den Studienaufenthalt junger Leute auf dänischem Boden mit der Ausweisung Unschuldiger, Unbetheiligter oder mit der Entziehung des Elternrechtes zu bestrafen. Diese Mittel sind obendrein noch völlig zweckwidrig. Man ist empört, daß Dänen, die gegen ihren Willen preußische Unterthanen wurden, sich nicht als Preußen fühlen. Man quält und plagt sie nun, setzt sie der kleinlichsten Spionage, Angebereien der niedrigsten Art und daran sich knüpfenden Verfolgungen aus, — und ist dann höchlich erstaunt, wenn sie dadurch nicht in begeisterte Bewunderer Preußens verwandelt werden. Selbst gegen einen Negerstamm wäre ein solches Verfahren hart. Die dänische Sprache aber ist, trotz ihrer geringen Verbreitung, eine Kultursprache. Und nur die ungebührliche Selbstbewunderung und Selbstzufriedenheit, die Deutsche an den Franzosen zu tadeln pflegen, kann dennoch die gewaltsame Aufdrängung der deutschen und Ausrottung der dänischen Kultur für eine verdienstliche Handlung halten, für einen Zweck, der die Mittel heilige.

Es giebt eine dänische Kultur, so klein das dänische Volk auch ist. Es wäre nicht möglich, innerhalb des großen Deutschen Reiches oder selbst in der gesammten deutsch redenden Welt eine Gruppe von zwei Millionen Menschen auszuscheiden, die alle Organe einer selbständigen Kultur besäße, von der Landwirthschaft und dem Seewesen und dem lebendigen politischen Interesse an bis zu einer Malerei und Dichtkunst von hohem Rang; Dänemark aber hat eine solche Kultur mit eigenthümlichem Gepräge. Es ist vielleicht nicht überflüssig, die Deutschen an Thatsachen erinnern, die allen Dänen bekannt sind, daran, daß dieses Land einen Astronomen wie Tycho Brahe, Niels Steensen, den Begründer der Geologie, Ole Römer, den Mann, der die Geschwindigkeit des Lichtes erkannte, und den Entdecker des Elektromagnetismus, H. C. Örsted, hervorgebracht hat; daß endlich in diesem Volke eine ganz neue Wissenschaft begründet und entwickelt wurde, die Archäologie. Auch giebt es noch heute nicht einen Punkt in Deutschland, wo man eine Meierei so zu betreiben, ein Stück Porzellan so zu bemalen, ein Buch so einzubinden vermöchte wie in Dänemark.

II.

Man möchte in Deutschland die dänische Kultur nur als eine Nebensonne der deutschen betrachten. Wer wollte leugnen, daß unsere Kultur

der deutschen außerordentlich viel verdankt? Wie das dänische Volk die Reformation aus Deutschland — wenn auch auf mehr äußerliche Art — erhielt, so sind viele einschneidende Reformideen in Dänemark zu der Zeit, wo die dänische Monarchie dänisch-deutsch war, von geborenen Deutschen berathen und durchgeführt worden. Deutsche Philosophie hat, eben so wie die englische, befruchtend auf unsere neuere Literatur gewirkt. Deutsche Wissenschaft hat die unsere, wie die ganz Europas, beeinflußt. Deutsche Musik hat mit ihrer mächtigen, vielseitigen Ueberlegenheit dänisches Stimmungleben genährt und ihren Einfluß auf die dänische Musik geübt. Endlich hat die neuere Poesie Deutschlands, von Klopstock bis zu Heine, auf die dänische in unzweifelhafter — wenn auch nicht immer zuträglicher — Weise eingewirkt. Unsere größten neueren Dichter haben Goethe geliebt und bewundert oder doch von ihm gelernt und wir Alle, die wir in die Schule Deutschlands gegangen sind, haben unserer Dankbarkeit warm und offen Ausdruck gegeben. Wir gehören nicht zu den Völkern, die nicht bekennen wollen, daß sie Anderer Schuldner sind.

Dennoch hat Dänemark, so klein es ist, nicht nur sein unabhängiges geistiges Leben geführt, sondern auch selbst wiederum auf die Entwickelung des deutschen Volkes eingewirkt. Die altisländische Literatur — die Edda und die Sagas —, die erst in Kopenhagen herausgegeben und erforscht wurde, hat einen mächtigen, unberechenbar großen Einfluß auf deutsches Geistesleben geübt. Der Werth unserer Volkslieder wurde von Herder und Grimm anerkannt; Vorstellungen, die aus ihnen stammen, findet man bei Goethe und Heine. Unsere moderne Schönliteratur wurde durch Holbergs Genie begründet, ehe es eine moderne deutsche Literatur gab; und Holberg, der von keinem deutschen Dichter beeinflußt war, beeinflußte als Dramatiker unzweifelhaft den Urheber des modernen deutschen Geisteslebens, Lessing.

Unsere Bildhauerkunst begründete Thorwaldsen, der, selbst völlig unbeeinflußt von jeder deutschen Bildhauerei, einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Kunst in Deutschland übte. In fast allen größeren deutschen Städten sieht man Werke von Thorwaldsen oder seinen bedeutendsten deutschen Schülern.

Unser Geistesleben ist, wie unsere Sprache, von dem deutschen verschieden. Stofflich hat die dänische Sprache allerdings eine nicht geringe Verwandtschaft mit der deutschen, da viele Redensarten eine gemeinsame Abstammung haben, vom Hochdeutschen oder auch vom Plattdeutschen abgeleitet sind; doch der Geist der Sprache ist durchaus verschieden. Grammatik, Wortstellung und Satzbau nähern sich viel mehr dem englischen als dem deutschen Typus. Die deutsche Sprache schreitet wuchtig, die dänische ist geschmeidig. Die deutsche Sprache hat ihre Stärke im Pathos und

Ernst, die dänische im Scherz. Die deutsche Sprache hat einen Kurialstil und einen vielseitig entwickelten poetischen Stil, der Umgangssprache aber fehlt Leichtigkeit und Anmuth. Der dänischen Sprache mangeln einzelne Vorzüge, die die deutsche an Ernst, Kraft und Klang besitzt, sie hat aber dafür eben jene Eigenschaften, an denen es der deutschen fehlt. Da unsere neuere Literatur von einem Komiker begründet wurde, hat ein gewisser Hang zur Ironie und Satire unsere Sprache wie unseren literarischen Stil durchsetzt, während der Ernst und das Pathos, die den Deutschen in der Redekunst wie in Büchern und auf dem Theater ansprechen, uns immer eines Zusatzes von Ironie zu bedürfen scheinen. Es ist kein Zufall, daß unser größter religiöser Denker, der größte der drei nordischen Lande, Sören Kierkegaard, ein ausgemachter Ironiker war, der konsequenteste seit Sokrates vielleicht. Die nationale Richtung unserer Schauspielliteratur weist auf das Lustspiel und das satirische Drama. Und von Holberg über Wessel, Baggesen, J. L. Heiberg, Henrik Hertz, Paul Möller, H. C. Andersen, Ludwig Bödtcher, Paludan-Müller, M. Goldschmidt, Hostrup, Richardt, bis herab zu den noch Lebenden wie Shandorph, Karl Larsen und Wied, geht eine Hauptader des Geistreichen, die bei Dem zum Humor, bei Jenem zum Witz, bei einem Dritten zu — herberer oder gutmüthigerer — moralischer, politischer oder poetischer Satire wird und grundverschieden von der Hauptader in der modernen deutschen Literatur ist, deren vorzüglichste und am Meisten nationale Geister in der Regel ohne komische Kraft sind.

Während die deutsche Literatur einen schwereren Ballast von Bildung und Gelehrsamkeit als die dänische hat, fehlt es ihr an einer Eigenschaft, auf die wir Dänen in der Dichtkunst den größten Werth legen: an Naivetät. Das Glück dänischer Dichter in Deutschland war nicht selten die Folge dieser den Deutschen fremden Eigenschaft, der Naivetät. Es ist höchst bezeichnend, daß, wie Heinrich Heine in Dänemark von allen deutschen Schriftstellern am Meisten gelesen und bewundert wird, weil er, der im Grunde wenige deutsche Eigenschaften besitzt, der witzigste Dichter Deutschlands ist, H. C. Andersen innerhalb des deutschen Sprachgebietes der gelesenste dänische Schriftsteller ist, weil er ohne Frage der naivste von allen war.

Der schlichtere, vertraulichere Ton der dänischen Literatur hat bewirkt, daß sie bedeutend weiter in die tieferen Schichten des Volkes hineindrang als die deutsche. Und damit hängt es auch zusammen, daß einzelne allgemein-europäische geistige und literarische Bewegungen in Dänemark älter als in Deutschland, älter als überhaupt in irgend einem europäischen Lande sind. So sind z. B. Steen Blichers jütische Fischer- und Haidebauern-Novellen nicht wenig älter als Immermanns „Oberhof“, der die Epoche der sogenannten Bauerngeschichte in Deutschland eröffnete, von wo sie sich

wieder nach Norwegen verpflanzte. Von Deutschland kam sie nach Frankreich, von Frankreich nach Italien. Steen Blicher ist also der Vorgänger; dann folgen Immermann, Auerbach, George Sand, Björnson und der von Allen treueste Schilderer der Wirklichkeit, Verga. Die Hauptsache ist aber, daß stark und bedeutungvoll der dänische Genius nur da hervortrat, wo er sich von der Leitung durch den deutschen Geist freimachte oder wo er ursprünglich von ihr unberührt geblieben war. Englischer oder französischer Einfluß hat sich als nicht annähernd so gefährlich für die Eigenart, die charakteristischen Eigenschaften der dänischen Nationalität erwiesen wie deutscher.

Die dänische Schauspielkunst, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen so hohen Rang einnahm, stand außer aller Beziehung zur deutschen. Nichts konnte weniger deutsch sein als die zwei erlesensten Genien unserer Schauspielkunst, Frau Heiberg und Michael Wiehe. Was in der dänischen Novellistik besonders eigenthümlich und kernig, in dänischer Journalistik durch die nie versagende Ironie und die dem Treiben des Alltagslebens entnommenen Bilder hervorragend charakteristisch, in dänischer Malerei, sei es durch sprudelnde Laune oder durch seelenvolle Schlichtheit, besonders national, in dänischer Kunstkritik durch den Untergrund echter Menschlichkeit und die Mischung von Schalkhaftigkeit und Wehmuth besonders fein wirkt, Das hat in keinerlei Beziehungen zu Deutschland gestanden und ist in Deutschland unübertroffen. Ja, man kann, wie heute die Verhältnisse liegen, sagen, daß die Empfänglichkeit des gebildeten Publikums in Kopenhagen größer, sein Kunstsinn feiner, seine literarische und künstlerische Erziehung besser und gründlicher als in Berlin ist.

Das deutsche Volk, das so hoch durch seine Intelligenz, so unermeßlich hoch durch seine Tüchtigkeit steht, ist kein psychologisches Volk, hat kein feines Ohr, um seelische Besonderheiten zu erlauschen. Ja, seine Auffassung ist in diesem Punkt eigentlich gröber, als man von einer Nation erwarten sollte, die noch bis tief in dieses Jahrhundert sich mehr durch überlegenen Verstand als durch äußere Macht und Herrlichkeit auszeichnete. Die Deutschen sind wahrscheinlich noch heute das Volk, das am Besten über fremde Nationen unterrichtet ist; aber ihre Auffassung fremder Volkspsychen ist selten fein und scharf. Sie sind ein Uebersetzervolk, wie kein zweites; doch ist es auffallend, wie in deutscher Uebersetzung die Schriftsteller und Dichter der ganzen Welt ihre Eigenthümlichkeit verlieren und sich deutsch oder halbdeutsch ausnehmen.

So weit man sich in Deutschland überhaupt mit den Dänen freundschaftlich beschäftigt, wird stets die vermeintliche Aehnlichkeit der Dänen mit den Deutschen hervorgehoben. Man sollte nicht über die unbestreitbare, aber doch recht ferne Verwandtschaft den tiefen Unterschied übersehen, der nicht

minder unzweifelhaft besteht. Man hört gar häufig, kein Unterschied sei größer als der zwischen Mensch und Mensch. Man könnte mit eben dem selben Rechte behaupten, daß keiner größer ist als der zwischen Volk und Volk.

III.

Wir Dänen können uns nicht mit der Zurückweisung der Meinung begnügen, unsere Kultur sei nur eine Nebensonne der deutschen. Wir behaupten, daß es Gebiete giebt, wo sie der deutschen überlegen ist, — und zwar gerade solche Gebiete, die, was die Nordschleswiger betrifft, Bedeutung haben und Anziehungskraft auf sie üben.

Unsere Land-, unsere Milchwirthschaft ist entschieden der deutschen, ja vielleicht der aller anderen Völker überlegen. Es ist also eine unerträgliche Grausamkeit, unsere Landsleute südlich der Königsau an dem Besuche dänischer Ackerbauschulen zu hindern. Aber die Kultur unseres Bauernstandes ist überhaupt eine weit höhere als die des deutschen.

Erst jetzt fängt man im Deutschen Reiche an, rein akademisch die Frage zu erörtern, ob es sich empfehle, nach englischem Muster Universitätbildung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Bei uns aber sind längst über das ganze Land Hochschulen verbreitet, die auch junge Männer und Frauen aus dem dänischen Südjütland aufsuchen. Schon vor fünfundfünfzig Jahren (1844) wurde die erste Hochschule auf nordschleswigischem Boden gegründet. Seit dieser Zeit, also im Laufe von fünfzig Jahren, sind nicht weniger als 146 Hochschulen für Schüler beiderlei Geschlechtes errichtet worden, wovon noch heute einige achtzig bestehen. Deutschland hat nichts Aehnliches und hatte es nie.

Auch die Kultur unserer dänischen Studenten ist eine höhere als die der deutschen. Mit berechtigtem Stolz darf der Däne den Deutschen nicht nur auf den Nutzen hinweisen, sondern auch auf die in kultureller Hinsicht symbolische Bedeutung der bekannten Einrichtungen des dänischen „Studentersamfund". Unentgeltliche Unterweisung der Arbeiter und Arbeiterinnen, unentgeltlicher Rechtsschutz für Unbemittelte, Herausgabe von Abhandlungen zur Förderung der Volksaufklärung, sachverständige Führung der Leute aus dem Volke durch die Museen der Hauptstadt u. s. w: Das sind Institutionen, wie sie in keinem anderen Lande die Studentenschaft einführte, — oder höchstens als eine Nachahmung Dessen, was zuerst in Dänemark geschaffen worden war.

Wie ungewöhnlich stark der Bildungdrang der breiten Schichten in Dänemark und überhaupt im Norden ist, dafür spricht z. B. die ungeheure Anzahl von Subskribenten, die ein Unternehmen rein populär-wissenschaftlicher Natur wie „Frem" fand. Würde in Deutschland unter einer Bevölkerung von zwei Millionen Menschen eine Zeitschrift, die nur wissenschaftliche Aufsätze und die Werke der klassischen Dichter brächte, auf 80000 Abonnenten in einem Jahre rechnen können? Ein Zweifel ist wohl erlaubt.

Und geht man nun von der Frage nach der Verbreitung rein elementarer Kultur zu der nach der Intensität der feineren über, so sehen wir, daß in dem letzten Menschenalter Dänemark z. B. eine originale, bedeutende Malerschule hervorbrachte, die der deutschen nicht nachsteht, ja, nach der Ansicht Einzelner sie überragt, jedenfalls aber sich mit ihr messen kann. Hat Deutschland gleichalterige Maler, die Kroyer, Zahrtmann, Viggo Johansen, Ancher Hammershöj, Joachim Skorgaard übertreffen, oder Malerinnen von der koloristischen Begabung einer Anna Ancher, von der dichterischen Ursprünglichkeit einer Agnes Slott-Möller? Auch die moderne dänische Schönliteratur bleibt hinter der deutschen durchaus nicht zurück; sie steht nicht allein relativ, wenn auf den geringen Umfang des Landes Rücksicht genommen wird, weit höher, sondern auch absolut ganz eben so hoch. Deutschland besitzt keinen Lyriker, der sich auch nur von fern mit Holger Drachmann an Fruchtbarkeit, Frische und Wohllaut vergleichen ließe. Der Einzige, den man nennen könnte, ist Detlev von Liliencron, der ab und zu eine leise Aehnlichkeit mit Drachmann zeigen dürfte; aber auch er kommt, wie jeder Unparteiische zugeben muß, neben dem Dänen nicht ernstlich in Betracht. Und kein jüngerer deutscher Prosaiker hat in unseren Tagen einen so eigenen, auserlesenen Stil gezeigt wie der größte moderne Prosaist Dänemarks, J. P. Jacobsen, der — Das ist zu beachten! — nicht von Deutschland gelernt, sondern, wie die Deutschen selbst willig einräumen, die jüngste Schriftstellergeneration Deutschlands stark beeinflußt hat.

IV.

Dazu kommt — um noch einen Augenblick bei der Bücherwelt zu bleiben —, daß die Literatur Dänemarks nicht von der Norwegens getrennt werden kann. Obgleich die politische Verbindung zwischen Dänemark und Norwegen 1814 gelöst wurde, dauert die literarische noch heute fort. Selbst die starke Entwickelung norwegischer Spracheigenthümlichkeiten nach 1814, selbst die Versuche, im Landsmaal (der Volkssprache), eine Literatur zu begründen, haben die Bande, die norwegisches und dänisches Geistesleben verknüpfen, nicht zu sprengen vermocht. Eine ununterbrochene gegenseitige Einwirkung besteht noch heute und sie ist sogar noch lebhafter und fruchtbarer als in der Zeit, da Dänemark und Norwegen nur ein Reich bildeten.

Die großen Geister Norwegens sind ohne die dänischen undenkbar. Björnstjerne Björnson, der von allen Norwegern in Deutschland am Frühesten zu Ansehen gelangte, läßt sich durchaus nicht verstehen, wenn man nicht seinen ersten dänischen Meister, Grundtvig, kennt; in seiner späteren Entwickelung wurde er von Kierkegaard als Psychologen berührt. Henrik Ibsen, den sich die Deutschen in den späteren Jahren so leidenschaftlich aneigneten,

wurde in formeller Beziehung als junger Anfänger von Oehlenschläger beeinflußt und bezieht in einigen der vorzüglichsten Werke seiner Jugend- und Mannesjahre, wie „Brand“ und „Ein Volksfeind“, einen Theil des Ideenfonds von seinem Vorgänger Sören Kierkegaard, den die Deutschen erst lange nach seinem Tode entdeckten und den deutsche Bildung sich noch gar nicht angeeignet hat, obgleich er in Norddeutschland seine kleine — vornehmlich theologische — Gemeinde besitzt. Jonas Lie und Kielland waren früh innig mit Dänemark verknüpft. Später hat in unseren Tagen sowohl J. P. Jacobsen wie Drachmann nachweisbaren Einfluß auf die neueste norwegische Dichtung gewonnen.

Dänemark-Norwegen läßt sich aber wieder nicht von Schweden-Finland trennen. Der größte Dichter Schwedens im achtzehnten Jahrhundert, Karl Michael Bellmann, hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die dänische Literatur mächtiger beeinflußt als jemals die schwedische. Die Deutschen kennen von den älteren Schweden außer Bellmann nur Tegnér, den sie immer und immer wieder übersetzt haben. Doch Tegnér läßt sich historisch nicht von Oehlenschläger trennen, in dessen Fußstapfen er trat und dessen Vorzüge er übrigens mit edler Selbstverleugnung anerkannte. Der größte Lyriker des heutigen Schweden, Karl Snoilsky, nimmt seinen Ausgangspunkt von Christian Winther, dem großen Lyriker Dänemarks. Finlands jüngere Dichter, Karl Tavaststjerna und Juhani Aho, wurzeln tief in der gemeinsamen skandinavischen Kultur. Die Schaar der jüngeren Schriftsteller Schwedens, August Strindberg, Gustav von Geijerstam, Werner von Heidenstam, Oscar Levertin, Per Hallström, hat ursprünglich sowohl von Norwegern als von Dänen gelernt. Vor vierzig Jahren wurden hier in Dänemark die Worte geschrieben: „So weit sind wir gekommen, daß wir am Himmel der Dichtkunst Holberg, Bellmann, Oehlenschläger, Runeberg im Norden als ein einziges Sternbild leuchten sehen.“ Wir können heute hinzufügen, daß für uns dieses Sternbild noch viel mehr Sterne ersten und zweiten Ranges hat: Ewald und Wergeland, Heiberg und Welhaven, Grundtvig und Björnson, Kierkegaard und Ibsen, Almquist und Strindberg, Winther und Snoilsky, Jacobsen und Drachmann.

Die Deutschen sind zu ehrlich, um leugnen zu wollen, daß in den letzten Jahrzehnten — wohl insbesondere durch Männer wie Ibsen, Jacobsen, Strindberg, Garborg — die Literatur des Nordens es war, die deutsche Gemüther in Schwingung versetzte und hierdurch deutschen Schriften der verschiedensten Art ihre Spuren aufprägte, während umgekehrt der Einfluß der deutschen auf die nordische Schönliteratur gering oder, richtig gesagt, gar nicht vorhanden war. Der einzige Deutsche, dessen Einwirkung sich nachweisen läßt, ist kein Dichter, sondern der Denker Nietzsche, der eine Zeit lang offenbar tiefen Eindruck auf Strindberg und Ellen Key in Schweden,

Hamsun in Norwegen machte, in Dänemark aber keinen nachweisbaren Einfluß übte. Die deutsche Leserwelt kann deshalb nicht ohne Ungerechtigkeit übersehen, welchen großen Antheil Dänemark an der Erneuerung der geistigen Lebenssäfte Deutschlands hat.

Wenn es sich aber so verhält: ist es da würdig, ja, ist es möglich, durch Anwendung physischer Gewalt, durch Austreibungen und durch die Entrechtung der Eltern im eigenen Hause die Anziehung vernichten zu wollen, die eine solche Kultur in einem kleinen Lande auf Diejenigen ausübt, die durch ihre Sprache und ihre historischen Erinnerungen sich nun einmal zu ihr hingezogen fühlen obgleich auch die deutsche, so viel umfangreichere Kultur ihnen offen steht? Sie verschmähen die deutsche Kultur ja nicht, wollen nicht auf sie verzichten nur spricht die dänische eben zu ihrem Instinkt.

V.

Man will, heißt es, die Dänen für ihre feindliche Gesinnung gegen Deutschland strafen. Deutsche Zeitungen wimmeln von falschen Darstellungen des dänischen Nationalhasses. Es gab, als es zu der Verschärfung der Zwangsmaßregeln in Schleswig kam, in Dänemark keinen Nationalhaß gegen die Deutschen. Die zahlreichen Deutschen, die hier ihre zweite Heimath fanden, haben in den stärksten Ausdrücken Zeugniß dafür abgelegt. Die vielen Deutschen, die Jahr für Jahr das Land, besonders Kopenhagen und Umgebung, besuchen, können bezeugen, welcher Empfang ihnen zu Theil, welches Entgegenkommen ihnen bewiesen wurde. Sie haben der Mehrzahl nach ihrer Befriedigung über den Aufenthalt und die Artigkeit, mit der ihnen als Individuen begegnet wurde, Ausdruck gegeben, wenn sie vielleicht auch herausfühlen mochten, daß, der Natur der Sache nach, die Deutschen als Solche nicht die populärsten Fremden in Dänemark sein können. Wenn Das sie kränkte oder ihnen unvernünftig erschien, so kann man nur sagen, daß die Deutschen in diesem Punkte merkwürdig sind. Erst haben sie mit Pulver und Blei zwei Fünftel des Reiches erobert, seine Stellung als europäischer Staat vernichtet, es, aus tausend Wunden blutend, in die politische Bedeutunglosigkeit zurückgeschleudert, Stammverwandte getrennt und mit Aufgebot nicht geringer Erfindungsgabe und oft kleinlicher Lust am Quälen die widerwillig Einverleibten tracassirt, — und dann wollen sie obendrein noch geliebt sein. Im Sommer 1864 gab es in Dänemark kaum eine Familie, der nicht der Krieg einen Verlust gebracht hätte. In dem einen Hause betrauerte man den Vater, in einem anderen den Sohn. Die Frau sah sich des Mannes beraubt, oder des Geliebten, des Kindes. Von den jungen Leuten hatte Einer den Bruder, ein Anderer seinen Freund oder Kameraden verloren. Niemand blieb ganz verschont. Und der Sieger hatte sich offenbar gedacht, noch ehe die Wunden geheilt, die Verluste

verschmerzt seien, werde man ihn nicht nur bewundern, sondern sogar lieben! Oder richtiger: bald redet man in deutschen Blättern, als wäre es Pflicht, für Deutschland Liebe zu empfinden, bald fragt man nichts nach der Liebe und bekennt sich zu dem alten Wort: Mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten (Oderint dum metuant), — einem Wahlspruch, der dem Munde eines heidnisch-römischen Kaisers besser anstand als dem eines christlichen Monarchen, der, eben vom Oelberge zurückgekehrt, das Evangelium der Liebe verkündet, — einem Wahlspruch, der übrigens weder den dänischen Südjüten noch den Dänen im Königreiche irgendwie Schrecken einjagt.

Doch obgleich, wie gesagt, die Deutschen nach dem Kriege gegen Dänemark unmöglich Anspruch darauf machen konnten, dort geliebt zu werden, erlebte man nicht lange nach dem Kriege die merkwürdige und erfreuliche Erscheinung, daß jenes selbe Geschlecht, das die traurige Katastrophe erlebt und alle nationalen Hoffnungen gleichsam mit einem Sensenstrich dahingemäht gesehen hatte, in der Erkenntniß der Gefahr eines Abbruches der friedlichen und geistigen Verbindung mit Deutschland, trotz der Verkennung, die die unausbleibliche Folge war, das neue Deutsche Reich in möglichst günstiges Licht zu stellen strebte, — aus reinem Patriotismus, aus Angst, das dänische Volk könnte durch einen unfruchtbaren Haß eine Beschränkung, eine geistige Verarmung erleiden. Immer und immer wieder suchten hervorragende Persönlichkeiten dieser Generation gegen das Mißverständniß anzukämpfen, daß Deutschland prinzipiell und dauernd der Feind Dänemarks sein müsse. Sie hatten den nationalen Chauvinismus gegen sich. Allein es bildete sich doch allmählich eine Gruppe von Politikern und Schriftstellern, die das Odium auf sich nahmen, als halbe Deutsche betrachtet zu werden, und, auf die Gefahr, die Popularität, die sie mit gutem Bedacht in die Schanze schlugen, nie wieder zurückgewinnen zu können, Jahrzehnte lang in versöhnlichem Sinne von Deutschland sprachen, die Bevölkerung vor dem Gedanken, Schleswig mit Gewalt zurückgewinnen zu wollen, warnten und nicht müde wurden, zu verkünden, daß wir Deutschland studiren, es verstehen, es gerecht würdigen, seine großen Männer, selbst Jene, die uns am Wehesten gethan, von einem historischen Standpunkt aus ins Auge fassen müßten. Sie erinnerten auch die Dänen daran, daß Deutschland Männer ersten Ranges besessen hat, daß ein Volk sich nach seinen ausgezeichnetsten Männern bilde, es also nicht unmöglich sei, schließlich zu einer Verständigung mit einem Volk zu gelangen, daß solche Größen hervorgebracht habe.

Der Versuch schien zu glücken. Haß und Groll verschwanden nach und nach, ruhige Menschlichkeit trat an ihre Stelle, als ein jüngeres Geschlecht heranwuchs, dem Das, was die Aelteren erlebt, durchlebt hatten, nur noch als historisch geworden vor Augen stand. Und nun, — nun giebt die preußische Regirung den Wortführern deutscher Humanität im Norden solch ein Dementi!

Schon als es vor einigen Jahren, trotz der von einem Theaterbesitzer in Hadersleben vorher eingeholten Erlaubniß, dem Personal des königlich dänischen Theaters verboten wurde, ein paar unschuldige alte Vaudevilles in schleswigischen Städten aufzuführen, ja, man sogar den Schauspielern untersagte, in einem Hotel zu übernachten, wurde in Dänemark eine lebhafte Entrüstung über das kleinliche Polizeiregiment geweckt, dem Gefahren für Ruhe und Frieden, die Deutschland von einer szenischen Vorstellung in dänischer Sprache drohen sollten, ein ausreichender Vorwand zu Eingriffen schienen. Doch Das war ja ein Nichts gegen das Neueste, das übrigens in Südjütland auf das Selbstgefühl und das Nationalgefühl nur stachelnd wirken und in Dänemark unter anderen die Folge haben wird, daß Alle, die bisher ein besseres Verständniß zwischen Dänen und Deutschen anzubahnen suchten, den Versuch aufgeben, sich der Mission, die sie auf sich genommen, entziehen und ohne viele Worte auf die Seite der Unterdrückten und Mißhandelten stellen werden.

Die Dänen können und müssen sich darein finden, daß die stärkere Nation der schwachen immer und immer wieder solche Demüthigungen zufügt, wie sie selbst sie von keiner anderen Macht dulden würde. Eins aber können sie nicht. Sie können nicht darauf verzichten, Alles, was in ihrer Macht steht, zur Bewahrung ihrer Sprache und Kultur in den schleswigischen Gegenden aufzubieten, die ein Jahrtausend lang dänisch waren und es noch sind. Sie wären Elende, wenn sie es vermöchten. Von dänischer Seite ist der Versuch einer politischen Wiedereroberung des Verlorenen nicht gemacht worden; er kann auch nicht gemacht werden. Es ist keine politische Agitation unternommen worden und kann nicht unternommen werden, um die Südjüten gegen den Zustand aufzuhetzen, der durch die Ungunst des Schicksals nun einmal der gesetzliche für sie geworden ist. Allein den Bund der Herzen und Geister vermag selbst eine Großmacht wie das Deutsche Reich nicht zu sprengen.

Wie unsicher sich das preußische Regiment trotz seiner gepanzerten Faust in Nordschleswig fühlt! Es ängstigt sich vor Allem. Es wagt nicht, dänische Schauspieler ein altes Vaudeville aus dem Jahre 1830 aufführen zu lassen. Es fürchtet den Beifallssturm, der, sobald nur die ersten gleichgiltigen, aber dänischen Repliken von der Bühne ertönen würden, losbräche. Es muß einem dänischen Redner verbieten, über irgend ein beliebiges Thema einen Vortrag auf südjütischem Boden zu halten. Er darf nicht einmal über Literatur, auch über deutsche nicht, nicht einmal über Goethe sprechen. Denn man kann ja nie wissen ... man kann nicht wissen, ob die Zuhörer, trotz dem politisch völlig indifferenten, ja obendrein deutsch-nationalen Thema, nicht die Gelegenheit ergreifen würden, einem Redner aus Dänemark zu applaudiren. Und Das darf um Himmels willen nicht geschehen. Auf so schwachen, thönernen Füßen steht in Schleswig der preußische Koloß, daß

er das Händeklatschen nach einem dänischen Vortrage über Goethe nicht erträgt. Noch weniger erträgt er dänische Lehr-, dänische Liederbücher in den Händen kleiner Kinder, oder dänische Farben auf einem Damenkleide oder an einem Hause; dänische Gesänge erträgt er nicht einmal bei verschlossenen Thüren ... Wozu hat man Gendarmen, wenn nicht, um Krieg gegen Farben und Lieder zu führen?

So wenig sicher scheint es also dem mit allen Machtmitteln ausgerüsteten Preußen, daß deutsche Macht, deutscher Reichthum, deutscher Kriegsruhm, deutsche Wissenschaft und Kunst oder die fünfzig Millionen starke deutsche Menschenmasse eine größere Anziehungskraft auf die Nordschleswiger ausüben werden als der ohnmächtige Miniaturstaat, der den Namen Dänemark trägt. Preußen vermag die dänischen Südjüten zu reizen, zu locken und zu belohnen; es kann sie auch verfolgen und strafen. Und dennoch fühlt es sich unsicher, dennoch kommt es hier zu kurz und wird es in immer höherem Maße zu kurz kommen, wenn das dänische Volk sich entwickelt, wie dessen beste Söhne es wünschen, zu einem freien Volke mit allen Tugenden eines freien Volkes, von denen die vornehmste der Freisinn ist, der Vaterländerei, Polizeiwillkür, Uniformität, Servilismus verachtet.

Preußen ist ein furchtbarer Wettbewerber für jede Macht, am Meisten aber für eine ganz kleine, handle es sich auch nur um den friedlichen Wettstreit um Herz und Sinn eines eroberten Volkes. Dänemark kann es nie und nimmer mit Preußen an Glanz und Pracht aufnehmen, wie es dasteht in Panzer und Schild, die vergoldete Pickelhaube auf dem Haupte.

Wenn die Nordschleswiger denn also dafür schwärmten, ihr Bischen Antheil an der Schrecken erregenden Macht Preußens zu erhalten, so hätten sie ihre dänische Muttersprache und das kleine Land, wo sie frei gesprochen und gelernt werden kann, bald vergessen. Allein mehr als alle Machtentfaltung lockt sie offenbar Anderes: der Freisinn, der dem Einzelnen das Recht zugesteht, sich selbständig zu entwickeln, das Gleichheitgefühl, das den Kastengeist abgeschüttelt hat, der anderswo noch triumphirt; eine Kultur, die, so bescheiden sie ist, doch zugleich hinab bis in die tiefsten Schichten des Volkes und so hoch empor reicht, daß sie die politische Grundanschauung zu humanisiren vermochte. Es muß einen dauernden Eindruck in Schleswig machen, daß, trotz allen Unvollkommenheiten Dänemarks, ein Gedanke wie der, einen Fremden auszuweisen, um einem Eingeborenen Aergerniß zu bereiten, oder wie jener, einen Vater, eine Mutter der Elternrechte über ihr Kind zu berauben, dort etwas vollkommen Undenkbares, etwas so tief unter dem ganzen geistigen Niveau des Volkes Gelegenes ist, daß innerhalb der Marken des Landes sich Niemand vorstellen könnte, irgend einen Bürger Derartigem ausgesetzt zu sehen. Und so hat sich denn als Resultat ergeben, daß die preußische Herrschaft in Südjütland, die so gar keinen Werth darauf legte, sich beliebt zu machen, nicht einmal imponirt hat. Im Gegentheil!

Kopenhagen. Georg Brandes.

Die Juden und Dreyfus.

Zur Zeit Karls des Zweiten war ein englischer Esterhazy aufgetreten. Ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, Titus Oates, der wegen unordentlichen Lebenswandels seiner Pfründe entsetzt worden war, hatte sich darauf als angeblicher Katholik Eingang in die englischen Jesuitenkollegien des Kontinentes verschafft. Aus allerhand leidenschaftlichen Reden, die dort wohl fielen, erstand seinem Schurkenhirn ein grauenhafter Roman, „resembling“, wie Macaulay sagt, „rather the dream of a sick man, than any transaction which ever took place in the real world“. Allein für die Bereitwilligkeit, mit der man seine wilden Anklagen aufnahm, gab es eine ausreichendere Erklärung als für die Leichtgläubigkeit unserer französischen Zeitgenossen. Unverloschen und leicht entfacht war die Erinnerung an jene bis zur Ausführung gereifte Pulververschwörung des Guy Fawkes. Man wußte die Feinde der Religion und der Verfassung im Königspalast vertreten; man hatte Ursache, deren Beziehungen zum Auslande mit Argwohn zu betrachten, und im Gedenken an die Regirung der blutigen Maria durfte man von einem Obsiegen dieser Faktion das Schlimmste für sich selbst befürchten. Nimmt man dazu, daß der Friedensrichter Sir Edmondsbury Godfrey, bald nachdem er die ersten Aussagen des Oates entgegengenommen hatte, verschwand und daß er dann in einem Felde bei London gefunden wurde, ermordet, doch nicht beraubt, so wird ein Grad der Volkserregung begreiflicher, der Besinnung und Urtheil auch gegenüber den ungeheuerlichsten Phantasien aufhob. „The capital and the whole nation went mad with hatred and fear.“ Dabei waren die Angaben, die Oates und seine Spießgesellen machten, für die damalige Zeit nicht absurder als Das, was in unseren Tagen selbst französische Minister mehr oder minder ernsthaft geglaubt haben: die Mär von der Privatkorrespondenz des Deutschen Kaisers mit einem fremden Spion. Denn wenn auch einer jener englischen Delatoren so weit ging, zu behaupten, ihm wären fünfhundert Pfund Sterling und die Heiligsprechung geboten worden, wenn er den König ermordete*), so war dafür auch die Grenze des für politische und religiöse Leidenschaft damals Möglichen eine andere, als sie heute ist. Noch zur Zeit Wilhelms des Dritten tragen die echten politischen Komplotte einen Charakter, der etwa an die heutige politische Moral Bulgariens erinnert. Allein toll genug auch für jene Zeit haben Oates und Genossen gelogen, und wie es mit der Verurtheilung Unschuldiger auf diese Lügen hin zuging, dafür giebt Macaulay eine Erklärung, die Vieles ent-

*) Der kinderlose Karl II. bekannte sich noch zum Protestantismus, während sein Bruder, der Herzog von York, nachmals Jakob II., offen katholisch war.

hält, was recht modern französisch anmuthet: „Such men as Shaftesbury and Buckingham doubtless perceived that it was a romance. But it was a romance which served their turn; and to their seared consciences the death of an innocent man gave no more uneasiness than the death of a partridge. The juries partook of the feelings then common throughout the nation, and were encouraged by the bench to indulge those feelings without restraint. The multitude applauded Oates and his confederates, hooted and pelted the witnesses who appeared on behalf of the accused, and shouted with joy, when the verdict of Guilty was pronounced. (History of England, Book I, Chap. II.)

Aber nicht lange gab die Mehrzahl der Nation sich der Täuschung gefangen. Schon als das letzte Opfer der Betrüger, William Howard, Viscount Stafford, auf dem Schaffot stand, kündete sich ein Umschwung der öffentlichen Meinung an. Er war auf das Zeugniß von Oates, Dugdale und Turberville des Hochverrathes schuldig erkannt worden, und da er nun im Angesicht des Todes nochmals seine Unschuld betheuerte, wurde seine Erklärung nicht mehr, wie anderen vor ihm hingemordeten Katholiken geschehen war, mit Spottreden und Verwünschungen beantwortet. „God bless you, my Lord; we believe you, my Lord!“ rief man ihm aus der Menge zu. Und die Partei, die die Verfolgungen geschürt hatte, verfehlte ihr Hauptziel, die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge, das sie sonst wohl erreicht haben würde. Die Reue ob des unschuldig vergossenen Blutes nahm den Whigs die Majorität im Unterhause und ließ den König triumphiren.

Fünf Jahre später bestieg Jakob der Zweite den Thron. Und alsbald schritt er dazu, grausame, unerbittliche Rache zu nehmen. Die Richter, eben so willfährig wie früher, sprachen nun gegen Oates das Urtheil: Verlust des geistlichen Gewandes, Pranger und Auspeitschung von Aldgate bis Newgate und nach einem Zwischenraum von zwei Tagen nochmals von Newgate bis Tyburn. Wenn er Dieses überstünde, so sollte er für Lebenszeit eingesperrt und fünfmal in jedem Jahre an den Pranger gestellt werden.

Das Urtheil ist — bis auf die lebenslängliche Einsperrung — buchstäblich und, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, schonunglos ausgeführt worden. Bei der zweiten Auspeitschung sollen 1700 Hiebe gezählt worden sein. Die Anhänger, die dem Schurken noch geblieben waren, behaupteten, weil er Das überlebte, an ihm sei ein Wunder geschehen, das seine Unschuld beweise.

Wie verhielten sich dieser Wendung gegenüber die Katholiken außerhalb Englands? Sie gaben ihrer Freude unverholen den lebhaftesten Ausdruck, obgleich die grausame Exekution, an deren bildlicher Darstellung man sich weidete, nicht so sehr eine Sühne des gekränkten Rechtes wie die persönliche

Rache eines finsteren Tyrannen war, der während seiner kurzen Regirung weit mehr unschuldiges Blut vergossen hat als der Bandit, den er jetzt seine Macht hatte fühlen lassen. Und doch ist dieses Frohlocken der festländischen Katholiken dem Protestanten Macaulay vollkommen begreiflich. Und doch beklagt der Stockengländer Macaulay sich keineswegs, daß sich da Ausländer um Dinge bekümmert hätten, die sie nichts angingen. Kein Wort der Mißbilligung, keine Andeutung einer solchen findet sich in seiner Darstellung; dagegen ist das Motiv der Katholiken wohl hervorgehoben: Angehörige ihrer Religion hatten, um dieser Religion willen, eine ungerechte Verurtheilung, ein Martyrium erlitten.

Kann der Dreyfus-Handel den Juden in einem anderen Licht erscheinen?

Gewiß giebt es Juden, die, im Falle eines jüdischen Angeklagten, unter allen Umständen nur den Wunsch hegen, er möchte die Gerichtsstätte als ein — wenn auch nur äußerlich — Gereinigter verlassen. Darin liegt eine Dummheit und eine Feigheit. Aber für diesen Unsinn und diese Schwäche fehlt es nicht an einer Erklärung und einer Entschuldigung. Wenn der Notar Christian nach Unterschlagung von Mündelgeldern durchgeht, der Rendant Michel die Stadtkasse bestiehlt, der Metzger Fürchtegott ein halbes Dorf mit verdorbener Wurst vergiftet, der Bauer Hannes im Erbschaftstreit seinen Bruder erschlägt oder der Peter einen bestialischen Lustmord verübt, so sind es der Christian, der Michel, der Fürchtegott, der Hannes und der Peter gewesen. Hat aber der Abraham Wein gepanscht, der Nathan gewuchert oder der Moses Bestechung geübt, so wird mit Betonung von dem Juden Abraham, dem Juden Nathan oder dem Juden Moses gesprochen und im Munde besonders Wohlwollender haben gar „die Juden" wieder einmal Dies und Das angestellt. Diese Ungerechtigkeit mag erklären und entschuldigen, wenn gewisse Juden schon in Aufregung gerathen, sobald irgend einem ihrer Glaubensgenossen eine Anklage droht, und wenn sie dann wünschen, ihn auf jeden Fall gerettet zu sehen. Aber doch nur erklären und entschuldigen, nicht rechtfertigen. Dumm bleibt das Denken und feig das Empfinden, woraus diese Aufregung und dieser Wunsch entspringen; die Solidarität mit einem Verbrecher darf man sich eben nicht aufdrängen lassen und Anklagen gegen eine Gesammtheit muß man verachten. Als Entgegnung wäre vielmehr die Frage am Platz, ob denn der Ankläger der Juden für die eigene Gemeinschaft ein Monopol auf das Verbrechen in Anspruch nehme. Will Einer aber die Delikte, die der Gewinnsucht entspringen, den Juden als Spezialität aufbürden, so erinnere man ihn an die Rheder, die Schiffe in See gehen lassen, an denen nichts heil ist als die Assekuranzpolice, an Gattenmörder, die auf die Summe der Lebensversicherung spekuliren, an Thomas, dessen Höllenmaschine zu früh explodirte, und an ungezählte andere

Fälle von schwersten Verbrechensformen aus Geldgier, an denen die Juden sehr wenig betheiligt zu sein pflegen.

Es wäre im Uebrigen nur erstaunlich, wenn die Juden, die Menschen mit menschlichen Trieben, Leidenschaften und Nöthen sind, nicht ihren verhältnißmäßigen Antheil am Verbrechen haben sollten. Ist also ein Jude angeklagt, so kann der Standpunkt seiner vernünftigen Glaubensgenossen nur der sein, daß man, wenn er schuldig ist, ihn nach Recht und Gesetz einsperren, hängen oder guillotiniren möge. Die Judenheit berühre sein Verbrechen so wenig wie die Missethat eines Christen die Christenheit.

Dieser Standpunkt ist auch von den Juden, und insbesondere von den französischen Juden, als Dreyfus verurtheilt wurde, ganz allgemein eingenommen worden. Man war bekümmert, daß es gerade ein Jude gewesen war, der seine Vertrauensstellung so schmählich mißbraucht hatte, aber nur um so stärker verdammte man ihn. Das währte so lange, wie man Dreyfus für schuldig hielt, und in Frankreich haben Das die Juden sogar länger fertig gebracht, als es meines Erachtens für denkende Menschen zulässig war. Jedenfalls ist auch bei ihnen — ich weiß Das zufällig aus Gesprächen mit pariser Verwandten — die Phrase von den sieben hohen Offiziren, die unmöglich geirrt haben konnten, selbst dann noch stark im Schwange geblieben, als die Enthüllungen der Generalstabsblätter selbst einen Einblick in die Erbärmlichkeit des Anklagematerials zu gewähren begonnen hatten. Noch heute kann ich mich des Lachens nicht erwehren, wenn ich an die Geschichte von dem Papierkorb der deutschen Botschaft denke. Dieser Papierkorb war von frappanter Aehnlichkeit mit einem historisch gewordenen Blumentopf. Robert Joung, ein Mann, der in Schriftfälschungen die Esterhazy und Henry noch übertraf, hatte zur Zeit Wilhelms des Dritten ein Komplott zur Rückführung Jakobs des Zweiten erfunden und unter anderen Unterschriften auch die des Bischofs von Rochester gefälscht. Sein Helfershelfer praktizirte das Dokument in einen Blumentopf, nachdem er vergebens versucht hatte, es in das Studirzimmer des Bischofs einzuschmuggeln. Joung hatte nur so lange einigen Erfolg, als die Erregung wegen einer drohenden französischen Invasion währte. Dann wurde er rasch entlarvt. Das Frankreich unserer Tage war mitten im Frieden. Aber der Satz: Le ridicule tue en France schien außer Geltung gekommen zu sein. Auch die französischen Juden sind ganz in Vorurtheilen befangen gewesen. Nur die Familie, vor Allem Frau Dreyfus, glaubten an die Unschuld des Verurtheilten und erhofften seine Rehabilitirung.

So stand die Sache bis zum Auftreten Bernard Lazares, dessen Buch aber auch zunächst keinen starken Widerhall fand. Nur erst in einzelnen jüdischen Kreisen Frankreichs regten sich Zweifel und nur allmählich kam ihnen eine Ahnung davon, welche Rolle der Antisemitismus bei der ganzen Aktion

gegen den Unglücklichen gespielt haben mochte. Daß sie es nicht früher gewahr wurden, erklärt sich mir einfach aus dem Umstande, daß, was man auch sagen möge, der französische Jude in erster Linie Franzose ist, gerade wie der deutsche Jude in erster Linie Deutscher. Und zwar gilt Das nicht nur von der politischen Gesinnung. Man muß schon völlig vergessen, wie eine Rasse sich bildet und erhält, wenn man Das bestreiten will. Eine Unveränderlichkeit der Rasse behaupten, heißt nichts Anderes, als die Entwickelung der Menschheit leugnen. Nur solche Eigenschaften können sich vererben und erhalten, deren Entstehungursachen fortwirken. So mögen in einer Kriegerkaste kriegerische Tugenden vorwiegend bleiben, wenn Alles, was physisch und moralisch zu ihrer Entwickelung gehört, von Generation zu Generation weiter geübt wird. Das Blut allein thuts nicht. Wenn die Juden heute noch in Palästina säßen, würden sie, weil auch dort die Verhältnisse nicht unwandelbar bleiben konnten, schon nicht mehr die Selben sein wie vor zweitausend Jahren. Aber sie sind in ganz andere Verhältnisse versetzt worden und die Nationen, unter denen sie lebten, denen sie sich anschlossen, haben sich selbst von Jahrhundert zu Jahrhundert verändert. Von diesen Wandlungen ist sogar das Ghetto nicht unberührt geblieben; auch an seine Thore hat die Brandung der Zeit geschlagen. In mehr als sechzig Generationen sind Juden auf dem deutschen und auf dem französischen Boden seßhaft. Ich gestehe, wenn nach solcher Zeit, nach fast zwei Jahrtausenden der Einwirkung veränderten Klimas, veränderter politischer und ökonomischer Lebensbedingungen und endlich nach einer fortgesetzten Vermehrung der geistigen Errungenschaften, an der die Juden ihren vollen Antheil haben, wenn da Einer auf die asiatische Abstammung der Juden für ihre Charakterisirung überhaupt noch hinweisen will, so kann ich nur ein Gefühl des Mitleids für ihn haben. Für einen solchen Tropf ist alle Entwickelungsgeschichte der Menschheit ein Buch mit sieben Siegeln. Was die Juden heute von ihren christlichen Mitbürgern in allen Ländern, Halbasien vielleicht ausgenommen, unterscheidet, ist höchstens eine ganz geringe Abweichung, verglichen mit Dem, was je nach Landsmannschaft diese selben Mitbürger oder je nach Generationen die Lebenden und die Vorfahren der selben Nationalität von einander unterscheidet. In Sprache, Haltung und Wesen steht der jüdische Schwabe seinem christlichen Nachbarn näher als seinem Glaubensgenossen in Schlesien. Und wenn heute ein Squire des achtzehnten Jahrhunderts vor einen englischen Baronet hinträte, so würde der Baronet sicherlich in dem ungebildeten Standesgenossen aus dem vorigen Jahrhundert seinen Landsmann weniger wiederfinden als in einem jüdischen Gentleman seiner Bekanntschaft. Bei solcher Auffassung wird man es verstehen, wenn ich dem Umstande, daß ein großer Theil der heutigen Juden einer reinen

Abstammung aus Palästina sich gar nicht einmal rühmen kann, einen Werth überhaupt nicht beilege.

Doch ich kehre zum Ausgangspunkt dieser unerläßlichen Abschweifung zurück. Ich hatte die Thatsache, daß die große Triebfeder des Dreyfushandels den französischen Juden so lange verborgen blieb, darauf zurückgeführt, daß sie eben in erster Linie Franzosen sind. Von der krankhaften Spionenfurcht, die auf ein Bewußtsein der eigenen Schwäche deutet, sind auch sie befallen; die Veränderung der Volkspsyche, die von der fixen Idee der Revanche ausging, hat sich auch an ihnen vollzogen. Dabei schwimmen sie mit in der Wonne des sybaritischen pariser Lebens und verlieren darüber die Aufmerksamkeit auf Das, was rings um sie sich gestaltet, insbesondere aber den Willen und die Fähigkeit, unangenehmen Erscheinungen ins Auge zu sehen. Dies Alles gilt natürlich mit der Einschränkung, die überhaupt bei Urtheilen über Gruppen geboten ist, da doch die Individuen nicht über einen Leisten geschlagen sind. Am neunzehnten Februar 1898 hat Professor Cornelius Gurlitt in der „Zukunft" einen interessanten Reisebericht aus Frankreich veröffentlicht und darin auch auf die starke Verbreitung des Antisemitismus hingewiesen, die ihm namentlich in den Offiziermessen entgegengetreten sei. Die Juden hatten davon wenig gesehen und das Wenige nicht beachtet. Und doch waren die Anzeichen nicht nur in der periodischen, sondern auch in der Romanliteratur immer deutlicher hervorgetreten. Und doch war die Luft in Frankreich förmlich geschwängert mit den Miasmen der Jahrtausende alten Epidemie, daß waren die Bedingungen der Art, daß man sich sagen durfte, sie müsse kommen, auch wenn man noch keine Vorboten wahrgenommen hätte. Ein latenter Antisemitismus, wie man das Ding nennt, seitdem wir so eminent ethnologisch gebildet sind, oder Judenhaß, wie man es früher schlechtweg nannte, ist leider überall vorhanden. Die Juden verdanken Das einer alten Erbfeindschaft. Durch fast zwei Jahrhunderte hatten sie allein sich der Ausbreitung des entarteten Hellenenthumes der Syrer widersetzt. Man hat ja schon fertig gebracht, ihnen selbst daraus einen Vorwurf zu machen. Verstocktheit hat man bei ihnen genannt, was sonst Festhalten an einem Ideal heißt. Ohne jene „Verstocktheit" würden die Juden im Hellenenthum aufgegangen, die Vielgötterei allherrschend geworden sein und es ist schwer, abzusehen, wie dann ein Christenthum hätte entstehen können. In der Christenheit ist man wirklich Dessen wenig eingedenk, was man so der Charakterstärke und dem guten Schwerte der Juden verdankt. Dagegen hatten die syrischen Griechlein ein besseres Gedächtniß. Für die Schläge, die sie von dem mannhaftesten Volke Vorderasiens erhielten, haben sie später schwere Rache genommen. Die Juden, die den furchtbaren Römerkrieg überlebten, hatten sich zerstreut und kämpften mit des-

Lebens Noth. Der Mund der Philo und Josephus, die noch in griechischer Sprache geschrieben hatten, war verstummt. Da hat das Griechenthum Jahrhunderte hindurch die ganze geistliche nud profane Literatur beherrscht. Inwieweit seine Schriftsteller bewußt ihrem Haß Befriedigung gewährten oder selbst im Banne eingewurzelter Vorurtheile standen, ist nicht zu entscheiden. Gewiß ist nur, daß alle Verleumdungen und Anschwärzungen, unter denen die Juden seitdem gelitten haben, in ihrem letzten Ursprung auf griechische Quellen zurückzuführen sind. Nur ganz Wenige schöpfen heute aus diesen Quellen. Aber darauf beruht eben die Macht einer großen Literatur, daß ihr Inhalt durch verzweigte Kanäle den entferntesten Generationen zugeführt wird. Man braucht heute den Dio Cassius nicht gelesen zu haben, um von ihm beeinflußt zu sein. Ein Gibbon hat ihn studirt und Diesen studiren wieder viele andere große und kleine Lehrer der Menschen. So ist es nicht zu verkennen, daß in dem gesammten Erziehungmaterial, das die moderne Menschheit, die Juden mit einbegriffen, in sich aufnimmt, viel latentes Gift des Hasses gegen die Juden verstreut ist. Damit ist der Nährboden bereitet, auf dem dann, je nach Gelegenheit von Ort oder Zeit, die großen Epidemien wachsen. In Frankreich wurden politische und soziale Unzufriedenheit das Agens. Man war enttäuscht von den sozialen Erfolgen der republikanischen Staatsform und hatte dazu in der That alle Ursache. Der im Boden ruhende Krankheitstoff kam schon in Bewegung. Das Volkes soziale Lage war unter der Republik nicht verbessert; dagegen sah man im Vordergrunde manche reiche Juden. Es mußten die Juden sein, die den Vortheil der veränderten Staatsverfassung für sich eskomotirt hatten! Man übersah, daß auch die ökonomische Errungenschaft der großen Revolution in sehr illegitime Hände gefallen war. Unter den Generalpächtern, Lieferanten und Bodenspekulanten, die sich dieses Erbe angeeignet hatten, sind aber Juden kaum vertreten gewesen. Das Finanzpächterwesen und die politische Entreprise sind essentiell französisch, die Tradition der alten gallischen Provinzen noch von den Römern her. Französische Finanzpächter haben das Preußen des großen Friedrich ausgesaugt; von jüdischer Betheiligung wird nichts berichtet. Man sieht, die allgemeine Beschuldigung war ungerecht. Daß sie dennoch genügte, jenen Krankheitstoff aufzuwühlen, lag an der geschilderten Beschaffenheit des Bodens. Damit aber weiteste Kreise infizirt werden konnten, mußte einer jener Skandale zu Tage treten, die sonst Verhülltes in grelle Beleuchtung setzen. Da bricht — die Geschichte zeigt, daß sich Dergleichen nicht nur in Frankreich ereignet — eine unter dem Firniß fressende Fäulniß des öffentlichen Lebens hervor, deren Anblick Schaudern und Ekel erregt. Aber mehr als anderswo hat man in Frankreich bei großen Kalamitäten das Bedürfniß nach einem Sündenbock. Hier brauchte man ihn nicht erst lange zu suchen. Auf der vorderen Bühne des Korruptionspektakels waren drei Juden sichtbar ge-

worden. Und es ging im Großen, wie es im Kleinen zu gehen pflegt. Ein Sohn hat Schlechtigkeiten verübt. Aber er hat einen Genossen gehabt; und natürlich war es der fremde Junge, der ihn ins Verderben führte. Allerdings, wer nicht von der Affenliebe der Angehörigen mit bethört ist, erkennt vielleicht, daß gerade das „verführte“ Söhnchen der Schlimmste gewesen ist. Ich hoffe, die Leser der „Zukunft“ werden mir keine Neigung zutrauen, die Schuld der Arton, Herz und Reinach zu verkleinern. Aber ich stehe nicht an, zu sagen, daß die Journalisten und Deputirten, die das Geld nahmen, mir weit verächtlicher erscheinen. Ja, wenn jene Drei satanische Verführungskünste angewandt hätten! Aber deren bedurfte es nicht. Weit streckten sich ihnen die Hände der feilen Volksvertreter entgegen und ihre Thätigkeit mag sich in der Hauptsache darauf beschränkt haben, die Form zu finden, um mit einem gewissen äußeren Anstande die Checks in jene Hände zu legen. Und nun erst die Presse! Panama hätte das solideste Unternehmen der Welt und nichts als ein Segen für Frankreich sein können: die Preß-Syndikate würden auf ihren Antheil an den „frais de publicité“ nicht verzichtet haben. Moderne Raubritter, denen die Kaufleute den auferlegten Zoll entrichten müssen, wenn sie ihre Waaren zur Messe bringen wollen. Das Gewerbe der Unterhändler war schmutzig und schimpflich; aber sie haben wenigstens kein Vertrauen mißbraucht, kein Mandat verrathen. Die Journalisten, die die Interessen ihrer Leser, die Abgeordneten, die ihr Stimmrecht gegen baares Geld verschacherten, tragen das Brandmal äußerster Ehrlosigkeit an der Stirn und sie sind — ich glaube, mit einer einzigen Ausnahme — unverfälschte Gallier. Darum hat man eben in Frankreich ihre Schuld als die leichtere gewogen. Die Unterhändler waren Juden und von deutscher Abkunft. Man durfte sie doppelt als fremde Kinder ansehen und konnte dem Mitleid mit dem eigenen Sproßen bald freien Lauf lassen. Vielleicht ist das Söhnchen, die liebe gallische Unschuld, ein tückischer Bengel, steckt heute hinter den Rockfalten der Mutter und schimpft da hervor am Fleißigsten auf seine „Verführer“. Es sollte mich wenigstens nicht wundern, wenn unter den Vielen, die aus ganz persönlichen Motiven im Dunkeln beflissen sind, das Gift des Hasses zu ver-verspritzen, auch eine Anzahl von Panamisten thätig wäre. Diese Leute mögen hoffen, die eigene Schmach im Lärm gegen Andere vergessen zu machen. Ganz ungescheut haben der religiöse Fanatismus und die politische Intrigue sich des Antisemitismus angenommen. Schon Philippe Egalité hat nach der Auffassung gehandelt, daß man eine Krone auch im Schmutz suchen dürfe, — und der junge Henri von Orleans „tient de famille“.

So von den Umständen und den Menschen gefördert, hat die Seuche des Judenhasses sich in Frankreich verbreitet. Sie mußte zur Zeit des Dreyfus-Prozesses die Geister und Herzen, denn in Beiden pflegt sie zu sitzen, schon

stark ergriffen haben. Das ließ sich zwar sofort nicht erkennen. Der Akt der Degradation bot aber schon verdächtige Symptome, die durch Ereignisse neueren Datums sicher gedeutet werden können. Man vergleiche nur die Gelassenheit, mit der die mauleifrigsten Patrioten den Ulanenbrief Esterhazys aufnahmen, und ihre rührende Besorgniß für das Andenken eines wirklichen Verräthers mit dem infernalischen Wuthgeheul, das den unglücklichen Dreyfus umtoste. Wer da noch zweifeln könnte, daß es nicht ein Landesverräther, sondern daß es der jüdische Offizier war, gegen den bestialische Instinkte ihren Ausdruck fanden, Der ist um seine Unbefangenheit zu beneiden. Für die französischen Juden bedurfte es dieser Vorkommnisse nicht mehr, um sie über den wahren Charakter der Maßregeln gegen Dreyfus aufzuklären. Sie kannten ihn, seit sie die handelnden Personen des Dramas kannten, die Sandherr und du Paty de Clam. Seitdem wußten sie, um was es sich in dem Prozeß eigentlich gehandelt hatte. Und nicht sie allein. Es giebt eine politische Errungenschaft der letzten Jahrhunderte, die einzige vielleicht, die jedem Gebildeten unbedingt als solche gilt: die Glaubensfreiheit. Alle, denen die Bewahrung dieser Errungenschaft am Herzen liegt, wurden erregt von dem Anblick der Leidenschaften und Strebungen, die im Laufe der unseligen Affaire immer mehr zu Tage getreten sind. Ich berühre ein heikles Thema, dessen Schwierigkeit für den Nichtchristen ich niemals verkannt habe. Zwar weiß ich selbst, daß meine eigene Stellung zu den geoffenbarten Religionen mir vollste Objektivität allen gegenüber gestattet; aber ich darf nicht erwarten, daß diese Objektivität von Anderen anerkannt werde. Das Folgende glaube ich aber doch sagen zu dürfen, ohne einer Mißdeutung ausgesetzt zu sein. Wären die Franzosen nach den Unglücksschlägen von 1870 religiös geworden, aus Bußfertigkeit, oder um sich an eine höhere Macht anzulehnen, so mochten alle religiös Empfindenden sich Dessen freuen; Niemanden konnte es anfechten und Niemand brauchte sich davon bedroht zu fühlen. Aber aus den Neubekehrten wurden Fanatiker. Nicht der fromme katholische Sinn eines Nikolaus von Cues ist jenseits der Vogesen eingezogen. Freilich: zu sagen, daß der Geist Torquemadas im schönen Frankreich umgehe, würde auch nicht ganz zutreffend sein. Es ist eine besondere französische Art des Fanatismus, die uns da entgegentritt, jener zügellose, grausame Parteigeist, der jetzt auf dem gefährlichsten Terrain des Konfessionellen sich äußert, der aber so wenig den politischen wie den religiösen Wirren Frankreichs fremd geblieben ist und der fast in jedem Jahrhundert seiner Geschichte uns die blutigen Spuren der terreurs blanches, terreurs rouges und terreurs noires finden läßt. Daß dieser Geist jetzt in der Gestalt des konfessionellen Hasses einherschreitet, Das ist es, was überall die Freunde der Humanität zur Wachsamkeit aufruft. Man kennt die furchtbare Kraft der Kontagion, die ihm in dieser

Form innewohnt, und bei uns in Deutschland insbesondere leben zu schmerzliche Erinnerungen, als daß man irgend welche dem Religionfrieden von fern drohende Gefahr gleichgiltig betrachten könnte. Da es in Europa noch ein einiges Christenthum gab, war die Judenverfolgung ein unmenschlicher, aber für alle Nichtjuden, abgesehen von der damit verknüpften Volksverrohung, ungefährlicher Sport. Das ist anders geworden. Heute weiß der Katholik wie der Protestant, daß der Dämon des konfessionellen Hasses, einmal entfesselt, nicht bei den Juden Halt machen kann. Und wer Das noch nicht gewußt hätte, wäre jetzt in Frankreich prompt darüber belehrt worden. Aus der Erkenntniß dieser Verhältnisse, öfter nur aus ihrer Ahnung, erwächst das intensive Interesse, mit dem die Peripetien des Dreyfushandels überall verfolgt werden. Dieses Interesse als unecht, als künstlich entfacht zu bekämpfen, weil andere schwere Justizirrthümer und Justizmorde nicht die gleiche Theilnahme erregt haben, muß als verfehlt erscheinen. Zudem hat es sich gezeigt, daß beispielsweise auch die Opfer einer sogenannten Gerechtigkeit in Italien nicht ohne thätige Sympathie geblieben sind. Ich kenne nicht wenige Juden, deren persönliche Theilnahme an dem Geschick der unglücklichen mailänder Arbeiter größer gewesen ist als ihre nicht allzu große Sympathie für die Person des Hauptmannes Dreyfus. Dieser galt als Chauvinist, — und als Antisemit. Die merkwürdige Spezies des jüdischen Antisemiten ist ja nicht gar so selten. Chauvinismus aber und Antisemitismus gehen überall zusammen. Déroulède mag unsere wüthendsten Franzosenfresser als antisemitische Brüder umarmen und in den parlamentarischen Körperschaften Oesterreichs sind von den Deutschen, Czechen und Polen Diejenigen, die sich im Nationalitätenkampfe am Leidenschaftlichsten und Rohesten geberden, zugleich die gehässigsten Feinde der Juden. Chauvinismus und Antisemitismus setzen eben die gleichen Defekte voraus. Wer ein ausgebildetes Rechts- und Billigkeitgefühl hat, wer klar und unbefangen zu denken versteht, kann weder von dem Einen noch von dem Anderen befallen werden. Doch freilich gebe ich zu, daß es ein leichtes Maß von Vorurtheil gegen die Juden giebt, das auf der früher geschilderten, Jahrtausende alten, literarischen Einwirkung beruht, das nur durch eine fortschreitende, bessere Bildung zu beseitigen ist und das ich inzwischen Keinem verübeln kann, wie sehr ich es auch als Jude beklage. Nur besonders starke Geister vermögen solchen anerzogenen Vorurtheilen zu widerstehen; und man kann nicht von Jedem verlangen, daß er ein hervorragend starker Geist sei. Die Alexander, Julius Caesar, Theoderich und Napoleon, deren Keiner die Juden gering schätzte, wachsen leider nicht an den Hecken.

Dreyfus also galt bei uns nicht nur als Chauvinist, sondern auch als Antisemit. Bei seinem schweren Unglück regte sich schließlich auch persönliches Mitgefühl; aber eine solche Sympathie, wie Picquart, dem Gefangenen

des Prätorianerpräfekten von Paris, bringen die Juden auch heute noch dem Verbannten der Teufelsinsel nicht entgegen. Die Person ist hinter der Bedeutung der Sache verschwunden. Diese Bedeutung, für Jeden gegeben, trat zunächst für die Juden hervor. In erster Linie sahen sie sich von dem entfachten konfessionellen Haß bedroht. Sie sind heute nicht mehr die rechtlos Gehetzten des Mittelalters. Wie kann man sich da wundern, wenn sie auf dem Platz erschienen, als der Kampf zwischen Duldung und Glaubenshaß sich entspann, Mitkämpfer, so weit sie Das vermögen, im Uebrigen lebhaft interessirte Zuschauer? Für die deutschen Juden war die Möglichkeit, als Mitstreiter aufzutreten, sehr beschränkt. Vor Allem mußte ihr thätiges Eingreifen als nahezu zwecklos erscheinen. Es war nicht zu erwarten, daß in Frankreich ihre Aeußerungen zur Sache irgend welchen Eindruck machen würden. Damit ist aber nicht gesagt, daß die deutschen Juden ihre Meinungen und Gefühle vollständig hätten unterdrücken müssen. In Deutschland ist der Wunsch nach Erhaltung des Friedens allgemein; die Juden bleiben in diesem Wunsche hinter Keinem zurück. Selbst die äußerste Ungerechtigkeit gegen ihre französischen Glaubensgenossen konnte sie nicht vergessen lassen, daß sie in erster Linie bedenken müssen, was dem Vaterlande frommt. Allein es wird überall in Deutschland ganz ungescheut über die inneren Zustände der verbündeten Länder Oesterreich und Italien geredet und geschrieben. Dafür weiß man eben im Auslande, daß auch bei uns so eine Art von Preßfreiheit besteht, eine Freiheit, von der gewisse französische Blätter uns gegenüber einen Gebrauch machen, der nicht einmal eine Rücksicht auf den internationalen Anstand, geschweige auf den Friedenszustand verräth. Warum man da gerade die ängstliche Scheu gegenüber Frankreich beobachten sollte, warum deutsche Bürger davor zittern sollten, das Mißvergnügen der Rochefort und Genossen zu erregen, ist nicht recht einzusehen. Wenn es von dem guten Willen dieser Herren abhinge, wäre der Friede überhaupt keinen Tag gesichert. Unsere beste Zuversicht liegt in dem Bewußtsein der eigenen Kraft. Vor tollköpfigen Unternehmungen gewissenloser Abenteurer, die doch einmal den Anprall gegen uns wagen möchten, sichert einstweilen noch ganz wie zu den Zeiten des Grafen Arnim der Bestand der französischen Republik. An sich hätte diese Republik, in der der zügelloseste Egoismus auf dem Thron gesessen hat, zehnmal den Untergang verdient; aber ihre präsumtiven Erben erwecken kein Vertrauen und für die Erhaltung des Friedens bleibt sie unschätzbar. Mit dem Frankreich, das uns nach einer Erdrosselung der Republik, aller Wahrscheinlichkeit gemäß, gegenüber treten würde, mit dem Frankreich der Dragonnaden und der Bartholomäusnacht würde die Bewahrung des Friedens kaum möglich sein.

Und von einem noch höheren Gesichtspunkt aus läßt sich die Frage betrachten. Wir werden mit dem französisch-deutschen Antagonismus, wenn

auch vielleicht gegen unseren Willen, noch für die nächsten Jahrzehnte, doch hoffentlich nicht für alle Ewigkeit zu rechnen haben. Da dürfen wir bei unserem Blick auf französische Angelegenheiten auch das höhere Interesse der Civilisation erwägen. Es kann uns heute schon nicht gleichgiltig sein, welches Geschick ein Volk sich bereitet, das in verschiedenen Epochen der europäischen Entwickelungsgeschichte führend gewesen ist. Für das alte Europa wäre es kein Gewinn, wenn dieses Glied langsam verkümmern und absterben sollte. Die Sympathien, womit in Deutschland nicht nur die Juden den Kampf der „Intellektuellen“ verfolgen, sind also aus mehr als einem Gesichtspunkte begreiflich. Die Worte „Affaire Dreyfus“ haben nur noch als Aktenaufschrift Geltung; der Streit selbst ist längst ein anderer geworden.

Ich kann nach Allem nicht finden, daß irgendwo im Großen und Ganzen — für den Takt jedes Einzelnen kann man in keinem Lager einstehen — die Juden in der aktiven Theilnahme an dieser Angelegenheit weiter gegangen wären, als ihnen, unter den gegebenen Verhältnissen, zustand. Einer unbefangenen, von den Leidenschaften des Tages freien Geschichte wird ihr Verhalten eben so berechtigt erscheinen, wie das Verhalten der festländischen Katholiken dem Macaulay erschien.

Frankfurt a. M. Karl Hecht.

Der Mohammedanismus in Indien.

So groß auch unser Erstaunen und unsere Empörung waren, als uns im Jahre 1897 die Einzelheiten von den Unruhen in Chitpore durch den Draht vermittelt wurden, so war Das doch nichts im Vergleich zu der Empfindung, die wir Alle hatten, als „the Grand old Woman“, wie er bezeichnender Weise genannt wird, Lord Elgin, Indiens Vicekönig, amtlich nach England depeschirte, es handle sich nur um eine lokale Meuterei ohne alle und jede Folge.

Sehen wir uns dieses Ding „ohne alle und jede Folge“, wie es wirklich war, einmal näher an. Ein Hindu von Adel hatte vom obersten Gerichtshof in Kalkutta das Recht zugesprochen erhalten, ein paar Quadratruthen Land in Besitz zu nehmen, worauf eine sogenannte mohammedanische Moschee stand. Bei der Besitzergreifung sollte diese Moschee abgerissen werden. Sofort eilte eine Schaar Mohammedaner herbei, um zu retten, was zu retten war. Ihre Zahl vergrößerte sich, bis sie zu Tausenden anschwoll, und jedes Thor von Kalkutta mußte bewacht werden, um noch größeren Zudrang zu verhindern. Fünf Tage lang terrorisirten diese Horden Kalkutta und kein Europäer konnte sich öffentlich zeigen, ohne angegriffen zu werden. Dem Militär und der Polizei wurde übel mitgespielt. Fünf Tage und fünf Nächte waren sie die Zielscheibe für Ziegelsteine, Stöcke und Erdklumpen, durften aber bei Leibe nicht die Angriffe erwidern, — und dabei waren Mehrere wirklich gefährlich verwundet worden, ja einige Europäer kamen nur mit Mühe lebendig

davon. Wer in Europa diese Zeilen liest, wird wohl den Kopf schütteln und fragen, wie so Etwas möglich war.

Nun, der Vicekönig war eben in Simla, auf seinem hübschen Landsitz wenige Meilen von der Stadt. Als ihm Meldung gemacht wurde, fuhr er auf ein paar Stunden nach Simla; er hatte gerade Zeit genug, um sein Telegramm aufzugeben, und nachdem er sich so etwas summarisch der Regirungsorgen entledigt hatte, fuhr er munter wieder nach seinem schattigen Mashobra zurück. Der Lieutenant-Governor von Bengalen war gerade auf der Reise, um die zur Abhilfe der Hungersnoth getroffenen Veranstaltungen in Augenschein zu nehmen. Er wurde überall festlich empfangen, — und außerdem ist die Luft von Behar gesund und kühlend, so daß er sich nicht beeilte, sie gegen den muffigen Dunst von Kalkutta zu vertauschen. Von Behar aus kann man Kalkutta mit der Bahn in zwölf Stunden erreichen; allein der kleine, wohlbeleibte Herr hielt es für vorsichtiger, Kalkutta fern zu bleiben, bis die Gefahr vorübergegangen war.

Aber wo war denn der Divisiongeneral? Er hatte sich in die Hauptprobe eines Theaterstückes, dessen Aufführung auf der Bühne von Darjeeling bevorstand, so sehr vertieft, daß er unmöglich daran denken konnte, nach Kalkutta zu fahren, bevor er sich davon überzeugt hatte, daß das Stück gehen würde.

Die einzige Person in Kalkutta, die dem Unheil hätte entgegentreten können, war der Polizeikommissar, ein Mann, der erst seit ein paar Tagen in Amt und Würden war und der Meinung huldigte, er dürfe ohne besondere Ordre der Regirung überhaupt nicht handeln. Endlich, nach ganzen fünf Tagen, gab die Regirung dem Militär den Befehl, von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen, — und flugs waren die Empörer verschwunden; überall herrschte wieder Ruhe und Stille. So begann und so endete der Aufstand.

Was heute noch interessirt, ist die Veranlassung.

Die Hauptmasse der sunnitischen Mohammedaner besteht geradezu aus blinden Fanatikern. Zu ihnen gesellte sich dann die bekannte Sorte der ehrgeizigen Streber und Schreier, die die frühere Selbständigkeit des Königreiches von Oudh noch immer nicht vergessen wollen. Obgleich es ein Hindu war, der das Land in Besitz nahm, worauf die Moschee stand, ließen die Aufständischen die Hindus fast ganz unbehelligt und kehrten all ihre Wuth gegen die Europäer. Wäre der Aufstand ein bloßer Akt aufständischen Gesindels gewesen, so hätte er sich in gleicher Weise gegen Hindus wie gegen Europäer gerichtet; aber es gehört zum politischen Programm der Mohammedaner, die Hindus für sich zu gewinnen, um sie im Fall ernsterer Verwickelungen nicht gegen sich zu haben.

Zwei oder drei Monate vor dem Aufstande in Chitpore waren führende Häuptlinge der Sunniten im Geheimen zusammengekommen. Das Verhalten der christlichen Mächte gegen die Türkei in der kretensischen Frage hatte sie stutzig gemacht und ergrimmt; beim Sieg der Türken über Griechenland war ihnen der Kamm geschwollen. Geflissentlich wurde die Nachricht verbreitet, der Sultan sei drauf und dran, einen Tehad (Heiligen Krieg) zu proklamiren, und der Emir von Afghanistan denke ernstlich daran, wie weiland Nadi oder Mahommed nach Indien zu ziehen. Der Aufruhr zu Chitpore war eine Art Probe darauf, wie die mohammedanischen Einwohner von Kalkutta sich verhalten würden.

Es ist wahrscheinlich, daß die Entscheidung des Gerichtshofes vorausge-

sehen wurde; sonst wäre es schwer erklärlich, daß wie auf einen Wink gleich so viele Aufständische zur Hand waren.

In der Nähe von Kalkutta giebt es eine Unmasse Mühlen und unter den Müllerburschen sind viele Mohammedaner. Sie strömten nach Kalkutta; Andere schlossen sich an, weil sie bei einem blutigen Handel auf Beute hoffen konnten. So schwoll der Strom; und wären nicht die Thore der Stadt scharf bewacht worden, so wären vielleicht Hunderttausend solcher Spießgesellen eingedrungen. Als endlich geschossen werden sollte, wurde vorher den Leuten gesagt, es handle sich um einen Irrthum, die Moschee sei eigentlich nicht besonders heilig und es lohne sich gar nicht, sich deshalb herumzuschlagen; darauf verlief sich die Menge wieder. Hätte das Militär beim ersten Anzeichen des Aufruhrs jeden Aufständischen füsilirt, so hätte die Regirung gewonnenes Spiel gehabt. So jedoch haben die Sunniten das Spiel gewonnen und festgestellt, daß auf ihre Anhänger in Kalkutta voller Verlaß ist. Der Mob aber merkte, daß die Regirung sich fürchte, von britischen Schußwaffen Gebrauch zu machen.

Eine ganze Reihe von Aufrührern wurde gefänglich eingezogen; die meisten erhielten aber nur drei bis sechs Monate Gefängniß, denn die Behörde hatte die Weisung, sänftiglich zu verfahren.

Lokalblätter hatten gemeldet, gut achthundert Aufständische seien während der fünf Tage ums Leben gekommen. Die Regirung hat offiziell verkünden lassen, es seien nur dreißig gewesen.

Freilich wird man fragen, wie die Achthundert ums Leben kommen konnten, wenn die Soldaten nicht schießen durften. Nun, es ist eben eine beträchtliche Zahl durch Privatpersonen erschossen worden. Jeder Europäer hatte sich sofort mit einem Revolver versehen und schoß, wenn er verhöhnt oder angegriffen wurde; nur das Militär schoß nicht.

Ein mir befreundeter Mühlenbesitzer in der Nähe von Kalkutta erzählte mir, daß alle mohammedanischen Müllerburschen sofort bereit waren, ihren Glaubensgenossen in Kalkutta Hilfe zu bringen. In der Mühle waren nur sechs Europäer; die Aufständischen mochten glauben, es sei ein Leichtes, sie zu überwältigen und auszurauben. Die Bedrohten verbarrikadirten sich aber in ihren Zimmern und töteten mehr als dreißig von den Aufrührern. Daß auf ähnliche Weise in der That achthundert von den Aufständischen ums Leben gekommen oder tötlich verwundet worden sind, ist daher wohl möglich.

Lokale Aufstände, wie die geschilderten, werden wir immer wieder erleben; eine allgemeine Empörung wie die von 1857 ist heute aber doch nicht mehr möglich. Im Jahre 1857 hatten wir 38000 britische Soldaten gegen 348000 eingeborene Truppen. Die ganze Artillerie war in den Händen der Eingeborenen; Eisenbahnen und Telegraphen waren spärlich. Heute haben wir im Lande 73000 englische gegenüber 165000 eingeborenen Soldaten. Die ganze Artillerie ist in unseren Händen und über ganz Indien ist ein Netz von Eisenbahnen und Telegraphen verbreitet. Außerdem haben wir eine beträchtliche Masse von Freiwilligen (volunteers), die glänzend bewaffnet und organisirt sind, ein Corps, mit dem jedenfalls zu rechnen ist. Ein Aufstand wie der von 1857 ist also ausgeschlossen; in einer Woche würde er niedergeschlagen sein.

Gopalpore, Bengalen. A. S. Pereira.

Selbstanzeigen.

Ehrengericht und Medizinalreform. Fischers Verlag (H. Kornfeld), Berlin.

Die kleine Schrift bildet die Begründung zu einer von dem Verfasser dem preußischen Abgeordnetenhause überreichten Petition, in der der Antrag gestellt wird, den von der Regirung dem Hause vorgelegten Gesetzentwurf über die Errichtung ärztlicher Ehrengerichte abzulehnen. Der Verfasser geht von dem Satze aus: „Wenn man eine Abstimmung sämmtlicher Aerzte darüber herbeiführen könnte, ob sie im Prinzip die Einführung der für alle Aerzte obligatorischen Ehrengerichte billigen, so würde sicherlich die erdrückende Majorität dafür sein. Aber eben so sicher würde es die Majorität sein, die der Errichtung von ärztlichen Ehrengerichten in der Form, wie sie der vorliegende Gesetzentwurf in Aussicht nimmt, mit lautem Widerspruch begegnete!" Im ersten Theil der Schrift wird nachgewiesen, daß es der „Begründung" des Gesetzentwurfs nicht gelungen ist, die zu schaffende neue Institution als zweckmäßig oder nothwendig darzulegen. Es fehlt durchaus an Kautelen gegen ehrenrichterliche Ausschreitungen in Bezug auf die Ahndung außerberuflicher Verfehlungen, da hiergegen nur die Motive, nicht der Text des Gesetzes Schutz bieten. Auch paßt die geplante Organisation nicht in den Rahmen der bestehenden ärztlichen Verhältnisse und droht deshalb zu Konflikten zu führen, die geeignet sind, mit dazu beizutragen, die Aerzte in der Ausübung ihrer großen sozialen Pflichten zu hemmen und sie mit Unlust zu erfüllen. Im zweiten Theil wird, abweichend von dem Plan der Staatsregirung, der Vorschlag zu einem großen Aerzteverbande — ähnlich den Bezirksvereinen im Königreich Sachsen — gemacht. Alle Aerzte wären verpflichtet, diesem Verbande anzugehören, und seine Ehrengerichtsbarkeit würde er ohne staatliche Einmischung handhaben. Seine Hauptaufgabe würde aber nicht darin, sondern in der Erfüllung ärztlich-sozialer Pflichten bestehen, — Pflichten gegen den eigenen Stand und Pflichten gegen die allgemeine Wohlfahrt; die Mittel würden durch eine vom Gesetz zu bestimmende Umlage unter den Aerzten aufzubringen sein.

Dr. Arthur Sperling.

Seelenmacht. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. Preis geb. 10 Mk.

In diesem Buch trete ich für den Individualismus ein und versuche, ihm dadurch eine tiefere Begründung zu geben, daß ich den Begriff der Macht der Einzelseele entwickele. Die Einzelseelen sind für mich ungeschaffen und unsterblich, — jede hat Antheil an der Weltregirung und am Weltgeschehen, ohne sich unwandelbaren Gesetzen zu fügen. Die sogenannten Naturgesetze sind nur der aproximative Ausdruck individueller Auffassungen. Jede Seele entwickelt sich frei und wirkt auf andere Wesen. Ihre Wirkungen werden durch die innige Vereinigung ähnlichster Seelen in Liebe oder Freundschaft gesteigert. In der Veredlung der geschlechtlichen Beziehungen, in der Gleichstellung und gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter erblicke ich die wichtigsten Mittel des sozialen Fortschrittes. Die Staatsgewalt wünsche ich auf ein Minimum reduzirt zu sehen, aber ich halte die Bestrebungen auf Verstaatlichung des Bodens für gerechtfertigt. Am Schluß wird das Bild eines utopischen Gemeinwesens entwickelt und den sozialistischen Ideen entgegengesetzt.

Leipzig. W. Lutoslawski.

Phantasus. Zweites Heft. Berlin, bei Johann Sassenbach.

Ich bin erfreut, konstatiren zu können, daß das erste Heft den Erfolg, den ich ihm prophezeite, gefunden hat. Die Kritik, wie stets, wenn etwas Neues auftaucht, stellte ihre Zahlungen ein und auf die Produktion wirkte mein Vorgehen so, daß heute, nach noch nicht ganz einem Jahr, mir von fünf Autoren bereits sechs Bändchen vorliegen, die alle die selbe Technik befolgen, — an Stelle der alten, die ich für überlebt erklärte. Wächst die Bewegung so weiter, so ist ihr allgemeiner Sieg, an dem nicht zu zweifeln ist, schon in einigen Jahren da.

Arno Holz.

Deutsche Musik im neunzehnten Jahrhundert. Verlag von Siegfried Cronbach, Berlin. Preis 1,50 M.

Jetzt, nachdem die Kritiker der großen deutschen Tagesblätter und literarischen Revuen ihr Urtheil über mein Buch abgegeben haben — und zwar überwiegend ein schmeichelhaftes und lobendes —, erlaube ich mir, einige Worte als Epilog zu sprechen. Es schien mir nöthig, ein neues, möglichst sicheres Maß für die großen musikalisch-produktiven Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu suchen. Ich konnte sie an ästhetischen Grundmeinungen, am Gang der allgemeinen Entwickelung und an musiktheoretischen Gesetzen messen oder auch mir alles Das ersparen und möglichst objektiv aus den bisher veröffentlichten Handbüchern der Musikgeschichte ein neues kompiliren. Ich habe nach dem Beispiel der großen französischen Kritiker unserer Zeit ein Drittes versucht, nämlich: das Maß der musikalischen Schöpfungen unseres Jahrhunderts in den Persönlichkeiten der Künstler selbst zu finden und zum ersten Male eine psychologische Geschichte der großen Musiker zu geben. Durch die neuen Perspektiven, die ich dieser Anwendung der modernen kritischen Methode danke, hoffe ich, eine Bereicherung des vorhandenen Besitzes gegeben zu haben.

Ein Drittel des Buches ist den beiden Künstlern eingeräumt, deren musikalisches Schaffen europäische Bedeutung gewonnen hat: Beethoven und Wagner; ein Drittel der übrigen deutschen Musik. Der Umfang der Kapitel und Abschnitte sollte überall dem Rang der geschilderten Künstler entsprechen. Nur bei Anton Bruckner bin ich über dieses Verhältniß absichtlich hinausgegangen. Ich wollte für diesen großen Symphoniker, dessen Persönlichkeit noch vielfach verkannt wird, agitatorisch wirken und schrieb das ihm gewidmete Schlußkapitel des Buches unter dem ungeschwächten Eindruck der Todesnachricht. Ich hatte nicht den Ehrgeiz, eine akademische Musikgeschichte zu schreiben, und wollte mir mit diesem Erstling keine Lehrkanzel, sondern Freunde erwerben. Als Ziel schwebte mir vor: „Ein Stück Musikgeschichte, gesehen durch ein Temperament“, nach Zolas berühmtem Wort, — und so viel oder so wenig wie mein Temperament werth ist, wird deshalb auch das Buch werth sein.

Wien. Dr. Max Graf.

Gewerbe- und Industrieschutz II. Weiterer Beitrag zu der Misere betr. den Patent-, Muster- und Waarenzeichen-Schutz sowie zu der Patentanwaltordnung. Verlag der Polytechnischen Buchhandlung A. Seidel in Berlin, 1899.

— Früher konnte man glauben, die Theilnahmelosigkeit der Presse und der Reichstagsmitglieder sei daraus zu erklären, daß Kommissare des Bundesrathes oder der Reichsregirung in bestimmter Form Alles desavouiren, was über Mängel der sogenannten Gewerbeschutzgesetze (Patente, Muster, Marken u. s. w.) öffentlich gesagt oder geschrieben wird. Ich beschränkte mich deshalb vielfach darauf, nachzuweisen, daß die Thatsachen die irrigen Behauptungen widerlegen, es herrsche allgemein Befriedigung mit den Gesetzen, zu deren nützlicher Ausführung auch alles Material vorhanden sei. Neuerdings bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nicht jener Widerspruch der öffentlichen Organe die Unterlassungsünde der Theilnahmelosigkeit erklärt, denn die sachliche Kritik schweigt auf keinem anderen Gebiet, das, übersichtlich daliegend, eine Prüfung von Meinungen und Behauptungen herausfordert. Die Ursache für das Totschweigen scheint mir vielmehr, daß außer Dem, der durch seinen Beruf gezwungen ist, jene Gesetze zu beachten, kaum Jemand zugemuthet werden kann, anzunehmen, daß absichtlich oder wegen wiederholt bethätigter Unfähigkeit eines Faktors der Gesetzgebung jede Uebersichtlichkeit ferngehalten ist. Die Tendenz all dieser Gesetze geht dahin, daß jedes Schutzgesuch von Handel- oder Gewerbetreibenden und Industriellen rein schematisch behandelt werden kann und daß deshalb die diskretionäre Gewalt des Juristen in rein fachwissenschaftlichen Schutzangelegenheiten entscheidend vorwaltet. Die besondere Aufgabe, diese Misere unwiderleglich zu beweisen, suche ich in meiner Schrift zu erfüllen. Wiederum wende ich mich an die Offentlichkeit, weil sicherlich nicht geleugnet werden kann, daß allein der wirksame Schutz der Arbeit von Staatsbürgern, die Werthe erzeugen, im Stande ist, die Steuerfähigkeit aufrechtzuerhalten, deren das Reich bedarf, wenn es nicht auf den Nothbehelf angewiesen sein soll, der darin besteht, für die selben Steuerobjekte immer höhere — oder neue — Abgaben zu erheben. Neben der aufs Aeußerste angespannten Opferwilligkeit aller Steuerzahler leidet in Handel, Gewerbe und Industrie mehr und mehr die Steuerfähigkeit wegen besonderer direkter Belastungen und nicht minder wegen der besonderen Konkurrenz staatlicher Unternehmungen. Die Sucht nach solcher Konkurrenzfähigkeit kann sogar dazu führen, daß Staatsbeamten die Anrufung und Benutzung gewerblicher Schutzgesetze untersagt wird. Das ist im Hinblick auf die Begründung der Schutzgesetze inkonsequent und erklärt, wie Staatsbehörden zu dem Versuch getrieben werden könnten, bestehenden Rechtsschutz zu vernichten oder im Submissionverfahren geistiges Eigenthum unbeachtet zu lassen. Die Würdigung individueller Rechte ist freilich nicht die Aufgabe z. B. der Eisenbahn- oder Armeeverwaltungen, aber es ist die Aufgabe der Industriellen, ihr Recht gegenüber allen Versuchen zu schützen, die unter dem Anschein der Wahrung des Gemeinwohls von Verwaltungbehörden überhaupt und vom kaiserlichen Patentamt insbesondere in steigendem Maße gemacht werden, um die Berechtigung von Schutzansprüchen zu leugnen. Darum rufe ich: Helft Euch selbst!

Karl Pieper.

Russische Industrie.

Zwar arbeitet jetzt die deutsche Industrie hauptsächlich für das Inland; doch die Stunde wird wieder kommen, wo uns das Ausfuhrgeschäft wichtiger als heute scheinen muß: dann wird Rußland für die Exporteure in erster Linie stehen und deshalb sollte man sich um die Entwickelung im Zarenreich kümmern. Der hier schon früher geschilderte schnelle Aufschwung der dortigen Wirthschaftverhältnisse hat sich seitdem noch beschleunigt. Die Masse strebt nach besserer Lebenshaltung und die dörflichen und städtischen Gemeinden bemühen sich emsig, Verkehrsmittel, Hygiene, Schmuckanlagen u. s. w. in moderne Formen zu bringen. Nur ist der von einem großen Theil der Bevölkerung dieses Riesenreiches eingeschlagene Weg ein anderer als der, den wir im Westen zu gehen gewöhnt sind. Bei uns haben sich Komfort und Luxus erst aus angesammelten Ersparnissen und einer langsamen Steigerung der Wohlhabenheit entwickelt, während die Russen gern den Verhältnissen voraus eilen möchten. Dies in plötzlichen Stößen fühlbare Auftreten neuer Bedürfnisse führt unter Umständen dann zu einer überraschend schnellen Veränderung des Arbeitprozesses. Man verlangte, ein gut ausgebackenes Brot zu essen, und der Wunsch ließ die Walzmühlen entstehen und sich vermehren; ähnliche Wünsche zeigen sogar den Bauern schon die Nothwendigkeit eines rationellen Landwirthschaftbetriebes. Noch vor siebenunddreißig Jahren gab in verschiedenen Gegenden der Käufer für das Hektar Wald zum Abholzen nicht mehr als zehn Rubel und war dennoch nicht einmal sicher, dabei keinen Schaden zu machen. Heute giebt man sechshundert Rubel und verdient noch dabei. Wie erklärt sich diese Thatsache? Früher wurden nur Bretter und Balken von bestimmter Größe verwandt und Stämme, die zu groß waren, ließ man eher verfaulen, als daß man sie für die Maschinen adaptirte. Jetzt bleibt kein Stamm mehr liegen und kein Scheit bleibt ungenutzt. Früher hieß es in Rußland: je theurer das Brot, desto billiger die Arbeit! Diese Weisheit ist ins Gegentheil gewandelt worden. Träge Menschen ohne Bedürfnisse werden fleißige Arbeiter, weil sie Bedürfnisse annehmen und Konsumenten werden. Wo der Umsatz zunimmt, muß nun der Händler, je isolirter seine Lage ist, natürlich um so mehr Vorrath und Auswahl haben; so entstehen große Waarenlager. Die russischen Centren konnten wegen ihrer sehr guten Bahnverbindungen mit dem Auslande ohne große Lager auskommen, da sie alles irgend Gewünschte, wenn es nicht vorhanden war, doch in längstens acht bis vierzehn Tage beschaffen konnten. Heute sind aber Petersburg, Moskau, Kiew durch hundert kleine und relativ weltfremde Plätze für den lokalen Konsum ersetzt und die steigende Kaufsucht nöthigt da zu reicher Lagerhaltung.

Die sibirische Bahn, die gleichsam eine ungeheure erstarrte Volksmasse in Bewegung bringt, bietet, als die Riesentrace der Kultur, für das Ausland ein Hauptinteresse; schon aber beginnen auch die russischen Vizinalbahnen den Blick auf sich zu ziehen. Sie sind durchaus nöthig, wenn der Waarenaustausch im Inneren erleichtert und auf die Höhe seiner Aufgaben gebracht werden soll.

Ich muß nun wieder einmal von dem Manne sprechen, mit dessen Thatkraft und Einfluß alle wirthschaftlichen Fortschritte, die Rußland in unserer Zeit gemacht hat, zusammenhängen. Herr Witte selbst ist nicht Nationalökonom, hat also den — besonders in seinem Vaterlande wichtigen — Vortheil, durch keine Theorie genirt zu sein. Das hindert ihn nicht, in seinem Spezialressort aufs

Eifrigste wissenschaftlich arbeiten zu lassen. Er hat stets den Muth seiner Meinung gehabt, so verschieden auch die beiden Kaiser sind, denen er bisher gedient hat, und er hat fast regelmäßig seinen Willen durchzusetzen vermocht. Die Erklärung, die man in Rußland dafür hat, ist ungemein charakteristisch. „Witte", so sagen die näher Stehenden, „hat weder Kinder noch Verwandte noch irgend welche Sippe. Das macht es ihm möglich, überaus fest aufzutreten, — selbst gegen den Zaren, der ihn übrigens gar nicht besonders zärtlich lieben soll. Fällt er, so fällt er allein und braucht nicht für eine kleine Welt, die mit seinem Sturz in Trümmer ginge, zu zittern, etwa wie der von Witte gestürzte Woronzow-Daschkow." Privatinteressen behandelt der Finanzminister so rücksichtlos, daß er sich seine Freunde von heute schon morgen zu Feinden zu machen pflegt. An Anekdoten darüber fehlt es nicht und seine Haltung soll selbst den höchsten Einflüssen gegenüber die selbe sein. Die Thatsache, daß er in der Angelegenheit der Beauharnais vier Millionen Rubel vom Zaren herschenken ließ, um sie nicht der Agrarbank entnehmen zu müssen, dürfte schwerlich in Rußland oder außerhalb Nachahmung finden. Herr Witte ist nun zu der Ueberzeugung gelangt, das inländische Kapital müsse geschont werden; er hat aber eine starke Strömung gegen sich und hat es deshalb für nöthig gehalten, sein Programm in einer Versammlung von Getreideinteressenten zu entwickeln. Seine Rede, die allgemeine Beachtung gefunden hat, sagte aber wohl kluger Weise nicht Alles. So lange die Papiergeldwirthschaft dauerte, war die Regulirung des Geldbedarfes leicht. Fiel der Zinsfuß und nahmen die Depositen zu, so wurden Banknoten in Posten zurückgezogen; stieg der Zinsfuß und nahmen die Depositen ab, so gab man Noten aus. Das geschah zum Beispiel regelmäßig nach der Ernte, wenn bei der Langsamkeit der Verkehrsmittel der Weizen, der das ganze Handelskapital des Besitzers ist, nicht rasch genug realisirt werden konnte. Deshalb hatten auch die großen Banken früher billigeres Geld. Sie bedienten sich ihres sogenannten Kontrolkredits bei der Reichsbank, die ihnen gegen Wechsel, Effekten u. s. w. Noten lieh. Dieser Modus mußte ein Ende nehmen, als die Goldwährung ihren Einzug hielt und den Finanzminister ängstlich, ja, geradezu geizig machte. Um nur immer mehr Gold ins Land hereinzuziehen, würde er am Liebsten jedes Jahr für hundert Millionen Rubel auswärtige Gründungen in Rußland entstehen sehen. Die russischen Fabrikanten und Hüttenmänner aber klagen über doppelten Schaden; sie haben eben weder die guten technischen Traditionen noch das billige Geld der Belgier. Auch der Adel und die Landwirthschaft wollen die heutigen hohen Schutzzölle nicht; wenn durch die Unterdrückung der Konkurrenz z. B. Schienen und Lokomotiven beträchtlich vertheuert werden, kosten nämlich auch die Frachten mehr. Mitunter greift ja dann auch die Regirung operativ ein, wie bei der Herabsetzung der Schienenpreise um 30 Kopeken per Pud. Als einzelne Montangesellschaften 60 und 100 Prozent Dividende gaben, fragte Witte: „Meine Herren: warum verdienen Sie eigentlich so viel?" Um den Gutsbesitzern zu gefallen, erlaubte der Minister den Bezug landwirthschaftlicher Maschinen aus dem Auslande. Das kostet ihn sehr wenig, denn die meisten Bauern wirthschaften ohne Dreschmaschinen.

Nützen kann die Hilfe reicher ausländischer Industriellen nur da, wo es sich um die Förderung des Exportes handelt, wie z. B. bei Naphtha, Getreide u. s. w., aber nicht etwa bei Gußeisen, das den Russen selbst dadurch vertheuert wird. Doch Herr Witte braucht, wie ich höre, auch eine neue Anleihe, weil die Marine-

ausgaben des Landes, dessen Herrscher die Völker der Erde in diesem Lenz zur Abrüstung ruft, allmählich gar zu viele Millionen verschlingen. Der Finanzminister nimmt für seinen Tresor schon die Pfandbriefe der Privatagrarbanken zurück, — nur, um den Kurs der Rente hochzuhalten, und diese vierzig Millionen Rubel Pfandbriefe gehen so leicht nicht wieder heraus. Am Ende werden doch die Franzosen wieder aushelfen und vielleicht eine vierprozentige Russenrente nehmen, wenn ihnen große Marinelieferungen zugesichert werden. Die Hauptperson ist in diesen Transaktionen nicht mehr immer Herr Rothstein, von dem es vielleicht ein Fehler war, daß er Herrn Spitzer zu seinem Kollegen machte. Sollte jetzt nämlich der ältere Direktor mit seinem Austritt aus der Internationalen Bank drohen, dann könnte Sergej Julitsch Witte sich der tröstlichen Thatsache erinnern, daß er des jüngeren Direktors unter allen Umständen sicher ist.

Unter den Bodenschätzen spielt natürlich auch Kohle eine große Rolle. Selbst Odessa hat nur noch das russische Produkt. Dagegen hat Petersburg, trotz dem hohen Zoll, sich seine früheren englischen Bezugsquellen bewahrt. Nur Koke wird in den meisten russischen Fabriken vom Ausland bezogen, weil das Material da billiger und besser ist. Die Industrie ist rastlos thätig. Ueberall geht man zur Elektrizität über, mit ganz erstaunlichem Eifer sogar. Besonders eifrig werden Kleinbahnen und Straßenbahnen gegründet; der Russe geht eben nicht gern zu Fuß und knausert mit den fünf oder drei Kopeken nicht, die eine Tour kostet. Alle großen deutschen Firmen arbeiten dort; so hat jetzt Schuckert eine Centrale in Odessa gegründet. Weniger gelobt wird die Lage der chemischen Industrie. In Folge der gesteigerten Bauthätigkeit schießen aber die Cementfabriken wie Pilze aus der Erde: allein in Kiew entstehen jetzt drei solche Fabriken. Eben so schnell gehts mit Maschinenfabriken aller Art. Die Textilproduktion soll um vierzig Prozent zurückgegangen sein, während der Konsum beständig wächst. Das führt natürlich zu Preissteigerungen und dann zu höheren Dividenden. Die Abnahme der Produktion erklärt man als Wirkung des Arbeiterschutzgesetzes, das die Fabrikarbeit von früher neunzehn und achtzehn auf elf Stunden herabgesetzt hat. Die Verschiebung des Absatzes aus Moskau und anderen stockrussischen Gouvernements nach dem polnischen Lodz soll damit zusammenhängen, daß der in Moskau residirende Großfürst den Wunsch hatte und durchsetzte, die 80000 Juden aus seinem Bezirk zu treiben. Man rechnet, daß davon 50000 Juden nach Warschau kamen, die sich dann allmählich bis Lodz schlängelten. Die Vertriebenen brachten zwar keine Industrien mit, aber die Kenntniß der moskauer Absatzgebiete und, was die Hauptsache ist, ungefähr 100 Millionen Rubel Betriebskapital. Jetzt, nach Jahren, sieht man, wie Lodz von dieser Völkerwanderung profitirt hat.

Ueber den Getreideimport wird wahrscheinlich zu viel Gutes geweissagt, da die Zukunft doch dem Verbrauch des inneren Marktes gehören dürfte. Was Herr Witte zur Hebung der Ausfuhr thun will, wird von Sachkundigen nur als ein äußerliches Beruhigungmittel angesehen. Der aus Kartoffeln und Getreide fabrizirte Branntwein wird begünstigt, dem aus Melasse hergestellten bereitet man Schwierigkeiten. Die Zuckerfabrikation soll glänzende Aussichten haben ... Im Ganzen: das Bild eines mächtigen wirthschaftlichen Aufschwunges.

Pluto.

Weibliche Dichtung.

In einem jüngst erschienenen Aufsatz „Das Frauenstudium der Nationalökonomie“ hebt Professor Herkner hervor, wie es wünschenswerth sei, daß die sozialen Zustände nicht nur im Spiegel des männlichen Geistes aufgenommen werden. Sowohl für die Beobachtung der Thatsachen wie für ihre geistige Verarbeitung sei es nutzbringend, wenn auch die weibliche Auffassung entschieden zur Geltung gelange. Auch sei die vollständige Ergründung der weiblichen Erwerbsverhältnisse ohne die Mitwirkung gelehrter Frauen kaum möglich. Frauen könnten hier vielfach Thatsachen ermitteln, die männlichen Forschern verborgen blieben.

Dies Urtheil scheint mir in doppelter Hinsicht von weittragender Bedeutung: es räumt für ein wichtiges Gebiet der Wissenschaft ein, daß Leistungen den wissenschaftlichen Charakter behalten können, auch wenn eine mehr weibliche Auffassung bei ihnen sich geltend mache, und daß bestimmte Theile dieses Gebietes, rein stofflich, nur durch die Mitwirkung der Frau zugänglich werden.

Wenn hier für eine Wissenschaft zugegeben wird, daß sowohl bezüglich der Auffassung wie bezüglich des Stoffes die Mitbethätigung der Frau eine Bereicherung ermöglicht, so drängen sich für die Kunst, besonders für die Dichtung, die selben Fragen auf.

Kann die Frau der Dichtkunst in Auffassung wie Gegenstand eine eigenartige Erweiterung bringen? Die anregende Kontroverse zwischen Frieda Freiin von Bülow und Lou Andreas-Salomé (in Nr. 15 und Nr. 20 der „Zukunft“ vom siebenten Januar und elften Februar 1899) berührte diese Frage. Frieda von Bülow erklärte eine Frauendichtung in dem Maße für werthvoller, wie sie „frauenhafter“ sei; Lou Andreas-Salomé entgegnete, auf ein angewandtes Gleichniß zurückgreifend, die unwillkürliche Abschätzung der Frau nach männlichen Maßstäben im Gebiete der Kunst habe möglicher Weise die selbe Berechtigung, wie etwa den literarischen Arbeiten eines Fuchses künstlerischer Werth je nach dem Grade ihrer Annäherung an menschliche Kunstwerke beizumessen wäre.

Ich glaube nun nicht, daß dieses Fuchs-Beispiel dazu dient, den Kern der Frage zu enthüllen. Das künstlerische Vermögen ist ein menschliches Vermögen — „die Kunst, o Mensch, hast Du allein“ —; sollten andere als menschliche Geschöpfe sich literarisch bethätigen, so müßten ihre Leistungen, wie Frau Lou Andreas-Salomé mit Recht andeutet, unserem Begriff menschlicher Kunst sich anbequemen, wenn sie überhaupt Kunstwerke sein wollten. Für die unbedingte Abschätzung der Kunstleistung der Frau nach männlichen Maßstäben aber beweist Das nichts. Denn nirgends ist der Begriff der Kunst bisher zu dem einer spezifisch männlichen verengt worden. Daher bleibt die offene Frage bestehen: Sind dichterische Kunstwerke denkbar, die dem vollen Begriff des menschlichen Kunstwerkes gerecht werden und doch zugleich einen spezifisch weiblichen Charakter tragen? Ist es innerhalb des gesteckten künstlerischen Rahmens möglich, von einer mehr weiblichen, einer mehr männlichen Kunst zu reden, genau so, wie wir von einer Kunst der germanischen, einer Kunst der romanischen Völker sprechen, die sich doch auch in einer höheren künstlerischen Einheit zusammenfinden?

Sollte diese Frage unbedingt zu verneinen sein, sollte die Frauenhaftigkeit der Frau nicht ihre künstlerischen Leistungen eigenartig färben dürfen, so

würde Das eine empfindliche Einbuße bedeuten. Es wäre nur erfreulich, wenn der Nuancenreichthum, die Mannichfaltigkeit der Kunstanschauungen durch eine spezifisch weibliche Auffassung vergrößert werden könnte. Jedenfalls erscheint mir die Frage heute noch nicht spruchreif. Niemand wird bestreiten, daß für die Frau in allen ihren Wesensäußerungen eine neue Epoche begonnen hat. Was diese Epoche im Gebiet der Dichtkunst zeitigen wird, ist im Wesentlichen noch eine Frage der Zukunft. Es gilt, zunächst der täglich anwachsenden weiblichen Literatur gegenüber abzuwarten, bei dem später möglichen Ueberblick dann die Spreu von dem Weizen zu sondern und an Dem, was sich endlich als künstlerisch werthvoll herausgeschält haben könnte, zu untersuchen, ob eine spezifisch weibliche Unterströmung, abgesehen von dem allgemeinen Kunstwerth, zu erkennen sein wird.

Mit größerer Sicherheit können wir für das Stoffgebiet eigenartige Bereicherungen von der Frau erwarten. Hier können noch weite Provinzen der Dichtung gewonnen werden Das in spezifischer Hinsicht Wichtigste im Leben der Frau: die Mutterschaft, in der ihr fundamentaler physiologischer und psychologischer Unterschied vom Manne liegt, ist bisher nicht — oder doch nicht genügend — in den Kreis künstlerischen Schaffens gezogen worden. Man glaubt vielleicht, an Das erinnern zu müssen, was unzählige Madonnenbilder in lichter Schönheit athmen, was uns aus allen Sprachen über Mutterliebe und Mutterempfinden entgegenklingt. Und doch sind damit alle geistigen und seelischen Wandlungen, die das Austragen, Gebären und Säugen eines Kindes in der Frau erzeugt, in ihrer ganzen Tiefe noch nicht erfaßt. Die plötzliche Gebundenheit, die Freiheitentäußerung, um nun vor Allem Behausung, Werdestätte eines anderen Geschöpfes zu sein, die vollständige Hingabe an ein Anderes, für ein Anderes: ihr ist bisher der tiefste künstlerische Ausdruck nicht zu Theil geworden. Ich bezweifle, daß ein Anderer als eine Frau dies Gebiet künstlerisch erschließen, daß ein Anderer hier das „Sesam, thu Dich auf!" sprechen kann.

Schon physiologisch fehlt dem Mann jegliche Analogie, um in die begleitenden Seelenzustände der Mutterschaft — dieser ernstesten Gebundenheit — eindringen zu können. Sie sind so wesentlich verschieden von allen Eindrücken in seinem Leben, daß seine Schilderung sich nicht über allgemeine Linien erheben kann. Wenn uns bisher hier auch von Frauen wenig geboten ward, so hat Das nicht nur die Abhängigkeit von der männlichen Produktion, sondern auch der Umstand verschuldet, daß die meisten literarisch bedeutenden Frauen die Mutterschaft nicht in ihrer vollen Wirkung durchmessen haben. Sonst dürfte es heute, wo das Weib auf erotischem Gebiet so viel über seine spezifische Art, über seine Beziehung zum Manne auszusagen hat, beinahe unerklärlich sein, daß jene anderen Seelenzustände nie künstlerisch erschlossen worden sind. Doppelt unerklärlich, da heute, wo das Weib freier, dem Ausleben seines Ichs gerechter zu werden strebt, alle die Mutterschaft begleitenden Empfindungen um so reicher und reizvoller werden, als sie komplizirter und widerspruchvoller geworden sind.

Sicherlich dürfte eine Zeichnung, wie das erwachte Persönlichkeit- und Freiheitgefühl der modernen Frau sich auch mit der Mutterschaft verträgt, eine der interessantesten Erscheinungen unserer Zeit treffen. Das Drama des Weibes, das Bürger dieser Welt geworden ist, das gelernt hat, seiner eigenen Individualität und deren Leistungen zu leben, und das doch durch die Mutterschaft wiederum

zur gänzlichen Hingabe seiner Persönlichkeit an ein Anderes kommt: dies Drama spielt zwar bisher nicht auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aber in dieser Welt selbst, — und es wird künftig noch erschütternder in ihr spielen. Mag der Niederschlag der neuen Auffassung über das Weib in praktischer Hinsicht auch vielleicht bedeutsamer für das Heer der unverheiratheten und kinderlosen Frauen geworden sein, insofern er ihnen bei der Eroberung neuer Arbeit- und Lebensgebiete half, so sollte doch nie vergessen werden, daß die moderne Auffassung, die im Weibe den freien, selbständigen Menschen achtet und heranzieht, vor Allem in ihrer Anwendung auf die Frau als Mutter geprüft werden muß. Denn nur das Weib, das den natürlichen Kreislauf des weiblichen Lebens durchmessen hat, repräsentirt erschöpfend sein Geschlecht und darf im letzten Grunde als dessen volle Vertreterin gelten. Und deshalb muß auch erhofft werden, daß die Frau als Mutter sich den künstlerischen Ausdruck erringe, der den noch nicht gehobenen Reichthum ihrer inneren Welt ausmünzt. Adele Gerhard.

Samoa.

Fünf Monate sind vergangen, seit ein auf Samoa ansässiger Deutscher in dieser Zeitschrift prophezeite, das neue Jahr werde der polynesischen Gruppe im Stillen Ozean neue Unruhen bringen. Die Weissagung hat sich erfüllt: vor Apia ist wieder einmal geschossen worden und die Diplomatie war, wie man in den Zeitungen las, trotz der Osterruhe „in fieberhafter Bewegung", um eine Einigung zwischen den drei Vertragsmächten herbeizuführen. Zunächst sollen Kommissare die Zustände im Samoa-Archipel untersuchen. Das wird recht lange dauern und es ist fraglich, ob für Deutschland dabei Ersprießliches herauskommen wird. Als vor ein paar Wochen Ludwig Bamberger starb, wurde der geistreiche, kultivirte und leider allzu witzige Cobdenit, der für alle Fragen der internationalen und der sozialen Politik so stockblind war und auf Schritt und Tritt den groteskesten Irrthümern zum Opfer fiel, als ein pater patriae gefeiert und ein an Europens Nekrologenüberschwang nicht gewöhnter Kanadier konnte glauben, dem Reich sei ein Begründer, dem deutschen Volk ein Bereiter seiner Größe gestorben. Jetzt erinnert der Zufall wieder an Bamberger; und jetzt steht sein Bild in anderer Beleuchtung vor dem Gedächtniß: denn ihm sind, ihm mehr als irgend einem Anderen, die Verlegenheiten zu danken, die Deutschland seit neunzehn Jahren im Stillen Ozean erlebt hat, und sein Name wird von deutschen Kolonialpolitikern nicht mit zärtlicherer Liebe genannt werden als von französischen der Bougainvilles, der den schmählichen Rückzug aus Quebec geleitet, den Verlust Kanadas für Frankreich besiegelt hatte und der, weil in ihrer Nähe sein Kurs sich mit dem anderer Schiffer schnitt, die polynesische Gruppe im Jahre 1768 Schiffer-Inseln taufte. Vor neunzehn Jahren konnten wir die Südseeinseln, die seitdem zum Zankapfel geworden sind, ohne allzu große Kosten haben. Damals, vor dem Beginn des Kolonialfiebers, beantragte der Bundesrath, die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft durch die Uebernahme einer Garantie von höchstens 300 000 Mark zu unterstützen und ihr so die Möglichkeit einer 4 1/2 prozentigen Jahresdividende zu sichern. Herr Bam-

berger bekämpfte den Antrag und sein Einfluß war, besonders im Centrum, so mächtig, daß der Reichstag im Frühjahr 1880 die Vorlage mit 128 gegen 112 Stimmen ablehnte und die winzige Summe strich, die zur Festigung des deutschen Ansehens im Stillen Ozean gewiß nützlich geworden wäre. Damit war der günstige Augenblick verpaßt; und obwohl der deutschfeindliche „König" Malietoa-Laupepa gefangen und nach Kamerun gebracht wurde, sollten ähnlich vortheilhafte Umstände für Deutschland im Archipel nicht zum zweiten Male eintreten. Die seitdem geführten Verhandlungen sind, weil die meisten Aktenstücke in den Schränken des Auswärtigen Amtes schlummern, zum größten Theil unbekannt. Längst aber konnte Jeder erfahren, daß die neun Inseln ein Gesammtareal von 2800 Quadratkilometern umfassen, daß ungefähr 40000 Eingeborene, von denen mindestens die Hälfte sich zum Christenthum bekennt, und kaum mehr als 1000 Weiße dort leben, die dennoch jährlich etwa 150000 Mark an Zöllen und Steuern in die Kassen des Königreiches liefern, und daß auf den Inseln Tabak, Kaffee, Kakao, Kokospalmen, Bananen, Mais, Baumwolle und andere Tropenprodukte angebaut werden. Die Samoaner, ein prachtvoller, von Kraft strotzender Menschenschlag, führen ein Faullenzerleben; sie sind in ihrer Sittlichkeit bei paradiesischen, in ihren Kriegsbräuchen bei barbarischen Zuständen stehen geblieben, sind damit zufrieden und leiden eigentlich nur unter dem Partikularismus und dem friedlosen Parteigetriebe. Nichts würde ihr tropisches Behagen stören, wenn nicht jedes Dorf einen eigenen Häuptling, jeder Bezirk vereinigter Dörfer seinen Oberhäuptling hätte und wenn diese mehr oder minder Gewaltigen einander nicht mit allen Mitteln der List und Barbarengrausamkeit bekämpften. Kriegerische Zusammenstöße waren unter den Parteien von je her an der Tagesordnung; und da, als eine Karikatur unserer wirthschaftlichen Wirren, auch der Gegensatz zwischen Besitzenden und Proletariern längst sichtbar geworden war, mußte die Entwickelung zum Verfall und zur Fremdherrschaft führen. Nur der eifersüchtigen Rivalität der Großmächte ist es zuzuschreiben, daß die Schiffer-Inseln bisher noch nicht die Beute eines Eroberers wurden. In einem geheimen Vertrag hatten England und Deutschland sich verpflichtet, die Unabhängigkeit der Inseln zu wahren; an diesem Uebereinkommen scheiterte 1877 der dreiste Versuch des amerikanischen Konsuls, im Samoa-Archipel die Flagge der Union zu hissen. Am zehnten Januar 1885 aber, also fünf Jahre nach der Ablehnung der Samoa-Vorlage, konnte Fürst Bismarck im Reichstag eine Depesche verlesen, die aus Wellington meldete: „Die Regirung von Neuseeland hat den Antrag gestellt, die Samoa-Inseln zu annektiren. Ein Dampfer hält sich in Neuseeland bereit, abzugehen, sobald die Entscheidung des Lords Derby eingetroffen sein wird." Doch auch durch diese Alarmnachricht ließ die Reichstagsmehrheit, die Bismarck deshalb dem alten wiener Hofkriegsrath verglich, sich nicht zu schnellen Entschlüssen stacheln; die Ansicht der Bamberger siegte noch immer. Der neuseeländische Plan konnte vereitelt werden; von Australien und Amerika aus hat man seitdem aber stets mit gierigen Blicken auf die Schiffer-Inseln und ihre ungehobenen Schätze geschaut. Die Verhältnisse hatten sich seit 1880 eben geändert, das Kolonialfieber war in der kapitalistischen Welt ausgebrochen und es ist thöricht, Bismarcks Sohn die Verantwortung dafür aufzubürden, daß 1889 in der Südsee kein größerer Erfolg eingeheimst wurde. Die Samoa-Konferenz war in Washington 1887 resultatlos geblieben, weil Deutschland die Vertragsmächte nicht von der Richtigkeit seines Standpunktes zu überzeugen vermochte und sich selbst zu einem Bruch des Vertrages nicht entschließen wollte. Vom Staats-

sekretär Grafen Bismarck wurde, wie aus den Akten festzustellen ist, der deutsche Konsul in Apia immer wieder zu vorsichtigster Neutralität ermahnt und angewiesen, die Okkupation des Landes durch Marinetruppen thunlichst abzukürzen. Unterdessen war zwischen Mataafa, den die noch übrigen Anhänger Malietoas zum König gekürt hatten, und Tamasese, dem Erwählten der Vertragsmächte, ein hitzig geführter Kampf entbrannt, in Washington war der ehrgeizige und skrupellose Blaine ans Ruder gelangt, und als der deutsche Konsul Knappe ohne Autorisation seinen unbedachten Kriegszug unternommen und das Unglück vom achtzehnten Dezember 1888 herbeigeführt hatte, entstand in Amerika eine Erregung, die von England und Frankreich künstlich geschürt wurde und die, wie die Berichte des Gesandten Grafen Arco, der in Washington sehr klug Deutschlands Interessen vertrat, ergaben, leicht zu einer kriegerischen Verwickelung mit der Union führen konnte. Schon damals gab es dort eine Jingopartei, die auf Kriegslieferungen und Betrügereien in großem Stil hoffte und gar nicht abgeneigt war, gegen eine europäische Großmacht, unter stiller oder lauter Assistenz Englands, das Sternenbanner wehen zu lassen. Natürlich dachte Bismarck nicht daran, wegen der Schiffer-Inseln das seit hundert Jahren ungetrübte Verhältniß zu Nordamerika aufs Spiel zu setzen. Am einundzwanzigsten März 1889 fuhr deshalb Graf Herbert Bismarck nach London und binnen einer Woche hatte er mit Lord Salisbury in der Samoafrage eine gemeinsame Haltung verabredet. Die Yankees waren durch diesen schnellen Schritt isolirt und gezwungen, ihre Bevollmächtigten zu einer Konferenz nach Berlin zu schicken, wo sie wenigstens dem Einfluß der Hetzpresse entzogen waren. Eine deutsche Annexion der Inseln war damals unmöglich. Daß die am vierzehnten Juni 1889 unterzeichnete Generalakte für Samoa nicht die geeigneten Rechtszustände geschaffen hat, daß es ein Fehler war, Malietoa, den Häuptling von Tuamasaga, zum König von Samoa zu machen, trotzdem ihm Tamasese und andere Distriktshäuptlinge die Anerkennung versagten, und daß besonders die Ordnung der Steuerangelegenheiten eigentlich stets nur auf dem Papier stand: das Alles ist jetzt längst bekannt und die Frage ist müssig, ob 1889 mehr zu erreichen gewesen wäre. In den Tagen des Caprivismus war eine Verständigung, nach der England die Tonga-Inseln, die Union Hawaii und Deutschland den Samoa-Archipel erhalten hätte, nicht schwer zu erzielen. Damals geschah aber überhaupt nichts zum Schutz deutscher Interessen in fernen Meeren und heute hat sich die Lage schon wieder ungünstiger gewandelt. Die amerikanischen Jingoes haben seit dem Sieg über Spanien den letzten Rest von Schüchternheit verloren, der Angelsachsenbund zwischen England und den Vereinigten Staaten ist feierlich proklamirt worden, — und es ist wohl kein Zufall, daß bei dem neuesten Bombardement, dem Apia von englischen und amerikanischen Kriegsschiffen ausgesetzt war, zwei Schüsse die Wohnungen Deutscher beschädigten ... Herr von Bülow wird jetzt Gelegenheit haben, zu zeigen, daß er mehr leisten kann als hübsch pointirte Reden. Die Mittheilung, die deutsche Regirung werde sich nicht in die inneren Parteistreitigkeiten der Samoaner mischen und weder für Mataafa noch für Malietoa-Tanu eintreten, genügt nicht: nach allem Gerede über nationale Ehre muß hier endlich einmal bewiesen werden, daß der deutschen Regirung die Macht und der Muth nicht fehlt, den Handel der Reichsbewohner da wirksam zu schützen, wo er selbst aus eigener Kraft sich den beredt gepriesenen „Platz an der Sonne“ erobert hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. April 1899.

Chromatrop.

Die das Deutsche Reich regirenden Herren sollen während der letzten Wochen recht verdutzt dreingeblickt und mehr als einmal in bitterlich klingenden Worten ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben haben. Jahre lang wurde jeder Schritt, den sie thaten, mit Jubelgebrüll begrüßt, jedes Witzchen, das sie zu machen geruhten, jauchzend als eine Heldenleistung diplomatischer Kunst gepriesen. Nun stehen die an so reichliche Fütterung mit Lob Gewöhnten staunend vor einem Neuen: sie werden plötzlich angegriffen, heftig, manchmal sogar mit unklugem Pathos. Die Garde, deren Formation aus den Tagen des Caprivismus stammt, wankt und weicht zwar noch nicht von der Wacht vor der Wilhelmstraße; ihr ist Herr von Bülow, ist der dekorative Kanzler ein Mann, der den wüsten Agrarierhorden mißfällt und der um jeden Preis deshalb geschützt und durch eine Bajonnettwand vertheidigt werden muß. Die selben Leute, die einst mit wüthender Schmähung über Bismarck Vater und Sohn herfielen, als der Konsul Knappe in Apia auf eigene Faust falsch gehandelt hatte, rufen jetzt über die Dächer, nur ruchlose Landesverräther könnten, weil vielleicht ein deutscher Konsul auf den Schiffer-Inseln einen Fehler begangen habe, die höchst ehrenwerthen Leiter der Reichspolitik tadeln. Die Anderen aber, die schon bereit schienen, das schöne Lied von der Wiederkehr der besten Tage bismärckischer Diplomatie anzustimmen, sind nun ungeberdig geworden und steigern den eben noch sanften Ton bis zu härtester Rügerede. Samoa liefert ihnen nur den Vorwand. Was da geschehen ist,

seit der englische Oberrichter den Häuptling Mataafa vom Thrönchen stieß und Malietoa-Tanu von der anglo-amerikanischen Macht zum König gekürt ward, ist für Deutschlands Südseeinteressen sicher sehr unerfreulich; und es ist dem Ehrgefühl eines starken und stolzen Volkes kaum zuzumuthen, daß es solche Geringschätzung erworbener Rechte ruhig hinnehmen soll. Aber die Herren Salisbury und Mac Kinley werden ja irgend eine Art von „Genugthuung" geben, in Apia wird, einstweilen unter der Scheinherrschaft irgend eines Schattenkönigs, die alte Wirrniß fortwähren, — und kein Verständiger denkt daran, um das Bischen Samoa Deutschland in Todfeindschaft mit dem neuesten Zweibund von Chamberlains Gnaden zu verhetzen. Sollen wir etwa unsere Flotte in den polynesischen Archipel dampfen und gegen Englands und Amerikas vereinte Geschwader einen Seekrieg beginnen lassen? Selbst dem hitzigsten Patrioten könnte solcher kindische Einfall nicht kommen. Die stärksten Panzerschiffe, die schnellsten Kreuzer und die wirksamsten Meerminen können die schweren politischen Fehler nicht aus der Welt schaffen, die da unten seit Jahren begangen worden sind. Das kann höchstens in langer, stiller und stetiger Arbeit vielleicht noch gelingen. Der Samoa-Lärm ist nur ein Symptom, das eine nach und nach entstandene Stimmung endlich ins Gesichtsfeld rückt. Die Unruhe Derer, die nicht nur danach fragen, ob der Händlerprofit steigt und ob die Dividenden der Hütten und Elektrizitätwerke wachsen, ist jetzt erst sichtbar geworden; unter der glatt geharkten Oberfläche war sie dem feineren Ohr aber lange schon spürbar. Der Deutsche findet sich in der internationalen Politik, die seine berufenen Vertreter treiben — oder treiben lassen —, nicht mehr zurecht; ihm fehlt die klärende Orientirung, fehlt die Zuversicht, daß, wie die Zeitungnavigatoren zu sagen pflegen, eine starke Hand in festem Kurs das Steuer lenkt. Jeder neue Tag bringt ihm neue Nebelbilder vors blinzelnde Auge, das staunend die ars magna umbrae et lucis sieht; die Linsenrohre der Magierlaternen funktioniren vortrefflich und ein Bild scheint sich schnell in das andere zu verwandeln. Solche dissolving views sind eine Weile recht unterhaltend; schließlich kann man aber Erwachsene nicht immer mit Phantasmagorien bewirthen: sie werden sonst ungeduldig.

Zwei Jahre ist es her, da sollte die nach Narwa beliebte Anglophilie für Zeit und Ewigkeit eingesargt sein. Der Kaiser hatte in dem Telegramm an Herrn Paul Krüger den Eroberezug der Rhodes und Jameson mit hartem Wort verurtheilt, die Presse pries ihn als den berufensten Dolmetsch des nationalen Empfindens und erklärte, der Schimpf, der dem Vertrauensmann der deutschen Volkheit von Briten angethan sei, sperre unserer

Sympathie für ewig den Weg über den Aermelkanal. An Rußlands Seite, so hieß es, ist unser Platz. Bald aber wurde die Mündung der ersten Zauberlaterne verhüllt, die der zweiten aufgedeckt. Der prunkvoll inszenirte Kreuzzug gen China, der noch manche Enttäuschung bescheren und wahrscheinlich nur zur schnelleren Mobilisirung der Ostasiaten beitragen wird, verbreiterte die vorher schmale Reibefläche zwischen Deutschland und dem Zarenreich. Die bebetrübenden Freundschaftbeweise, die den Türken gewährt wurden und die, allen Segen verheißenden Weissagungen zum Trotz, wirthschaftlich bis heute völlig unfruchtbar geblieben sind, weckten das kaum entschlummerte Mißtrauen der Russen und gaben den Czechen die Möglichkeit, warnend auf die geheimen Balkanpläne des Deutschen Reiches zu weisen. Das unkluge Zetern über Spaniens — doch wahrlich selbst verschuldetes — Leid reizte in den Vereinigten Staaten den Jingozorn. Dann wurde zur Abwechselung wieder von der „Einheit der germanischen Rasse" geredet und zärtliche Sympathie über den Atlantischen Ozean gerufen. Daß an der Berlin mit Petersburg verbindenden Drahtleitung nicht mehr Alles in Ordnung war, mußte bald Jeder merken; wer es noch nicht gemerkt hatte, Der hörte es aus dem Ton der Worte, die der Kaiser beim Banket der Brandenburger über das Friedensprogramm des Zaren sprach. Und Dem, der auch da noch harthörig blieb, mußte zuerst die Wandlung des Verhältnisses zu England und später die Wahl der im Mai nach dem Haag zu sendenden Friedensboten Gewißheit bringen. Der Gruß, den der Kaiser dem Präsidenten von Transvaal gesandt hatte, wurde als bedauerliches Ergebniß einer irrenden Wallung bezeichnet und Minister und Staatssekretäre zogen spöttisch die Brauen hoch, wenn die eben noch als stammverwandte Helden gefeierten Buren erwähnt wurden. Ueber die Portugiesenerbschaft in Südafrika wurde zwischen Deutschland und England ein Vertrag geschlossen, von dem zwar, wie von heimlicher Liebe, bis auf diese Stunde noch Niemand nichts weiß, mit dem aber Albions schlaue Söhne sicher kein schlechtes Geschäft machen werden. Und endlich sahen wir Herrn Cecil Rhodes, den „Einbrecher", als ausgezeichneten Gast im berliner Schloß; und der Meldung wurde nicht widersprochen, der Kaiser habe zu dem Kulturspekulanten gesagt, ihm sei, als er nach Pretoria telegraphirte, nicht bekannt gewesen, daß unter Jamesons Leuten so viele Söhne guter englischer Familien waren... Also ein anderes Bild: innigste Freundschaft mit England.

Wie dieser Szenenwechsel auf die im Burenland lebenden Deutschen gewirkt hat, mag der Brief eines angesehenen Mannes lehren, der durchaus nicht zu den Schwärmern für die Weisheit der Transvaalregirung gehört:

Johannesburg, am achtzehnten März 1899.

Sehr geehrter Herr Harden,

als der Kaiser vor einigen Jahren Allen, die mit den heimischen Verhältnissen nicht zufrieden seien, den Rath gab, „den Staub des Vaterlandes von ihren Füßen zu schütteln", sind seine Worte bei Vielen, die Mittel und Muth genug zur Auswanderung hatten, auf fruchtbaren Boden gefallen. Das war um die Zeit, da der Ruf von Südafrikas Goldreichthum zum ersten Male durch die Welt ging. Und so kam es, daß sich ein starker Strom deutscher Auswanderer von der bisher fast ausschließlich nach Amerika gerichteten Emigrantenbewegung abzweigte und sich hierher, nach den sonnigen Hochebenen Transvaals, wandte. Die neu Ankommenden fühlten sich unter den stammverwandten Buren bald heimisch; und als Englands gold- und beutegierige Politik die Unabhängigkeit der Burenrepubliken bedrohte, waren die Deutschen gleich und vor allen Anderen dabei, die Waffen zu Schutz und Trutz zu ergreifen.

Später war es uns eine Ehre und eine Freude, als der Deutsche Kaiser, raschem Impulse folgend, unseren Präsidenten zu der glücklichen Niederwerfung von Jamesons räuberischem Einfall beglückwünschte. Die politischen Folgen, die das in rechtschaffener Aufwallung abgesandte Kabeltelegramm für Deutschland haben mochte, hatten wir hier nicht zu überlegen; die geschäftlichen Folgen, die es für Viele unter uns hatte, da sie das Brot englischer Kapitalisten aßen und von ihnen nun ohne Weiteres entlassen wurden, trugen wir gern. Wer fragt in politisch erregten Zeiten kleinlich nach persönlichem Vortheil, — insbesondere hier, wo der Kampf ums Dasein weit leichter und die Neigung zu leidenschaftlicher Wallung weit größer ist als im schwerfälligen Norden? Auch hatten wir die Genugthuung, zu beobachten, daß uns die blendende Initiative des Kaisers — mochte sie politisch für Deutschland wünschenswerth sein oder nicht — mit der wärmeren Zuneigung der Buren zugleich einen größeren Respekt der Engländer eintrug. Denn der Sohn Albions, so vorsichtig, klug und auf den Vortheil erpicht er selbst ist, weiß doch die rasche That ehrenhaften Zornes an Anderen zu schätzen; und oft genug hörten wir, wie Bismarcks Wort vom furor teutonicus mit einer Art scheuer Bewunderung auf des Kaisers flammende Entrüstung angewandt wurde. Damals wurde Mancher von uns sowohl mit etwa möglichen nachtheiligen Folgen des Telegramms als auch mit früher im Vaterland erlittener Unbill versöhnt.

Heute kommen uns die Engländer hier mit freundlich herablassenden Mienen entgegen. Heute heißt es: „Euer Kaiser ist doch ein sehr kluger Mann! Er hat eingesehen, daß er Englands Weltherrschaft nicht widerstreben kann. Er hat Cecil Rhodes empfangen und ihm hohe Ehren erwiesen. Vielleicht wird ihm Jameson, wenn er gerade Zeit hat, auch noch einen Besuch abstatten. You are really good fellows; jolly good fellows in deed, you Germans."

So lautet die Tonart heute, nachdem Rhodes', des „Kolossus", Händedruck den Kaiser, the young man in Berlin, wie er früher frech genannt wurde, in den Augen Englands rehabilitirt hat. Für manchen Deutschen hier mögen, bei dem thatkräftigen Patriotismus der Engländer, kleine geschäftliche Vortheile aus dieser Wandlung des Urtheils erwachsen; im Allgemeinen wirkt der Ruf einer schwankenden Handlungweise schädlich. Doch sei von persönlichem Vortheil und Nachtheil hier nicht die Rede... Nationen werden nach den Handlungen ihrer berufenen Vertreter be-

urtheilt; so gab die eiserne Beständigkeit des verblichenen Größten, die er in Feindschaft und Liebe bezeugte, unserem Wort und Händedruck das Relief des Zuverlässigen, Echten ... Die dunkel dämmernden Wege hoher europäischer Staatspolitik sind uns hier fremd; auch leben wir fern von der Sprache der Höfe. Darum enthalten wir uns jedes Urtheils über den Werth eines zwischen Deutschland und der Chartered Compagnie etwa möglichen Abkommens über afrikanische Eisenbahnen und Telegraphen; es ist Sache der Wirklichen Geheimen Räthe, zu erwägen, welche Vortheile für Deutschland daraus erwachsen können, wenn Cecil Rhodes die ihm erwiesenen hohen Ehren jenseits des Kanals oder gar in Berlin selbst in gangbare Münze umsetzt. Sie werden auch wissen, ob sie ihrem konstitutionellen Fürsten empfehlen durften, durch kaiserlichen Empfang einen völkerrechtwidrigen Akt, wie Jamesons Einfall, scheinbar wenigstens gewissermaßen zu legalisiren.

Wir hier, die Deutschen in Südafrika, wissen nur Eins: Wenn Herr Rhodes von seiner Europareise zurückkehrt und in Kapstadt von seinen Freunden wegen seiner berliner Erfolge beglückwünscht werden sollte; wenn dann beim feierlichen Empfang die Frauen und Töchter unserer moslemitischen Mitbürger ihn mit silbernem Lü-Lü-Lü begrüßen sollten, dann werden wir schweigend bei Seite stehen. Sollte sich aber ein Wirklicher Geheimer Landsmann in seiner Begleitung befinden und uns nach unserer Ansicht über den großen Mann fragen, dann werden wir ihm erklären: „Herr Wirklicher Geheimer Rath! Wenn uns ein Mann besucht, den unser Kaiser einst öffentlich einen Einbrecher genannt hat, so weisen wir ihm die Thür, mögen später auch die Unverantwortlichen das Urtheil des Monarchen in uns falsch dünkende Bahnen gelenkt haben." Das klingt freilich nicht wie Lü-Lü-Lü; aber es ist gut Deutsch-Afrikanisch.

Das ist keine vereinzelte Stimme. Sie kann den jetzt verblüfft dreinblickenden Herren beweisen, daß die Unzufriedenheit nicht künstlich in der Heimath produzirt wird und daß nicht erst die samoanischen Wirren die Unruhe erregt haben, die ihnen nun so merkwürdig scheint. Sie sollte aber auch den Gleichgiltigen und Lauen unter uns zeigen, wie jenseits des Ozeans die Landsleute über die stumpfe Unselbständigkeit denken, die in Deutschland leider heimisch geworden ist. Fast täglich lesen wir jetzt, der Kaiser habe Stunden lang allein mit den Botschaftern fremder Großmächte konferirt. Der Brauch ist neu und höchst ungewöhnlich, er würde sogar in absolutistisch regirten Staaten Staunen erregen und nur einem Kurzsichtigen könnte die Bedenklichkeit solcher Vorgänge verborgen bleiben; doch es ziemt sich nicht, den Monarchen zur Rechenschaft zu ziehen, und man mag gern glauben, daß in diesen langen Gesprächen keine wichtige Entscheidung gefällt, kein unbedachtes Wort gesprochen, die deutsche Politik an keinem Punkt festgelegt wird. Von den verantwortlichen „Leitern" dieser Politik aber muß gefordert werden, daß sie endlich mit unzweideutiger Klarheit sagen, nach welchem Ziel sie streben, an welchen Platz sie ihr Sehnen zieht. Man braucht den Werth der russischen Freundschaft nicht so hoch zu schätzen, wie Bismarck es that, braucht nicht, wie er, zu glauben,

daß Deutschland im Orient keine den Moskowitern unliebsame Interessen hat, — und kann dennoch finden, daß mit der Entfremdung des Zarenreiches die englische Freundschaft allzu theuer bezahlt wäre. Was hat diese Freundschaft uns denn bisher eingebracht? Kitcheners großartige Technikerleistung hat den Briten im Sudan ein ungeheures, an wirthschaftlichen Aussichten reiches Gebiet erobert und zugleich ihre Herrschaft über Egypten auf absehbare Zeit gesichert. Faschoda ist den Franzosen für immer verloren, an allen Küsten Afrikas weht sieghaft der Union Jack und jetzt hat sich England auch auf den Tonga-Inseln festgesetzt, also einen neuen Stützpunkt gewonnen, von dem aus künftig die Bearbeitung der Samoa-Gruppe erleichtert sein wird. Und das Deutsche Reich? ... Es hat alle Gelegenheiten, die ihm werthvolle Kompensationen schaffen konnten, verpaßt, — nicht etwa, weil es nicht genug Schiffe hat, nein, weil es eine unstete, unproduktive Politik treibt. Es hat sich, in Michelnaivetät, der Vortheile gefreut, die der vornehme Vetter einheimsen durfte, und ganz vergessen, daß die Mehrung politischer Macht auch die Konkurrenzfähigkeit auf den Weltmärkten steigert. Es hat von der „Einheit der germanischen Rasse" geträumt und sieht nun, wie herrlich diese Einheit sich in Apia offenbart. Auf dieses Reich, das so lange der unbeirrbar fest ruhende Pol war, blicken die Nachbarn nun, blicken Freunde und Feinde als auf ein Element der Unruhe, ein in Wirbelwinden treibendes, hell erleuchtetes Fahrzeug, dessen Ziel Niemand zu erkennen vermag. Ob diesem Luxusdampfer ein etwas größeres oder kleineres Kriegsgeschwader folgt: diese Frage ist nicht beträchtlich. So groß kann, bei unserer festländischen Wehrlast, die deutsche Flotte nie werden, daß sie überall der beinahe unbegrenzter Steigerung fähigen Macht der Briten und Yankees ebenbürtig wäre. Nicht die Flotte fehlt uns, sondern die stetige, schöpferische Politik.

Die Bourgeoisie will sich in ihren Händlerwonnen nicht stören lassen. Sie wird erst erwachen, wenn die Saat des Mißtrauens aufgegangen und das Land des wundervollen „Aufschwunges" isolirt ist. Dann wird sie, zu spät, merken, daß die res publica doch kein leerer Wahn ist und daß auch der handelnde und wandelnde Bürger sich um die Gesundheit des Gemeinen Wesens kümmern sollte. Doch so weit sind wir noch nicht und die modernen Magier werden unser Auge noch mit manchem Nebelbild laben. Die Linsenrohre der alten Laterne Kirchers genügen längst nicht mehr; mit dem Chromatropen aber kann man bei schneller Kurbelbewegung auf einer weißen Fläche die mannichfachsten Figuren in buntem Farbenwechsel vorführen.

✠.

Der Sprachenstreit in Oesterreich.

Wenn ich den Versuch mache, den Sprachenstreit, der seit vollen fünfzig Jahren in Oesterreich tobt, von seiner theoretischen Seite zu beleuchten, so muß ich zwei Bemerkungen vorausschicken. Zunächst liegt mir nichts ferner als die Absicht, die Angehörigen irgend eines Volksstammes oder irgend einer Nationalität zu verletzen. Ich will keine Vorschläge machen, wie man etwa die eine Sprache unterdrücken und der anderen zur Herrschaft verhelfen soll; meine Absicht geht vielmehr lediglich dahin, den Sprachenstreit so zu sagen naturwissenschaftlich zu betrachten, etwa wie der Physiker den Zusammenstoß zweier elastischen Kugeln beobachtet und untersucht, welche Wirkungen jener Zusammenstoß hervorruft. Zum Zweiten möchte ich nachdrücklichst betonen, daß ich mir nicht einbilde, unfehlbare Wahrheiten zu verkünden, und lediglich den Versuch mache, die letzten Ursachen des Sprachenstreites klar zu legen und nach den Gesetzen der natürlichen Entwickelung Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, welchen weiteren Vorlauf er nehmen werde. Sollte daher der eine oder andere Leser mit den Ergebnissen meiner Untersuchung nicht einverstanden sein, so möge er sich damit trösten, daß es für den wirklichen Entwickelungsgang der Dinge jedenfalls ganz gleichgiltig bleiben wird, ob ich diese oder jene Ansichten gehegt und geäußert habe.

Man pflegte vor nicht allzu langer Zeit zu sagen, Napoleon III. habe die Nationalitätenfrage für seine Zwecke erfunden. Nichts kann verkehrter sein. Erscheinungen, die einem ganzen Jahrhundert ihr Gepräge aufdrücken, lassen sich nicht „machen", kein Einzelner — und wäre er noch so mächtig — kann sie willkürlich hervorrufen. Das sind Naturprozesse, die auf allgemein wirkende Ursachen, auf allgemeine Störungen des früheren Gleichgewichtes zurückzuführen sind und so lange andauern, bis die frei gewordenen Kräfte auf neue, stärkere Widerstände stoßen und dadurch wieder zum Stillstand gebracht oder doch wenigstens eingedämmt werden. Das gilt auch von der Sprachenfrage, die in ihrer heutigen Gestalt zwar durch die Vervollkommnung der Kommunikationmittel, ganz besonders durch die Eisenbahnen, hervorgerufen wurde, die aber in letzter Reihe auf den jedem Menschen eingeborenen Hang zur Trägheit zurückzuführen ist. Diese Trägheit ist [nicht „Faulheit", sondern der ins Menschliche übersetzte Ausfluß des physikalischen „Gesetzes der Trägheit", des „Beharrungvermögens der Körper".

Das Erlernen einer fremden Sprache kostet selbstverständlich, besonders in den späteren Lebensjahren, keine geringe Mühe und Anstrengung. Es ist daher begreiflich und in der menschlichen Natur begründet (entspricht überdies auch den Grundsätzen der „Wirthschaftlichkeit"), daß man freiwillig sich nur dann der Mühe unterzieht, eine fremde Sprache zu erlernen, wenn der

Gewinn, den die Kenntniß der Sprache bringt, größer ist als die Anstrengung des Erlernens. Ob Das der Fall sein wird oder nicht, hängt allerdings lediglich von der subjektiven Werthschätzung ab und es ist ganz gleichgiltig, ob der angestrebte Gewinn in einem geschäftlichen oder sonstigen Vortheil, in der Befriedigung eines wissenschaftlichen Interesses oder auch nur der persönlichen Eitelkeit, in einer speziellen Vorliebe für die Sprache oder worin sonst besteht. Wo daher zwei verschiedensprachige Menschen zusammentreffen, die ernste Fragen zu besprechen haben oder die dauernd mit einander verkehren sollen, wird in der Regel Jeder den Wunsch hegen, in seiner Sprache zu sprechen, d. h. Jeder wird wünschen, daß der Andere sich der Mühe unterziehe, die fremde Sprache zu erlernen. Und da vom Wunsche zur That meist nur ein kleiner Schritt ist, so wird in der Regel Jeder, der irgend ein Pressionmittel in der Hand hat, seine Macht geltend zu machen suchen, um den Anderen zur Erlernung seiner Sprache zu veranlassen.

Dieser Sprachenstreit in nuce oder im Embryonalzustande hat existirt, so lange und so oft verschiedensprachige Individuen zusammengestoßen sind. Aber wie man von einer „sozialen Frage" nicht sprechen kann, so lange es nur einzelnen Personen materiell schlecht geht, sondern erst dann, wenn ganze Klassen der Bevölkerung durch die herrschende Rechts- und Gesellschaftordnung in eine ungünstige wirthschaftliche Lage gebracht werden, eben so kann von einer „Sprachenfrage" im eigentlichen Sinne des Wortes erst dann gesprochen werden, wenn zwei verschiedensprachige Gruppen auf einander stoßen, deren jede bestrebt ist, ihre Sprache der anderen aufzuzwingen. Das Aufeinanderstoßen zweier verschiedensprachigen Stämme oder Völkerschaften ist allerdings keine seltene Erscheinung in der Geschichte der Menschheit; doch zur Entstehung einer eigentlichen Sprachenfrage konnte es erst heute kommen. Verschiedensprachige Völkerschaften können nämlich auf zweierlei Weise auf einander stoßen: im Kriege und an der Grenze ihrer beiderseitigen Wohnsitze. Die Unterjochung im Kriege kann nicht leicht zur Entstehung einer Sprachenfrage führen, denn der Besiegte hat im Kriege die Macht des Siegers fühlen gelernt. Wenn also das siegreiche Volk seine Sprache dem besiegten aufzuzwingen bestrebt ist, so muß das besiegte im Bewußtsein seiner Schwäche schweigen und dulden. Eben so wenig kann dort, wo zwei verschiedensprachige Völker an einander grenzen, von einer Sprachenfrage die Rede sein, denn hier wird in der Regel keine der beiden Völkerschaften in die Lage kommen, ihre Sprache der anderen Nation aufzuzwingen. Suchen also hier — was ja ganz unvermeidlich ist — die an der Grenze wohnenden Individuen den gegenseitigen Verkehr auf, so thun sie es freiwillig, um irgend eines Vortheiles willen, und dann wird jedes dieser Individuen aus freien Stücken bestrebt sein — so weit es für seine Zwecke dienlich ist —, sich die

Sprache des anderen Stammes anzueignen. Ueberdies ist die Zahl der an der Sprachgrenze lebenden Menschen, die möglicher Weise gezwungen sind, eine zweite Sprache zu erlernen, relativ viel zu gering, als daß man ihretwegen von einer Sprachenfrage reden könnte.

So lagen die Dinge in der Zeit vor dem Aufkommen der Eisenbahnen, als das gesammte wirthschaftliche und gesellschaftliche Leben der Menschen noch einen vorwiegend lokalen Charakter hatte. Damals bildete es die Regel, daß die Menschen an dem Orte, in dem sie geboren waren, auch ihr ganzes Leben verbrachten und starben; eine Aenderung des Wohnsitzes oder größere Reisen waren verhältnißmäßig seltene Ausnahmen. Die Menschen saßen an den verschiedenen Orten ruhig beisammen und der gesammte gesellschaftliche und wirthschaftliche Verkehr spielte sich zum weitaus größten Theile innerhalb der Grenzen der Ortsgemeinde ab, die beinahe eine kleine Welt für sich bildete. Ob in einer Entfernung von zehn oder zwanzig Meilen ein anderes Recht galt, welches Maß und Gewicht dort herrschte, welches Geld dort cirkulirte, welche Sprache dort gesprochen wurde: Das interessirte den einzelnen Ort eben so wenig oder vielleicht noch weniger, als uns Mitteleuropäer damals die Einrichtungen Chinas interessirten. Man kam eben gar nicht mit einander in Berührung. Und selbst da, wo eine größere Anzahl Angehöriger einer Nationalität versprengt in einem fremden Sprachgebiete lebte, gab es keine Nationalitäten- und Sprachenfrage, weil diese noch nicht in das Bewußtsein der Massen eingedrungen war.

Diesem idyllischen Zustande wurde durch die Vervollkommnung der Kommunikationmittel, speziell durch die Ausbreitung der Eisenbahnen, gründlichst ein Ende bereitet. Wenn es früher die Regel bildete, daß der Einzelne fast nur mit den Leuten seines Heimathortes verkehrte, erstrecken sich heute unsere geschäftlichen Beziehungen über die ganze Erde. Die nothwendige Folge hiervon ist das Bestreben nach einer einheitlichen Gestaltung gewisser staatlicher Einrichtungen, das Bestreben, das man auf dem Gebiete der inneren Politik der größeren Staaten als Centralismus bezeichnet, im Gegensatze zur früheren Decentralisation und Vielgestaltigkeit. Nur beispielsweise sei auf die Thatsache hingewiesen, daß noch im Anfang des laufenden Jahrhunderts die mannichfachsten Maße und Gewichte in Europa bestanden und daß die ungeheure Mannichfaltigkeit damals Niemanden genirte, weil der Verkehr eben ein vorwiegend lokaler war. Je mehr aber der geschäftliche Verkehr wuchs und sich ausdehnte, desto mehr wurde auch diese Verschiedenheit von Maß und Gewicht als eine drückende Fessel empfunden, — und so sehen wir denn, wie in den fünfziger Jahren ziemlich alle europäischen Staaten daran gehen, in ihrem Gebiete ein einheitliches Maß- und Gewichtssystem herzustellen. Selbst diese Unifizirung erwies sich noch als ungenügend, so daß ungefähr seit den siebenziger Jahren

die Staaten, einer nach dem anderen, das metrische Maß- und Gewichtssystem adoptirten. Aehnliches gilt von unzähligen anderen Gebieten. Es erscheint uns heute geradezu als eine Monstrosität, daß in den verschiedenen Theilen eines Staates ein verschiedenes bürgerliches Recht, ein verschiedenes Handels- und Wechselrecht, eine verschiedene Steuer- oder Zollgesetzgebung gelten soll, daß etwa gar in den verschiedenen Provinzen des selben Staates verschiedenes Geld cirkuliren oder daß daselbst die Post und der Telegraph nach verschiedenen Prinzipien verwaltet werden sollten. Der Verkehr fordert eben gebieterisch die Gleichheit und Einheitlichkeit aller Einrichtungen in einem immer größer werdenden geographischen Gebiete und in unzähligen Fällen erweist sich das Territorium des einzelnen Staates nach dieser Richtung hin als zu klein, so daß die Staaten gezwungen werden, durch Bündnisse oder durch Vereinigung zu einem Staatenbund oder doch wenigstens durch Staatsverträge die gewünschte Einheit und Gleichheit herzustellen.

Analoges gilt für die Sprachenfrage. Durch die Eisenbahnen wurden die Menschen erst mobil gemacht und in ähnlicher Weise durch einander gewürfelt, wie wenn zwei oder mehr verschiedene Flüssigkeiten in einem Gefäß gewaltsam durch einander geschüttelt werden. Die Folge dieser ungeheuren Mischung der Bevölkerung ist, daß in einem so vielsprachigen Staate wie Oesterreich (von einzelnen entlegenen Gebirgsthälern vielleicht abgesehen) jeder Einzelne tagtäglich zu wiederholten Malen mit anderssprachigen Menschen zusammentrifft. Dadurch erst wurde die Voraussetzung für das Aufkommen der Sprachenfrage geschaffen, — und thatsächlich sehen wir denn auch, daß sie in Oesterreich im Jahre 1848, also wenige Jahre nach der Eröffnung der ersten Eisenbahn, auftaucht, um dann nicht wieder von der Tagesordnung zu verschwinden. Wenn nämlich Jeder, sowohl in seinem Heimathorte als auch auf seinen Ausflügen oder Geschäftsreisen, beständig gezwungen ist, mit anderssprachigen Menschen zu verkehren, wenn er fortwährend mit seinen an anderen Orten wohnenden Geschäftsfreunden in einer anderen als in seiner Mutter- oder Umgangssprache korrespondiren muß, so muß schließlich jeder Einzelne sich des Sprachengegensatzes bewußt und in ihm der Wunsch rege werden, in seiner Sprache mit den Anderen verkehren zu dürfen.

In Nord-Amerika, wo die Völker- und Sprachenmischung noch viel intensiver ist als in Oesterreich, hat die Sache einen anderen Entwickelungsgang genommen. Das glückliche Nord-Amerika kennt — bisher wenigstens — eine Sprachenfrage nicht, weil die Einwanderer als Individuen und Fremdlinge ins Land kommen und nicht, nach Nationalitäten gesondert, kompakt beisammen wohnen. Der Einzelne, der hinüberkommt, steht isolirt einem festgefügten Gemeinwesen gegenüber; er findet zwar im günstigen Falle vielleicht eine Anlehnung oder eine Stütze an einem Verwandten, einem alten

Freunde oder einem Landsmanne, aber Das sind eben auch wieder nur vereinzelte Individuen, die dem großen Ganzen gegenüber machtlos sind. Ueberdies hat der Einwanderer in der Regel Dringenderes zu thun; er muß trachten, sich eine Existenz zu gründen, und hat keine Zeit, Nationalitäten- und Sprachenpolitik zu treiben. Kurz, der Einwanderer, der nach Amerika kommt, ist durch die Verhältnisse gezwungen, sich in sprachlicher Hinsicht so rasch wie möglich seiner Umgebung zu assimiliren, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß Amerika bisher von der Nationalitäten- und Sprachenfrage verschont geblieben ist. Anders ist es in Oesterreich, wo die einzelnen Nationalitäten, selbst wenn sie von fremden Elementen durchsetzt sind, doch immer in mehr oder weniger kompakten Gruppen beisammen leben oder wo die abgesplitterten, in fremdsprachiger Umgebung lebenden Elemente sich lokal zusammenfinden und freiwillig, in Vereinen oder sonst, zusammenschließen. Hier wirken zwei Momente fördernd auf die Sprachenfrage. Erstens die Vereinigung; es sind nicht einzelne Individuen, die machtlos dastehen würden, sondern Gruppen, die geschlossen auftreten und ihrer Sprache Geltung zu verschaffen suchen. Zweitens wirkt das Heimathgefühl. Der Einwanderer, der in New-York ans Land tritt, fühlt sich in eine fremde Welt versetzt; er muß froh sein, daß man ihm den Eintritt überhaupt gestattet hat und daß man ihn duldet, er kann also gar kein wirkliches oder vermeintliches Recht auf Anerkennung seiner Sprache geltend machen, und selbst wenn er es wollte, ist er fremd im Lande und weiß absolut nicht, wohin er sich mit seinem Wunsch wenden könnte. Die den österreichischen Nationalitäten Angehörigen hingegegen sitzen in ihrer Heimath, sie fühlen sich natürlich nicht als geduldete Fremdlinge, sondern als vollberechtigte Bürger des Staates, dem sie angehören, und fordern es als ihr gutes Recht, sich ihrer Sprache beliebig zu bedienen. Und weil sie in ihrer Heimath leben und die Verhältnisse kennen, wissen sie auch die Mittel und Wege zu finden, um ihre Ansprüche mit Nachdruck geltend zu machen.

Mit einem Worte: in Folge des angedeuteten historischen Entwickelungsganges ist das Nationalitätbewußtsein in Oesterreich lebendig geworden, die verschiedenen Nationalitäten kämpfen um ihre Sprache und dieser Kampf richtet sich in erster Reihe gegen das Deutschthum, weil die deutsche Sprache ein Uebergewicht erlangt hatte und die Sprache der Schule und der Behörden geworden war. Dem gegenüber verlangen die nicht-deutschen Nationalitäten die „Gleichberechtigung“ ihrer Sprache. Wo sie in der Minorität sind, aber immerhin einen namhaften Bruchtheil der Bevölkerung repräsentiren, verlangen sie die Errichtung nationaler Schulen und eventuell auch das Recht, mit den staatlichen Behörden in ihrer Sprache verkehren zu dürfen. Dort hingegen, wo sie die entschiedene Majorität bilden, wird die „Gleichberechtigung“ anders gedeutet: dort wird verlangt, daß die betreffende Sprache

(weil ja in anderen Kronländern die deutsche Sprache die herrschende ist) die herrschende sein soll. Deshalb wird nicht nur die Errichtung nationaler Schulen bis hinauf zu den Universitäten und polytechnischen Hochschulen gefordert, sondern das Bestreben geht auch auf Unterdrückung anderssprachiger, speziell der deutschen Schulen. Die betreffende „Landessprache" wird wo möglich zur Amtssprache der autonomen Behörden (Gemeinde, Landes-Ausschuß, Handelskammern u. dergl.) erklärt und es wird gefordert, daß diese Sprache auch die innere Amtssprache der staatlichen Behörden im Lande sein solle. Angesichts dieser Thatsachen muthet es sonderbar an, wenn Schaeffle in einer seiner Schriften den Deutschen in Oesterreich den Vorwurf macht, sie seien bestrebt, den nicht-deutschen Nationalitäten „die Zunge auszureißen". Das Wesen eines jeden Sprachenstreites besteht doch darin, daß der eine Theil bestrebt ist, seine Sprache dem anderen Theile aufzuzwingen oder, nach Schaeffles Ausdruck, dem anderen Theile „die Zunge auszureißen". Diese freundschaftlichen Bestrebungen sind in Oesterreich streng gegenseitige und es ist daher ein eigenthümliches Verlangen Schaeffles, daß die Deutschen stillhalten sollen, wenn die Anderen über sie herfallen und ihnen „die Zunge auszureißen" bemüht sind ...

Der Sprachenstreit ist also in Oesterreich nun einmal da; und daß er entbrannt ist, kann nicht Wunder nehmen, denn Alle, die betheiligt sind und für die Erhaltung ihrer Sprache eintreten, gehorchen instinktiv dem Naturgesetze der Trägheit oder des Beharrungvermögens der Körper, das die belebte wie die unbelebte Natur beherrscht. Ist aber der Kampf einmal da, dann muß man sich die Frage vorlegen, nach welcher Seite der Sieg sich neigen dürfte. Und für die Beantwortung dieser Frage scheinen mir die folgenden Momente entscheidend zu sein.

Die nicht-deutschen Nationalitäten verlangen für ihre Sprachen die „Gleichberechtigung" mit der deutschen Sprache. Das klingt ganz plausibel; nur darf man nicht vergessen, daß ein „Recht", das man nicht erforderlichen Falles mit Zwangsmitteln durchsetzen kann, keinen Schuß Pulver werth ist. Ich mag zehnmal behaupten, daß es mein angeborenes „Recht" ist, in meiner Sprache zu reden. Allein wenn der Andere, zu dem ich rede, mich nicht versteht oder mich nicht verstehen will, und wenn ich nicht selbst die Macht habe, ihn zu zwingen, daß er mir in meiner Sprache antworte, so hilft mir mein „Recht" gar nichts, es wäre denn, daß ich einen Dritten finde, der mächtig genug ist, jenen Zweiten zu zwingen, daß er mir in meiner Sprache antworte. Dieser „Dritte" kann aber in einem geordneten Staatswesen nur die Staatsgewalt sein, d. h. die Majorität; und da erscheint es denn doch einigermaßen fraglich, ob die nicht-deutschen Nationalitäten Oesterreichs, die unter sich gespalten sind und von denen keine der deutschen Nationalität an Seelenzahl gleich kommt, im Stande sein werden,

den Deutschen ihre Sprachen aufzuzwingen. Der ganze Sprachenstreit ist eben nichts Anderes als der Zusammenstoß zweier elastischen Kugeln, deren jede dem Gesetze der Trägheit oder des Beharrungvermögens der Körper gehorcht. Für das Resultat dieses Zusammenstoßes ist das jeder dieser Kugeln innewohnende Trägheitmoment, das Produkt aus der Geschwindigkeit mit der Masse, maßgebend. Und da man im vorliegenden Fall die Geschwindigkeit, d. h. die Intensität, mit der die Sprachenordnung auf beiden Seiten betrieben wird und den Grad der Kultur als mindestens gleich ansehen kann, so entscheidet eben ausschließlich die Masse der aufeinander prallenden Völker. Mit anderen Worten: ein kleines Volk wird nicht leicht in die Lage kommen, einem großen Volke seine Sprache aufzunöthigen, es wäre denn, daß das große Volk auf einer viel niedrigeren Kulturstufe stünde.

Ein fernerer Umstand, der zu denken giebt oder doch den Gegnern des Deutschthumes in Oesterreich zu denken geben sollte, ist der folgende: die deutsche Sprache ist nun einmal eine Weltsprache und dieser Thatsache kann sich Niemand in Oesterreich entziehen. Wer heute in Oesterrich nicht gerade an der Scholle kleben, sondern vorwärts kommen will, Der muß — ob er will oder nicht — sich die deutsche, im äußersten Süden der Monarchie die italienische Sprache aneignen. Das mag unangenehm oder vielleicht auch schmerzlich sein: es ist nun einmal eine unabänderliche Thatsache, die hingenommen werden muß, eben so wie Jeder, der in die weite Welt hinaus will, Englisch oder Russisch, Französisch, Italienisch oder Spanisch lernen muß, auch wenn ihm Das noch so lästig oder die fremde Sprache noch so unsympathisch ist. Dieser Zwang beschränkt sich in Oesterreich nicht etwa auf die Angehörigen der gelehrten Berufe, sondern erstreckt sich bis tief hinunter auf die unteren Schichten der städtischen Bevölkerung, so daß davon fast nur die bäuerliche Landbevölkerung und die untersten Schichten der Stadtbevölkerung unberührt bleiben. Da befindet sich der Deutsche allerdings in einer günstigen Position. Er hat es, streng genommen, nicht nöthig, die nicht-deutsche Sprache zu erlernen, weil er ja ziemlich überall Leute findet, die wenigstens zur Noth Deutsch können, und weil man schließlich die wenigen Brocken bald erlernt, die man braucht, um sich mit einem Droschkenkutscher, der übrigens auch meistens Deutsch spricht, oder mit den Dienstboten nothdürftig zu verständigen. Die Nicht-Deutschen, speziell die gebildeten Elemente, obwohl sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig sind, wollen aber in der Regel nicht Deutsch, sondern — was ihnen von ihrem Standpunkte bis zu einem gewissen Grade nicht verübelt werden kann — in ihrer Sprache reden und auch in dieser ihrer Sprache mit den Behörden verkehren; und hieraus erklärt sich das allgemeine Verlangen der nicht-deutschen Nationalitäten nach den so vielfach genannten und umstrittenen Sprachenverordnungen.

Der Nicht-Deutsche in Oesterreich ist also durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, Deutsch zu lernen; und weil ihm dieser Zwang lästig ist, soll der Deutsche in Oesterreich durch künstliche Einrichtungen, nämlich durch staatliche Gesetze oder Sprachenverordnungen, dem Nicht-Deutschen gleichgestellt und gezwungen werden, die Landessprache zu erlernen; denn wenn er Das nicht thut, bleibt ihm der Zutritt zum öffentlichen Dienste, zu Staats-, Landes-, Gemeinde- oder sonstigen öffentlichen Anstellungen verwehrt. Der Deutsche in Oesterreich wird also künstlich genöthigt, Mühe und Zeit aufzuwenden, um eine wenig verbreitete Sprache zu erlernen, eine Sprache, die er nach Lage der Dinge nicht einmal zum Zwecke der Verständigung braucht, sondern, weil die Anderssprachigen, obgleich sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig sind, sich ihrer nicht bedienen wollen. Das ist eine Politik des „Justament Nicht", und ob die nicht-deutschen Nationalitäten von ihrem Standpunkte aus richtig handeln, mögen sie selbst entscheiden. Ein derartiges Vorgehen ruft nämlich nothwendig auf der anderen Seite eine große Verbitterung hervor. Das würde an sich wenig zu bedeuten haben, denn die Rücksichtlosigkeit gegenüber den Gegnern ist an sich kein Fehler, aber freilich nur unter einer Voraussetzung, dann nämlich, wenn man die Möglichkeit und die Macht hat, die angedrohten oder schon zur Anwendung gebrachten Zwangsmaßregeln bis zur letzten Konsequenz durchzuführen. Besitzt man diese Macht nicht, dann ist es viel klüger, den Streit überhaupt nicht oder wenigstens nicht in solcher Weise zu beginnen. Sind also die nicht-deutschen Nationalitäten in Oesterreich überzeugt, daß sie die Macht haben, das Deutschthum gänzlich und dauernd zu erdrücken, so handeln sie von ihrem Standpunkt aus richtig. Im entgegengesetzten Falle werden sie sich allerdings auch nicht beklagen dürfen, wenn die Deutschen sich die Lehren, die sie aus dem heutigen Sprachenstreite ziehen, zu Nutzen machen und den Nicht-Deutschen gegenüber zur Anwendung bringen. Für die Deutschen und ihre Sache ist nach meinem Dafürhalten das Vorgehen ihrer Gegner im höchsten Grade segensreich und gewinnbringend gewesen, denn es rüttelt in ihnen das Nationalitätbewußtsein gewaltsam wach und heilt sie gründlichst von kosmopolitischem Gefühlsdusel und sinnloser Schwärmerei für die allgemeinen Menschenrechte und die Gleichberechtigung Aller, die der älteren, allmählich aussterbenden Generation noch in den Gliedern steckt.

Die Gegner des Deutschthumes gerathen ferner mit sich selbst und mit ihren eigenen Bestrebungen in Widerspruch. Ihr Feldgeschrei ist das heute in Oesterreich so populär gewordene „Nix Daitsch" und überall sind sie bestrebt, die deutsche Sprache aus der Schule, aus dem Amt, aus dem geschäftlichen und aus dem gesellschaftlichen Verkehr zu verdrängen. Aber was die Gruppe öffentlich und offiziell verlangt, Das thut der Einzelne, wenn er sich

dem von der Partei ausgeübten Druck entziehen kann, im privaten Leben keineswegs. Offiziell und öffentlich erklärt er laut, von der deutschen Sprache nichts wissen zu wollen; für sich und sein privates Leben aber weiß er die Vortheile, die die Kenntniß der deutschen Sprache bringt, sehr wohl zu schätzen und läßt seine Kinder eifrig Deutsch lernen oder schickt sie gar — wenn seine Mittel es ihm erlauben — zur Ausbildung nach Deutschland. Das gilt nicht nur von dem Wohlhabenden und Gebildeten, sondern vielleicht in noch höherem Maße von dem einfachen Manne aus dem Volk, der an sich selbst erfahren hat, wie viel ihm die mangelnde oder ungenügende Kenntniß der deutschen Sprache geschadet hat und schadet, und der daher in der Regel sehnlichst wünscht, seine Kinder in eine deutsche Schule schicken zu können. Leider wird gerade diesen Leuten durch den herrschenden Partei-Terrorismus die Erfüllung ihres Wunsches meistens unmöglich gemacht. Erst kürzlich wurde von den czechisch-nationalen Blättern über den Mangel an patriotischem Sinn der czechischen Geistlichkeit geklagt, die sich nicht entblöde, ihren Pfarrkindern deutsche Tauf- und Trauscheine auszufertigen, bis aus czechisch-klerikalen Blättern die Antwort kam, daß es geradezu ein Gebot der Menschlichkeit sei, den Leuten aus der arbeitenden Klasse, die es ausdrücklich verlangen, die Dokumente in deutscher Sprache auszustellen, weil diese Leute in deutsche Gegenden oder nach Deutschland wandern, um dort Beschäftigung zu suchen, die ihnen verweigert wird, wenn sie Papiere in einer unverständlichen Sprache vorweisen. Wie hoch die Kenntniß der deutschen Sprache von den Leuten aus dem Volke geschätzt wird, kann man in der Bukowina, in diesem kleinen, entlegenen, zwischen Galizien, Rußland, Rumänien und Siebenbürgen eingekeilten Ländchen, beobachten. Täglich höre ich hier in Czernowitz auf der Straße, wie ein paar vorübergehende Handwerksgesellen, ein paar einfache Soldaten oder irgend eine Küchen-Fee mit ihrem Verehrer, — kurz, Leute, die der rumänischen, ruthenischen, polnischen oder einer sonstigen nicht-deutschen Nationalität angehören, sich unter einander in deutscher Sprache unterhalten. Die Leute radebrechen das Deutsche in der grauenhaftesten Weise, — aber sie sind bestrebt, Deutsch zu sprechen. Ob eine Bewegung, die den natürlichen Instinkten der Bevölkerung schnurstracks entgegengesetzt ist, eine Bewegung, deren Träger privatim das Gegentheil von Dem thun, was sie als Gruppe offiziell und laut verkünden, — ob eine solche Bewegung sich auf die Dauer erhalten kann und Aussicht hat, aus dem Kampfe siegreich hervorzugehen, kann bezweifelt werden.

Zu dem nämlichen Resultat gelangt man, wenn man den heutigen Sprachenstreit ohne Vorurtheil von einem höheren Standpunkte aus betrachtet. Die Sprache ist doch nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel, die Gedanken auszutauschen, gerade so, wie die Straße ein Mittel ist, um die Fortbewegung

der Menschen und den Transport von Gütern zu ermöglichen. Wenn daher die Gegner des Deutschthumes entweder freiwillig das Deutsche erlernen, weil sie auf die Vortheile nicht verzichten wollen, die ihnen die Kenntniß einer Weltsprache bringt, oder wenn sie selbst gegen ihre Neigung durch die Macht der Verhältnisse gezwungen sind, sich die Kenntniß der deutschen Sprache anzueignen, wenn also die Gegner des Deutschthumes zwar der deutschen Sprache mächtig sind, wenn sie aber trotzdem — wo sie können — sich weigern, sich dieser Sprache zu bedienen, und nur in ihrer Sprache sprechen wollen, so bedeutet Das: eine Sprache, die praktisch entbehrlich geworden ist, künstlich konserviren zu wollen. Wirthschaftlich gesprochen: es sollen zwei Straßen dicht neben einander angelegt und erhalten werden, wo eine doch vollkommen genügt, um den Verkehr zu bewältigen.

Die Gegner des Deutschthumes gerathen aber auch — und Das scheint mir das Allerbedenklichste an der Sache — mit den Resultaten und Konsequenzen der modernen Technik, präziser ausgedrückt: mit Naturgesetzen, in Widerspruch. Die Verschiedenheit der Sprachen ist doch nur darauf zurückzuführen, daß an verschiedenen Punkten der Erde Gruppen von Menschen beisammen saßen, Gruppen, die jedoch unter einander keine Berührung hatten. Wie diese Gruppen entstanden, ob in der Weise, daß an verschiedenen Punkten der Erde Menschen so zu sagen autochthon dem Boden entsprossen, oder in der Weise, daß von einem ursprünglich einheitlichen Volke sich Theile ablösten, die dann verschiedene Wohnsitze einnahmen und die Berührung unter einander verloren, ist gleichgiltig. Immer konnte innerhalb einer solchen Gruppe nur eine einzige Sprache sich herausbilden, denn die Sprache ist weiter nichts als ein Mittel zur gegenseitigen Verständigung. Verschmolzen dann im Lauf der Zeit zwei derartige Gruppen zu einer, sei es, daß eine von der anderen im Kriege unterjocht wurde, sei es, daß zwei benachbarte Gruppen in Folge der Blutsvermischung auf friedlichem Wege zu einer zusammenwuchsen, so konnte auch hier wieder nur eine einzige Sprache auf die Dauer sich erhalten oder herausbilden. Dabei ist es auch gleichgiltig, ob die eine Gruppe ihre Sprache aufgab und die der anderen Gruppe annahm oder ob die beiden verschiedenen Sprachen zu einer Mischsprache zusammenschmolzen. Dieser Prozeß der Sprachen-Bildung und Sprachen-Umbildung stand niemals still und steht auch heute nicht still, erstens, weil beständig neue Begriffe entstehen, für die ein neuer sprachlicher Ausdruck gefunden oder geschaffen werden muß, dann — und Das kann man an jeder Sprachgrenze besonders deutlich beobachten —, weil in jede Sprache beständig Worte aus fremden Sprachen eindringen, die allmählich umgebildet und assimilirt werden. Eins aber steht unter allen Umständen unbedingt fest, daß nämlich innerhalb einer Gruppe, innerhalb eines Kreises von Personen, die beisammen

leben und beständig mit einer verkehren, auf Generationen hinaus sich nicht mehrere Sprachen neben einander erhalten können, weil die Verschiedenheit der Sprache den Gedankenaustausch unmöglich macht und die mit einander verkehrenden Menschen eben ihre Gedanken austauschen wollen und müssen.

Diese Thatsache, daß „innerhalb eines Kreises beisammen lebender und beständig mit einander verkehrender Menschen“ sich unmöglich auf die Dauer zwei oder mehr Sprachen neben einander erhalten können, bildet den springenden Punkt in der heutigen Nationalitätenfrage in Oesterreich, — den springenden Punkt, der aber von unseren „Nationalen“ beharrlich ignorirt oder doch verkannt wird. Und gerade dieser Punkt ist es, wo die Gegner des Deutschthumes mit der modernen Technik und den Naturgesetzen in Widerspruch gerathen, weil sie glauben, daß sie den Rückwirkungen des technischen Fortschrittes sich mit Erfolg werden entgegenstemmen können. Das „Verkehrsgebiet“ oder „der Kreis der beisammen lebenden und beständig mit einander verkehrenden Menschen“, innerhalb dessen auf die Dauer sich nur eine Sprache erhalten kann, ist nämlich ein veränderlicher Begriff, der ausschließlich von der Möglichkeit der Ortsveränderung abhängt. Dieser Möglichkeit waren bis ungefähr um die Mitte des Jahrhunderts wegen des ungenügenden Zustandes der Transport- und Kommunikationmittel ziemlich enge Grenzen gezogen und aus diesem Grunde waren die einzelnen Verkehrsgebiete verhältnißmäßig klein und deshalb konnten auf einem gegebenen Territorium sich mehrere verschiedene Sprachen neben einander erhalten. Nun kamen aber die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, der Telegraph und das Telephon. Mit der Ausbreitung dieser vervollkommneten Kommunikationmittel wurden die Verkehrsgebiete mit einem Ruck ganz außerordentlich erweitert, — und damit tritt das Naturgesetz in Wirksamkeit, daß innerhalb des selben Verkehrsgebietes auf die Dauer sich nur eine Sprache erhalten kann, mit anderen Worten: daß die entbehrlich gewordenen Sprachen zurücktreten und allgemach verschwinden müssen.

Die Gegner des Deutschthumes in Oesterreich mögen sich übrigens trösten, denn auch die deutsche Sprache wird voraussichtlich sich der Macht der Naturgesetze nicht entziehen und ihre Herrschaft auf die Dauer auch nicht behaupten können. Sie wird früher oder später aller Wahrscheinlichkeit nach von der noch weiter verbreiteten und gleichzeitig abgeschliffensten und formlosesten Sprache der Welt, nämlich von der englischen, verdrängt und verschlungen werden. Und dieser Prozeß wird in dem Maße beschleunigt und abgekürzt werden, in dem die Kommunikationmittel vervollkommnet werden. Besäßen wir das lenkbare Luftschiff, durch das die Menschen so bunt durcheinander gewürfelt würden, daß jeder Einzelne tagtäglich mit Angehörigen aller Himmelsstriche und Welttheile in persönliche Berührung gebracht würde, und

wären gleichzeitig die Fernsprech-Apparate so vervollkommnet, daß Jeder mit jedem beliebigen Punkte unseres Erdballes sprechen könnte und, wenn es ihm nöthig schiene, auch sprechen würde, dann müßte der ganze Nationalitäten- und Sprachenspuk in der kürzesten Zeit von der Erde verschwunden sein.

Die Nationalitäten- und Sprachenfrage in Oesterreich hat aber auch ihre politische und staatsrechtliche Seite und diese birgt eine eminente Gefahr für den ganzen Staat in sich. Die Deutschen bilden nämlich in Oesterreich bekanntlich nicht die absolute, sondern lediglich die relative Majorität; sie sind zwar unter den in Oesterreich lebenden Nationalitäten die zahlreichste, aber die nicht-deutschen Nationalitäten zusammengenommen bilden die Mehrheit. Besäßen die Deutschen die absolute Majorität, so wären sie im Stande, die übrigen Nationalitäten und Sprachen gewaltsam niederzudrücken, so aber können sie Das nicht. Umgekehrt können sie in ihrer Gesammtheit von den übrigen Nationalitäten nicht erdrückt werden, weil diese keine homogene Masse bilden, sondern unter sich verschieden sind und keine einzelne dieser durchgehends viel kleineren Nationalitäten im Stande ist, ihre Sprache zur herrschenden in Oesterreich zu machen. Die Erkenntniß dieser Thatsachen hat auf der Seite der nicht-deutschen Nationalitäten in Oesterreich mit logischer Konsequenz föderalistische Tendenzen hervorgerufen, das Bestreben, den einheitlichen Staat in eine Reihe von möglichst autonomen Ländergruppen aufzulösen, damit in jeder dieser Gruppen, in der die dortige nicht-deutsche Nationalität die Majorität bildet, dieser die Möglichkeit — oder wenigstens doch die Hoffnung — geboten werde, die dort lebenden Deutschen gewaltsam niederzudrücken und die betreffende nicht-deutsche Sprache zur herrschenden zu machen. Diese Tendenz wird gegenwärtig noch dadurch verstärkt, daß in der Zwischenzeit eine Reihe von nicht-deutschen Mittel- und Hochschulen errichtet worden ist, durch die den jungen Leuten die Möglichkeit erschlossen wurde, auf Grund der erworbenen, vielleicht ganz eminenten Fachkenntnisse, aber ohne genügende Kenntniß der deutschen Sprache die verschiedensten Berufsstellungen einzunehmen. Natürlich bleibt ein auf solche Weise ausgebildeter Mann auf seine engere Heimath beschränkt, weil er wegen seiner ungenügenden Sprachkenntnisse in der übrigen Welt nicht leicht sein Fortkommen findet. Die weitere Konsequenz hiervon ist, daß alle diese Personen sich gegen den Zuzug von „Fremden“ nachdrücklichst wehren müssen, und dieses Ziel wird am Sichersten erreicht, wenn es gelingt, für die fragliche Ländergruppe die weiteste Autonomie zu erringen und die fragliche Landessprache zur ausschließlich herrschenden zu machen. Daß damit der Staatsverband aufgelockert wird und der Bestand des Gesammtstaates im Falle internationaler Komplikationen ernstlich in Frage gestellt werden kann, bedarf keines Nachweises.

Endlich stehen diese föderalistischen Bestrebungen der verschiedenen

nationalen Parteien in Oesterreich in direktem Widerspruch mit einer in der ganzen übrigen Welt in der unzweideutigsten Weise zu Tage tretenden Bewegung. Der historische Entwickelungsgang in Deutschland vom Zollverein zum Norddeutschen Bund und schließlich zum Deutschen Reiche, die centralistische Strömung in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nicht zum Mindesten die heutige „imperialistische" Bewegung in Großbritannien lassen überall das Bestreben deutlich hervortreten, die Theile strammer zusammenzufassen und die Centralgewalt auf Kosten der Autonomie einzelner Bestandtheile zu kräftigen. Diese Strömung ist das nothwendige Produkt der Fortschritte auf dem Gebiete der modernen Naturwissenschaften, speziell der Technik. Durch die Vervollkommnung der Transport- und Kommunikationmittel wurden die Verkehrsgebiete ganz außerordentlich erweitert, der ausgedehntere Verkehr fordert aber gebieterisch in dem ganzen Verkehrsgebiete ein einheitliches Maß- und Gewichtsystem, ein einheitliches Geld, ein einheitliches Handels- und Wechsel- und bürgerliches Recht, eine einheitliche Steuergesetzgebung, eine einheitliche Gewerbe- und Arbeiterschutz-Gesetzgebung, — kurz, eine ganze Reihe einheitlicher Institutionen, deren Einheitlichkeit nur dann gesichert erscheint, wenn der Centralgewalt das Recht zusteht, die in Rede stehenden Angelegenheiten im Wege der Gesetzgebung zu regeln. Und dieser in der civilisirten Welt zu Tage tretenden Strömung gegenüber, die das nothwendige Produkt der modernen Naturwissenschaften ist, ist das ganze Sinnen und Trachten der „nationalen" Parteien in Oesterreich darauf gerichtet, die Staatseinheit zu lockern und den Staat in eine Reihe von mehr oder weniger lose zusammenhängenden Ländergruppen aufzulösen!

Nach meinem Dafürhalten ist der Vorgang, der sich jetzt in Oesterreich abspielt, ein unendlich lehrreicher Prozeß, ein Prozeß von geradezu welthistorischer Bedeutung, weil er deutlich zeigt, welche ungeheure Tragweite der Sprachenfrage innewohnt; und alle Staaten, deren Bevölkerung sich aus verschiedensprachigen Stämmen zusammensetzt, sollten im eigenen Interesse den Entwickelungsgang der Dinge in Oesterreich mit aufmerksamen Blicken verfolgen. Zunächst kann es wohl nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß es absolut unmöglich ist, einen Staat in acht oder mehr Sprachen zu regiren. Die Beamten müßten ja durchgehends Mezzofantis sein, wenn es jedem österreichischen Staatsbürger freistehen sollte, Eingaben in jeder dieser Sprachen an jedem beliebigen Punkte der Monarchie bei den Behörden zu überreichen, bei jeder Behörde in jeder dieser Sprachen zu verhandeln. Hieraus folgt umgekehrt, daß es für jeden Staat eine Lebensfrage ist, eine Sprache als Staatssprache festzusetzen. Auch sind die nationalen Parteien in Oesterreich die überzeugten und eifrigsten Anhänger der

Staatssprache. Das Erste, was die Magyaren thaten, als sie 1867 ihre Selbständigkeit erlangten, war, die magyarische Sprache zur Staatssprache in Ungarn zu erheben; die Polen in Galizien haben die polnische Sprache in Galizien als Amtssprache eingeführt; die Czechen haben nicht gesäumt, die czechische Sprache — wo sie konnten — zur Amtssprache der autonomen Behörden zu machen, und würden, wenn es ihnen gelingen sollte, für die Länder der Wenzelkrone die angestrebte Selbständigkeit zu erringen, sofort die czechische Sprache zur Staatssprache des „böhmischen Staates" erheben. Aber die nationalen Parteien in Oesterreich stehen unter dem Gesetz des Beharrungvermögens der Körper; sie kämpfen für die Erhaltung ihrer Sprache, — und können sich doch nicht entschließen, dem österreichischen Staate Dasjenige zuzugestehen, was jede dieser Nationalitäten für ihre Sprache in Anspruch nehmen möchte, nämlich: die deutsche Sprache als österreichische Staatssprache anzuerkennen und damit der deutschen Sprache ein gewisses Uebergewicht über die anderen Sprachen zu verschaffen. Und weil keine dieser Nationalitäten stark genug ist, dem österreichischen Staat ihre Sprache als Staatssprache aufzuzwingen, sind sie bestrebt, den Staat in eine Reihe lose zusammenhängender Ländergruppen aufzulösen. Bis hierher sind die verschiedenen nationalen Parteien unter einander einig, und da sie in ihrer Gesammtheit gegenüber den Deutschen die Majorität bilden, so wird es ihnen — wenn nicht noch in der zwölften Stunde die kühle, nüchterne Erwägung den Sieg über die Gefühlspolitik davon trägt — aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen, diese ihre Bestrebungen und Wünsche zu realisiren.

Daß es ihnen aber trotzdem nicht gelingen wird und nicht gelingen kann, die deutsche Sprache auszumerzen, scheint mir aus den angeführten Gründen zweifellos. Keine jener Ländergruppen wäre nämlich groß genug, um einen in sich selbst geschlossenen Staat zu bilden, der wirthschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen vermöchte. Die jeder dieser Ländergruppen Angehörigen müßten nach wie vor mit der übrigen Welt in Verkehr treten und wären daher gezwungen, doch wieder Deutsch zu lernen. Ein Anderes aber ist die Frage, ob das altehrwürdige Donaureich auch die Kraft haben wird, dieses letzte Experiment, das — wie es scheint — noch versucht werden soll, zu überdauern ... Die Nutzanwendung hieraus für andere Staaten, deren Bevölkerung sich auch aus verschiedensprachigen Stämmen zusammensetzt, ergiebt sich nach meiner Ansicht von selbst.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.

Aleppo-Beulen.

Die geistlichen und weltlichen Herren, die den Deutschen Kaiser auf der Fahrt ins Heilige Land begleitet haben, mußten schon während der Reise, wie es hieß, manche schlimme Enttäuschung erleben. Nun werden einige unter ihnen auch noch von der Aleppo-Beule geplagt, einer widrigen Hautkrankheitform, über die seitdem allerlei Merkwürdigkeiten in den Zeitungen berichtet werden. Geheimrath Schweninger hat als Leiter der berliner dermatologischen Klinik — unterstützt von seinem damaligen ersten Assistenten — früher in den Charité-Annalen über dieses Leiden einen Bericht veröffentlicht, aus dem ein auch Laien verständliches Bruchstück mit Einwilligung des Verfassers hier mitgetheilt werden soll, da es gerade jetzt besonderes Interesse finden und irrthümliche Anschauungen beseitigen kann.

* * *

Endemische Beulen und Geschwüre sind uns seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus den verschiedensten Gegenden und von den verschiedensten Autoren beschrieben worden. In erster Linie waren es Nachrichten aus dem Orient, die uns die Kunde von solchem dort endemischen Uebel überbrachten. Aber was Aerzte und Reisende aller Art darüber anfänglich nur mündlich überlieferten, wurde zum ersten Male im Jahre 1745 durch Richard Pococke in seinem Reisebericht: „A discription of the East and some other countries“ näher beschrieben. Er lehrte uns dabei den Knoten von Haleb (die Aleppo-Beule, bouton d'Alep) kennen. Dieser Knoten fand dann später durch Alexander Russel, der mit seinem Bruder Patrick Russel in einer englischen Faktorei als Arzt dort thätig war, im vierten Kapitel seiner Schrift: „The natural history of Aleppo and parts adjacent“ als mal of Aleppo eingehendere Würdigung. Seitdem ist das gleiche oder doch wesentlich ähnliche lokale Hautübel als endemisches Leiden, vornehmlich wieder im Orient, von verschiedenen Autoren geschildert worden. Sestini fand es in Bagdad (Thal des Euphrat) und in Egypten. Aus Egypten, dann von der Insel Cypern und vom Sind beschreibt es auch Prunner, Balfour von Delhi, Luntz unter dem Namen Jemenbeule aus dem nördlichen Theile Arabiens. Aber auch in Syrien, in den ungarischen Niederungen (Pokolnar), im polynesischen Archipel (Buda), in Neuseeland, in Rußland, und zwar nicht nur

in Sibirien (Jaswa), sondern auch in Turkestan (Sartenkrankheit, Taschkentgeschwür) und im Transkaspigebiet (Pendehgeschwür) scheint das im Wesentlichen gleiche Hautübel endemisch vorzukommen. So ist also dieses Leiden, für das Willemin, weil er es nur im Orient vorkommend, dort aber keine Provinz frei davon wähnte, den Namen Tubercule d'Orient vorschlug, weit verbreitet... Unsere eigenen Beobachtungen stützen sich auf die Kenntniß von sechs Fällen der in Persien heimischen Form von Aleppoknoten, über die Polak, der Arzt des Schahs, früher eingehendere Berichte gegeben hat. Nach ihm ist das Uebel in Persien, hauptsächlich in der Hauptstadt Teheran, ferner in Kum, Kaschan und Ispahan heimisch; von da südlich verliert es sich mehr und mehr und nördlich am Kaspischen Meer ist es ganz verschwunden. Auf dem flachen Lande, selbst in den Dörfern nah bei den befallenen Städten, findet man den Salek (das Jährchen: so heißt das Uebel dort, weil es meist ungefähr ein Jahr zur Heilung braucht) nur sporadisch. Wo es aber häufiger vorkommt, werden die meisten Menschen davon befallen und man sagt in Bezug darauf z. B., daß in Ispahan „die Mädchen nur im Profil angesehen werden dürfen." Den Salek findet man nämlich hauptsächlich an den unbedeckten Körpertheilen und deshalb meist im Gesicht, um den Jochbogen, am äußeren Augenwinkel, am unteren Augenlid, an der Wange, Nasenspitze, seltener an Nasenwurzel, Stirn, oberem Augenlid, Ohrmuschel, Lippen, an Armen und Beinen u. s. w., nie am Bart und behaarten Kopftheil, Handteller, Fußsohle, Genitalien, Schleimhäuten. Das berichtet Polak.

Die sechs Fälle von Salek nun, die uns zur Kenntniß kamen, betrafen drei männliche Individuen, von denen der Eine (Dragoman bei der deutschen Gesandtschaft in Teheran) drei Exemplare der Beule eins an der Hand und zwei andere an den Fingern, der Andere (deutscher Militär-Bevollmächtigter in Teheran) zwei, eins an der Hand, das zweite erst später in Deutschland am Halse, bekam, während der dritte Kranke, Professor Albu aus Teheran, die Güte hatte, seinen Salek auf unserer Klinik selbst zu demonstriren. Alle Fälle unserer Beobachtung ergaben im Wesentlichen die selben Momente, so daß es genügt, hier vorerst das zunächst Beobachtete, wozu uns die Kranken selbst werthvolle Daten gaben, kurz zu beschreiben.

In der letzten Nacht, welche die beiden ersten Kranken im Oktober 1885 in Teheran zubrachten und in der Alle von Moskitos sehr zu leiden hatten, erhielten der Gesandtschaftdragoman und der Major v. B. auf dem rechten Handgelenk je einen kleinen rothen Punkt, wie von einer Mücke herrührend. Er erhielt sich lange, ohne irgend welche Beschwerden zu verursachen, vergrößerte sich aber allmählich und fast unmerklich, bis Ende Dezember, nach der Rückkehr nach Berlin, also nach zweimonatigem Bestande der Affektion, die Befürchtung aufkam, es könnte ein Salek daraus werden. Im Laufe

des Januar 1886 nahm die Röthe zu, dehnte sich auch mehr aus, zeigte unegale Konturen, verursachte aber zu keiner Zeit irgend welche Beschwerden oder Schmerzen. In der Mitte bildete sich nach und nach ein Eiterherd; das Geschwür hob sich aber nur wenig, öffnete sich von selbst, fiel zusammen und die Eiterung ging nach innen und breitete sich nach und nach bis zu 3 cm Länge und 2 cm Breite aus. Dabei standen die ganz unregelmäßigen Ränder stark geröthet etwa 1 bis 1,5 mm in die Höhe. Das Innere der Wunde zeigte verschiedene Eiterherde, zwischen denen inselartig Fleischwärzchen hervorragten. Uebler Geruch war nicht und nie vorhanden. Die Eiterung nahm nun Monate lang ihren Fortgang; während dieser Zeit wurde Hydrarg. oxyd. rubr. 0,5, Ungt. simpl. 5,0 und dann später Jodoform und weiße Präzipitatsalbe abwechselnd angewandt. Auch während dieser langen Zeit zeigte sich keinerlei Fieber, Lymphgefäß- oder Lymphdrüsenschwellung, Röthung oder Entzündung; auch hatten die Erkrankten keine Schmerzen, obwohl gerade der Sitz auf dem oberen Handgelenk durch Bewegung u. s. w. sie leicht hätte hervorrufen können. Bis etwa gegen Ende Juni 1886 dauerte die Eiterung. Allmählich verblaßten dann die rothen Ränder, die Wundöffnung wurde kleiner, flacher und Anfang Juli konnte der Verband weggelassen werden. An der geschwürigen Stelle ist seitdem eine immer mehr sich kontrahirende Narbe, die, anfangs noch mäßig geröthet, deutlich die Geschwürskonturen erkennen ließ. Die Haare an dieser Stelle sind zerstört und sind nicht wieder gewachsen. Etwa im Januar 1886 hatte sich auch ein zweiter Salek an der rechten Seite des Halses, an bis dahin kaum gerötheter Stelle, gebildet. Dieser Salek war jedoch ungleich kleiner; die Eiterung hier hörte nach etwa vier Wochen auf und hinterließ eine nur geringe Narbe. Der Salek des Dragomans in Teheran entwickelte sich in der selben Zeit, dehnte sich aber noch auf zwei Stellen an den Fingern aus, war später einmal von einer Schwellung des Arms und vielen Schmerzen gefolgt, bis er — nach etwa einem Jahr erst — zur Heilung kam.

Als wir vor die Frage gestellt waren, ob es sich in unseren Fällen wirklich um den Salek, die in Persien endemisch vorkommende Form von Beulen, handle, erschien uns die Diagnose so zweifellos sicher, wie eine Diagnose überhaupt zu stellen ist, die, wie ich schon früher — in Mittheilungen über den Krebs — betont habe, eben immer auf mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit beruht. . . Mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit im Gefolge von Moskitoeinwirkung hatten sich am Halse und an den Händen, also den bekannten Prädilektionstellen für solche Affektionen, einzelne, nicht einmal juckende, nie schmerzhafte rothe Flecken entwickelt, die sehr langsam und allmählich größer wurden, bis sie ohne jede weitere subjektive Erscheinung (mit Ausnahme von dem Fall bei dem Dragoman, der wahrscheinlich durch andere

accidentelle Zufälle Schmerzen und Schwellung am Arm erlitt) in drei bis vier Monaten Bohnengröße und darüber erreichten. Wieder ohne jede weitere subjektive Erscheinung verringerten diese Knoten nach und nach ihre Konsistenz, indem sie weicher wurden und oberflächlich seröse bis eitrige Flüssigkeit absonderten, so weit nicht eine verschieden dicke Borke ihren Austritt verhinderte. Die Untersuchung dieses Sekretes gab, wenigstens zu der Zeit, wo wir die Fälle zu beobachten Gelegenheit hatten, keinen wesentlichen, von sonstigem Eiter und Zerfallsmassen verschiedenen Befund, namentlich blieben spezielle Untersuchungen auf Mikroorganismen, Kultur- und Impfversuche völlig resultatlos. Die Borken und Absonderungsflächen wurden nach und nach größer und breiter, je mehr die Knoten zerfielen und einschmolzen. Unter den Borken entwickelten sich dann entsprechend mehr oder minder unregelmäßig begrenzte, mit eben so unregelmäßigen Granulationen besetzte Substanzverluste. Wiederum ohne weitere subjektive Erscheinung und kaum von der jeweilig eingeleiteten Behandlung irgendwie in ihrem Verlaufe beeinflußt oder zeitlich abgekürzt, bildete sich in drei bis zwölf Monaten, wie es schien, je nach der Größe und Ausdehnung, die der Salek genommen hatte, eine verschieden stark entstellende Narbe. Wir können nicht entscheiden, ob nicht vielleicht durch eine im Anfang vorgenommene energische Auskratzung, Kauterisation oder Aehnliches der zeitliche Verlauf bis zu seinem Ende etwas zu modifiziren und abzuändern gewesen wäre.

... Die Diagnose erschien uns also sicher und eine Verwechselung mit anderen, bekannteren Krankheiten dieser Art geradezu unfaßlich ... Um nun die Entstehungursachen zu erforschen, mußte man sich an ganz bestimmte Existenzbedingungen und Momente der endemischen Beulen halten. Unter ihnen steht obenan die nirgends und von Niemandem bezweifelte Thatsache, daß das Uebel, gleichviel, ob es in einem oder in mehreren Exemplaren (bis zu vierzig und darüber!) vorkommt, doch ganz bestimmt lokal ist und den charakteristischen, äußerst chronischen, aber immer zur Heilung tendirenden, nie Recidive bringenden Verlauf zeigt. Gerade diese über allen Zweifel erhabenen Momente deuten mit Bestimmtheit auf ein nur lokal wirkendes und bleibendes Agens, das dann freilich durch verschiedene Faktoren und Wege auf die eine oder die vielfachen erkrankten Stellen gebracht werden kann. In diesem Sinne könnten pflanzliche und thierische Parasiten (Fliegen, Moskitos u. s. w.) so gut wie andere Dinge (Leinwand, Wäsche u. s. w.) die Vermittler bezw. Zuträger des schädlichen Giftes oder Agens sein. Diese Anschauung hat sich denn auch nach vielen irrigen Ideen allmählich mehr und mehr Bahn gebrochen und kann aus den meisten Beobachtungen ohne Schwierigkeit geschlossen werden, wenn auch die Autoren dieser Beobachtungen andere Schlüsse aus ihnen ziehen. Laveran sieht die Fliegen als Vermittler und Träger des Giftes,

Professor Albu, wir und die von uns beobachteten Kranken in gewissen Fällen die Moskitos als solche an. Ueber die Natur des Agens ist freilich damit noch nichts weiter präjudizirt, eben so wenig wie über den Ort seiner Entstehung, der am Ehesten doch noch in den Bodenverhältnissen, namentlich im Wasch-, weniger wahrscheinlich im Trinkwasser (?) zu suchen ist. Dabei mag ja immerhin eine gewisse individuelle Disposition nicht ausgeschlossen sein, wie sie namentlich von den in Taschkent wohnenden Russinnen bestimmt behauptet wird. Individuelle, örtliche und vielleicht auch zeitliche Disposition spielen also, wie es scheint, auch bei diesem rein lokalen endemischen Hautübel eine bestimmte Rolle, mag der Träger wer immer sein und das Gift woher immer stammen. Daß in unserer bakterienfrohen Zeit auch für die endemischen Beulen pflanzliche Organismen direkt als das wirksame Gift angesehen und deshalb nach ihnen geforscht wurde, kann nicht Wunder nehmen. Brauchbare Resultate haben diese Untersuchungen aber noch nicht zu Tage gefördert. So fanden Depéret-Boinet und Andere Pilze eines angeblich zymotischen Prozesses, die sie für die endemische Beule verantwortlich machten, konnten aber in ihren nur negativen Kulturresultaten mit diesem Pilz keinerlei Beweis dafür erbringen.

Carter hat Mycelfäden in den Lymphgefäßen bei der „Granulationsgeschwulst" der Biskarabeule gefunden und diese als Ursache angeschuldigt, verließ aber diese Lehre später selbst wieder vollständig und hielt nur das Sekret der Beule für überimpfbar. Gelungene Inokulationen an sich und Anderen führen Weber (mit der Borke), Flemming und Schlimmer (mit dem Knoten und dem Eiter) an. Die zuletzt genannten Versuche ließen die Experimentatoren schließen, daß das Gift im ersten Stadium der Entwickelung vorhanden ist, später aber wohl durch die Eiterung vernichtet wird. Bei Kulturversuchen mit der Biskarabeule fanden Durtauk und Heidenreich einen Coccus, der ihnen den Zusammenhang mit der Beule und dem Coccus bewies, aber auch zeigte, daß eine Mikrobe verschiedene Dermatosen hervorrufen könne. Fügen wir der Vollständigkeit halber hinzu, daß nicht als ursächliches, wohl aber als prädisponirendes Moment Willemin das lymphatische Temperament, Andere, wie Göschelt, Irlt, Alik, Polak u. s. w., den skrophulösen und kachektischen Habitus ansehen, so dürfen wir doch auch nicht unerwähnt lassen, daß diese Annahmen durch nichts bewiesen, ja oft geradezu unhaltbare, jedenfalls lediglich nichtssagende Behauptungen sind. Nicht anders verhält es sich mit den Angaben, die den Gipsgehalt (Irlt) oder die alkalische Reaktion (d'Arcet) oder den Schlamm und die Mengen der organischen Substanzen des Trinkwassers, seinen Kochsalzgehalt, die erdigen, alkalischen Salze (Poggioli, Weiß, Massip, Netter u. A.) als krankmachend bezeichnen. Solche Annahmen, meist nur durch den Volksglauben sanktionirt, sind schon

darum nicht haltbar, weil nur einzelne Ortschaften an den Ufern von Flüssen, deren Wasser getrunken wird (Coik, Orontes, Nil, Indus), von der Beule befallen werden, während andere absolut frei bleiben, weil ferner, wie in Biskara, die Beulen doch fortbestehen, obwohl die angeschuldigten Wasser längst nicht mehr getrunken werden, und weil die getrunkenen Wasser, wie überhaupt innerlich genommene Dinge, ganz und gar nicht die fast ausschließlich äußerliche Lokalisation im Gesicht und höchstens an den Extremitäten erklären. Mindestens die selben und ähnliche, noch schlagendere Gründe lassen sich gegen die Annahme vorbringen, daß der feine, kieselige Staub des Scirocco in die Haut eindringe und durch die Reizung die Beulen erzeuge oder daß Sumpfgase in Biskara dazu beitragen, da nicht nur in den Niederungen und Küstengegenden, sondern auch auf Plateaus der endemisch belasteten Gegenden diese Beulen vorkommen. Wenn, wie Renard meint, in der Sahara während der Sommerhitze die gesteigerte Sekretion der Schweißdrüsen diese entzünden und im weiteren Gefolge die Beule hervorrufen soll, so wäre dieser Hypothese gegenüber nicht einzusehen, warum gerade dann Gesicht und Extremitäten Prädilektionstellen abgeben sollen und warum, wie Prager von der Delhibeule behauptet, die größte Häufigkeit von Dezember bis März beobachtet wird.

Freilich gehen auch die Angaben der Autoren über Klima und zeitliche Häufung der endemischen Beulen weit auseinander. So lassen Weber, Bedieh, Serizeut und Andere die Biskarabeule im September und Oktober am Häufigsten erscheinen, während Netter sie um diese Zeit am Seltensten beobachtet haben will und Laveran in den Monaten September bis Dezember selbst der geringsten Läsion die Neigung, sich in eine Beule umzuwandeln, zuschreibt. Es bleibt außer den bisher genannten möglichen, meist verschiedenen Trägern (Fliegen, Moskitos, Bienen u. s. w.) des Giftes noch die Berührung mit übel verunreinigtem — nicht Trink- sondern — Waschwasser (Capus, Wernich) das plausibelste aller ätiologischen Momente. Und dieses Moment wird namentlich von den Sarten in Bezug auf das Taschkentgeschwür, eben so wie in anderen von den endemischen Beulen heimgesuchten Ländern, besonders wirksam vertreten. Am Bestechendsten für die Annahme dieser Ursache ist jedenfalls die unbestrittene Thatsache, daß die mit anderem Wasser als dem angeschuldigten versorgten bezw. sich waschenden Bewohner von den dort sonst heimischen Beulen augenscheinlich verschont bleiben.

Professor Dr. Ernst Schweninger.

Ver Sacrum.

„Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit!“ Dieser Spruch — halb Kriegsruf, halb Programm — steht in goldenen Buchstaben über der Pforte des wiener Sezessionhauses. Es ist der Drang der Zeit, die nach einer langen Periode des Nachbetens endlich wieder die eigene Stimme erhebt, um ihr Eigenes zu sagen; hier in einer Grosvenor Gallery, dort in einer Libre Esthétique oder einem Art Nouveau, auf einem Marsfelde, in einer Prinzregentenstraße, bei Keller & Reiner oder in einer Bodinière. Die wiener Kunst hat den Weg der Sezession ziemlich spät betreten; erst am dritten April 1897 schloß sich die junge Künstlergruppe zusammen, deren amtlicher Titel „Vereinigung Bildender Künstler Oesterreichs“ lautet. Aber es soll nicht vergessen bleiben, daß in Wien schon zu einer Zeit, da berühmtere Kunsthauptstädte noch ruhig am veraltenden Alten kleben blieben, der freie Ruf erscholl. Im Jahre 1848 erhob sich der Nachwuchs der wiener Architekten, die Siccardsburg, Van der Nüll, Hansen, und entwandt den Bau der altlerchenfelder Kirche den dürren Händen der wiener Baubureaukratie. Die Kunst den Künstlern, nicht den Beamten! Das war ihr Schrei. Auch Das war Sezession. Sie erzeugte die Kunst der ersten wiener Stadterweiterung, die das ältere Neu-Wien schuf und sogar für ein großes Stück Mitteleuropa vorbildlich wurde. Anfangs eine frische Experimentirkunst, wurde sie bald eine strenge Musealkunst, vorschriftgemäße Schulkunst, die sich auf Präzedenzfälle gründete. Statt der Beamten diktirten nun die Professoren den Künstlern. Gegen diese neue Unlebendigkeit empörte sich im Wien der starren Reaktionzeit ein urwiener Maler, Ferdinand Georg Waldmüller. Dieser im Atelier Erzogene predigte, ja, übte schon damals die Freilichtmalerei und wurde von den Zöpfen für verrückt erklärt, weil er sich einbilde, Sonnenschein müsse im Sonnenschein gemalt werden. Dieser Professor der Akademie forderte in geharnischten Streitschriften die Aufhebung der Kunstakademien und wurde dafür von seinen Kollegen geächtet. Ein Fürst Metternich, der Großmeister der Reaktion, nahm ihn gegen das Kollegium von Kunstkorporalen in Schutz und schrieb, wie ein Sezessionist von heute: „Die Akademie ist keine Zwangsanstalt, die dem Lehrer wie dem Schüler verbieten kann, dem eigenen Genius zu folgen.“ Auch Graf Leo Thun, der Unterrichtsminister der fünfziger Jahre, hatte in jenem Geisterfrühling richtige Regungen: er reorganisirte die Kunstakademie und nutzte die frischen Kräfte, die sich damals boten. Aber gerade die erstarkte Akademie, die eine für jene theoretisirende Zeit immerhin ausreichende Lebensfähigkeit gewonnen hatte, machte nun die Kunst für vierzig Jahre akademisch. Sie wuchs aus Galerieanregungen hervor und nur der österreichische Farbensinn

erhielt sie lebendig, d. h. dekorativ. So wurde in der Makartzeit der Gipfel einer Farbenleistung erreicht, deren monumentaler Idealismus durch Pettenkofen, Leopold Müller und den Landschafter Jakob Emil Schindler mit dem wirklichen Leben in Verbindung blieb.

An das Ende dieses Zeitraumes fällt das Auftreten eines Malers, der den Muth hatte, mit allen Rücksichten auf Herkömmliches, Gefälliges, Verkäufliches zu brechen. Halsstarrig, wie kein Zweiter, wollte er ganz er selbst sein und ganz die Natur geben. Das war der Landschafter Theodor von Hörmann. Er starb als Fünfziger, im Juli 1895, aufgerieben durch den Tod verachtendes Naturstudium. Mitten im Schnee sitzend, hatte er sein Winterbild von Znaim gemalt; und an der bretonischen Küste stieg ihm die wachsende Fluth bis an die Brust, während er die Klippen malte, auf die er sich dann mit Mühe noch retten konnte. Er gab sein Leben für die Wahrheit hin. „Richtig“ zu sein: Das war sein Streben; „richtig“ war auch sein Lieblingswort in den vielen brochurenartigen Briefen, die er mir schrieb. Das war während seiner langen Kämpfe gegen Juries, Kritiker und Publikum; selbst in einer bitteren Flugschrift strömte er einmal seinen Groll aus. Wie viele Jahre hatte er nur zu kämpfen, bis er es durchsetzte, einmal „eine Sammlung ausstellen zu dürfen, um den Weg zu zeigen, den ich gehe, wenn auch das Ziel noch nicht erreicht ist.“ Das Ziel, wo lag es? Courtens schwebte ihm noch als etwas Unerreichbares vor, obgleich er nicht daran dachte, ihn oder irgend wen nachzuahmen. Auch Schindler nicht, dessen praktischer Rath ihn schließlich aus verworrenen Gährungen auf den rechten Weg brachte. Publikum und Kritik hatten damals noch sehr wehleidige Augen. Die rothen Esparsettefelder, deren weithin versprühten Purpur Hörmann so gern malte, wurden noch belächelt, der „Buchenwald im Herbst“ mit seiner Schicht von blutrothem Fallaub (später in der münchener Sezession verkauft) wurde einfach verhöhnt. Erst in den zwei Jahren vor seinem frühen Tode drang er durch. Seine kleine „Pflaumenernte“, deren Blau und Grün so herrlich von Sonnenwärme glüht, seine viel bewunderte „Reiflandschaft bei Lundenburg“, die eine Medaille erhielt, und sein überwältigender Niederblick auf den mit Schnee bedeckten Neuen Markt in Wien stellten ihn plötzlich in die erste Reihe der Kämpfer. Wofür gekämpft wurde, Das begann die Menge erst dumpf zu ahnen. Als Hörmanns Nachlaß ausgestellt wurde, mit seinen Hunderten von Naturstudien, alle vor der Natur prima fertig gemalt, alle gleich unverbrüchlich und „richtig“, gleich augenblicklich im Empfinden und selbst in der erfinderischen Technik, da war Hörmann der Gefeierte. Heute gilt er als der erste Sezessionist. An seinem Todestage legt die Sezession stets ihren Kranz auf seinem Grabe nieder.

Waldmüller und Hörmann —: zwischen diesen beiden Sezessionen,

die sich noch nicht zu benennen wußten, hat sich die Kunst der Franz Joseph-Zeit abgespielt. Zwischen zwei modernen Durchbrüchen das Fortspinnen eines farbenreichen, halb antiquarischen Traumes, ein grillparzerisches „Traum ein Leben", ein Rausch, eine Berückung, aus der man schließlich zur hellen Gegenwart erwachen mußte. Der Zeitpunkt war nachgerade unabweislich geworden. Die Wogen der westlichen Bewegung schlugen bereits so heftig an die im altitalienischen Renaissancestil gearbeiteten Thürflügel unserer Kunstanstalten, daß sie sie aus den Angeln rissen. Es ist kein Zufall, daß die eingeschnurrte wiener Kunst gleichzeitig von zwei Seiten her geweckt wurde. Die Erschütterung rüttelte das Künstlerhaus und das Oesterreichische Museum wach. Aus der Künstlergenossenschaft löste sich, unter begreiflichen Stürmen, die Gruppe der Sezessionisten los und das Oesterreichische Museum erhielt im Hofrath von Scala einen hochmodernen Direktor. Zu seinem Glück hatte Oesterreich wieder einmal, wie im Jahre 1848, Minister, welche die Forderung der Zeit erkannten. Im Kabinet Gautsch war Graf Vincenz Latour Unterrichtsminister, ein kunstverständiger und kunstfroher Kavalier vom Schlage der Horace Walpole, Caylus und Raczynski, dabei ein Moderner von stark englischer Stimmung; und als er ging, wurde sein Nachfolger Graf Bylandt, dessen hohe Intelligenz die nämliche Bahn einschlug, heute die einzige, die ein Ziel vor sich hat. Die Ministerien Gautsch und Thun haben eine rettende That gethan, indem sie die österreichische Kunst plötzlich aus der Versumpfung hoben. War auch die That politisch und volkswirthschaftlich nicht minder geboten, so bleibt es doch anzuerkennen, daß diese Männer sich durch einen Berg von angeerbten Vorurtheilen, den die Gegner nach Kräften zu stützen suchten, nicht erdrücken ließen. Auch unter ihren Mitarbeitern gab es Männer, wie die Sektionchefs Freiherr von Weckbecker und von Hartel, die dem modernen Gedanken seinen praktischen Sieg erringen halfen. Aber auch die jetzige Stadtverwaltung hat das Ihre gethan, um den Dornenweg der Sezession etwas gangbarer zu machen. Unter dem Regiment des Bürgermeisters Dr. Lueger wurde es möglich, daß die Sezession schon am siebenzehnten November 1897 durch Gemeinderathsbeschluß einen Baugrund zugewiesen erhielt. Das Mitglied Architekt Joseph M. Olbrich arbeitete mit jugendlicher Thatkraft die Pläne aus, am siebenundzwanzigsten April 1898 wurde der Grundstein des Gebäudes gelegt und schon sechs Monate später, am zehnten November, wurde es der Gemeinde Wien übergeben. Während dieser Tag und Nacht geförderten Schnellarbeit wurde aber auch das Organ der Sezession, die eigenartige Monatsschrift Ver Sacrum, herausgegeben, deren Bilderschmuck zum größten Theil von Mitgliedern herrührte. Und im Zeitraum des Jahres 1898 veranstaltete die Sezession drei große Ausstellungen, von denen die erste, im Frühjahr, noch in den Räumen

der Gartenbaugesellschaft, die Herbst- und Winterausstellung jedoch schon im eigenen Heim stattfanden. Und bei Alledem behielten einige Talente der jungen Vereinigung noch Zeit, um die vorjährige Jubiläums-Gewerbeausstellung im Prater durch mehrere groß angelegte moderne Leistungen zu bereichern, die wesentlich dazu beitrugen, dem wiener Publikum die Augen zu öffnen. Wenn man bedenkt, daß die Sezession ursprünglich nur neunzehn Mann hoch ins Feld gerückt war, so ist Das eine Summe von Schaffen, so zu sagen aus dem Stegreif, die als bedeutende Kraftprobe gelten mag. Auch hat dieses Schauspiel frohen, des Zieles bewußten Ringens das Publikum durchgreifend erregt. Die Ausstellungen der Sezession hatten Erfolge, wie Wien sie niemals sah. Man erlebte die seltene Thatsache, daß ein Thema der bildenden Kunst im vordersten Vordergrunde unseres geistigen Lebens stand und daß von den aufgeworfenen Streitfragen das ganze Publikum widerhallte. Die Ausstellungen erzielten Reingewinne, ja, es wurde Regel, daß die Hälfte der verkäuflichen Gegenstände auch wirklich Käufer fand. Das Neue siegte auf der ganzen Linie; das Auge der Menge, das unter allerlei Abgedroschenheiten nachgerade seine Empfänglichkeit eingebüßt hatte, fand es wieder lohnend, zu bemerken und aufzunehmen.

Daß die Sezession eine polemische Schneide hat, ist selbstverständlich. Ihre Aufgabe ist ja, für und wider zu kämpfen. Aber der Zweck ist keineswegs das Frondiren an sich oder gar der Sport des Spektakelns. In ihrer ersten Kundgebung hat sie ihr Wollen mit den Worten ausgedrückt: „Eine von ihrem Ideal begeisterte, an Wiens künstlerische Zukunft trotz Alledem unerschütterlich glaubende Schar jüngerer Künstler gründete nun eine Vereinigung Bildender Künstler Oesterreichs, die, unterstützt von einer Reihe wahrer, opferwilliger Kunstfreunde, ohne genossenschaftliche und materielle Rücksichten, gewissermaßen ergänzend, rein ideal künstlerisch zu wirken berufen ist.“ Diesem Programm ist die V. B. K. Oe. auch unverbrüchlich treu geblieben. Ihr nächstes Ziel ist, dem Publikum das Schlechte dadurch abzugewöhnen, daß man es durch Gutes gleichsam verwöhnt. Dies ist aber nur zu erreichen, wenn man es in fortgesetzter unmittelbarer Verbindung mit der internationalen Kunstströmung erhält und ihm nach und nach Alles zeigt, was im Auslande Gutes geschaffen wird. Im Wettstreit damit mag dann auch das inländische Niveau sich heben und durch Anregung unser eigenes Schaffen sich steigern. Je mehr Verständniß es im Publikum findet, desto fruchtbarer für die Kunst wird die Wechselwirkung zwischen Schaffenden und Aufnehmenden sich gestalten. Denn nicht die Künstler werden mehr zum Publikum hinabsteigen müssen, sondern das Publikum wird sich künstlerisch erzogen fühlen und zum Künstler emporzugelangen suchen. Als letztes praktisches Ziel schwebt der V. B. K. Oe. die Errichtung einer modernen

Galerie in Wien vor. Einem „wiener Luxembourg“ sollen die Reinerträgnisse aller ihrer Veranstaltungen gewidmet sein. Das nachwachsende Geschlecht soll der modernen Kunst nicht mehr fremd gegenüberstehen, aber es soll auch eine Stätte vorhanden sein, an der sich österreichische Kunst sammeln kann. Ist es doch heutzutage, in Ermangelung einer „österreichischen“ Sammlung, selbst dem Spezialforscher äußerst unbequem, ja, fast unmöglich, einen historischen Ueberblick über die Kunst seines eigenen Vaterlandes zu gewinnen.

Als hochwichtig für die Zwecke der Sezession hat sich ihr Organ Ver Sacrum erwiesen. Die unmittelbare Quelle für den Titel dürfte Uhlands Gedicht Ver Sacrum sein, das den römischen „Weihefrühling“ schildert und mit der Strophe endet:

„Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt.
Geht hin, bereitet Euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt,
Das ist der Weihefrühling, den er will.“

Die Künstler, denen die Redaktion übertragen wurde, hatten sich einen literarischen Beirath zugesellt, der aus zwei modernen Schriftstellern, Dr. Max Burckhard, damals Direktor des K. K. Hof-Burgtheaters, und Hermann Bahr, bestand. So verstärkt, trat die Zeitschrift frisch und stark in den Kampf ein. An Stoff zum Bekämpfen fehlte es wahrlich nicht und das Publikum stutzte anfangs nicht wenig über die ungewohnte Schneidigkeit, mit der hier aller Verrottung zu Leibe gegangen wurde. Das Publikum stutzte überhaupt; denn Ver Sacrum war ihm etwas Nagelneues, eigentlich ohne Rücksicht auf den Beifall der Abonnenten gemacht, lediglich ein künstlerischer Gefühlsausdruck. Aber gerade Das wurde seine Stärke. Anfangs machte man sich über Alles an dem Blatte lustig, vom Format und den Farben des Umschlags angefangen bis zum „Buchschmuck“, über den Ernst der Tendenz und die Aufrichtigkeit des Tones. Auch vermißte man lebhaft die gewissen Sammethandschuhe, mit denen die Talentlosigkeit ja immer angegriffen werden will. Allein das ungeberdige Element brachte die Luft in Bewegung und immer mehr Leute begannen, sich des Hauches von Frische zu freuen, der durch die geistige Atmosphäre zog. Bald hatte die Zeitschrift einen großen Abnehmerkreis, der bis ins ferne Ausland reichte. Die strenge Fachkritik in Paris und London hat unumwunden anerkannt, daß hier etwas Neues und Gutes gemacht ist. Ver Sacrum ist mit keiner der irgendwo bestehenden illustrirten Kunstzeitschriften zu vergleichen. Was ihm von vorn herein einen anderen Charakter giebt, ist sein persönliches Gepräge. In dem kleinen Kreise von Künstlern und Schriftstellern, die da mitzeichnen und mitschreiben, hat sich ein einheitlicher Geist ausgebildet, so daß Ver Sacrum wie aus einem Guß geworden erscheint. Es ist als eine moralische Person für sich zu be-

trachten, die ihre individuellen Züge hat und alles ihr Fremde abweist. Und diese ideale Person ist auch eine idealistische. Sie hat Ver Sacrum als eine Ehrensache betrieben und ihre Nächte geopfert, um dem Zweck zu dienen, ohne auf „irdischen“ Lohn zu rechnen. Es sind Alles in Allem nur wenige Hände und Köpfe, die der junge Bund für eine solche Aufgabe zu verwenden hat, aber das Gebotene macht den Eindruck, als wäre ein großer Stab von Kräften am Werke gewesen. Man betrachte etwa das umfangreiche Doppelheft, in dem die erste Ausstellung der Sezession behandelt ist, mit ihren achtzig bis neunzig Bildern; dem sieht man den kleinen Privatverein nicht an. Dabei ist noch ein besonderer Zug hervorzuheben: die Bescheidenheit. Man sollte meinen, daß in dem Organ einer Vereinigung ihre eigenen Mitglieder besonders gut wegkämen. Das Gegentheil ist der Fall. Für sich selbst macht die Vereinigung Bildender Künstler Oesterreichs keine Reklame. Im Ver Sacrum ist es ängstlich vermieden, irgend ein Mitglied für seine Leistungen zu beloben; sie werden vielmehr, selbst in den Besprechungen der eigenen Ausstellungen, beinahe systematisch totgeschwiegen. Mögen ihre Arbeiten für sie reden, in der Weise, wie es etwa die Klimt-Nummer zeigt. Nur Altmeister Rudolf von Alt hat im ersten Hefte die ihm gebührende Huldigung empfangen; bei der klassischen Schlichtheit, die ihn auszeichnet, ist sie mehr gemüthlich als feierlich ausgefallen. Und ein Heft war Hans Schwaiger gewidmet, dem weltfremden, in seinen Vorkarpathen vergrabenen Künstler; aber Das geschah so sehr in absentia, daß es für den so Gewürdigten gar keine persönlichen Folgen haben konnte. Ausländern gegenüber ist Ver Sacrum freigebiger; das schöne Khnopff-Heft beweist es. Allerdings ist es mehr als Kollegialität, was Fernand Khnopff und andere große Moderne mit unserer Sezession und Ver Sacrum verknüpft. Es ist Freundschaft und thatkräftiges, mitthuendes Wohlwollen, ja, sogar schon eine gegenseitige Dankbarkeit, die ihre höchst soliden Grundlagen hat. Das Alles sind sprechende Kennzeichen, daß hier wirklich etwas Lebendes und Lebensfähiges geleistet worden ist. Die Sezession ist heute maßgebend auf dem Gebiete der wiener Kunst und Ver Sacrum ist eine der Stimmen Wiens geworden, ein Weckruf zum Leben, der weit über die Grenzen Oesterreichs hinausschallt. Mit dem zweiten Jahrgange geht Ver Sacrum in den Verlag von E. A. Seemann in Leipzig über. Die Redaktion (für die Dr. Franz Zweybrück zeichnet) bleibt die bisherige und hat ihren Sitz in Wien. In dieser unmittelbaren Verbindung mit der deutschen Geistesströmung liegt die Gewähr einer bedeutsamen Weiterentwickelung der Zeitschrift. Ver Sacrum wird nun ein wichtiges Organ der modernen Kunstinteressen werden, eine wirksame Waffe zu Schutz und Trutz, an diesem Wendepunkte der allgemeinen geistigen Entwickelung, wo endlich „das Saatkorn einer neuen Welt“ aufgehen will.

Wien. Ludwig Hevesi.

Die Indianer in den Vereinigten Staaten.

Nach der Volkszählung von 1890 lebte in den Vereinigten Staaten unter 62 Millionen Einwohnern eine Viertelmillion Indianer. Hierzu kamen allerdings noch 23000 Indianer in Alaska, die nicht mitgerechnet sind. Bis zum Jahre 1871 wurden die Indianer von den Vereinigten Staaten als selbständige Völkerschaften anerkannt, mit denen Verträge geschlossen wurden. Dieses völkerrechtliche Verhältniß wurde 1871 durch ein Gesetz aufgehoben, das die geltenden Verträge aber ausdrücklich fortbestehen ließ.

Heute ist die Verwaltung der Indianerangelegenheiten Sache der Centralregirung. Daß die Indianer ihre Wohnsitze in verschiedenen Staaten haben, ändert daran nichts; die Niederlassungen der Indianer sind theils als Indianerterritorium, theils als Indianerreservationen von der Verwaltung der Einzelstaaten losgelöst. Der Commissioner of Indian Affairs steht unter dem Staatssekretär für das Innere; doch will ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Bedeutung des Staatssekretariates für innere Angelegenheiten verhältnißmäßig gering ist, weil die meisten inneren Angelegenheiten Sache der einzelnen Staaten sind. Immerhin hat der Commissioner eine ziemlich ausgedehnte Wirksamkeit. Außerdem besteht noch das Board of Indian Commissioners, dem besonders die Kontrole des für die Indianer ausgegebenen Geldes und der für sie bestimmten Lieferungen obliegt. Für Einiges ist formell der Präsident zuständig, der von vielen Indianern als The Great Father bezeichnet wird. Er entscheidet über Begnadigungen Verurtheilter und auch über ganz geringfügige Dinge, so, wie es heißt, darüber, ob Indianer ihre Reservation verlassen dürfen, um sich zu Schaustellungen zu verdingen. Dagegen wurde mir in den Reservationen, die ich besuchte, gesagt, daß zum Verlassen der Reservation die schriftliche Erlaubniß des Agenten oder seines Vertreters genüge. Sollten aber solche unbedeutenden Dinge selbst bis Washington oder bis an den Präsidenten gelangen, so liegt natürlich die wirkliche Entscheidung doch in den Händen der Agenten.

Viele Indianer tragen heute noch ihre Nationaltracht, die zum großen Theil in amerikanischen Fabriken hergestellt wird. Nach einer Aufstellung, die vor Jahren gemacht wurde und allerdings eine Zahl von 280000 Indianern mit Ausschluß der fünf civilisirten Stämme auf dem Indianerterritorium zu Grunde legte, war die Zahl Derer, die vollständig europäische Kleidung trugen, 63000 und Derer, die sich theilweise europäisch kleideten, 34000. Von den 280000 hätten 23000 lesen, 27000 sich englisch verständigen können und 22000 hätten Kirchengemeinden angehört. Ein Theil der Indianer hat angeblich überhaupt keine Religion und verehrt kein höheres Wesen. Dagegen wird von anderer Seite auf primitive, Allen gemeinsame Ansätze religiösen Empfindens hingewiesen, wie wenn beispielsweise einzelne Stämme es vermeiden, Fische oder Geflügel zu essen. Bei zahlreichen Indianerstämmen spielt der Glaube an gute und böse Geister eine große Rolle. Man darf sich überhaupt die Indianer nicht als ein

einheitliches Volk vorstellen. Die Ethnologen haben von je her auf die großen Verschiedenheiten der einzelnen Stämme in Sprache, Sitten und sonstigen Eigenschaften hingewiesen. Vielfach findet man bei den Indianern noch Polygamie und die Stellung der Frau ist fast allgemein sehr untergeordnet. Mischehen zwischen Indianern und Angloamerikanern sind äußerst selten geworden — früher mögen sie häufiger gewesen sein — und es ist wahrscheinlich, daß sich die ursprünglichen Einwanderer mit den eingeborenen Rothhäuten stark vermischt haben. Man hat gelegentlich behauptet, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischem dem Yankeetypus und dem Indianertypus vorhanden sei und daß der Yankee sich durch gewisse anthropologische Merkmale von allen europäischen Völkern unterscheide, — Merkmale, die nur dem Indianer in gleicher Weise zukämen. Der Yankee hört Das bei seiner Abneigung gegen den Indianer nicht gern.

Also: mit Ausnahme der Alaska-Indianer wurde 1890 eine Viertelmillion Indianer gezählt. Sie sind ungleich auf die verschiedenen Staaten vertheilt, im Westen dichter als im Osten. 32600 sind Bürger der Union, leben unter der weißen Bevölkerung, zahlen Steuern und erhalten sich selbst. Auf dem Indianerterritorium wohnten 75000, in den Reservationen und in Indianerschulen 133000. Der Rest setzt sich aus den Pueblos in Neumexiko (8000), den sogenannten sechs Nationen und anderen Indianern von New-York (5000), den Ost-Cherokees in Nord-Karolina (3000) und Solchen zusammen, die kriegsgefangen (400) oder gewöhnliche Gefangene (200) sind. Wie ungleichmäßig sie sich auf die einzelnen Staaten vertheilen, ergiebt eine Vergleichung von Illinois mit einem einzigen Indianer und Neumexiko mit fast 20500.

Das Indianerterritorium ist südöstlich von dem Centrum der Vereinigten Staaten gelegen und südlich von Texas, östlich von Arkansas und Missouri, nördlich und westlich von Kansas und Oklahoma begrenzt. Es ist 31400 amerikanische Quadratmeilen oder 81000 Quadratkilometer groß, entspricht also ungefähr dem sechsten Theil des Deutschen Reiches. Das Land ist zum großen Theil fruchtbar und selbst die vielen Weißen, die dort den Verträgen zuwider seßhaft sind, haben einstweilen noch keine Ueberbevölkerungsgefahr bewirkt. Die 75000 Indianer dieses Territoriums werden gewöhnlich in zwei große Gruppen getheilt: 66000 bilden die sogenannten fünf civilisirten Stämme, darunter 29000 Cherokees, deren über fünfzehn Jahre alte Angehörige, wie ein offizieller Bericht rühmend hervorhebt, sämmtlich, männlich und weiblich, das Lesens und Schreibens kundig sind. Auch die vier anderen Stämme haben sich kulturell gut entwickelt und besitzen eine gewisse Selbständigkeit der Verwaltung. Die 9000 anderen Indianer, die hier leben, gehören verschiedenen Stämmen an. Die Anzahl der Schulen und Kirchen ist beträchtlich. Im Allgemeinen haben sich die Indianer hier fähig gezeigt, sich der modernen Kultur anzupassen; doch wird Das von anderer Seite bestritten. Jedenfalls ist es gelungen, bei ihnen Ackerbau und Viehzucht einzuführen. Während die Indianer Central- und Südamerikas theilweise schon vor der Einwanderung der Weißen Ackerbau betrieben, lebten die nordamerikanischen Indianer bis dahin nur von der Jagd und dem Fischfang. Insofern ist also zweifellos ein Fortschritt vorhanden. Aber ein Theil nomadisirt auch heute noch. Ganz besonders wird gegenüber optimistischen Berichten eingewandt, daß die schweren Verbrechen im Indianerterritorium auffallend häufig

sind. Bis vor Kurzem habe der Richter im Fort Smith (Arkansas) allein ungefähr eben so viele Todesurtheile zu fällen gehabt wie alle übrigen Richter der Union zusammen; der Galgen sei ständig aufgestellt gewesen. Rührte aber die Unsicherheit in diesen Gegenden nicht eben so sehr von den Weißen wie von den Indianern her? Thatsächlich siedelte sich gerade in diesen Grenzgebieten das allerelendeste weiße Gesindel an. Ganz besonders ungünstig lautete der Bericht des Board of Indian Commissioners 1894. Schon vorher hatte Senator Dawes die angebliche Civilisation dieser Indianer in das Gebiet der Fabel verwiesen. Die Gerichtshöfe und die gesetzgebenden Körperschaften seien der Korruption verfallen, das Schulwesen sei unzulänglich und die Ländereien, die dem ganzen Stamme laut Vertrag gehören, seien durch wenige Halbblutindianer okkupirt; Verbrechen aller Art blieben ungesühnt und die weiße Bevölkerung sei schutzlos. Der Bericht wies darauf hin, daß das Board sich schon zwanzig Jahre vorher gegen eine selbständige Verwaltung erklärt hätte. Dagegen wird von anderer Seite immer wieder hervorgehoben, daß die Weißen die Indianer verderben, sie durch Schnapsverkauf dem Trunke zuführen u. s. w.

Die Reservationen sind Landstriche, die den Indianern durch Vertragsrecht eingeräumt worden sind; sie sind an Größe sehr verschieden und über das ganze Land zerstreut. Im Allgemeinen sind die Reservationen im Osten kleiner als die im Westen. Auch im Staate New-York bestehen einige Reservationen und an schönen Sonntagen kann man am Niagara Indianern in ihrer Nationaltracht begegnen, die von der nur sechs Kilometer entfernten Ansiedelung zu den Fällen kommen. Meistens wohnen die Angehörigen eines Stammes möglichst auch in einer Reservation. Die Reservation darf ohne Paß nicht verlassen werden; doch wird Das für den Grenzbereich der Reservation nicht allzu genau genommen. So verkaufen die Yuma-Indianer in Arizona auf dem ihrer Reservation benachbarten Bahnhof Bogen, Pfeile und ähnliche Dinge. Dagegen dürfen weder Weiße noch andere Indianerstämme die Reservation ohne Erlaubniß betreten. Aber auch Das wird nicht genau genommen und schließlich ist fast Alles der Willkür der Regirungbeamten überlassen. Man trifft z. B. Navajo-Indianer in der Reservation der Süd-Ute-Indianer an. In den Verträgen ist meistens festgesetzt, daß die Regirung der Reservation einen Theil des Unterhaltes zu liefern hat, Fleisch, Zucker, Mehl, Backpulver, Kleidungstücke u. s. w., und da, wo die Indianer zur Landwirthschaft angehalten werden sollen, auch landwirthschaftliche Geräthe. Die Indianer pflegen die Lieferungen an bestimmten Tagen von der Regirungagentur abzuholen. Die Reservation steht unter Aufsicht eines Agenten, der, je nach der Größe des Bezirkes, noch verschiedene Beamte unter sich hat. Die Agenturen sind gesucht, weniger um des Gehaltes als um der Nebeneinkünfte willen, die sich die Agenten zu verschaffen im Stande sind. Ein großer Theil der Vertragslieferungen soll in die Tasche der Beamten fließen, die mit den Lieferanten unter einer Decke stecken. Früher hat Das sicherlich häufig stattgefunden, doch ist diese Art von Korruption wohl im Verschwinden begriffen.

Auf manchen Reservationen befinden sich von der Regirung gegen festes Gehalt angestellte Aerzte; daneben haben die Indianer ihre eigenen Medizinmänner, an die sie sich in Krankheitfällen um Rath wenden. Zum Unterricht im Ackerbau sind Farmer angestellt und man spricht von guten Erfolgen; auf

den Reservationen bestritt man mir diese und behauptete, daß den die Oberaufsicht führenden Farmern nicht genügende Kräfte zur Seite stünden und daß sie aus Sparsamkeitrücksichten mit allerlei Nebenaufgaben bepackt würden.

Außer dem Ackerbau wird Korbflechterei betrieben, die besonders in der Anordnung bunter Muster mitunter ganz Bedeutendes leistet. Einige Stämme fertigen Schmuckgegenstände aus Glasperlen an und die Navajo-Indianer üben das Weben von wollenen Fußteppichen als Spezialität. So viel Herrschsucht, Willkür, Geldhunger und Grausamkeit im Verhältniß der Weißen zu den Indianern von je hervorgetreten sein mag, eine Einrichtung verdient volle Anerkennung: die Indianerschulen, die hauptsächlich auf Veranlassung von Karl Schurz und Pratt gegründet worden sind. Der offizielle Regirungbericht zählte im Jahre 1895 achtundzwanzig solcher Schulen auf. Sie sind fast über das ganze Land zerstreut. Da sie außerhalb der Reservation liegen und besondere Wohngebäude haben, müssen sich die Kinder, die die Schule besuchen wollen, von den Eltern trennen. Die Schulen in den Reservationen leisten wenig. So sah ich in der Apachereservation bei Dulce in Colorado eine Schule, die katholische Missionäre begründet hatten; aber nur zwei Indianerkinder besuchten sie und Regirungbeamte sagten mir, daß der Schulbesuch auf solchen Schulen allgemein sehr unregelmäßig sei. Die Kinder kommen eine Woche lang, treiben sich dann aber wieder Wochen lang umher. Die Regirungschulen sollen sich immer noch einer größeren Autorität erfreuen als die von religiösen Gesellschaften gegründeten. Ein Theil der Indianerkinder besucht auch die gewöhnlichen öffentlichen Schulen. Ein Schulzwang, wie er in den meisten Staaten für die weiße Bevölkerung eingeführt ist, besteht für die Indianerkinder nicht. Die Indianerschule von Carlisle in Pennsylvanien ist häufig näher beschrieben worden.

Ich vermied diese Schule, um nicht ein bloßes Paradestück zu sehen, und suchte zwei abgelegenere Schulen, Fort Lewis und Grand Junction, auf. In Grand Junction war vor mir nur ein Deutscher gewesen: Helmholtz. Ich kann nur sagen, daß ich von der Vorzüglichkeit der Einrichtungen überrascht war. Als ich Fort Lewis besuchte, hatte die Schule 262 Zöglinge. Der vollständige Kursus dauert sechs Jahre, doch bleiben viele Schüler wesentlich kürzere Zeit dort, woran die Agenten und Unterbeamten der Reservationen nicht ohne Schuld sein sollen. Wo Diese sich aus den Lieferungen Nebengewinn zu verschaffen suchen, haben sie ein Interesse an einer möglichst hohen Zahl von Rationen, also auch an einer möglichst hohen Kopfzahl von Indianern in der Reservation, und sehen es deshalb nicht gern, wenn die Kinder der Schule wegen sich außerhalb der Reservation aufhalten. Das hat auch auf die Ferienentfernungen Einfluß. Vom erziehlichen Standpunkt aus kann es nicht erwünscht sein, wenn die Schüler Wochen lang die Schule verlassen und in die Reservation zurückkehren, wo sie mit ihren tätowirten Eltern zusammen unter Zelten wohnen und die bürgerliche Kleidung mit Decken und allerlei Zierrath vertauschen. Das wird von den Direktoren auch nicht gern gesehen. Hier ergeben sich aber die selben Kollisionen mit den Regirungbeamten der Reservation, die die Eltern veranlassen, ihre Kinder abzuholen. Kinder essen weniger als Erwachsene, nach dem Vertrag ist aber die Ration, die für ein vierjähriges Kind geliefert wird, die selbe wie die für einen dreißigjährigen Indianer; ja, für ein Kind von wenigen Stunden

wird schon die selbe Ration berechnet wie für Erwachsene. Je mehr kleine Kinder auf der Reservation vorhanden sind, um so mehr kann also aus den Lieferungen herausgeschlagen werden.

Einige Schulen sind mit Kindergärten verbunden, die nach fröbelscher Methode geleitet werden. Man treibt auch Geh- und Marschübungen nach Musik; ferner lernen die Kinder bei schnellerem Tempo der Musik eine Art rhythmischer Tanzbewegung. Verschiedene Arten von Touren, etwa wie bei einer Polonaise, dienen dazu, sie spielend an eine gewisse Disziplin zu gewöhnen.

Der Schulunterricht ist für beide Geschlechter gemeinschaftlich. Er wird von Lehrern und Lehrerinnen ertheilt. In Fort Lewis — in anderen Schulen soll es ähnlich sein — besteht auch eine Handwerksschule, so daß die Hälfte des Tages mit dem gewöhnlichen Schulunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen, Aufsatz, Zeichnen, Geschichte und Geographie, ausgefüllt wird, die andere Hälfte mit industriellen Arbeiten: Schneiderei, Schusterei, Buchbinderei, Druckerei und Landwirthschaft. Um eine Ueberfüllung zu verhüten, werden der Schulunterricht und die industrielle und landwirthschaftliche Unterweisung halbschichtig am Vormittag und Nachmittag vorgenommen. Auch ganz tüchtige Musikcorps findet man in den Schulen und die Schule von Carlisle beabsichtigt, ihr Indianer-Musikcorps im Jahre 1900 zur Weltausstellung nach Paris zu entsenden. Der Dezernent in Washington soll für den Plan gewonnen sein, und wenn die Regirung das Geld nicht gewähren sollte, will man sich an einige reiche Amerikaner wenden, die zweifellos die Mittel hergeben würden. Auch Fort Lewis hat eine Kapelle, die von einem Vollblutindianer geleitet wird. Ein Weißer war mit darunter, ein liebenswürdiger Deutsch-Amerikaner, der die jungen Indianer das Schneidern lehrt und in seinen Mussestunden die Klarinette bläst; der einzige Weiße in der vortrefflichen Kapelle. Ausgezeichnet ist das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern. Von Strafen wird fast niemals Gebrauch gemacht. Die Schüler sind den Lehrern sehr gehorsam und der treffliche Direktor Breen versteht es, den Eifer dieser Indianerkinder, die für eine Anerkennung zur rechten Zeit sehr empfänglich sind, auf das Wirksamste anzuspornen. Ich erinnere mich, wie sie sich freuten, als ich ihrer Musikkapelle, die einige Stücke vorgetragen hatte, dankte und einige Worte des Lobes spendete. Als der Direktor dann fortfuhr, man erzähle sich in Amerika und Europa so viel von der Wildheit der Indianer, sie sollten nun einmal zeigen, daß sie der Kultur zugänglich seien, fielen seine Worte offenbar auf einen fruchtbaren Boden. Ob freilich unter den heutigen Verhältnissen die Indianerschulen einen dauernden Nutzen stiften können, bleibe dahingestellt. Viele Kinder kehren, wenn sie die Schule verlassen haben, nach der Reservation zurück und beginnen dort, wie ich selbst gesehen habe, wieder unter Zelten zu wohnen, ihre Indianertracht anzulegen, — und zu faullenzen.

Die Ausgaben für die Indianer sind nicht gering; im Jahre 1896 betrugen sie zwölf Millionen Dollars. Hiervon entfielen ungefähr drei Millionen auf die Vertragsverpflichtungen, zwei Millionen auf die Unterstützung von Schulen, 1 660 000 auf Landentschädigungen u. s. w. Im Ganzen sollen von 1789 bis 1897 mehr als 334 Millionen ausgegeben worden sein. Es ist daher nur zu begreiflich, daß man auf Mittel sinnt, diese Ausgaben zu verringern. Man kann drei Vorschläge unterscheiden. Die Einen rathen, Alles zu lassen, wie es heute

ist. Die Indianer würden über kurz oder lang aussterben, die Ausgaben würden sich damit von selbst vermindern und das Land würde schließlich den Vereinigten Staaten zufallen. Dieser Vorschlag stützt sich darauf, daß die Indianer mit Ausnahme der Sioux an Volkszahl abnehmen. Ein zweiter Vorschlag geht dahin, die Verträge mit den Indianern und ihre Rechte am Grund und Boden abzulösen, die Reservationen allmählich zu verkleinern und schließlich ganz aufzuheben, auf diese Weise also die Indianer zu veranlassen, unter den übrigen Bürgern der Vereinigten Staaten aufzugehen. Ein dritter Vorschlag endlich geht dahin, die bestehenden Verträge und die Reservationen einseitig aufzuheben und die Indianer zu zwingen, genau wie die Weißen zu leben. Thatsächlich unterscheiden sich der zweite und der dritte Vorschlag wenig von einander. Wie wir sahen, ist im Jahre 1871 gesetzlich ausgesprochen worden, daß die Indianer fortan als Stämme und Völkerschaften nicht mehr angesehen und Verträge mit ihnen nicht mehr geschlossen werden sollten. Da aber gleichzeitig die bestehenden Verträge in Kraft blieben, kann doch selbstverständlich von Vertragsänderungen nicht die Rede sein, so lange das Gesetz von 1871 noch gilt. In Wirklichkeit werden fortwährend schon heute ungesetzliche Aenderungen der Verträge herbeigeführt. Man zwingt die Indianer, „freiwillig" Theile der Reservationen zu verkaufen und den Weißen zu überlassen, und Mittel bedenklicher Art werden auch sonst angewandt und empfohlen. Schlägt doch sogar ein Bericht des Board of Indian Commissioners vor, der Kongreß möge einfach seine Souverainetät zeigen, die Verträge auflösen und das Indianerterritorium freigeben. Es ist nicht meine Sache, Vorwürfe zu erheben: zwischen Theorie und Praxis bei Behandlung uncivilisirter Völkerschaften gähnt meistens eine Kluft. Theoretisch sind den Indianern gesetzliche Rechte eingeräumt. Praktisch, erklärt man, sei der gegebene Zustand unhaltbar und müsse, eventuell auch gegen den Willen der Indianer, geändert werden. Charakteristisch ist, daß bei den Streitigkeiten, die zwischen Indianern und Cowboys immer noch vorkommen und denen auf beiden Seiten Leute zum Opfer fallen, die Behörden meistens gar nicht einschreiten; sie halten die Tötung einiger Cowboys oder Indianer für Etwas, das den Staat nicht besonders interessirt. Und wenn früher Indianer mit Kindern und Frauen zu Hunderten und Tausenden vom weißen Gesindel hingemetzelt wurden, so hat gleichfalls kaum Jemand gegen diese Grausamkeiten Einspruch erhoben. Es waren ja nur Indianer. Daß ungerechte Regirungbeamte bestraft worden wären, hat man kaum je gehört. Die Gleichgiltigkeit, mit der gelegentlich Amerikaner von den Indianern und auch von den Negern sprechen, ist ein unsympathischer Charakterzug dieses sonst so fortgeschrittenen Volkes. Selbst von Gebildeten kann man hören: „Only good Indian is a dead Indian". Und doch haben mir zahlreiche Gewährsmänner, die dauernd mit Indianern in Berührung gewesen sind, erklärt, es sei wesentlich die Schuld der Weißen, daß die Indianer keine höhere Stufe der Kultur einnehmen.

Dr. Albert Moll.

In Memoriam.

1.

Und als Du mich zuerst geküßt,
Das war der erste Frühlingstag,
Ein Tag, wie man ihn nie vergißt,
Auf dem des Lebens Leuchten lag.

Und als ich nachts nach Hause ging,
Die weite, stille Straße lang,
Der Duft noch an den Zweigen hing
Und fernher kams wie Harfenklang.

Es trat mein Fuß in Mondenschein
Und Mondenlicht quoll um mich her...
In eine andre Welt hinein
Trug wogend mich das Silbermeer.

Der Zauber blieb. An Deiner Brust
Wie Frühlingstag und Mondesnacht
Zog mir das Leben unbewußt
Jahrlang vorbei und unbedacht.

Nun, da der Seele süße Macht
Erlosch mit Deiner Augen Schein,
Da bin ich jählings aufgewacht
Aus meinem Traum, — und bin allein...

2.

Wie ist doch alles Leid
Des Lebens schal und klein,
Stehst Du am Totenbett
Des Liebsten jäh allein.

Das Antlitz bleich und kalt,
Die lichten Augen zu,
Die Hände auf der Brust
Erstarrt zur ew'gen Ruh...

Nie mehr ein süßer Blick,
Nie mehr ein liebes Wort —
Dein Lachen und Dein Lied,
Dein Wesen — Alles fort...

Kein Licht, kein Ziel, kein Trost,
Das Leben fremd und leer —
Und über Dir der Stein
Mit seinem Fluch: Nie mehr...

3.

Wo einstens wir gegangen
Im warmen Sonnenlicht,
Da ist die Welt verhangen
Von Nebeln, grau und dicht.

Und wo wir einst gesessen
Im Grünen, Hand in Hand,
Verlassen und vergessen
Liegt unterm Schnee das Land.

Du Herz an meinem Herzen,
Das mich so süße rief
In Freuden und in Schmerzen,
Was schläfst Du jetzt so tief?!

Und daß Du mich verlassen,
Wie konnt' es nur geschehn?
Nun muß ich meine Straßen
Allein im Dunkeln gehn.

Erloschen alle Sterne —
Die Nacht ist schwarz und still —
Ein Lichtchen blinkt von ferne —
Ich weiß wohl, was es will...

4.

In Deinen Augen Sonnenschein,
In Deinen Händen Frühlingssegen:
So tratest Du ins Leben ein,
So schrittest Du auf allen Wegen.

Für jeden Schmerz ein sanftes Wort
Und jeder Noth ein Trostesspenden;
Du lächeltest die Sorgen fort
Und bargst die Stirn in weichen Händen.

Und aus dem Herzen brach ein Quell
Von Liebe sonnenhaft durchgluthet,
Der bis zum Ende reich und hell
Mit Morgenstrahlen mich umfluthet.

Doch wars zu schön. Der Strom des Lichts
Trug aufwärts Dich zu jenen Räumen,
Woher Du kamst ... Und mir blieb nichts,
Als von dem kurzen Glück zu träumen.

5.

Doch meine Heimath ist bei Dir,
Wenn auch nicht mehr auf dieser Erden;
Noch flammt es gluthend über mir, —
Doch Nacht muß bald aus Abend werden.

Und wenn in Jugendfülle stehn
Die Kinder, die Du mir gegeben,
Wenn Maienblüthen sie umwehn
Und still zur Frucht sich reift das Leben,

Dann darf auch ich zu Dir zurück
Und leg' mich leise Dir zur Seiten;
Als letzte Gabe wird das Glück
Die weiße Decke auf uns breiten.

Den Blick einander zugewandt —
Die Augen werden schwer und trüber —
Ein letztes Wort — und Hand in Hand
Trägt lächelnd uns ein Traum hinüber.

6.

In Deine Hand hab' ich mein Leben
An jenem fernen Tag gelegt;
Du nahmst es an mit leisem Beben,
Doch treulich hast Du es gehegt.

Dem Falter gleich, den still die Blume
Im Abendduft entschlummert wiegt,
Lag in der Liebe Heiligthume
Mein Glück an Deine Brust geschmiegt

Doch dann ein Tag ... da kam das Ende ...
Der Herbstwind riß vom Baum das Laub;
Erstarrt entsanken Dir die Hände ...
Mein Leben rollte in den Staub.

7.

Des Lebens Sonne schwand dahin;
Die Welt in grauem Scheine lag;
Noch bebend weist die Hand dahin,
Wo bleich versank der junge Tag.

Wir starren unverwandt dahin,
Und suchen die entschwundne Pracht —
Und übers stille Land dahin
Zieht schweigend nun die ew'ge Nacht.

Hamburg. Theodor Suse.

Banken und Kundschaft.

In New-York hat tägliches Geld neulich 16 Prozent pro Jahr gekostet; so wurde uns eilig gekabelt. Dabei ist zu bedenken, daß ein so ausnehmend hoher Satz nicht etwa Leute wie Vanderbilt oder Mackay trifft, sondern arme Schächer, kleine Spekulanten, und auch sie nicht etwa wegen Staatsfonds, die natürlich ohne Schwierigkeit genommen werden, sondern wegen einiger stark überspielten Industrieaktien. Die deutschen Kommissionfirmen, die ihre Kundschaft jetzt um jeden Preis von weiteren Engagements in Diskontokommandit oder Bochumern abhalten möchten, wiesen warnend über den Ozean: Geld in New-York 16 Prozent! Mene Tekel! . . . Ja zahlen denn die selben Häuser in Berlin, Frankfurt u. s. w. jetzt viel weniger für Geld? Die Mittelfirma X. sieht am Vormittag, daß sie sehr knapp ist; sie hat versucht, mit dem Hause Y. wie sonst Check zu tauschen, d. h. einen von heute gegen einen anderen von morgen ausgestellt. Vergeblich! Die Telephongespräche lehren, daß die bei solchen Transaktionen in Betracht kommenden Schichten bereits ausgepumpt sind. Ein feiner Bankier mag, so lange er noch nicht Aktiengesellschaft ist, sich nicht gern einfach Geld leihen. Das macht sich nicht gut. Was also thun? Er nimmt aus seinem Portefeuille Wechsel, die vielleicht nur noch drei Wochen zu laufen haben, und diskontirt sie bei der Reichsbank zu dem für seine Verhältnisse theuren, aber offiziellen Satz von 4 1/2 Prozent. Nach wenigen Tagen ist er wieder ganz flüssig. Er hat also für drei Wochen 1/2 Prozent — d. h. 10 Prozent pro Jahr — zu viel bezahlt; dazu kommen noch einmal 4 Prozent, da ihm nun auch die Gelegenheit fehlen kann, die eingelaufenen Baarsummen anzulegen. Das macht zusammen 14 Prozent. Der Abstand von New-York ist also gar nicht so groß; nur schreckt dort die riesige Ziffer.

Unsere Banken bemühen sich aber wirklich ernsthaft, die Kundenengagements einzuschränken, denn sie müssen sich selbst — wenn auch nicht Anderen — gestehen: wer Kredit giebt, ist auch auf Kredit angewiesen. Und gerade Das wird allmählich etwas fatal. Allererste Institute, deren Kapital den Laien in Erstaunen setzt, kommen jetzt in die Lage, sehr große Summen auf sechs und acht Monate als Darlehen zu suchen. Ein alter Fachmann pflegte zu sagen: „Die Dummen sehen in den Bankbilanzen auf die Debitoren, die Klugen sehen sich die Kreditoren an.“ Denn da liegen auch die anvertrauten fremden Gelder. Uebrigens scheinen die ausländischen Guthaben bei unseren Banken seit einiger Zeit wieder bedeutend gewachsen zu sein und London, Paris, New-York oder selbst Petersburg könnten unversehens große Summen abberufen. Wir leben in Verhältnissen, denen unsere Hochfinanz ohne Erfahrung gegenübersteht. Deshalb sind die leitenden Personen zum Theil unsicher, wenn nicht gar ängstlich, zum Theil lassen sie sich von den Ereignissen treiben. Die Entwickelung der Industrie bringt für den Bankier täglich Neues; und auch der Fabrikant beginnt schon, finanztechnisch mitzureden. Ob in solchen Fällen dann der Hüttenmann oder der Bankdirektor entscheidet, ist eine bloße Frage der Persönlichkeiten. Wenn z. B. Hörde Kohlenzechen ankauft, um sich auch auf diesem Gebiet unabhängig zu machen, so geschieht Das nicht ohne Kontrole und Eingreifen des Schaaffhausenschen Bankvereins, nicht, ohne daß der Oberregirungrath Schröder sich um jede Drucksache, die von Hörde ausgeht, bekümmerte. Wenn aber „Rothe Erde“ bei Aachen

die eschweilerschen Gruben erwerben will, so wird der Direktor Kirdorf kaum einen seiner Financiers zu fragen nöthig haben. Uebrigens ist die Nachricht von dem Scheitern dieser Ankaufsverhandlungen viel zu positiv aufgetreten. „Rothe Erde", die in Brüssel notirt wird und fünfzig Prozent Dividende giebt, trat auch keineswegs allzu anspruchsvoll auf; aber Herr Kirdorf fürchtet Wassereinbrüche, wie sie thatsächlich Eschweiler schon erlebt hat. Eingeweihte glauben doch noch an ein schließliches Zustandekommen; im Allgemeinen pflegen Meldungen über derartige Verhandlungen meist erst dann aufzutauchen, wenn der Käufer bereits die Majorität der verkaufenden Aktionäre in der Tasche hat. Unsere Hütten zeigen vielfach das Bestreben, sich ihre Kohle selbst zu liefern; hierzu können ihnen natürlich nur solche Zechen dienen, die ganz in der Nähe liegen oder durch Schienenstrang angeschlossen werden können. Der Preis, den das Stahlwerk Hoesch jetzt für die Zeche Westphalia bezahlt hat — sechs Millionen —, wird für theuer gehalten, da die Kuxe schon unter sechstausend Mark gestanden haben. Allein auch die Hoesch-Aktien, mit denen doch bezahlt wird, standen noch im vorigen Jahre bis zu sechzig Prozent niedriger als heute.

Die an der Börse gegen solche Transaktionen manchmal aufkeimenden Bedenken richten sich immer nur gegen die Zwischengewinne, die von einem nahezu geschlossenen Ring monopolisirt sind; nur von Fall zu Fall gelingt es dann noch lokalen Unternehmern, betheiligt zu werden. Es hat sich da binnen Kurzem eine reguläre Technik herausgebildet; zuerst ein geschickter Vorverkauf, dann Ueberredung und Interessirung einiger wichtigen Neutralen, Beschluß im Verwaltungrathe, Bestellung eines Garantiekonsortiums, das so thut, als ob es die Aktien oder Kuxe noch keineswegs hätte, und endlich großmüthige Ueberlassung der neuen Papiere an die alten Aktionäre, die vorläufig trotz Alledem noch nicht einmal ein schlechtes Geschäft machen. Diese Lotteriegewinne, wie man sie wohl nennen kann, sind noch thaufrisch: sie resultiren aus dem Börsengesetz, das den Bankiers weh thun wollte und ihnen in Wirklichkeit nur genützt hat. Am Wunderbarsten ist die Spielart des Garantiekonsortiums, das proteushaft in allen möglichen Formen auftritt. Aber der Neid wacht, zu Viele möchten ihren Gaumen eben so laben und sehen mit wässerigem Munde den Großen zu; und so häuft sich Entrüstung auf Entrüstung, bis schließlich die unangenehmsten Erörterungen nicht ausbleiben werden. Einstweilen gehen aber diese Finanzirungen ununterbrochen vor sich und die glücklichen Regisseure werden den Vorhang erst fallen lassen, wenn das Publikum durchaus nicht mehr folgen will. Man braucht heutzutage nur in die Zeitungen zu blicken, um bei einiger Personenkenntniß einer Komoedie nach der anderen zu begegnen. Warum begiebt jenes Hüttenwerk seinen Aktienantheil eines anderen Werkes, der nicht groß genug ist, um eine selbständige Emission zu ermöglichen, plötzlich an eine Trustgesellschaft? Diese Frage ist leicht beantwortet, wenn man weiß, daß beide Unternehmungen den selben berliner Bankier haben.

Sicher ist die Kapitalsvermehrung der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft. Sie gehört zu den Transaktionen, die in jedem Jahr — oder doch in jedem zweiten — nöthig werden, weil die Ausdehnung der Geschäfte sie verlangt. Seit die A. E.-G. den früheren Konsortialweg verlassen hat, stehen ihr an Mitteln zur Verfügung: ihre eigenen Aktien und Obligationen, die der Berliner Elektrizitätwerke, der All-

gemeinen Lokal- und Straßenbahn, der Elektrizitätbank in Zürich und der Elektrizität-Lieferung-A.-G. Wahrscheinlich hat man zur Kapitalsvermehrung gerade die A. E.-G. gewählt, weil bei einem Ueberlassungskurs von 200 der Besitz der Aktionäre sich verbilligt. Die Berliner Elektrizitätwerke kosten noch riesige Summen; nach dem neuen Vertrag muß der jetzige Umfang von etwa 28 000 allmählich auf 50 bis 60 000 Pferdekräfte erhöht werden.

Wenn nun unsere Großinstitute ihre Kundschaft jetzt von dem landesüblichen Spekuliren abzuhalten suchen, denken sie aber an alles Andere eher als daran, dem Publikum etwa auch von den neuen Industriewerthen abzurathen. Sonst wären auch die Geschäfte, die ich vorhin schilderte, ganz undenkbar. Der deutsche Kapitalist, ob groß oder klein, hat noch immer viel Geld, aber er muß es erst durch Verkauf von Papieren flüssig machen. In Tagen, wo dreieinhalbprozentige pfälzische Eisenbahnprioritäten mit unbedingter Staatsgarantie auf 98 heruntergegangen sind, läßt sich über die Neigung, Anlagepapiere gegen Dividendenwerthe zu vertauschen, gar nicht mehr streiten. Daher sind auch städtische Obligationen kaum anzubringen: sie füllen entweder die Effektenbestände der Banken oder führen eine Art Präexistenz als bei den Bauten aufgenommene schwebende Schulden. Die Rheinische Kreditbank in Mannheim erläutert ihre Aktiven ganz offen unter diesem Gesichtspunkt und spricht dabei von einer ganzen Reihe von Städten. Der ferner Stehende muß sich entschieden wundern, wenn er sieht, wie billig heute die Optionen auf Kommunalanleihen zu haben sind, ohne daß sich oft auch nur eine Hand rührt. Und noch treten immer mehr Städte mit produktiven Anleihen auf; dabei ist außerhalb Preußens die Staatskontrole sehr viel weniger streng. Läßt sich gegen Herrn von Miquel auch Manches einwenden, wie jetzt wieder der Ansturm der Ruhrindustriellen wegen endlicher Ermäßigung der Erzfrachten zeigt, so muß man gerechter Weise doch zugeben, daß es kein geringer Vorzug eines Finanzministers ist, wenn er gegenüber stürmischem Liebeswerben mächtiger Kreise muthig Nein sagen kann.

Einen jähen Wechsel hat, wie es scheint, die große Campagne in schweizer Bahnen erfahren, nachdem ihr unfreiwilliger Urheber, der für die Eidgenossenschaft viel zu mächtige Herr Guyer-Zeller, plötzlich gestorben ist. Seine Kinder sind unmündig und der Vormundschaftrath wird, statt mit der deutschen Finanz, die bisher die Nordostaktien lombardirt hat, mit dem Bunde verhandeln müssen. Weniger als die Berliner würden die Berner bei einem Kaufe wohl auch nicht geben, denn die Handelsgesellschaft, Warschauer und Genossen müßten doch mit allen ungünstigen Eventualitäten rechnen, die ihnen vom Bunde noch drohen könnten, während der Bund seinen eigenen guten oder bösen Willen selbst zu lenken vermag. Jetzt erst sieht man, wie groß das Wagniß war, einem einzigen Manne so ungeheure Depots und eine solche Machtstellung zu ermöglichen. Vergleicht man selbst alle Reportzinsen und Provisionen, die die berliner und frankfurter Börse an Herrn Guyer-Zeller verdient haben mag, mit den Kursverlusten, die den deutschen Aktionären indirekt durch diese Finanzunterstützung erwachsen sind, so stellen sich die Kursverluste als unvergleichlich größer heraus. Die Zusammensetzung der vom Bunde gewählten Prüfungskommission zeigt uns nur Personen, die den Aktionären feindlich gestimmt sind.

Von den Rentenpapieren ziehen nur Spanier an. Das — und den —

Verdienst daran haben die Franzosen. Die unveränderte günstige Meinung geht von Frankreich aus, wo man die Verhältnisse des Nachbarlandes, wohl mit Recht, zu kennen behauptet. Eine große Anleihe ist, wie ich nur wiederholen kann, trotz allen ab und zu versuchten Haussemanövern aber doch nicht zu erwarten. Die Schulden sind jetzt zu übersehen und da wartet die Hochfinanz zunächst das Programm der Regirung ab. Was den fremden Gläubigern gegenüber geplant wird, kennt man bereits im Wesentlichen: Verschiebung der alljährlichen — übrigens durch Vertrag garantirten — Amortisationen und eine Rentensteuer, die die Verzinsung nicht allzu sehr verkürzt. Ob die neuen Einnahmequellen so reichlich fließen werden, wie sie veranschlagt sind, wird wohl hauptsächlich davon abhängen, ob das konservative Ministerium den Muth und die Kraft beweisen wird, eingreifende Verwaltungreformen durchzuführen.

Nicht mehr zu leugnen ist die Verstimmung unserer Besitzer von Oeste da Minas-Werthen. Man fahndet auf den Prospekt, der, wie alle derartigen Papiere, nur von Wenigen aufbewahrt worden ist, und es wird behauptet, die Diskontogesellschaft und Rothschild hätten bei der Emission mehr versprochen, als nachträglich gehalten worden ist. Das Publikum würde aber an eine solche Nachprüfung gar nicht denken, wenn nicht überhaupt die brasilianischen Verhältnisse in einem recht trüben Licht erschienen. Die Begeisterung für exotische Länder pflegt sich immer zu rächen; auch mit China scheint es heute schon so weit zu sein.

Ein Prospekt, der Gegenstand eines Prozesses geworden ist, betrifft die fünfhunderttausend Pfund Aktien der Northern-Transvaalbahn. Die Klage ist in Brüssel anhängig gemacht worden, nachdem die Regirung in Pretoria einmal gezahlt und sich dann auf den Zinsendienst der Prioritäten beschränkt hat. Diese vierprozentigen Prioritäten stehen etwa 94. Der Prospekt, der von einer „Transvaal Guaranted Railway“ sprach, soll die Bedingungen der Staatsgarantie verschwiegen haben. Interessant ist es, bei dieser Gelegenheit genau zu erfahren, wie viele Pfund Sterling, Remontoiruhren, Phaetons und ähnliche Dinge zur Erlangung der Konzession verausgabt worden sind. Natürlich wehrt sich ein Theil der mit Namen genannten Transvaalbeamten seiner Haut und will in seiner Unschuld von nichts wissen. Nur an Geldgeschenken sind zehntausend Pfund aufgeführt. Die Emission für England ging von Barclay & Co. aus, allein diese bedeutende Firma übernahm selbst keine Verantwortlichkeit und sah sich nach englischer Sitte und dem Gebot der Klugheit nur als Mandatarin an. Pluto.

Durch Beschluß der ersten Strafkammer des Landgerichtes I Berlin vom zweiundzwanzigsten März 1899 ist die Beschlagnahme der „Zukunft“ vom achtzehnten Juni 1898 aufgehoben worden und das Heft, das den Artikel „Pudel-Majestät“ brachte, kann wieder durch den Buchhandel bezogen und von den Behörden, die es den Adressaten vorenthielten, reklamirt werden.

Theater.

Das Reich der Weißen Zaren hat Europa drei große Epiker geschenkt, aber keinen einzigen Dramatiker. Zwar hat von Zeit zu Zeit ein russisches Theaterstück die guten Europäer interessirt — Gribojedows „Unglück, zu viel Geist zu haben", Gogols „Revisor", Pisemkijs „Leibeigener", Ostrowskijs „Gewitter", Tolstois „Macht der Finsterniß" und „Früchte der Bildung" —, doch das Interesse galt dann stets der satirischen oder der deskriptiven Kunst des Dichters, der uns in ein fremdes Sittenklima hineinblicken ließ, nie seinem dramatischen Vermögen. Was dem Occidentalen für den Dramatiker wesentlich scheint —: die Fähigkeit, eine Handlung zu finden, in der bestimmte, stilisirte oder der Natur nachgebildete Menschen die ihnen eigenthümliche Art des Denkens und Fühlens dem Auge des Zuschauers enthüllen, und diese straff geschürzte, durchsichtige Handlung schnell vorwärtszuführen —, Das sucht er bei den Russen vergebens. Moskowitern und Kleinrussen, die im Gefühlsausdruck von einander sonst so deutlich geschieden sind, ist dieser Mangel gemeinsam. Die Völkerpsychologie würde um die Erklärung gewiß nicht verlegen sein... Der Russe hat eben die Optik des Epikers, hat sie auch dann, wenn er sich um theatralische Wirkung bemüht. In der Heimath kann ihm solche Wirkung glücken: der Zeiger rückt im Zarenreich langsam vor und das Publikum hat Zeit, bedächtig die Dinge, die ihm gezeigt werden, zu betrachten. Die Europäer sind im Schauspielhaus ungeduldig, sind an ruhiges Zuhören und an die behagliche Freude über eine getreue Schilderung, ein hübsches Wort nicht mehr gewöhnt und werden nervös, wenn der russische Dramatiker umständlich sein Gebälk aufzuthürmen beginnt und die hastig vorwärts Strebenden immer wieder, als gäbe es nichts zu versäumen, zu verweilenden Rundblicken ladet. Der Europäer möchte im Eilzugstempo ans Ziel, möchte in dem aufgeblätterten Buch, das nach des Tages Last über ein paar kurze Abendstunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie angenehm unterbricht, und ist höchst zufrieden, wenn das Buch recht viele Blätter hat, auf denen bunte, blutrünstige oder zur Lustigkeit stimmende Geschichten verzeichnet sind. Uns erzählen diese slavischen Theaterprätendenten zu viel; ihren neugierigen Landsleuten können sie nie genug erzählen. Dazu kommt, daß der russischen Massenpsyche der eigentlich dramatische Nerv fehlt, die entschlossene, rücksichtlos hitzige Parteinahme für und wider. Der Russe ist, in gewissem Sinn, jenseits von Gut und Böse: er ist, selbst der Mushik, von Natur zu sehr Psychologe, als daß ihn die kindliche Scheidung der Menschheit in Engel und Teufel, in Ganzgute und Ganzschlimme, befriedigen könnte; er hat in eigenem Leiden die Kehrseite der Medaille kennen gelernt, ahnt die Komplizirtheit aller menschlichen Regungen und Triebe und sieht sogar in dem Verbrecher, in dem von der Staatsgewalt mit dem Kainszeichen Bemakelten, nur den

Unglücklichen, dem seine geschäftige Phantasie tausend mildernde, erklärende, entschuldigende Umstände sucht und findet. Die Dramatik ist Sache der frohen, im Innersten heiteren Völker — Hellas, merry old England, Spanien, Süddeutschland, Norwegen, Frankreich —, die in Liebe und Haß den brutalen Muth ihrer Meinung haben; in der slavischen Zone eines zärtlichen Mitleidenskultes konnte bisher wenigstens der Welt ein großer Dramatiker nicht erwachsen. Katharina wollte mit derbem deutschen Herrenwort ihrer neuen Heimath schnell eine Dramatik schaffen; aber auch sie mußte bald einsehen, daß der Genius nicht auf Kommando aus unfruchtbarem Boden zu stampfen ist und daß ihr Derschawin nichts als nachahmende Handwerkerstümperei zu leisten vermochte. Die dramatische Dichtung des Russenreiches, dessen Epik seit Gogols Tagen so mächtig auf die Weltliteratur gewirkt hat, ist denn auch bis heute unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker haben sich an Victor Hugo, Delavigne und deren Erben gehalten, die Komiker haben Molières Technik nachzustreben versucht. Alle — neben Tolstoi besonders Pisemskij, der russische Anzengruber, und Ostrowskij in seinen lieblos gesehenen, aber mit munterer Karikaturistenkunst behend gestalteten Kaufmannskomoedien — haben uns stockrussische Menschen gezeigt; ein aus der Tiefe des russischen Volksgeistes geborenes Drama ist Keinem gelungen.

... Als Frau Maria Gawrilowna Sawina neulich mit einem dem petersburger Alexandra-Theater entlehnten Personal in Berlin ein paar Vorstellungen gab, konnte man wieder einmal beobachten, wie gering auf deutsche Hörer die Wirkung russischer Dramen ist. Ostrowskijs historisches und Spasinskijs romantisches Schauspiel versagten völlig, — nicht nur, weil das spärliche Publikum die Sprache der Spieler nicht verstand, sondern, weil der Ton und die Technik ermüdeten. Die Worte wären zu entbehren gewesen — ein Programmbuch gab den Inhalt der Stücke genau an —, wenn die Dichter über die bildnerische Kraft verfügt hätten, die das Auge für eine Weile mit der Funktion des gern ausruhenden Ohres zu betrauen vermag. Diese Kraft fehlte hier; und so saß man vor einem befremdenden, monotonen Schattenspiel, in dem nichts lebendig werden wollte. Besser erging es einem modernen Trauerspiel des Herrn Alexej Suworin, der als junger Mann einst keck nach klassischen Stoffen griff und sich als Alternder resignirt dann mit der leichteren Aufgabe begnügte, eine Theatergeschichte, das Schicksal der russischen Schauspielerin Kadmina, der Wirklichkeit nachzuerzählen. Auch er hat die russische Technik, die unserem Geschmack allzu umständlich scheint, auch ihm fehlen Knappheit, Klarheit und Konzentration, die Eigenschaften also, die wir vom Dramatiker fordern — oder doch forderten, ehe die „Neue Richtung", die nun schon wieder verlassene, in die Mode kam —; aber er beobachtet scharf, weiß, in satirischer Stimmung, Menschen in den Sitz ihres Willens zu blicken und führt uns in ein Milieu, das uns bekannter ist als die russische Gesellschaft unter dem Szepter der Iwane. Der Typus des Mimen, des

Theaterdirektors, der Kupplerin ist in den wesentlichen Zügen überall der selbe und auch der jüdische Bankier sieht in Kiew kaum anders aus als in Berlin, Köln oder Frankfurt. Tatjana Repina, die Heldin des Herrn Suworin, dünkt uns nicht fremdartiger als Adrienne Lecouvreur oder Kean, die uns so oft auf den Brettern besuchten. Sie ist sehr eitel, sehr leichtsinnig, sehr leidenschaftlich, kann sich nicht ins Philisterium schicken und wärmt sich an dem alten Geniewahn, daß sie, all in ihrer Künstlergröße, das Sittengesetz einer Gesellschaft der Mittelmäßigkeiten nicht zu achten brauche. Doch die Gesellschaft rächt sich — sie hat immer Recht, sagte Bamberger, der Augier deshalb auch über Ibsen stellte — und treibt die Trotzige in den Tod. Tatjana Repina kann von ihrem Sabinin nicht lassen; und als sie den verarmten Gutsbesitzer, der sich in einer reichen Heirath zu rangiren sucht, mit ihrem welkenden Reiz nicht zu fesseln vermag, nimmt sie Gift. Da sie eine Russin ist, betrinkt sie sich vorher noch einmal und inszenirt das Sterben effektvoll. Ihrem Leben ist der Inhalt verloren, nach dieser letzten Liebe wächst in dem dürren, verherten Herzen nichts mehr und die Gewißheit, auch künstlerisch nur sinken zu können, scheucht die Haltlose aus ihrem Lebensspiel. Aber sie will großartig sterben, als Siegerin, im beseligenden Gefühl der Macht, die sie so lange über ihr Publikum hatte. Sie schminkt sich, legt das Kostüm der Wasilissa in Ostrowskijs Drama an, spielt die ersten Akte der in ihrem Gastrepertoire beliebtesten Rolle und vergiftet sich, während draußen die Menge Beifall jauchzt und den Stern noch einmal zu sehen wünscht, in ihrer Garderobe . . . Das Stück ist für die Bedürfnisse einer Virtuosin geschrieben und als literarische Leistung nicht allzu ernst zu nehmen; aber es ist unterhaltend, bringt anmuthige und schwüle Stimmungen und stellt gute Typen aus der Gesellschaftschicht, die sich in und neben den Schauspielhäusern anzusiedeln pflegt, auf die Bühne.

Es wurde ausgezeichnet gespielt, glatt im Ensemble, einfach und sicher. Die russischen Mimen brauchen die bei uns jetzt so hoch, höher als jede stilisirende Kunst, geschätzte Natürlichkeit nicht erst im Westen zu lernen; sie geben sich, so lange sie im Rahmen des bürgerlichen Schauspieles bleiben, mit einer Einfachheit, an die uns nur die ersten sujets der berliner Bühnen allmählich gewöhnt haben. Eine orgiastische Kneiperei, bei der sich Theatermädchen mit Bankiers, Gutsbesitzern und Journalisten vereinen, wurde so gut, im winzigsten Zuge so echt dargestellt, wie mans bei uns kaum je sehen wird. Frau Sawina, die in Rußland als erste moderne Tragoedin gilt, ist eine ältliche, unschöne Dame, hager, mit einem echt russischen Gesicht. Das Auge und die Geberdensprache ist sehr ausdrucksvoll; namentlich die Hände, denen man leider das Alter ansieht, haben viel zu erzählen. Die Stimme ist weder stark noch besonders melodisch; ein hoher, slavisch schriller Sopran, dem die dunkle Cellofärbung der Wolter und der strahlende Goldglanz der Bernhardt versagt ist. Man hat zunächst nicht das Gefühl, einer ungewöhnlichen Erscheinung gegenüberzustehen. Man sieht eine sichere Spielerin, die jede Wirkung

genau kennt, jede Feinheit des Dialoges klug ausnützt, jedem unfeinen Effekt aus dem Wege geht und, trotz Alter und Häßlichkeit — das ungalante Wort scheint mir nöthig —, mit dem katzenhaften Charme des russischen Weibes die Sinne schmeichelnd und streichelnd umspinnt. Eine Frau, die oft getreten, mißhandelt, herumgestoßen wurde, die den Herrn, den Bändiger, fühlen, vor der Faust des Stärkeren zittern will und in langjährigen Leiden gelernt hat, daß ihr Weibchenreiz gegen das brutale Männchen die einzig wirksame Waffe liefert. Spät erst, in der Rauschszene, enthüllte sich das den Durchschnitt überragende Talent der Frau Sawina. Es ist nicht leicht, eine trunkene Frau zu spielen, die weder komisch noch widrig scheinen, die „reizend" bleiben soll. Das Kunststück gelang der Russin. Man konnte über die arme Tatjana, die mit umnebeltem Hirn nach Worten suchte und, wenn ihre schwere Zunge sich unbeholfen an den Buchstaben stieß, wieder nach dem Champagnerglas griff, nicht lachen, konnte sie auch nicht abscheulich finden; in ihrer dumpfen, scheuen Hilflosigkeit war sie nur bejammernswerth, wie ein liebliches, schwaches Geschöpf, das sich in einer fremden Welt nachts verirrt hat und sich betäuben möchte, ehe es zum schlimmsten Entschluß das Bischen Muth zusammensucht . . . Und dann kam der lange Sterbeakt und wir sahen eine große, den größten zu vergleichende Tragoedin. Sarahs berühmte Bühnentode sind grasser, effektvoller; hier aber schien wirklich ein müdes Lebensflämmchen langsam zu erlöschen. Entsetzlich langsam: erst eine Schwäche, eine Schwerfälligkeit in allen Bewegungen, ein die Denkkraft lähmender, bleiern auf den Schläfen lastender Kopfschmerz; dann ein Krampf, als wollten die Eingeweide das tötliche Gift gewaltsam ausscheiden, und ein Schüttelfrost, der die mageren Glieder in wilden Zuckungen umherwirft; und endlich die schwere, schmerzvolle Agonie, in deren Qualen doch manchmal noch das Bewußtsein jäh aufflackert. Das Bild mag klinisch nicht richtig sein: im Bühnenspiel wirkte es wie furchtbare Wahrheit. Nichts von Zacconis grellen Spitalstudien, keine Spur von der aufdringlichen Komoediantenweisheit, die uns immer zuzuwinken scheint: Seht, wie genau ich beobachtet habe, wie natürlich ich bin! Die Symptome, das Brechen der Augen, die Lockerung des Kinns und die Leichenstarre, kann mancher Mime hinter der Rampe vortäuschen. Hier wurde unser Empfinden durch den inneren Kampf einer freiwillig und doch widerwillig Sterbenden gepackt. Adelaide Ristori schuf solches Grausen, wenn sie als englische Elisabeth sich an die Kissen klammerte und mit krampfig gekrümmten Fingern nach der Krone griff, die sie dem Erben nicht lassen mochte. Hier sahen wir mitleidig eine arme Theaterkönigin sterben, der ihr Bischen Flitterkram so lange über Demüthigungen und Schmach hinweggeholfen hatte und deren halb schon gebrochener Blick noch einmal froh aufleuchtet, da ein Echo des Beifalls ihr Ohr trifft, — des billigen Beifalls, der morgen den nächsten Liebling begrüßen und eine Weile durchs illuminirte Leben begleiten wird. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. April 1899.

Bülow von Upolu.

Auf Upolu, der zweitgrößten, mit der dichtesten Bevölkerung gesegneten Schiffer-Insel, waren im letzten Jahr des vorigen Säkulums arge Wirren entstanden. In australischen und neuseeländischen Blättern war schon vorher geweissagt worden, auf Samoa seien wieder einmal unruhige Zeiten zu erwarten; und seit, zur Feier des Geburtstages der Königin von England, zwei britische Kriegsschiffe in den Hafen von Apia eingelaufen waren, wollte es da unten nicht mehr still werden. Zuerst gab es Streit mit dem englischen Oberrichter, dann haderten die drei Konsuln mit einander und schließlich führte ein Prätendentenkonflikt zu offenen Feindsäligkeiten. Briten und Amerikaner hatten den jungen Malietoa-Tanu zum König gemacht, unsere deutschen Landsleute aber wollten Mataafa auf den Thron erhöht sehen, — wahrscheinlich, weil dieser Häuptling in früheren Kämpfen gegen die Deutschen sich besonders barbarisch gezeigt hatte. Zwischen den beiden Scheinkönigen entbrannte ein Buschklepperkrieg, in den der amerikanische Admiral Kautz eingriff, und von den Schiffen, die das Sternenbanner und die britische Seeflägge trugen, wurde die Hafenstadt Apia nebst Umgebung munter bombardirt. Der Protest des deutschen Konsuls Rose, der sich darauf berief, daß nach der Samoa-Akte nur einstimmig von den drei Vertragsmächten gefaßte Beschlüsse giltig sein sollten, verhallte ins Leere. In der Heimath aber schuf das Echo dieser Vorgänge eine erregte Stimmung. Manche enttäuschende Kunde war damals aus fernen Meeren ge-

kommen; sollte auch hier wieder deutsches Besitzrecht geschädigt, deutsches Ansehen geschmälert werden? Britische Schlauheit hatte uns, seit der erste Kanzler aus dem Amt gedrängt worden war, manchen schlimmen Streich gespielt; sollte sie nun abermals triumphiren? ... Gute Patrioten suchten den aufwallenden Zorn zu beschwichtigen. Wir haben eine höchst kluge, höchst tapfere, ungemein weitblickende Regirung, die sicher nicht dulden wird, daß des Reiches Macht und Ansehen Einbuße erleidet; laßt ihr nur ein Bischen Zeit: dann wird sie kraftvoll gewiß die erworbenen nationalen Rechte vertreten. So sprachen sie und erinnerten auch daran, daß, wenn wider Erwarten die Regirungweisheit dennoch versagen sollte, der Reichstag die Wacht an der deutschen Ehre übernehmen werde. Unter dem Säuseln solcher Reden verprasselte der Zornmuth und Alles ging ruhig wieder den Geschäften nach. Inzwischen schnitten die Samoaner einander die Köpfe ab und jeder Haufe veranstaltete nach jedem Sieg eine malaga, eine Bootfahrt nach einem Küstendorf, bei der reichlich gegessen und getrunken wurde. Und Engländer und Amerikaner, die damals den Bund der Angelsachsen geschlossen hatten, saßen auf dem festlich beflaggten Admiralsschiff beisammen und spotteten bei Brandy und Soda über die Deutschen, mit denen sie schon fertig werden würden.

In unserem Vaterland aber gab es einige Böslinge, die lärmten und randalirten. Das waren die mit der Regirung Unzufriedenen, die fanden, das Deutsche Reich mache in der Welt schlechte Geschäfte, und die günstige Gelegenheit benutzten, um die „Maßgebenden" — so hießen sie damals — aus lässiger Ruhe zu ärgern. Sie riefen, die deutsche Großmacht müsse fester auftreten und sich nicht damit begnügen, nach Händlerart vorsichtig die Schwächen der zahlungfähigen Kunden zu schonen. Ihnen wäre es willkommen gewesen, wenn die allzu innige Handelsfreundschaft mit Briten und Yankees in die Brüche gegangen wäre; dann, meinten sie, hätten die heimischen Produkte, denen jetzt eine drückende Konkurrenz gemacht wurde, wieder bessere Preise erzielt. Doch ihre Zahl war nur klein; wenigstens reichte ihre Stimme nicht weit. Die Meisten zogen eine lustige malaga mit den Maßgebenden vor, die, als der die Geschäfte führende Ausschuß der herrschenden Bourgeoisie, natürlich auch über die Presse verfügten. Immerhin schien es nöthig, die randalirende Schaar zur Ruhe zu bringen. Was brauchte man dazu? Etwas, das wie „Genugthuung", wie eine dem Gegner abgerungene Konzession aussah. Für alles Uebrige würde dann eine schöne, von der Zeitungschutzmannschaft wacker kommentirte Rede sorgen. So nämlich wurde in den letzten Jahren des vorigen Säkulums im Deutschen Reich regirt.

Engländer und Amerikaner saßen noch immer in der Offiziermesse des Admiralsschiffes beisammen, schlürften kühle Getränke und freuten sich ihrer Erfolge. Sie wußten: ihnen würde so leicht nichts geschehen. Drei von den Vertragsmächten zu ernennende Kommissare sollten, um Ruhe zu stiften, die Schiffer-Inseln bereisen. Schön. Die Drei würden kommen, sich ein paar Wochen langweilen und wieder abreisen. Dann kam der übliche Austausch diplomatischer Noten und nach ein paar Monaten würde man genöthigt sein, Alles beim Alten zu lassen, weil die seit der Samoa-Konferenz geforderte Einstimmigkeit der Beschlüsse nicht zu erreichen wäre; denn die Kommissare der Briten und Amerikaner würden in jedem wichtigen Punkt gegen den deutschen Vertreter stimmen. Das sah auch Lord Salisbury voraus, der Leiter der englischen Politik, der gemächlich an der Riviera saß, und schlug deshalb vor, die Kommissare sollten mit Stimmenmehrheit entscheiden, da die Forderung der Einstimmigkeit in zehn Jahren nur Irrung und Wirrung hervorgerufen habe. Der Einfall war nicht übel. Ging die deutsche Regirung auf den Vorschlag ein, dann mußte es, unter dem britischen Anspruch günstigen Umständen, zum offenen Konflikt, vielleicht zur Annexion der Samoa-Inseln kommen; weigerte sie sich, in die Mausefalle zu kriechen, dann konnte man die Rückkehr zu der dem Sinn des Vertrages vom vierzehnten Juni 1889 entsprechenden Bestimmung nach langem Sperren und Sträuben wie eine wichtige und werthvolle Konzession behandeln. Was lag daran, ob inzwischen noch etliche Samoanerköpfe abgeschnitten wurden?

Die deutsche Regirung war klug: sie lehnte Salisburys Vorschlag ab. Ein ernster Konflikt mit England, an dessen Küste sichs im Hochsommer behaglich lebt, wäre gerade jetzt unbequem gewesen. Die Entscheidung über Samoa schwebte nun schon so lange: sie mochte noch ein Weilchen schweben. Und die emsig gesuchte Konzession war jetzt ja dem sehnenden Auge sichtbar und würde ohne allzu großen Aufwand an Scharfsinn und Energie zu erlangen sein. Die Tonart der offiziösen Presse wurde kräftiger. Wir werden uns nichts bieten lassen, wir nicht. Bald wird sichs zeigen, in wie festen und starken Händen die deutschen Geschicke ruhen. Die nationale Ehre ... Englische Anmaßungen ... Bismärckische Ueberlieferungen ... Und so weiter. Die Bürger blickten in stolzem Hochgefühl drein und froher regte der Muth in der Brust seine Spannkraft. Jenseits des Kanals würden die Vettern merken, daß die Zeiten vorüber sind, wo wir winselnd um ihre Liebe warben. An einem großen, weltgeschichtlichen Tage werde die legitime Vertretung des deutschen Volkes ihren Willen klar aussprechen. Herr Bernhard von Bülow

werde ihr Wortführer sein, — und dann werde man ringsum auf dem Rund der bewohnten Erde erkennen, daß des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit heller als je in den glorreichsten Epochen strahle.

Der große Tag kam. Am vierzehnten April 1899 sprach Herr von Bülow im Reichstag. Er sprach, wie immer, gut, verständig und oratorisch wirksam. Und als er geendet hatte, erklärten die Führer sämmtlicher Parteien — auch der Redner der Sozialdemokraten, die sonst von diplomatischen Heimlichkeiten nichts wissen wollten —, über Samoa sei einstweilen nichts weiter zu sagen und die weise Regirung werde schon Alles zum Besten lenken. Ein uneingeschränktes Vertrauensvotum, wie es dem ersten Kanzler niemals gewährt worden war. Wodurch hatte der junge Herr von Bülow diese Wirkung erreicht? Er hatte die erkürten Volksvertreter auf Gemeinplätze geführt und ihnen die Ewigen Wahrheiten des Herrn de la Palisse vorgetragen. Er sei friedlich gesinnt, meine, in der auswärtigen Politik müsse man jedes Ding nach seiner realen Bedeutung einschätzen, und fordere für Deutschland nur, was er nach dem erworbenen Recht fordern dürfe und müsse. Und eine gewichtige Konzession habe er, „nach Ueberwindung nicht unerheblicher Schwierigkeiten", auch schon durchgesetzt: die Beschlüsse der nach Samoa zu sendenden Kommission sollten rechtlich nur giltig sein, wenn alle drei Kommissare ihnen zugestimmt hätten. Das sei, so las man am Abend des weltgeschichtlichen Tages in den Blättern, ein ungeahnter, ein ungeheurer Erfolg.

Bis nach Apia, zu den zechenden angelsächsischen Brüdern, drang die Kunde erst spät. Lord Salisbury aber las in Beaulieu am nächsten Morgen in heiterer Stimmung den Bericht über die Sitzung des deutschen Parlamentes. Er war dem Beispiel schlauer orientalischer Händler gefolgt, die, um einen Kunden sicher zu ködern, zuerst einen übertrieben hohen Preis heischen und von der vorgeschlagenen Summe nach langem Feilschen dann einen Theil ablassen, unter der Betheuerung, daß die Waare sie selbst mehr koste und sie nur des lieben Friedens wegen auf das schlechte Geschäft eingingen. Er hatte einen Vertragsbruch vorgeschlagen und galt nun für einen nachgiebigen, entgegenkommenden Herrn, weil er sich endlich bereit erklärte, zum Sinn der Samoa-Akte zurückzukehren. Die drei Kommissare würden sich nach menschlicher Voraussicht nicht einigen, — thut nichts: dann blieb Alles beim Alten, der kleine Tanu stolzirte als Schattenkönig auf Upolu umher und Briten und Amerikaner würden schon sacht ihre Schäfchen scheren. Von einer ernsthaften Genugthuung, einer Sühne für das an den Deutschen, die den größten Theil des samoanischen Bodens besitzen, begangene Unrecht war nicht mehr

die Rede. Alles abgethan. O rühret nicht daran! Die Kommission führt eine neue Aera herauf; sie wird untersuchen, Akten anlegen... Lord Salisbury war an diesem Morgen höchst heiter gestimmt.

Nicht minder froh war Herr Bernhard von Bülow. Er las in den deutschen Zeitungen, daß er ein großer Staatsmann und der würdigste Erbe der bismärckischen Diplomatenkunst sei, — nur noch feiner, noch moderner und „maßvoller" als der tote Gewaltthäter. Wer hatte denn von einer im Lande wachsenden Unzufriedenheit geschwatzt? Das war doch wieder nur eitles Gerede. Alles war ja seelenvergnügt und sogar die Sozialdemokraten schwenkten ehrerbietig um den Pivot der deutschen Politik. Die englische Presse pries die vornehme Mäßigung des deutschen Staatssekretärs und rühmte den Reichstag, dessen Parteien sich von dreister Anmaßung und chauvinistischem Ueberschwang völlig frei gezeigt hätten. Wenn uns so selbst das Ausland lobt, sind wir ganz gewiß auf dem rechten Wege... Herr von Bülow war beinahe ein Bischen erstaunt. Er war nicht ohne ein leises Zagen an die heikle Sache herangegangen, hatte geglaubt, nur eben das Selbstverständliche zu sagen und sich leidlich aus der Affaire zu ziehen, — und sah sich nun auf den steilsten Gipfel des Ruhmes getragen, weil er, um nichts Unkluges zu thun, überhaupt nichts gethan und sich mit einer werthlosen Scheinkonzession begnügt hatte, die den alten Südseehader fortwirken ließ. Quantilla prudentia! Ob er an den Kollegen Axel Oxenstjerna dachte, der den zaudernden Sohn Johann in die Diplomatenlaufbahn drängte, weil da für Mittelmäßigkeiten das leichteste Auskommen sei? Oder an einen anderen Bülow, Friedrich Wilhelm, Neys Bekämpfer, der seit 1815 Bülow von Dennewitz hieß? Damals hatte der Friedensschluß Preußen ja auch nicht viel eingebracht. Und jetzt brauste durch das Land ein Jubel, wie er seit dem Sansibarvertrag und der Erfindung der Bartbinde durch François Haby nicht mehr vernommen ward. Wieder riefen die Deutschen: „Es ist erreicht!" Zwar saß vor Apia der fidele Kautz noch mit lächelnder Lippe im Zecherkreis der angelsächsischen Brüder und auf Upolu fragten die Deutschen sorgenvoll, wie es um die Zukunft ihrer Geschäfte bestellt sein werde. In der Heimath aber wurden von allen Dächern Siegesfanfaren geblasen. Wer weiß, was noch kommen mag?... Bülow von Upolu: es würde nicht schlecht klingen.

Dieses hat der getreue Chronist aufgezeichnet, auf daß Jeder erkenne, wie man im letzten Jahr des vorigen Säkulums im Deutschen Reich berühmt ward.

Die gesetzliche Behandlung der Konfektionindustrie.*)

Als die Zustände in der Konfektionindustrie während des Strikes vom Jahre 1896 im Reichstage zur Erörterung kamen, haben Regirung und Parlament sich bereit erklärt, den hier an den Tag gekommenen Nothständen durch kräftige staatliche Maßregeln entgegenzuwirken. Anfangs wurden sehr weitgehende Forderungen erhoben. Die nationalliberale Fraktion beantragte, die Arbeiterschutzgesetzgebung ohne Weiteres auf die gesammte Hausindustrie auszudehnen. Man war sich der Schwierigkeiten, die diese Materie der gesetzlichen Behandlung entgegenstellt, noch nicht recht bewußt. Später wurden diese Schwierigkeiten dagegen so stark empfunden, daß sie den Drang zu energischem Handeln nur zu sehr unterdrückten. Das Ergebniß, zu dem die Erwägungen der Regirung geführt hatten, war die Bundesrathsverordnung vom ersten Juni 1897 und eine Novelle zur Gewerbeordnung, die noch der Erledigung harrt. Die Verordnung unterstellte einen Theil der Konfektionwerkstätten den Paragraphen 135 bis 139b der Gewerbeordnung, jedoch nur einen Theil, da die Fassung der Verordnung so gehalten ist, daß eine nicht zu übersehende Zahl von Werkstättenbetrieben sich ihr vollständig entziehen kann. Die dem Reichstage zum zweiten Male zugegangene Novelle soll den Bundesrath ermächtigen, in von ihm zu bestimmenden Gewerben die Krankenversicherung auf die Hausindustriellen auszudehnen und ihrem Arbeitverdienst durch Vorschriften über Lohnbücher und Arbeitzettel eine größere rechtliche Sicherstellung zu geben. Von einer eigentlichen Schutzpolitik für die Heimarbeit hat man abgesehen. In der selben Richtung bewegt sich der in dieser Session eingebrachte Initiativantrag der nationalliberalen Partei, der zwar weiter geht als die Pläne der Regirung, da er durch Gesetz sämmtliche hausindustrielle Werkstätten der Schutzgesetzgebung unterstellen will; doch auch hier soll der Familienbetrieb, der ohne Zuziehung fremder Hilfskräfte arbeitet, von den in Frage kommenden Bestimmungen ausgenommen bleiben.

Mit der Einsicht, daß die heutigen Verfügungen der Gewerbeordnung auf die Heimarbeit nicht anwendbar sind, hat man auch den Standpunkt preisgegeben, daß die Heimarbeit überhaupt einer Regelung bedarf. Wie groß der Bruchtheil der Konfektionarbeiter ist, der dadurch auch künftig außerhalb jeder eingreifenden Reformgesetzgebung bleibt, läßt sich leider nicht mit sicheren Zahlen angeben, da die letzte Berufs- und Gewerbezählung an dieser Stelle ganz versagt. Es ist jedenfalls der ganz überwiegende Theil. Sachverständige schätzen ihn in Berlin, dem Hauptplatze der Konfektion, auf 90 Prozent.

---

*) Fräulein Gertrud Dyhrenfurth, die Verfasserin der Schrift „Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der berliner Blousen-, Unterrock-, Schürzen- und Tricot-Konfektion" (Staats- und Sozialwissensch. Forschungen, herausg. v. G. Schmoller, Bd. XV, Heft 4, Leipzig 1898), ist, da sie die Zustände in der Konfektionindustrie genau kennt, durchaus legitimirt, auf diesem Gebiet Vorschläge zu machen.

Ueber die indirekte Wirkung, die auf die Stellung der Werkstattarbeiter durch die bisherige Gewerbepolitik geübt wird, lassen sich ebenfalls nur Muthmaßungen äußern. Denn erst, wenn die Absicht des Gesetzgebers wirklich durchgeführt wäre und den Zwischenmeistern die Einschränkungen, die ihnen die Bundesrathsverordnung auferlegen will, durch eine scharfe Kontrole fühlbar würden, könnten sie sich bewogen fühlen, ihre Werkstätten aufzulösen und die Arbeit in die Wohnungen der Arbeiter auszugeben. Einstweilen können diese Folgen kaum eintreten, da die Aufsichtbehörde der Vermehrung der zu inspizirenden Betriebe nicht gewachsen ist. Daß eine solche Wirkung aber kommen müßte, sobald den Werkstattinhabern Schwierigkeiten erwüchsen, denen sie durch die Umwandlung der Werkstattarbeit in Heimarbeit so leicht entgehen könnten, ist beinahe selbstverständlich. Die Veränderung in der Betriebsweise würde sich in den verschiedenen Branchen der Konfektion mit mehr oder minder großer Leichtigkeit vollziehen lassen. Der Zwischenmeister und seine Familie schneiden die Waaren zu, wo Das nicht schon von den Angestellten des Geschäftes besorgt wird, und geben sie — je nachdem: als Ganz- oder Theilarbeit — aus; das Bügeln wird von einem männlichen Arbeiter besorgt, für den keine Schutzbestimmungen bestehen, und schließlich wird noch die Arbeit einer weiblichen Person eingeschmuggelt, die unter der Firma „Dienstmädchen" zum Liefern und zu anderen gewerblichen Zwecken benutzt werden kann.

Dazu kommt noch, daß die Arbeiterschaft selbst das Vorgehen der Zwischenmeister im Allgemeinen eher begünstigen als verhindern wird. Die Mahnung der Gewerkschaft, daß mit jeder Werkstatt ein Mittelpunkt für die Koalition verloren geht, hat wenig Gewicht neben dem Umstande, daß sich in der gesetzlichen Arbeitzeit, wenn sie wirklich eingehalten werden muß, zunächst weniger als in der Häuslichkeit verdienen läßt, in der man statt elf Stunden vierzehn und sechzehn und außerdem noch sonntags arbeiten kann. Und diese nächste praktische Folge übersieht man, die ferner liegenden Wirkungen aber nicht. So sagt der Gewerbeinspektor von Erfurt in seinem letzten Bericht: „Was ein Vorgehen gegen die Werkstätten der Zwischenmeister erschwert, ist die Befürchtung, daß die Arbeiterinnen sich in die verderblichere Hausindustrie zurückziehen, in der sie schließlich unter ungünstigeren Verhältnissen als zuvor weiterarbeiten." Voraussichtlich wird sich also die Zahl der Werkstattarbeiterinnen, in Folge des für sie geplanten Schutzes, verringern. Sie werden in die unkontrolirbare Heimarbeit gedrängt und vermehren damit die Masse der Arbeiter, die sich bisher als unorganisirbar gezeigt haben. Die Hilfe des Staates versagt und die Möglichkeit, sich selbst zu helfen, wird vermindert. Läßt man eine Oeffnung in dem Netz des Arbeiterschutzes, so windet sich schließlich der ganze Fisch heraus, der gefangen werden sollte.

Die hier geschilderten Tendenzen würden natürlich eben so durch die von den Nationalliberalen befürwortete Maßregel gefördert, nur würde ihr Umfang noch erweitert werden. In allen Hausindustrien, in denen der Arbeitprozeß nicht die Vereinigung in Werkstätten unbedingt erfordert, würde eine weitere Decentralisation der Betriebsweise eintreten. Naturgemäß sind die technischen Vorzüge des Werkstättenbetriebes in den verschiedenen Industrien sehr verschieden, bald so groß, daß man ihn trotz der Polizeiaufsicht beibehalten wird, bald so gering, daß die hausindustriellen Meister auf das Halten von Werkstattarbeitern verzichten werden, sobald die Behörde

nachdrücklichere Forderungen an sie stellt. Im Allgemeinen läßt sich jedoch annehmen, daß gerade in den Verlagsindustrien, die ihrer Natur nach die Zerstreuung und Vereinzelung der Produktionstätten begünstigen und hauptsächlich diesem Umstande ihre nachtheiligen Arbeitverhältnisse verdanken, der Werkstattschutz die Auflösung der Werkstätten bewirken wird. Und wenn sonst bei dem Entstehen der Heimarbeit auch die Bedürfnisse der Arbeiterschaft — der Familienmütter, der Invaliden, der ländlichen Wirthe — mehr oder weniger mitsprechen, so würde die hier gekennzeichnete Entwickelung eintreten, weil es das Arbeitgeberinteresse erheischt. Diese Wirkung wäre freilich unbeabsichtigt, aber wieder ein Beweis dafür, wie Verkehrtes erzielt wird, wenn von dem Organismus einer Industrie nur einzelne Theile einer gesetzgeberischen Behandlung unterworfen werden. Die Schutzbestimmung, die für eine einzelne Arbeitergruppe zur Anwendung kommt, kann für diese einen Vortheil, für die Lage der Gesammtarbeiterschaft aber einen Nachtheil bedeuten, der schwerer wiegt, je nach dem Zahlenverhältniß, das zwischen den Arbeitern der verschiedenen Betriebsformen besteht. Deshalb sollte man Werkstatt und Heimarbeit nur einem zusammenhängenden und sorgsam abgewogenen System von Schutzmaßregeln unterwerfen.

Die Klasse von Werkstätten, auf die generell die Schutzgesetzgebung ausgedehnt werden könnte, wäre die Werkstatt, in der motorische Kraft zur Anwendung kommt. Bei dieser Betriebsart ist eine Decentralisation am Wenigsten zu befürchten. Auch würden damit Arbeitstätten, die thatsächlich die Eigenart des Fabrikbetriebes haben, diesem gleichstellt und willkürliche Unterscheidungen, die bisher zwischen beiden Betriebsarten gemacht wurden, aufgehoben. Doch hier steht die betreffende kaiserliche Verordnung noch immer aus und wir sehen die Anomalie, daß Werkstätten, in denen Dampfkraft zur Anwendung kommt, nach einer früheren Verordnung unter die Schutzgesetzgebung fallen, Werkstätten mit sonstigem Motorenbetrieb aber nicht. Der Arbeiterschutz in Werkstätten ohne Motorenbetrieb soll nach der Gewerbeordnung von 1891 durch spezielle Verordnungen geregelt werden, obgleich die hier allen gemeinsamen Arbeitbedingungen, die eine analoge Behandlung wie in den Fabriken erfordern, hinreichend bekannt sind. Für diese Werkstätten könnte man jedoch fast geneigt sein, die Rückständigkeit der deutschen Gesetzgebung — rückständig im Vergleich zu der englischen und französischen, die den Werkstättenschutz schon seit 1867 und 1874 zur Anwendung bringen — als einen Vortheil zu betrachten, weil dadurch für eine organische Fortbildung des Schutzes der Werkstatt und Heimarbeit Raum gelassen worden ist.

Heute muß die Forderung lauten: Für die einzelnen Industrien Verordnungen, welche die Schutzgesetzgebung auf die Werkstätten ausdehnen, gleichzeitig mit Spezialvorschriften, die die Heimarbeit regeln. Weil aber diese Regelung eine gemeinsame sein soll, würde es sich empfehlen, weiter auf dem Verordnungwege vorzugehen. Die Wirkung des staatlichen Schutzes auf die Lohnarbeiterschaft in Fabrik und Werkstatt ist durch langjährige Erfahrung im In- und Auslande bekannt; dagegen ist ein energischer Eingriff in den Familienbetrieb bisher nur in einzelnen überseeischen Industrien versucht worden. Mit dem Arbeiterschutz für die Hausindustrie betritt man eine terra incognita, so daß ein schrittweise streng individualisirendes Vorgehen hier durchaus angezeigt wäre.

Aber während die Verhältnisse in manchen anderen Verlagsindustrien noch

näherer Untersuchung bedürfen, ist über die Arbeiterzustände, über den Produktionprozeß und die Geschäftsabwickelung in der Konfektion durch öffentliche und private Nachforschungen genügende Aufklärung verbreitet. Diese Frage ist in ein Stadium gerückt, wo sie nur durch einen energischen gesetzgeberischen Versuch weiter gefördert werden kann. Anders, d. h. besser, müssen die Verhältnisse in der Konfektion unbedingt werden; und die Scheu vor polizeilichen Maßnahmen, die sich bis an den Familienherd erstrecken, muß der Erwägung weichen, daß die Häuslichkeit mit dem Einzuge der Lohnarbeit thatsächlich zur Filiale eines gewerblichen Unternehmens wird und als solche der öffentlichen Kontrole bedarf.

Bei den Forderungen, die ich an die Gesetzgebung stellen möchte, gehe ich von der Voraussetzung aus, daß die Heimarbeit vorläufig noch nicht auf den Aussterbeetat zu setzen ist. Ihr Absterben muß sich durch technische Fortschritte vollziehen, die auf die Konzentration der Betriebsweise hinwirken; ferner durch die allgemeine wirthschaftliche Hebung der Arbeiterklasse, die die Erwerbsthätigkeit der weiblichen Mitglieder entbehrlicher macht als bisher. Jetzt müßte man in der völligen Unterbindung der hausindustriellen Konfektion eine überaus schwere Schädigung besonders der großstädtischen Arbeiterschaft erblicken, von der weite Schichten ohne die Möglichkeit der Heimarbeit in ihrer Lebenshaltung empfindlich leiden würden. Dagegen muß dringend verlangt werden, daß gewisse der Heimarbeit eigene Nachtheile energisch bekämpft werden. Die Heimarbeit darf dadurch, daß sie sich in der eigenen Häuslichkeit des Arbeiters vollzieht, die Ansteckungsgefahr für die öffentliche Gesundheit nicht erhöhen: die Herstellung von Bekleidungsgegenständen in Schlafräumen ist daher zu untersagen. Sie darf ferner nicht die Lebenshaltung des Heimarbeiters dadurch herabdrücken, daß der Wohnzweck auf Kosten der gewerblichen Zwecke erheblich beeinträchtigt wird: für die zuletzt erwähnten Zwecke muß der Behörde ein geeigneter Raum nachgewiesen werden.

Diese gesundheitpolizeilichen Vorschriften sollen aber auch einen günstigen Einfluß auf die Stellung der Werkstatt- und Fabrikarbeiter üben. Werden an die Familienwerkstatt die selben sanitären Anforderungen wie an die übrigen Betriebe gestellt, dann wird die lohndrückende Konkurrenz, die sie in Folge ihrer billigeren Produktionkosten ausübt, herabgemindert. Und wenn die Waarenherstellung nicht mehr, wie bisher, in jeder beliebigen Häuslichkeit erfolgen darf, wird die Reservearmee der Gelegenheitarbeiter eingeschränkt, wird eine — freilich sehr elastische — Abgrenzunglinie um das Produktiongebiet der Konfektion gezogen.

Diese Forderungen sind ein Kompromiß zwischen den Bedürfnissen der Heimarbeiter und denen der Gehilfenbetriebe. Zu solchen Kompromissen wird der Beurtheiler stets gedrängt, wenn er die vielgestaltige Wirklichkeit ohne doktrinäre Voraussetzungen und vom Standpunkte verschiedener Interessenten zu betrachten sucht. Es wird von den Fachorganisationen, in denen die Heimarbeiter fast gar nicht vertreten sind, naturgemäß als eine Halbheit empfunden. Das von ihnen empfohlene radikalere Programm berücksichtigt aber zu wenig die Lebensverhältnisse der schweigenden Massen der Unorganisirten, besonders der Frauen, die noch keine Stimme gefunden haben, um ihre speziellen Wünsche auszusprechen.

Fraglich bleibt nur, wie die hier aufgestellten Grundsätze durch eine richtige Gesetzestechnik praktisch durchgeführt werden können. Die englische und amerikanische Gesetzgebung hat in ihrem Kampfe gegen das sweating system einen ähnlichen

Gedankengang verfolgt, ohne bisher zu den gewünschten Ergebnissen gelangt zu sein. Und wenn ich auch glaube, daß sie im Prinzip den richtigen Weg gewählt hat und in England nur die Behördenzersplitterung, in den Vereinigten Staaten die bundesstaatliche Zersplitterung und in beiden Ländern technische Lücken und Unvollkommenheit des Gesetzes dem Erfolge im Wege stehen, so beweist doch diese Thatsache, daß der Gesetzgeber ein besonders feines Instrument schaffen muß, wenn er diese schwierige Materie damit richtig fassen und bearbeiten will.

Die neuen Vollmachten, die dem Bundesrath ertheilt werden müßten, möchte ich in großen Zügen ungefähr so skizziren:

Für bestimmte Gewerbe kann der Bundesrath anordnen, daß die Wohnräume der Arbeiter, die von ihnen oder ihren Familienmitgliedern als Arbeitstätten im gewerblichen Sinne benutzt werden, unter der Bezeichnung „häusliche Werkstätten" einer gesundheitlichen Kontrole zu unterwerfen sind.

Die unter diese Bezeichnung fallenden Räume müssen im Verhältniß zur Zahl der darin Arbeitenden hinreichend groß, hell, trocken, heizbar und leicht zu lüften sein und dürfen weder zum Schlafen noch zum Kochen benutzt werden.

Zu Gunsten allein wohnender Personen, die nachweisen können, daß sie durch Kränklichkeit oder Invalidität am Arbeiten außerhalb der Häuslichkeit verhindert sind, kann die Aufsichtbehörde Ausnahmen von dieser Bestimmung eintreten lassen.

Die Arbeiter der vom Bundesrath bezeichneten Gewerbe, die von Fabrikanten, Kaufleuten oder Mittelspersonen Waaren zur Herstellung in ihre Wohnung mitbekommen, müssen diese Wohnung als „häusliche Werkstatt" bei der Ortspolizei gegen Aushändigung eines Meldescheines anmelden und dieser wie den Gewerbeinspektoren die Besichtigung gestatten.

Entspricht die „häusliche Werkstatt" nicht den Anforderungen der Behörde, so darf der Arbeiter nach Ablauf seines zur Zeit bestehenden Miethkontraktes sie nicht mehr für gewerbliche Zwecke benutzen und der Meldeschein wird ihm entzogen.

Der Vermiether der Wohnung und die Person, die den Arbeiter auf eigene Rechnung oder auf Rechnung eines Dritten beschäftigt, ist von der Entscheidung der Behörde zu benachrichtigen. Das Quartier darf ferner nicht mehr als „häusliche Werkstatt" vermiethet werden, oder doch nur für den Fall, daß eine von der Behörde festgesetzte Zahl von Bewohnern nicht überschritten wird.

Waaren, die in Wohnungen gefunden werden, deren Benutzung als „häusliche Werkstatt" von der Behörde verboten worden ist, werden beschlagnahmt.

Arbeiter, die beim Nachsuchen des Meldescheines nicht nachweisen können, daß sie bisher schon dem bezeichneten Gewerbe angehörten, haben, bevor sie ihre Wohnräume zur Herstellung von Waaren der betreffenden Industrie benutzen, einen „Erlaubnißschein" der Aufsichtbehörde einzuholen, der bestätigt, daß sich die betreffende Wohnung zur „häuslichen Werkstatt" eignet.

Diese Bestimmung gilt auch für die jugendlichen Mitglieder einer Familie, die nach Vollendung der Schulzeit die gewerbliche Thätigkeit eines Angehörigen in dessen Wohnung aufnehmen wollen. Bei jedem Umzuge ist diese Konzession aufs Neue einzuholen.

Der Arbeiter kann verlangen, daß die Behörde innerhalb einer Woche ihre Entscheidung über die Benutzbarkeit einer Wohnung für gewerbliche Zwecke trifft.

Die Behörde hat auf Wunsch des Vermiethers diesem einen Konzession-

schein auszufertigen, nach dem die Benutzung der Wohnung als „häusliche Werkstatt" bei einer Besetzung mit Personen, die über eine festgesetzte Zahl nicht hinausgeht, gestattet ist.

Die höhere Verwaltungbehörde kann verfügen, daß in Gewerben, für die diese Anordnung getroffen ist, nach Ablauf einer Uebergangszeit die Benutzung der „häuslichen Werkstätten" und die Ausgabe von Arbeit an deren Inhaber nur zulässig ist, wenn ein „Erlaubnißschein" ausgestellt worden ist.

Für den hausindustriellen Gehilfenbetrieb besteht schon heute die Anmeldepflicht und die sanitären Vorschriften, die ich für den Familienbetrieb fordere, sind für ihn schon durch den Paragraphen 120a der Gewerbeordnung gegeben, dem er, wie alle mit fremden Lohnarbeitern arbeitenden Betriebe, untersteht, — bisher allerdings nur auf dem Papier. Um aber auch diese in der Konfektionindustrie meist in Miethhäusern versteckten und in den Wohnungen der Meister befindlichen Arbeitstätten für die Aufsichtbehörde leichter faßbar zu machen, ist es nöthig, für sie die Konzessionpflicht und die Haftbarkeit des Arbeitgebers einzuführen.

Ferner wäre der Paragraph 114 der Gewerbeordnung etwa in folgender Weise zu ergänzen:

Der Bundesrath kann für bestimmte Gewerbe anordnen, daß Kaufleute und Fabrikanten, eben so wie die von ihnen beschäftigten Mittelspersonen und Meister, Listen zu führen haben, in welche die Namen und Adressen der Personen, an die sie Waaren zur Be- oder Verarbeitung ausgeben oder weiter geben, einzutragen sind.

Die Form dieser Listen wird vom Reichskanzler bestimmt. Eine Abschrift der Listen ist zweimal im Jahre der Ortspolizei in zwei Exemplaren einzureichen.

Arbeitgeber oder Mittelspersonen dürfen Waaren nur an solche Personen ausgeben oder weitergeben, die im Besitz eines Melde- oder Erlaubnißscheines sind.

Bei der Behandlung der Heimarbeiter sind hier zwei Kategorien unterschieden: die gegenwärtig in der Konfektion Beschäftigten, deren Leben schon auf die Heimarbeit zugeschnitten ist, und die neu Hinzutretenden, die bei der Wahl dieser Erwerbsform schon mit den neuen gesetzlichen Vorschriften rechnen konnten. Neben der Rücksicht auf die Arbeiterschaft und die Wohnverhältnisse, die doch nur sehr allmählich eine Umbildung erfahren können, ist diese Unterscheidung auch durch die Rücksicht auf die Leistungfähigkeit der Gewerbeinspektion bedingt. Denn es wäre der Behörde nicht möglich, plötzlich für das Riesenkontingent der Heimarbeiter eine sorgsame Prüfung ihrer Wohnverhältnisse durchzuführen. Dagegen könnte sie allmählich die überfülltesten Häuser untersuchen, um ungeeignete Quartiere auszuscheiden, und sie würde im Lauf der Jahre durch die Konzession, die Anfänger für ihre Wohnung nachsuchen müssen, den örtlichen Bestand der Heimarbeit ganz in ihre Hände bekommen. Schon diese Aufgabe setzt eine bedeutende Vermehrung der Aufsichtbeamten voraus, die hoffentlich so erfolgen würde, daß die Heimarbeiterinnen und Werkstätten mit weiblichen Prinzipalen und vorwiegend weiblicher Arbeiterschaft der Fürsorge weiblicher Aufsichtbeamten anvertraut werden könnten. Hier, wo häusliches und gewerbliches Leben so eng mit einander verknüpft sind, wird eine Frau die sachgemäßeren Rathschläge zu ertheilen, die schonenderen und praktischeren Anordnungen zu treffen wissen.

Freilich glaube ich, daß für die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen durch keine noch so intensive Ueberwachung die nöthigen Garantien geboten werden, wenn nicht mit der Haftbarkeit des Arbeiters auch die des Ausgebers der Arbeit gefordert wird. Nur wenn Dieser mitverantwortlich gemacht und daran interessirt werden kann, daß nicht an verbotenen Stellen gearbeitet wird, dürfte die gewünschte Regelung der Verhältnisse einigermaßen durchzusetzen sein. Er würde, wie treffend gesagt worden ist, als eine freiwillige Gewerbepolizei funktioniren, die, um Ungesetzlichkeiten zu verhüten, ganz andere Handhaben als die Behörde hat. Auch bei diesem System werden sicher kleine und große Gesetzesübertretungen an der Tagesordnung sein. Die Hauptsache dürfte aber damit erreicht werden: statt der bisherigen Züchtung eine Erschwerung der Heimarbeit, die ihre Vorzüge gegenüber der Werkstattarbeit vermindert und eine Menge von Arbeitkräften, die nicht unbedingt an die Häuslichkeit gebunden sind, dem Werkstatt- und Fabrikbetriebe zudrängen wird, wo die Bestimmungen des Maximalarbeitstages erst Anwendung auf sie finden können, wo aber auch die dringend zu befürwortende Kürzung der Arbeitzeit jugendlicher Personen, die in der Entwickelungzeit bis zum achtzehnten Jahre am Schwersten durch langes Sitzen und Maschinentreten geschädigt werden, erst dann durchführbar wird, wenn nicht mehr die Möglichkeit vorhanden ist, sie ohne Weiteres in der elterlichen Wohnung statt in der Werkstatt zu beschäftigen.

Die übrigen Vorschläge bedürfen keiner weiteren Erläuterung. Betont soll nur noch werden, daß nach meiner Ansicht das Mitgeben von Arbeit aus Werkstätten nach Ablauf des gesetzlichen Maximalarbeitstages erst dann zu hindern sein wird, wenn den Heimarbeitern die Registrationpflicht auferlegt wird. Nur dann, wenn die Polizei bei Personen, die beim Verlassen der Werkstätten Arbeit mitnehmen, feststellen kann, ob sie im Besitze eines „Anmelde-“ oder „Erlaubnißscheines“ als Heimarbeiter sind — wenn also eine persönliche Unterscheidung zwischen Werkstatt- und Heimarbeiter eintritt —, wird sie nachzuweisen vermögen, ob ihre Beschäftigung ungesetzlich ist oder nicht. Von anderen Methoden, den Maximalarbeitstag für die Werkstattarbeiter zu sichern, verspreche ich mir nicht viel.

Was nun die Ausdehnung einer solchen Bundesrathsverordnung auf die verschiedenen Zweige der Näherei und Schneiderei betrifft, so braucht man nur an die Gleichartigkeit der Verhältnisse in der gesammten Konfektion und an die Mischung von Konfektion- und Maßarbeit in den einzelnen Werkstätten zu denken, ferner an die Unregelmäßigkeit der Pausen, das Ueberzeitarbeiten und die schlechten sanitären Verhältnisse, die oft sogar in den Ateliers der vornehmsten Detailgeschäfte und Kundenschneider herrschen, um zu wünschen, daß der Werkstättenschutz und die Regelung der Heimarbeit die meisten Zweige der Bekleidungindustrie umfassen möge. Die Erfahrungen der Krankenkassen und die Beobachtungen der Gewerbeinspektoren stimmen darin überein, daß hier eine besonders starke Abnutzung der Frauenkraft üblich ist, die im Interesse der allgemeinen Volksgesundheit verhütet werden müßte. Allerdings darf man sich nicht verhehlen, daß mit den vorgeschlagenen Maßnahmen nur gewisse Schäden in den Arbeitverhältnissen der Konfektion unmittelbar getroffen werden. Auf die Lohnfrage kann durch sie nur ein sehr indirekter und langsam wirkender Einfluß geübt werden. Gewisse Momente, die hier mitsprechen, entziehen sich ihrer Einwirkung fast ganz. Denn es

ist nicht nur die Konkurrenz der Heimarbeiter, sondern auch die der Werkstattarbeiter unter sich, die Natur und Lebenslage des sich vorwiegend in der Konfektion zur Arbeit anbietenden Personals, was den zu einem permanenten Nothstande führenden Lohndruck erzeugt. Es sind die selben Ursachen, die überall zur Entwerthung der weiblichen und der ungelernten Arbeit führen und die der Herausbildung des Kollektivvertrages zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gewissen Industrien unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen.

Wenn aber der Schutz der Lebenshaltung nicht durch die eigene Anstrengung der Arbeiterschaft erreicht werden kann, so wird man zu der Annahme gedrängt, daß der Eingriff des Staates auch auf dem Gebiete nothwendig ist, das seiner Einwirkung ganz entzogen wurde; sei es, daß man an volkswirthschaftliche Gesetze glaubte, die ausgleichend und korrigirend auf den Lohnbildungprozeß einwirken müßten, oder daß man hoffte, die organisirte Selbsthilfe vermöge in allen Arbeitergruppen genügend zu erstarken, um den Schutz des Staates zu ersetzen. Bleiben diese Voraussetzungen aber dauernd in gewissen Gewerben aus, so müßte der Staat mindestens da, wo die Arbeiterschaft zu schwach ist, um sie sich selbst aufzubauen, die Form der Organisation schaffen.

Daß die Zwangsorganisation und die Bildung von Lohnkommissionen — aus Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer gebildet und mit der Regelung der Bezahlung beauftragt — in Industrien mit vorwiegend weiblicher und hausindustrieller Arbeiterschaft allmählich als eine Nothwendigkeit erkannt werden wird, ist meine feste Ueberzeugung. Heute aber hat dieser Gedanke noch keinerlei Aussicht auf Verwirklichung; denn er hätte thatsächlich eine ganz andere Weichenstellung für den Kurs unserer Sozialpolitik zu bedeuten. Die liberalen Parteien würden einen Bruch mit den Grundsätzen ihrer Wirthschafttheorie darin erblicken. Die Regirung und die konservative Partei, die der Idee der Zwangsorganisation sonst sympathisch gegenüberstehen, fürchten ihre Anwendung auf die industrielle Arbeiterschaft, weil sie in deren Organisation ein Gefäß für sozialdemokratische Bestrebungen sehen. Dagegen bedeuten die hier gemachten Vorschläge zur Regelung der Heimarbeit kein durchaus neues Gleis für die Fortführung der Arbeitergesetzgebung; sie sind nur die letzte Etappe in der bisher verfolgten Schutzpolitik. Sie könnten jedenfalls, verbunden mit den Regirungvorschlägen, ein Wesentliches zur Gesundung der Konfektionindustrie beitragen. Weite Kreise würden sich nicht mehr durch den Gedanken beunruhigt fühlen, daß in unserem Volk ein schwerer Nothstand besteht, dessen Aufdeckung zwar das soziale Mitgefühl geweckt, den man aber nicht energisch zu beseitigen versucht hat. Und für eine große Gruppe unserer Arbeiterschaft brauchte der sozialdemokratische Satz, „daß in der heutigen Gesellschaft keine Besserung ihrer Lage zu erreichen ist", nicht zur persönlichsten Lebenserfahrung zu werden.

Gertrud Dyhrenfurth.

Siegfried Wagner und der Bärenhäuter.

Die Natur schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte.
Goethe.

Siegfried Wagners „Bärenhäuter" macht viel von sich reden, und was geredet wird, richtet sich, so weit meine Erfahrung reicht, nach drei oder vier bestimmten Schablonen. Zunächst macht sich eine Gruppe vernehmbar, die trotz den Arbeiten Francis Galtons und Alphonse de Candolles an dem Dogma festhält, Begabung sei nicht vererblich; Siegfried Wagner darf kein Genie haben, folglich hat er keins. Gegen solche Ueberzeugungen sind Papst und Kaiser machtlos. Dieser ersten Gruppe nah verwandt ist eine zweite: Leute, die dem jungen Künstler freundlich gesinnt sind, es jedoch nicht verwinden können, daß er der Baukunst untreu wurde; es scheint, der Sohn hätte, als Buße für die sündigen Liebestränke, Geschwisterehen u. s. w. des Vaters, sein Leben lang Kirchen bauen sollen. Einem ganz anderen Menschenschlag gehört eine dritte Gruppe von Mißvergnügten an; gebildet wird sie von den begabten und unbegabten Musikern der sogenannten radikalen Schule. Unter diesen Herren herrscht die eigenthümliche Auffassung, in der Kunst müsse jeder Neuere über die Aelteren „hinausgehen". Dieser Standpunkt gleicht dem der Hochtouristen, denen kein Berg Freude macht, wenn sie nicht ein paar Meter höher als ihre Vorgänger daran hinaufkommen oder — wenn Das nicht mehr geht, weil die Spitze schon erreicht wurde — ihn wenigstens von der anderen Seite erklettern. Nun ist Siegfried Wagner aber offenbar kein Alpinist; am Liebsten geht er im waldigen Thale spaziren und verschmäht es nicht, die seit Generationen wohlgebahnten Wege zu wandeln; gelüstet es ihn jedoch einmal nach einer unbetretenen Höhe, so krazelt er gar nicht im Schweiße seines Angesichtes hinan, sondern (um seine eigenen Worte zu gebrauchen), „lustig wie ein junger Fink, wirft er von sich alle Sorgen", fliegt hinauf und läßt von oben sein Lied erschallen, ohne daß man sagen könnte, wie er es fertig gebracht hat, den lieblichen Gipfel zu ersteigen. Einen solchen Menschen kann man in den Kreisen der raffinirtesten Technik nicht ernst nehmen; er gehört nicht zur Meisterzunft ... Bei aller Hochschätzung der Vertreter dieser verschiedenen Anschauungen wäre es dennoch, glaube ich, verlorene Mühe, sich mit ihnen in eine Kontroverse einzulassen; man richtet da nichts aus. Anders verhält es sich mit einer letzten und weitaus zahlreicheren Gruppe der die öffentliche Meinung gestaltenden Stimmen. Diese begrüßen das Werk des jüngeren Wagner mit warmer Sympathie und kargen nach keiner Richtung hin mit Anerkennung: die Dichtung namentlich wird sehr gelobt, doch auch die Musik geht nicht leer aus und mit Entzücken werden die Frische und

Liebenswürdigkeit, die das Ganze durchtränken, hervorgehoben. Gerade mit diesen freien, durch keinerlei systematische Schrullen verdorbenen Kritikern möchte ich nun in aller Freundschaft einen kleinen Strauß ausfechten; denn auch unter ihnen haben gewisse schablonenhaft nachgesprochene Behauptungen sich in der kurzen Zeit seit der münchener Aufführung schon fast allgemein festgesetzt, wodurch das lebendig nachempfindende, freie Urtheil, Das, was Richard Wagner die „mitschöpferische" Thätigkeit des Publikums zu nennen pflegte, bedeutende und bedauerliche Beschränkungen erleidet. Eine Verwahrung muß ich jedoch, im Interesse des Folgenden, sofort einlegen: weit entfernt, ein Feind aller Kritik zu sein, wie gewisse Flachköpfe es mir vorgeworfen haben, achte ich die Kritik ungemein hoch; sie ist die eigentliche Erzieherin, der Pädagoge, welcher Verständniß fördert und Ueberhastung hemmt. Wer möchte in der Literatur unseres Jahrhunderts einen Sainte-Beuve entbehren? In diesem Falle liegt es außerdem nah, auf Richard Wagner zu verweisen, zu dessen besten Arbeiten seine kritischen gehören; man denke nur an „Oper und Drama". Es muß aber gestattet sein, an der Kritik Kritik zu üben. Es darf auch stets von der Kritik gefordert werden, daß sie nach streng wissenschaftlichen Prinzipien verfahre, und Das heißt vor Allem, daß sie nur sichere Thatsachen als Thatsachen aufstelle und daß sie außerdem ihren Urtheilen nur klare und richtige Begriffe zu Grunde lege.

Ziemlich häufig begegnet man bei den freundlichsten Beurtheilern des „Bärenhäuter" einer captatio benevolentiae, die entschieden abgewiesen werden muß. Es heißt nämlich, Dies sei ein Opus 1, ein erster, tastender Versuch und das Werk müsse deshalb nachsichtig und ermunternd beurtheilt werden. Da hätte die entgegengesetzte Behauptung, der ich sowohl mündlich wie auch in Zeitungen schon begegnet bin, einen größeren Schein der Berechtigung: es sei nicht viel von einem Mann zu erwarten, der erst im dreißigsten Lebensjahre seine dramatische Begabung entdecke. Beiden Auffassungen fehlt jedoch die thatsächliche Grundlage und beiden fehlt die kritische Berücksichtigung der besonderen Umstände. So viel ich weiß, hat sich die Neigung zu dramatischer Gestaltung seit früher Kindheit bei Siegfried Wagner ausgesprochen. Als ich vor zwei Jahren eine Arbeit über Heinrich von Stein für eine französische Zeitschrift unternommen hatte, wurden mir von verschiedenen Seiten Briefe von und an Stein zur Verfügung gestellt; Wahnfried und seine Einwohner, ganz besonders Steins Schüler, Siegfried, bildeten natürlich ein Hauptthema dieser Briefe; und da sah ich schon den Knaben mit Dichten und Theaterspielen beschäftigt. Auch aus einer späteren Zeit, als der Knabe zum Jüngling herangereift und der Jüngling mit allerhand anderen Dingen beschäftigt war, erinnere ich mich, aus Briefen und Gesprächen entnommen zu haben, wie organisch eingewurzelt die An=

lage zur dramatischen Gestaltung des Gelesenen und Erlebten sich weiter bethätigte. Zwar bin ich nicht in der Lage, der Neugier des Publikums mit ausführlicheren Angaben zu dienen; so viel glaube ich aber mit voller Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß die Dichtung zum Bärenhäuter nicht ein erster Versuch ist, sondern das reife Erzeugniß eines Mannes, der schon seit vielen Jahren über dramatische Dinge nachgedacht und sich in und an ihnen versucht und geübt und ausgebildet hat. Das nicht einzusehen, ist ein kritischer Urtheilsfehler, der auf so falsche Fährte führt, daß wir dann später Manches unter einem ganz unrichtigen Winkel erblicken. Fragte aber Jemand, wie es möglich sei, daß eine hervorragende Begabung erst mit dreißig Jahren sich öffentlich bethätige, so würde ich zunächst die Frage als eine müssige abweisen: wie Goethe uns in den Worten, die ich diesem Aufsatz voranstellte, sagt: „was da ist, war noch nie". Was auch die Philister sich einbilden mögen, — ein Paradigma für den Entwickelungsgang außerordentlicher Männer giebt es nicht. Außerdem muß man sagen, daß in diesem Falle die Verhältnisse deutlich, fast gebieterisch auf eine derartige Erscheinung hinweisen. Die Besonnenheit und damit im Bunde die Selbstbeherrschung sind bei Siegfried Wagner geradezu enorm entwickelt; dem unaufmerksamsten Beobachter fällt Das auf. Der Physiologe sagt zur Erklärung: es ist der Sohn eines schon älteren Mannes; mich dünkt die fernere Beobachtung noch interessanter: diese Charaktereigenschaften sind offenbar ein Vermächtniß des Vaters. Man staunt vielleicht über eine scheinbar so kühne Behauptung; doch mit Unrecht. Richard Wagners gesammtes künstlerisches Werk zeugt für eine ans Fabelhafte grenzende Besonnenheit und Selbstbeherrschung; gerade diese Anlage hat nun sein Sohn geerbt, und zwar im Bund mit durchaus anders gearteten Charakterzügen und Begabungen, durch die jene Besonnenheit, die dort gewissermaßen nur im Verborgenen, in der allerheiligsten Einsamkeit des schaffenden Künstlers, waltete, hier im Vordergrund steht, das Leben selbst wie ein sicherer Steuermann lenkend. Schon deshalb trat der früh Dichtende erst spät als Dichter vor uns hin. Dazu kommt aber noch eine wichtige Erwägung: man bedenke die besonderen Umstände, unter denen dieser Mann aufgewachsen ist. Wurde Richard Wagners kindliche Begeisterung für das Theater durch Webers „Freischütz" mit seinen einschmeichelnden Volksweisen und seiner einfachen Fabulirung geweckt, so dürften Siegfried Wagners früheste Theatererinnerungen die bayreuther Festspiele und andere besonders festliche Aufführungen der vollendetsten Werke seines großen Vaters sein. Auch seither ist er in Bezug auf Theater, Literatur und Musik fast ausschließlich mit dem Allerbesten in Berührung gekommen; er kennt eigentlich nur die Gipfelpunkte, die der schöpferische Menschengeist im Laufe der Jahrhunderte erklommen hat; vom Uebrigen weiß

er wenig oder nichts, da Das, was ursprünglich Einfluß der Umgebung war, nun eine auch nicht auf Augenblicke zu entbehrende geistige Atmosphäre für ihn geworden ist. Wie leicht verständlich ist es, daß unter diesen Bedingungen ein Mann erst verhältnißmäßig sehr spät dazu kommen konnte, Etwas zu schaffen, das ihm selber genügte! Die Ideale, mit denen von Kind auf alle seine Gedanken verwoben waren, ragten gar hoch hinauf, bis in die Wolken. Daß ein unter solchen Umständen aufgewachsener Mann sich überhaupt zur Selbständigkeit, zur Erfassung seiner rein individuellen Persönlichkeit, durchringen konnte, ist an und für sich ein Beweis von ungewöhnlicher Begabung und echtem Schaffensdrang. Daß aber in einem derartigen Falle der übliche Begriff eines Opus 1 nicht zutrifft, ist klar; dieser Autor hat keinen Anspruch auf irgend eine captatio benevolentiae. Ob Das unser Urtheil zu seinem Vortheil oder Nachtheil beeinflußt: wir dürfen und müssen voraussetzen, sein Werk sei ein reifes, das Werk eines Meisters, der keine Prüfung scheut. Es mag wohl sein, daß Wagner die praktischen Erfahrungen an seinem ersten Werke für die folgenden zu Gute kommen werden; ich will es nicht in Abrede stellen; doch glaube ich, daß es sich da nur um geringfügige Dinge handeln kann; in der Hauptsache steht schon die ganze Gestalt vor uns, als Dichter und als Musiker.

Die Beseitigung dieses ersten Mißverständnisses führt sofort zur Aufdeckung einiger weiteren Mißverständnisse. So hat man z. B. der Dichtung — trotzdem sie mit seltener Einstimmigkeit gelobt wurde — von vielen Seiten Mängel vorgeworfen, die man als „ungenügende Motivirung“ bezeichnet und der „Unerfahrenheit“ des Verfassers zuschreibt. Nun mag die Dichtung des Bärenhäuters Mängel enthalten, so viele man will; ungenügende dramatische Motivirung ist aber ganz ausgeschlossen, denn der Autor ist kein unerfahrener, sondern im Gegentheil ein in dem Aufbau dramatischer Zusammenhänge geübter und erfahrener Mann. Gerade in diesem Punkte haben die Kritiker von Siegfried Wagner viel zu lernen, nichts ihn zu lehren; nur das Vorurtheil des Opus 1 hat sie hier irregeführt. Dazu allerdings der traurige Mangel an Einsicht in das schon von Lessing aufgestellte Gesetz, daß „Poesie und Musik nicht zur Verbindung, sondern vielmehr zu einer und eben der selben Kunst bestimmt sind.“ Siegfried ist nicht nur in der künstlerischen Besonnenheit der Sohn seines Vaters, sondern auch in seiner besonderen poetisch-musikalischen Art, dramatisch zu gestalten. Mir kommt es so vor, als sei gerade die Dichtung zum Bärenhäuter, die so allgemein gelobt wird, bisher nicht nach ihrem Werth und in ihrer Eigenartigkeit geschätzt worden. Vielleicht wird Das erst geschehen, wenn durch eine Aufeinanderfolge mehrerer Werke die Augen der Betrachter geschärft sein werden. Bisher habe ich in der gesammten Presse einen einzigen Aufsatz ge-

sehen, der gerade dieser Sache auf den Grund geht; er steht in der wiener „Deutschen Zeitung" vom zweiundzwanzigsten März und ist von Max Morold unterzeichnet. Der in dichterischen Dingen sehr bewanderte Sohn des trefflichen Stephan Milow weist darauf hin, wie im echten musikalischen Drama „Personen und Szenen einen übernatürlichen, symbolischen Charakter erhalten, über dessen rein menschlichen Gehalt uns die Musik keinen Augenblick im Unklaren läßt." Das trifft ins Schwarze. In einem derartigen Werke begleitet die Musik nicht allein, sondern sie ist selbst gar oft der dramatische Kern, diejenige Stimme, ohne welche Bild und Wort ihren Sinn nur halb enthüllen. Wer hier das angebliche „Libretto" liest und dann über ungenügende dramatische Motivirung klagt, ist nicht recht bei Trost; er kann ja nicht einmal den Charakter des Helden ohne Berücksichtigung der Musik richtig beurtheilen. Die Vorwürfe betreffen hauptsächlich die Gestalt des Peter Schließer, die nach meinem Empfinden eine Säule des ganzen Dramas ist. Hier will ich Max Morold für mich reden lassen: „Was ists nun aber mit dem ‚Fremden'? War dieser Peter Schließer unten in der Hölle wirklich nur eine episodische Reminiszenz an eine bekannte Legende, brauchbar zum Vorwärtsschieben der Handlung? Und ist sein Wiederauftauchen im dritten Akt — wie Manche glauben — auch wieder nur ein äußerliches Moment, das Eingreifen eines deus ex machina? Wenn man die Dichtung liest, hat es beinahe den Anschein. Die Idee vom Siege eines Menschen über seine eigenen Fehler und Schwächen würde der Wort-Dichter ohne jede Beihilfe von Wundern und Symbolen nur durch die Handlung und das Wort allein ausgedrückt haben. Doch die Handlung wäre dann noch etwas verwickelter und das Hin- und Herreden der Personen gewiß viel umständlicher ausgefallen. Der Tondichter hingegen braucht eine einfache Handlung mit kurzer, klarer Rede und Gegenrede. Dafür gestattet ihm sein besonderes Ausdrucksmittel, die Musik, weitreichende Beziehungen wie mit einem Schlag zu enthüllen, Unaussprechliches und Unsägliches überzeugend mitzutheilen ... So hat denn auch Siegfried Wagner, statt böser Menschen und peinlicher Fälle des Erdenlebens, den Teufel selber und seinen Handel auf die Bühne gebracht. Wenn er nun über diese leibhaftige Unterwelt das Gute in Hans siegen läßt, so erfordert es geradezu der Stil und die Technik des musikalischen Dramas, daß auch dieses Gute sichtbar werde. Die eine Personifikation bedingt die andere; dem Teufel muß Peter Schließer entgegenwirken." So viel nur als flüchtige Andeutung über die Berechtigung, ja, Nothwendigkeit dieser Gestalt. Gerade sie ist aber gleichsam in Musik getaucht und ohne ihre musikalische Verkörperung gar nicht zu erblicken. Musik,

jenes Meer,
das fluthend strömt gesteigerte Gestalten!

Ganz besonders wird das Auftreten des Peter Schließer im dritten Akt als „unmotivirt" getadelt; eine merkwürdige Verirrung des Urtheils, da gerade hierdurch die Vollendung des Dramas erst erzielt und veranschaulicht wird. Hans Kraft hat die Prüfung- und Läuterungzeit überstanden, auch sein Mädchen ist ihm treu geblieben; er ist aus der Macht des Teufels, in die er durch Leichtsinn verfallen war, erlöst; die Hölle hat ihr Wort gehalten, der Himmel wird es doch nicht weniger thun; und gerade jetzt, im Augenblick, wo er gesiegt hat, wo er den Preis in der Hand hält, wo Entbehrung und Leiden durch Wonne der Liebe und Freuden des Lebens verwischt werden sollen, jetzt tritt sein himmlischer Freund dazwischen und „weist ihn eines anderen Pfades", nicht mehr „zur liebsten Maid", sondern „zu Ruhmesthat"; wobei wir aber deutlich empfinden:

Die That ist Alles, nichts der Ruhm.

Die Freuden waren seine; Himmel und Hölle hatten beide sie ihm zugesichert; nun heißt es, mit vollem Bewußtsein, aus freiem Entschluß, verzichten; das Vaterland ruft, und Vaterland heißt die Pflicht; nicht mehr aber die bestimmte, auferlegte Vertragspflicht, sondern die Pflicht kurzweg. Die brahmanischen Inder bezeichneten „die Verzichtleistung auf den Genuß des Lohnes" als eine der Grundlagen aller echten Religion; bis in diese religiösen Tiefen des Menschenherzens greift hier unser Dichter. Mit Hilfe einer einzigen Szene, die genau fünfundzwanzig Verse zählt und kaum drei Minuten beansprucht, bringt er einen rein psychologischen Vorgang zur Darstellung, ja, läßt uns ihn thatsächlich mit Augen erblicken, an den sich selbst noch keins unserer sogenannten psychologischen Dramen herangewagt hat. Das zeugt für große Sicherheit in der Gestaltung des ganzen Dramas, namentlich für mathematisch genaue Motivirung. Daß Hans Kraft wortlos gehorcht, ist durch Zweierlei bedingt: der Gehorsam gehört hier zu Krafts Charakter, das Wortlose zur speziellen Technik Wagners. Es hat vielleicht noch nie einen Künstler gegeben, der so wenig darauf ausging, de mettre les points sur les i. Schon aus diesem einen Werke entnehmen wir deutlich, daß Siegfried Wagner unmittelbar zu dem Volke, dem echten, unverdorbenen, naiv empfindenden Volke redet und sich dabei doch eines Stils befleißigt, der nur Denen alle Schätze der poetischen Absicht enthüllt, die als wahre, feinst empfindende Künstlerseelen inter lineas legunt.

Ueber die Musik will ich nur wenige Worte sagen, denn ich bin nicht Musiker von Fach und es mißfällt mir höchlich, über technische Dinge zu dilettiren; dem Liebhaber bleiben nur die allgemeinen Eigenschaften eines Tongebildes zur Beurtheilung. Daß das Tongebilde Siegfried Wagners von der Kritik Lob und Tadel erfuhr, ist mir recht; ich habe ja heute nicht das Werk, sondern die Kritik zu kritisiren; bei dieser nun ist mir ein Punkt aufgefallen, über den ich vergeblich, selbst bei wirklich geistreichen Rezensenten,

Aufklärung gesucht habe. Bei aller Anerkennung für die Feinheit der motivischen Arbeit, für die Behandlung des Orchesters u. s. w., wird von vielen Seiten dem jungen Komponisten eine gewisse „Trivialität der Erfindung" vorgeworfen. Den genauen Sinn dieses Vorwurfes hätte ich gern ergründet; bisher gelang es mir nicht. Trivium bedeutet einen Ort, wo mehrere Straßen zusammen laufen, und im erweiterten Sinn einen Marktplatz; „trivial" wäre demnach das recht Volksmäßige, jedem Gassenbuben Verständliche. Doch legen wir diesem Begriffskreis noch den Sinn des gänzlich Unbedeutenden, Flachen bei und ergänzen diese gemischte Vorstellung durch den weiteren Beigeschmack des oft Gehörten, Abgedroschenen. Ich glaube, hiermit ist das Triviale genau analysirt. Durch welchen Gedankenprozeß ist es nun möglich, diesen Begriff auf Wagners Musik anzuwenden? Daß in ihm frische, einschmeichelnde Melodik blüht, ist ohne Weiteres zuzugeben; ist die thematische Durchführung und die Instrumentation ungemein fein, so ist trotzdem die Erfindung fast verblüffend einfach und volksmäßig; der musikalische Gassenbube wird eben so sehr wie der kunstverständige Freund schöner melodischer Linien auf seine Kosten kommen. Insofern lasse ich also das Trivium ohne Weiteres gelten. Doch wie steht es um die beiden anderen Bestandtheile des Begriffes „trivial", um das Abgedroschene und Unbedeutende? Sind die Melodien Siegfried Wagners alte, wohlbekannte Gestalten, nur neu aufgeputzt und zugerichtet? Hier handelt es sich nicht um Geschmack, sondern um eine Thatsache; der Musikkenner muß in der Lage sein, ganz bestimmt mit Ja oder mit Nein zu antworten. Er antwortet ohne Zögern: „Nein". In München habe ich kürzlich bei einem der bekanntesten Tonkünstler Deutschlands einer kritischen Analyse der hervorragendsten Melodien des Bärenhäuter beigewohnt, mit dem Ergebniß, daß gerade die Melodik Wagners — was man sonst auch von ihr halten mag — durchaus sein eigener Besitz ist und weder Entlehnung noch Anlehnung aufweist. Das Triviale hinkt also schon auf dem einen Bein; wie ist es nun um das andere bestellt? Hier fällt es zunächst schwer, eine bestimmte Antwort zu erhalten; denn an welchem Kriterium soll man die Bedeutendheit oder Unbedeutendheit einer Melodie erkennen? Alle Melodien scheinen mir stammverwandt; ich wüßte nichts, wo das goethische Wort: „Alles ist neu und doch immer das Alte" mehr buchstäblich gelte; Melodie ist wie Licht und Liebe, sie ist hinströmende Natur; erst der Gebrauch, den wir von diesen Gaben machen, bringt den Begriff der Bedeutung in solche Vorstellungen hinein; jede Melodie kann erhaben, jede gemein wirken. Namentlich Das, was die Franzosen une mélodie franche nennen, ist eine äußerst zarte Blume; wie bei der Liebe: die Berührung einer rohen Hand genügt, — auf ewig ist der Duft entschwunden. Man höre doch zu,

wenn eine Dutzendmilitärkapelle die Ouverture zu „Rienzi" spielt: es ist reine Cirkusmusik. Ich erinnere mich, wie bei einer solchen Aufführung in der wiener Musikausstellung ein naiver Landsmann von mir laut ausrief: „Oh, what dreadfully vulgar music! Surely it can't be by Wagner!" Jedoch im Drama erhalten wir wirklich ein Kriterium: es ergiebt sich aus der Situation, aus den Charakteren, aus den Worten, zu denen die betreffende Melodie gehört. Hier wird — Das giebt wohl Jeder zu — die Angemessenheit über die Bedeutung entscheiden. Als ich nun neulich einen allgemein geachteten und mir besonders sympathischen Kritiker bis in diese Ecke getrieben hatte, wehrte er sich mit dem Einwurf: „Nun ja, die Angemessenheit! Das ist es aber gerade: so eine Melodie wie die in F-dur, die dreimal in der Ouverture zum Bärenhäuter auftritt und ihr den Schlußstein giebt, ist ja ganz schön und Kollege Hirschfeld geht vielleicht nicht zu weit, wenn er sie ‚herrlich und beseligend' nennt; eine solche Melodie kann ich mir aber nur in einem Militärmarsch gefallen lassen, doch nie und nimmer in einem ernsten Musikdrama." Also die Melodie, die das kühne Selbstvertrauen, die heitere, liebenswürdig selbstbewußte Keckheit eines jungen Soldaten zum Ausdruck bringt, darf nicht die Allure eines Marsches haben? Mich dünkt Das im Gegentheil geradezu geboten; ich kann mir eine andere Auffassung gar nicht denken. So unangemessen es gewesen wäre, wenn Richard Strauß sein „Also sprach Zarathustra" als Militärmarsch komponirt hätte, so angemessen scheint es mir, daß in diesem Falle das Militärische zum Ausdruck kommt und die marschähnliche Form des Rhythmus zu Grunde gelegt wird. Selbst in dem Gebet des Rienzi — „Allmächtiger Vater, blick' herab" — treffen wir die zwar feierlich erweiterte, doch deutlich erkennbare Marschform an als die natürliche, gebotene Form des Heldenhaften und Kriegerischen. Und nun höre man, zu welchen Worten diese Melodie zuerst ertönt. Der Teufel hat dem Hans seine Strafe zudiktirt; Hans hat seinem Schmerz in einer der rührendsten Weisen dieser melodienreichen Partitur Ausdruck verliehen:

Ach, wie fänd' ich wohl je
Die Maid, die so mich liebt!

Und nun plötzlich, als der Teufel das lange Martyrium des Verspottet- und Verachtetwerdens durch höhnische Bemerkungen schon eingeleitet hat, da rafft sich Hans auf; er weiß sich in seiner Unverdorbenheit und seinem männlichen Muthe dem boshaften Dämon überlegen; entschlossen schreitet er auf ihn zu und ruft ihm mit fast heiterer Zuversicht in die grinsende Fratze:

Aber weh' Dir, Herr Mosje!
Glückte mir die Wette je! u. s. w.

Hätte wirklich zu diesen Worten der Komponist zweiunddreißigstimmig

„zarathustriren“ sollen? Nein: man urtheile über diese Musik, wie man will, aber man nenne sie nicht trivial, denn damit redet man nur Unsinn.

Noch eine kritische Aussetzung bleibt mir zu kritisiren, eine letzte. Sie betrifft das Thema der Originalität. In manchen durchaus sympathischen Besprechungen des „Bärenhäuter“ habe ich die Bemerkung gefunden, das Werk zeuge nicht von hervorragender Originalität. Die Unschuld hat im Himmel einen Freund; sonst würden sich die Herren nicht auf ein so gefährliches Glatteis wagen. Ich meine, es giebt vielleicht auf der ganzen Welt nichts, was so schwer zu diagnostiziren wäre wie wahrhaftige Originalität. Keiner der ganz großen Männer der Weltgeschichte — nicht ein Einziger, von Plato bis Bismarck — ist ursprünglich für originell gehalten worden. Jeder kennt die Schrift, in der Greene von Shakespeare sagt, er habe zwar „für einen Groschen Witz“, sei aber im Uebrigen „ein eingebildeter Kerl“, der es nur verstände, von Anderen abzuschreiben; und in einem Sonet aus jener Zeit wird Shakespeare als der Dichter bezeichnet, „der sich mit fremden Federn schmückt“. Was also seine Zeitgenossen Shakespeare vorwerfen, ist ganz speziell der Mangel an Originalität. Das hört sich komisch an, doch man glaube nicht, daß es um unser Urtheil besser stände. Im Jahre 1869 meinte der verstorbene Kunsthistoriker Lübcke von den „Meistersingern“, ein einziges Lied von Gumbert weise mehr Erfindung auf als diese ganze Partitur. Der arme Mann; man möchte seine Worte jedem Kritiker als Warnung an die Wand schreiben! Es fällt mir nicht im Traum ein, Siegfried Wagner den genannten Geistesfürsten zu vergleichen; wie sollte ich Das denn, da mir fast alle Elemente zum Vergleich fehlen? Man sieht aber, wie vorsichtig man gerade in Bezug auf diese Frage sein muß. Lassen wir Siegfried Wagner nur ruhig seinen Weg gehen; Mancher wird vielleicht erst aus seinen späteren Werken ersehen, wie originell das erste war. Denn es ist ein natürlicher und nothwendiger Instinkt des Menschengeistes, eine neue Erscheinung durch den Vergleich mit bekannten Erscheinungen sich deutlich zu machen. Sie mag ja auf eigenen Füßen stehen; in unserer Vorstellung aber wachsen ihr die Füße erst später nach und nach an, und damit sie aufrecht bleibe, müssen wir sie zunächst an Festgewurzeltes „anlehnen“. Ein neuer Mann ist gleichsam wie ein Schiff, das man am Horizont auftauchen sieht; zunächst erblickt man nur die Spitze des einen Mastes, dann die eines anderen, — und es dauert lange, ehe selbst der erfahrene Seemann genau weiß, mit was für einem Fahrzeug man zu thun hat. Zu dem Thema der Originalität muß ich noch eine Bemerkung machen; die Anwendung auf den Bärenhäuter und auf dessen Verfasser wird sich von selbst ergeben. Was ist denn eigentlich Originalität? Und warum verlangt man von ihr, sie solle „auffallend“ und „hervorragend“ sein? Daß sie bei den Größten nicht auffiel, haben wir eben

gesehen; sollte sie es bei den Kleineren? Ich fürchte, daß wir im gewöhnlichen Leben unter Originalität Etwas verstehen, das damit nichts zu thun hat: daß nämlich ein Mensch ein X dahin macht, wo eigentlich ein U hingehört. Goethe, der nicht müde wird, seinen Spott über die angeblichen „Originalgenies“ auszugießen, nennt sie „Narren auf eigene Hand“. Was ist also wirkliche Originalität? Originalität ist ganz einfach das freie Walten der Natur auf geistigem Gebiete. Die Steigerung findet gar keine Anwendung hier. Man ist originell oder man ist es nicht: und ein Geist fünfzehnten Ranges kann, was Originalität betrifft, einem Shakespeare ebenbürtig sein. Die Originalität ist — ich weiß, es hört sich paradox an, es ist aber doch richtig — die Originalität ist eigentlich etwas rein Passives; und deshalb weiß kein origineller Mensch, daß er es ist, und ist kein Mensch originell, der es sein will; denn Originalität ist diejenige Charakteranlage, durch welche ein Mensch der in ihm nach Ausdruck ringenden, gewissermaßen „unpersönlichen“ Natur freien Lauf läßt. Freilich erscheint uns in solchen Fällen die Persönlichkeit um so interessanter; doch kommt Das in Wahrheit daher, daß hier die Persönlichkeit dient, nicht gebietet. Das Schöpferische liegt jenseits des Intellektes; je deutlicher wir die Natur durch einen Intellekt — wie durch eine klare Fensterscheibe — erblicken, um so origineller dünkt uns die betreffende Persönlichkeit. Daher kann ein kleiner Geist eben so originell wie ein großer sein. Lawrence Sterne ist gewiß kein Shakespeare; er ist aber sein Genosse, was Originalität betrifft. Kein Deutscher ist origineller als Lichtenberg. Dabei fällt mir ein merkwürdiges Wort Richard Wagners ein: wir Menschen wären Alle Genies, wenn wirs nur wollten. Das kann sich doch offenbar nur auf Das beziehen, was ich hier als Originalität geschildert habe. Man kann doch unmöglich allen Menschen die aktive Befähigung zu höchsten Geistesthaten zusprechen, wohl aber die passive, so zu sein und sich zu geben, wie sie sind: Das aber ist Originalität oder, wie Wagner es hier nennt, Genialität. Ich meinte vorhin, Melodie sei hinströmende Natur; das Selbe gilt von uns Individuen, insofern wir originell zu sein, und Das heißt, die Natur frei mit uns walten zu lassen verstehen. Jeder von uns könnte seine eigene Melodie haben, ihm allein gehörig, „eine ewig neue Gestalt, doch immer das Alte.“ Und frage ich mich nun von diesem Standpunkt aus, auf welche Stufe der Geisteshierarchie Siegfried Wagner zu stehen kommen wird, so antworte ich ganz ehrlich: Ich für mein Theil habe keine Ahnung davon; doch Das glaube ich seinem Opus 1 sicher entnehmen zu können, daß er sein Leben lang seine eigene Melodie singen wird, und ich bin überzeugt, ein besserer Prophet als Lübcke zu sein, wenn ich behaupte, eine spätere Zeit werde ihm Originalität nicht absprechen.

Wien. Houston Stewart Chamberlain.

Das Gardecorps.

Nachdem kürzlich der Abgeordnete Richter im Reichstage die Existenzberechtigung des Gardecorps einer Kritik unterzogen hat, die viel Zutreffendes enthielt, erscheint es von Interesse, das Pro und Contra in einer unparteiischen Erörterung gegen einander abzuwägen.

Die hervorragenden militärischen Leistungen des Gardecorps in den letzten Kriegen, bei Königgrätz und bei Saint-Privat, stehen außer allem Zweifel und konnten auch von dem freisinnigen Führer nicht bestritten werden; aber Recht hatte er, als er darauf hinwies, daß heute im Kriege die Garde nicht anders verwendbar sei als jedes Liniencorps.

Die Zeiten sind vorüber, da man bei der geringeren Größe der Heere die Garde als die entscheidende Reserve in der Schlacht aufsparen konnte, um durch ihren Vorstoß im Augenblick der höchsten Krisis den Widerstand des Gegners zu brechen und den Kampf damit endgiltig zu entscheiden. Napoleon konnte Das: an Bravour, Gefechtstüchtigkeit und Qualität der Führer übertrafen seine Garden in jeder Hinsicht alle anderen Theile der französischen Armee und die Schlacht galt noch nicht für verloren, so lange es hieß: „La garde n'a pas encore donné“.

Die Garden entstanden überall aus den Leibwachen der Fürsten; im Laufe der Zeit entwickelten sie sich in Frankreich, Deutschland und Rußland zu großen Heereskörpern und wurden auch dann noch als die besonderen Stützen des Thrones und der Dynastie behandelt; in Rußland kann die Garde thatsächlich auch heute noch dafür gelten. Ihr Uebergewicht in der taktischen Leistungfähigkeit hat einmal dadurch gelitten, daß die moderne Heeresausbildung von allen Truppentheilen das selbe Niveau fordert, und ferner dadurch, daß die Fortschritte der Waffenwirkung auch minder tüchtigen Kräften ausgleichend zu Gute kommen. Trotz heldenmüthigster Tapferkeit war das preußische Gardecorps bei seinem ersten Angriff auf Saint-Privat nicht im Stande, die französischen Linientruppen zu werfen.

Wenn es also schon im Interesse des Gesammtheeres bedenklich ist, daß die Offiziere des Gardecorps sich ausschließlich aus denjenigen Elementen ergänzen, die durch ihre Lebenslage, ihre Familienverhältnisse und in ihrer Mehrzahl durch die Erziehung im Kadettencorps den werthvollsten Nachwuchs liefern, so erscheint die Bevorzugung des Gardecorps durch einen besonders ausgewählten Truppenersatz unbedingt nachtheilig. Der Monarch bedarf heute keiner Leibwache oder Leibtruppe mehr, am Allerwenigsten einer in der Stärke eines Armeecorps. Alle Armeecorps sind gleich kriegsmäßig ausgebildet und ihrem obersten Kriegsherrn gleich treu. Die Wehrordnung führt dem Gardecorps die körperlich und geistig begabtesten Militärpflichtigen

zu. Bestrafte und verheirathete Leute sind ausgeschlossen. Es erhält also in seinem Ersatz vorzugsweise die Elemente, die zum Unteroffizier und namentlich zum Unteroffizier in der Reserve und Landwehr geeignet sind; denn schon die Statur und körperliche Beschaffenheit sprechen bei einem Manne, der vor und in der Front als Befehlshaber aufzutreten hat, sehr erheblich mit. Die übrige Infanterie muß sich in Folge Dessen mit minderwerthigen Elementen begnügen. Die Linieninfanterie ist aber so wie so schon übel daran. Die neunzehn Jäger-Bataillone nehmen nach der Heeresordnung die „gewandtesten Militärpflichtigen“ in Anspruch und auch Feldartillerie, Fußartillerie, Pioniere und die schwere Kavallerie verlangen einen körperlich bevorzugten Ersatz. Um so bedauerlicher ist es, daß der Hauptwaffe, der Infanterie, durch die dreiunddreißig Bataillone und vierzig Escadrons des an Infanterie und Kavallerie besonders starken Gardecorps und durch die Leibregimenter der nicht preußischen Kontingente eine so beträchtliche Anzahl von qualifizirten Kräften entzogen wird, die nicht nur dem vom preußischen Kriegsminister lebhaft beklagten Mangel an Unteroffizieren des Beurlaubtenstandes abhelfen, sondern auch in der Gefechtslinie einen bei der moralischen Wirkung des heutigen Feuergefechtes besonders erwünschten Halt abgeben könnten.

Möge man dem Gardecorps seinen ausgesuchten Offiziersersatz lassen, um es als eine besondere Pflanzstätte altpreußischer Tradition und der in den maßgebenden Kreisen vertretenen jeweiligen neuesten taktischen Anschauungen zu pflegen: nicht nur ein beträchtlicher Theil seiner Offiziere, sobald er die Stabsoffizier-Charge erreicht hat, sondern auch höhere Gardebefehlshaber gehen bei Beförderungen zur Linie über und führen dieser in gewissem Umfang die ihnen gewordene Ausbildung zu. Anders steht es mit den Mannschaften, da sie doch auch nach ihrem Uebertritt zur Reserve dem Gardecorps verbleiben und der Linie also ein- für allemal entzogen werden. Bekanntlich sind preußische Generale von Autorität, darunter Prinz Friedrich Karl, Gegner der Garde gewesen und außer Preußen hat heute nur noch Rußland ein vollständiges Gardecorps. Mögen in Rußland politische Verhältnisse den Schutz der Dynastie durch ein Gardecorps verlangen: für Preußen wird Das Niemand behaupten. Die Garde wirkt hier leider als der Schwamm, der die militärisch brauchbarsten Elemente an Offizieren und Mannschaften auf Kosten des übrigen Heeresorganismus aufsaugt.

Ich spreche damit der Schule, die das Gardecorps für die Offiziere und namentlich für einen Theil der höheren Truppenbefehlshaber bildet, durchaus nicht ihren Werth ab. Solche, die sich im Gardecorps zu höheren Chargen nicht eignen, werden in die Linie versetzt und an ihre Stelle treten Linienoffiziere, die sich auszeichnen, namentlich Stabsoffiziere. Die höheren Befehlshaber im Gardecorps, vom Regimentskommandeur aufwärts, werden

dem Kaiser persönlich bekannt, werden danach für ihre spätere Verwendung ausgesucht und das Gardecorps bildet immerhin eine verhältnißmäßig größere Anzahl hervorragender Truppenführer aus als die übrigen Corps, während an der Besetzung der höchsten Heeresstellen alle Armeecorps gleichmäßig partizipiren. Das wäre nun aber offenbar bei jedem anderen Armeecorps, das in Berlin oder Umgebung garnisonirte, ganz eben so möglich und hängt von dem bevorzugten Mannschaftersatz nicht ab.

Es läßt sich nicht verkennen, daß eine gewisse Rancune in der Linie und somit in der Hauptmasse des Heeres gegen das Gardecorps vorhanden ist, weil es alle Vortheile eines besseren Avancements, des Garnisonirens in der Hauptstadt, zahlreicher Ordensverleihungen und einer auszeichnenden Uniform genießt. Die Hauptleute des Gardecorps werden in der Regel ein Jahr früher Majore als die Hauptleute der Linie und beinahe Alle erreichen mindestens die Stabsoffizierscharge. Wer einige Jahre Bataillonkommandeur im Gardecorps war, Dem ist die Stellung des Regimentskommandeurs so gut wie sicher. Diese Bevorzugungen verstimmen, weil ihnen keine entsprechend höheren Leistungen im Kriege zu Grunde liegen; außerdem stimmen sie nicht mit dem Charakter eines Volksheeres überein, in dem — wenigstens dem Buchstaben nach — selbst jedem Gemeinen „der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen stehen soll".

Der außerordentlich hohe Etat der Gardebataillone von 639 bis 660 Mann wird durch Rücksichten auf die Kriegsbereitschaft nicht gerechtfertigt, denn das Gardecorps wird später mobil als jedes andere Armeecorps, da es sich aus allen Provinzen Preußens und aus Elsaß-Lothringen rekrutirt. Seine Reserven treffen in Folge Dessen später ein als die Reserven der nach dem Territorialprinzip rekrutirten anderen Corps und es wird um einige Tage später transport- und marschbereit, um an die Grenze zu gehen. Das widerspricht dem sonst überall durchgeführten Zweck, thunlichst schnell die Offensive in Feindesland zu ergreifen. Das Selbe gilt für die Bildung der Reserve- und Landwehr-Regimenter des Gardecorps; und auch die Kontrole des Beurlaubtenstandes wird durch die Einrichtungen des Gardecorps erschwert. Diesen Bedenken gegenüber vermag der Werth der eigenthümlichen Traditionen des Gardecorps um so weniger ins Gewicht zu fallen, als sie auch bei Einführung des Ersatzes, den die übrigen Armeecorps haben, unverändert fortbestehen könnten. Weder zu repräsentativen Zwecken, noch um etwa möglichen Unruhen erfolgreich gegenüber zu treten, bedarf das Gardecorps seines hohen Etats. Er käme weit besser den Armeecorps an den Grenzen zu Statten. Aus Alledem ergiebt sich, daß ein Elitecorps nicht mehr erforderlich ist und daß sein bevorzugter Ersatz die Gesammtarmee schädigt.

Ein Gardeoffizier.

Klaus Groths Geburtstag.*)

Geht man in Kiel, vom düsternbrooker Wege beim botanischen Garten abbiegend, den lauschigen, von hochgelegenen Landhäusern bekrönten „Schwanenweg“ entlang, dann kommt man an einen kleinen, stillen Platz, in dessen Mitte ein junger Kastanienbaum seine Zweige über eine dreieckige Rasenfläche ausstreckt: den „Klaus-Groth-Platz“. Hier wohnt der Alte in einer netten, schlichten Villa. Und wer Glück hat, Der mag ihn an schönen Tagen wohl selbst, in der typischen Stellung hinter der Gartenpforte — Min Port —, stehen und hinausblicken sehen: die Unterarme stützen sich auf die braunen Holzlatten, in den Händen pendelt der Stock und die hellen Nordländeraugen richten sich auf uns, sehen durch uns hindurch, an uns vorbei, in die Ferne, in weite Ferne.

Ist er im Geist daheim in seinem dithmarsischen Lande auf dem Hügel der Haide und sieht über die Marsch hin, da, wo das Schlachtfeld von Hemmingstedt heute in üppigem Frieden liegt, Wiesen, Saatfelder, stille Dörfer und weit im Süden der Kirchthurm von Meldorf? Oder ist er im Geist auf dem Deiche?

„Ja, wat en Welt! Hier bet na 'n Himmel — Water!
Op de Sit allens grön — op de Sit grau,
Blot as en Snor de smale Dik dertwischen ...“

Oder ist es noch ein anderes Land als die Heimath, die er jeden Tag erreichen könnte, wenn er nur wollte, ist es das Land, das nirgends ist und doch einmal war, nach dem das Heimweh, nicht schmerzend, aber doch wehmüthig, aus der Gegenwart sich sehnt: die Kindheit?

Klaus Groths Dichten wurzelt in der Heimath und es hat diese Heimath nie verlassen. Bei seinen Bauern und Handwerkern und ihren Kindern sitzt man herum, in diesem und jenem Dorf; ein Ausflug in die kleine Landstadt, nach Haide oder Meldorf, ist schon eine Reise; und Rendsburg, Angeln, Hamburg sind wie das große Ausland. Man sitzt still. Der Horizont ist ja so weit, kein Berg beengt und weckt den Wunsch „Hinaus!“,

---

*) Am vierundzwanzigsten April wird der Quickborndichter, der vor zwei Jahren die Leser der „Zukunft“ mit seinem frischen, kraftvollen Burengedicht erfreute, achtzig Jahre alt. Von Klaus Groths Leben und Schaffen giebt das eben erschienene Volksbuch seines Landsmannes H. Siercks eine gute, fesselnde Darstellung. In der „Zukunft“ vom sechzehnten September 1893 hat Karl Eggers eine Studie über den ihm eng befreundeten Dichter veröffentlicht. Möge als Geburtstagsgabe auch die folgende Skizze vom Wesen des aufrechten Mannes willkommen sein, an den Friedrich Hebbel im November 1862 schrieb: „Uhland ist tot: nun kann Ihnen die Krone des Liedes Niemand mehr streitig machen.“

auch das flache Wattenmeer lockt nicht zu Abenteuern; man weiß, daß der Himmel sich überall gleich wölbt; und so bleibt man zu Hause. Es ist nichts Kleinliches in Groths Dichtungen, dazu ist sein Auge zu scharf, sein Herz zu warm, seine Natur zu gesund; aber wenn man sie mit Gottfried Kellers oder etwa mit Raabes Geschichten vergleicht, vermißt man die umfassendere Welterfahrung, die auch im individuellen Kleinleben das Typische sieht. Er giebt das Leben um sich herum, wie er es miterlebt hat: als sei sein eigenes Schaffen gar nicht darin. Wir kommen an einer Hausthür vorbei und sehen über den Flur, wir spähen durchs Fenster in das Haus, wir hören, was die Nachbarn munkeln, und erfahren, wies drinnen aussieht, ohne recht zu wissen, warum uns Das eigentlich interessirt. Nie wird man leidenschaftlich erregt, weder zur Lust noch zum Schmerz: eine schwere Resignation liegt auf allen Blättern. Groth selbst charakterisirt gelegentlich die Lebensauffassung des vergangenen Geschlechtes in seiner Heimath: „Man leet dat all kam un gan, as't keem un gung, wenn man ni jüs wat op't Geweten harr. Dat weer ja wat anners. Awer Schicksaln, de nu de Minschen verrückt maken warn, de drog man as sin dägli Plicht un Arbeit. Wat weer dat? Religion? Gottvertru'n? Glikgültigkeit? Oder weer't Leben ok ni so vel werth as nu, dat man dar vel um jammert, wenn't ni recht is as't sin kunn? — Ik weet ni." Das ist auch der Eindruck, der von allen seinen Schöpfungen bleibt. Da ist kein jugendlicher Ungestüm, kein Schäumen und Bäumen, nichts von Liebestollheit, Ueberschwang und Trotz. Auch die patriotische Wallung, der Haß gegen die dänische Fremdherrschaft klingt mehr wie ein unterdrückter Wuthschrei als wie stürmischer Thatendrang.

Mit der Resignation verbindet sich, wie Das bei einem Niederdeutschen nicht überrascht, ein Hang zur Melancholie, vorzüglich in seiner Lyrik. Gewiß: manches Heitere, allerlei Idyllen, Thierfabeln, Kinderreime, Priameln schwimmen und springen lustig in seinem Quickborn herum; allein Das, was vorherrscht und die zarten Stimmungbilder durchtränkt, ist doch eine tiefe Wehmuth, die manchmal sogar über den Gleichmuth siegt. Der alte Obbe, min Jehann: er braucht nur an sie zu denken, — und man sieht ihn traurig den Kopf schütteln. Seine Heimath ist ihm nicht geraubt, aber sie ist ihm auch nicht geblieben: das Land seiner Kindheit sucht er vergebens. Denn was das reifere Leben ihm bescheren konnte, Das mag er nicht allzu hoch anschlagen:

„Dat keem so wit, ik heff se sehn,
De Welt dar buten voer:
Ik wull, se weer man half so schön,
As do min Platz voer Doer."

In solchen Liedern hat er seinen tiefsten Ton gefunden.

Zum allgemein Menschlichen tritt hier das Bewußtsein, eine Sprache zu reden und zu lieben, die dem Untergange geweiht ist. Ist sein hochdeutsches Gedicht „O wüßt' ich doch den Weg zurück", das Johannes Brahms so wunderbar komponirt hat, nicht wie die Klage des niederdeutschen Volksgeistes um das theure Gut der Sprache, die einst Vornehm und Gering mit einander verband in den gleichen rechschaffenen Herzenstönen, — einer Sprache, rein von allem Zierrath und Lug der Bildung, in der man nicht umschreibt, nicht deutelt und nicht künstelt, die derb und ungeschminkt ist und doch in jeder Silbe reich und innig wie Mutterlaut. Ein „Dialekt" ist die plattdeutsche Sprache seit bald dreihundert Jahren, daran ändert Klaus Groths Protestiren leider nichts mehr, — und als Dialektdichter hatte er es besonders schwer und doch auch besonders leicht. War er doch der Erste; und junges Ackerland ist wohl schwer zu bearbeiten und zu reinigen, aber es trägt dafür auch reichste Frucht. Seine ersten Verteлln sind von einer rührenden stilistischen Unbeholfenheit; lauter kurze Hauptsätze, wie die wortkargen Leute von der Waterkant sie eben sprechen. Sie zeigen, wie sehr der Sprache alle Schulung fehlte; ein Anknüpfen an die großartige Vergangenheit der plattdeutschen Prosa des späteren Mittelalters war nicht mehr möglich. Noch mehr Schwierigkeiten bot die gebundene Rede. Hier steht Klaus Groth in der Tradition der hochdeutschen Dichtung seiner Zeit und übernimmt ihre Formen, sogar das Sonett und den Hexameter.

Es konnte kaum zwei verschiedenere Naturen geben als Fritz Reuter und Klaus Groth. Jener, derb bis zur Roheit, witzig, erfahren, mit prächtiger Beobachtungsgabe ausgestattet, skizzirt mit breiten Kohlestrichen, Dieser ist still und abgeschlossen, von reichem Innenleben und einem hin und wieder fast „modern" anmuthenden Interesse für das psychologisch Intime; ich erinnere nur an „Peter Plumm" und an den „Heisterkrog". Hatte Reuter die ursprünglichere Begabung, so ist Groth doch der größere Künstler und die geistig höher stehende Individualität.

So ist er denn auch langsamer in den breiten Schichten zur Anerkennung gekommen als Jener. Aber desto sicherer wird er nicht vergessen werden. Die Zahl seiner Verehrer wächst noch heute, da er seinen achtzigsten Geburtstag feiert und der „Quickborn" bald vor dem fünfzigjährigen Jubiläum stehen wird. Seine Lieder klingen durch die Dörfer und Städte des Holstenlandes; seine Gedichte zählen zu den wirkungvollsten Vorträgen an Volksunterhaltungabenden; der Literaturkenner nennt seinen Namen, unbeeinflußt von der Tagesmode, in Liebe und in mancher Hausbibliothek greift sich der rothe Einband des Quickborn von Jahr zu Jahr mehr ab, zwischen anspruchsvollen Büchern mit berühmteren Namen, die aber das Regal nie verlassen.

Gustav Kühl.

Drei Skizzen.

I. Die Insektensprache.

Eines schönen Sommerabends saß ich in einem Birkenwäldchen und grübelte den Geheimnissen des Lebens nach. Welche Fragen hat der Mensch wohl beantwortet? Die Entstehung der Welt, die Beschaffenheit der Seele, der Zweck des Lebens, der Urgrund der Wahrheit, der Begriff der Schönheit, die absolute Norm des Rechts: sind Das nicht uralte und ewige Räthsel?

Während ich also nachsann, fiel mein Blick auf den Grabenrain der Wiese, der längs den Birken hinlief. Da war ein kleiner Erdhöcker, höher, dürrer und häßlicher als alle die anderen, und darauf saßen eine Wespe, eine Ameise, ein Eulenfalter, eine Mücke und eine Florfliege bei einander: eine eigenthümliche Gesellschaft, die schlecht zusammenpaßte. Alle sahen jämmerlich schwach und elend aus. Die Wespe konnte sich kaum noch rühren, die Ameise lag auf der Seite und suchte vergeblich, sich aufzurichten, der Eulenfalter ließ seine braunen Flügel schlaff herunterhängen, die Mücke hatte keine Fühlhörner mehr und die Florfliege hatte den Glanz ihrer Regenbogenfarben gänzlich eingebüßt. Wahrhaftig, eine traurige Sippschaft!

Mir schien, daß säuselnde und klagende Töne von ihnen ausgingen, und ich lauschte . . . erst verstand ich nichts . . . Aber je länger ich zuhörte, desto besser glaubte ich, zu verstehen. Schließlich kam Sinn und Zusammenhang in die abgebrochenen Laute.

„Ach, wir Unglücklichen!" surrte die Wespe. „Auf solche Weise verurtheilt zu sein und sterben zu müssen! Sind unsere Vergehen auch groß, so ist unsere Strafe doch noch größer. Ausgestoßen für immer aus der Gemeinschaft der ehrlichen Leute, ohne Obdach und Nahrung, müssen wir an Hunger und Durst elendiglich zu Grunde gehen. Dazu foltert uns unaufhörlich die Erinnerung an unsere Schlechtigkeiten!"

„Was hast Du denn begangen?" seufzte die Mücke.

„Ich darf es kaum aussprechen," erwiderte die Wespe, „denn es ist unerhört. In frevelhaftem Uebermuthe wagte ich, mein Nest von Birkenrinde zu bauen, obgleich unsere heiligen Gesetze vorschreiben, nichts Anderes als Rinde der Eberesche zu verwenden."

„Entsetzlich!" wimmerte der Eulenfalter. „Aber meine Sünde ist noch größer. Zerbiß ich doch die Grashälmchen in der Mitte, gegen das Gebot der Kirche, sie an der Wurzel abzubeißen."

„Und ich," klagte die Ameise, „ich erbarmte mich eines geliebten Männchens nach der Zeit des Schwärmens und reichte ihm Nahrung, obgleich die Natur nicht will, daß die Männchen dann noch fortfahren, zu leben; von keiner Gemeinschaft sollen sie weiter unterhalten werden und selbst können sie sich nicht ernähren."

„Auch ich", weinte die Florfliege, „habe Heiligstes geschändet und, der strengen Lehre trotzend, meine Eier an Gräser, statt an Rohrhalme, geheftet. Jetzt erleide ich den gerechten Lohn für meine Thaten."

„Meiner Fühlhörner bin ich beraubt", schloß die Mücke, „und das Leben

wurde mir abgesprochen, weil ich mir während eines heiligen Tanzes verruchter Weise den Kopf mit dem Hinterbein kratzte."

„Unendliche Qual!" wimmerte jetzt der ganze Chor. „Will der Tod denn nicht nahen, unser Erlöser?"

Da erhob ich mich, zertrat sie Alle und ging von dannen, — ganz froh, als ob ich ein gutes Werk gethan hätte.

II. Der Säeplatz der Welt.

Eines Tages ging ich hinaus nach dem Säeplatz der Welt; wissen wollte ich, was die Menschen thäten.

Es war ein großes Feld mit vielen Abtheilungen und in jeder Abtheilung waren viele Säemänner. Um das Feld herum standen noch mehr Menschen und sahen der Arbeit zu, selbst aber thaten sie nichts. Ihre Züge waren so ausdruckslos, daß ich mich fragen mußte, ob es wirklich Menschen wären. Vielleicht sahen sie nur so aus.

Durch das Feld zog sich ein breiter Weg, auf dem eine wimmelnde Menschenmenge vorwärts drängte. Ich folgte dem Strome, um genauer zu betrachten, was da geschah.

In der ersten Abtheilung waren die meisten Säemänner. Welch Lärm und Toben! Während sie säten, sangen sie laut und tanzten; sie lachten und schrien; und kaum hatten sie eine Hand voll Samen ausgestreut, so zertraten sie ihn in der dünnen Erdschicht, die nur hier und da den steinigen Boden bedeckte. Verlorene Blumen leuchteten dazwischen auf, ohne daß sie beachtet wurden; auch erloschen ihre bunten Farben und ihr lieblicher Duft in einem Augenblick und sie standen fahl und verwelkt da. Zwischen den nächsten Schranken war das Getöse nicht minder betäubend, aber doch hatte Alles einen anderen Charakter. Das Leben war weniger ausgelassen, trotz den leidenschaftlich bewegten Zügen und den heftigen Rufen, die über die Lippen stürmten. Der niederfallenden Saat entsprossen Blumen, blaßroth und blaßgelb, die einen einschläfernden Duft ausströmten und kaum einen Tag überdauerten.

Die nächste Abtheilung war stiller. Keine erregten Mienen waren mehr zu sehen, kein Ruf war zu hören. Sie säten in ruhigem Rhythmus; und als Bild Dessen, was sie hervorbringen wollten, stand neben ihnen Geldgras mit schweren Fruchtdolden.

Wie soll ich weiter alle verschiedenen Felder schildern, die ich sah, und all die wechselnden Menschengruppen auf den Feldern? . . . Die Welt hat so viele Säemänner, wie Sandkörner am Meere sind.

Allmählich hatte sich die Menge um mich her gelichtet, die Einen nach den Anderen hatten sich den Säemännern beigesellt, deren Arbeit ihnen am Besten gefiel. Ich ging nicht mehr im Gedränge und konnte das Schauspiel um so ungestörter beobachten. Bald vernahm ich Jubel und Gelächter, bald Weinen und Wimmern, bald Ergüsse der Liebe und Güte, bald Ausbrüche von Haß und Bitterkeit. Millionen über Millionen Samenkörner fielen nieder und gingen verloren; nur verhältnißmäßig wenige trieben Schößlinge. Blumen wiegten sich, Schilf winkte, Büsche belaubten sich und Bäume wölbten ihre Zweige.

Je länger ich aber der Wegrichtung folgte, um so geringer wurde auch

die Zahl der Säemänner. Beinahe am Ende des Feldes gewahrte ich eine ganz kleine Schaar, die, obwohl in der selben Schranke, doch nicht zusammen zu halten schien. Jeder Einzelne dieser Säemänner ging für sich. Sie hatten bleiche, ausgehöhlte Wangen und einen Zug fester Entschlossenheit um die trotzigen Lippen; ihre Kleidung war abgenutzt und fadenscheinig. Mit bedächtiger Sorgfalt, nachdem sie zuvor den Boden wohl untersucht hatten, legten sie hierhin und dorthin ein Samenkorn, deckten fette Erde darüber, lockerten den kleinen Fleck ringsum und gossen Wasser in das dürstende Erdreich.

Neugierig war ich, zu erfahren, was sie säten, und so näherte ich mich vorsichtig Einem unter ihnen und fragte ihn.

Und ohne von seiner beharrlichen Arbeit aufzusehen, sprach er:

„Wir säen für die Zukunft!"

Noch ein Feld war übrig, und da ich nun alle anderen gesehen hatte, wollte ich auch dieses kennen lernen.

Hier gingen nur zwei, drei Säeleute.

Seltsam sahen sie aus! Waren sie fröhlich oder traurig, jung oder alt, häßlich oder schön? Ich weiß es nicht. In ihren Gewändern leuchtete das dunkelste Schwarz neben dem glänzendsten Roth, in ihrem Lächeln hingen Thränen und in ihren Blicken lag eine wehmüthige Freude. Sie glichen Fürsten und zugleich doch Sklaven, Reichen und zugleich doch Bettlern, Schönhäßlichen, Weisheitnarren.

Am Seltsamsten aber war ihre Saat. Sie schütteten mit vollen Händen Samen aus, schimmernd wie Diamanten. Die Luft glitzerte wie von regenbogenfarbigen Kristallen und von leuchtendem Goldstaub; die Samenkörner wirbelten in Wolken auf zum Himmelsgewölbe, aber sie schienen nicht wieder herabzufallen.

Und noch neugieriger war ich, zu erfahren, was diese Männer thäten. Ich faßte Muth und fragte auch sie, was sie säten.

Da antwortete Einer von ihnen und warf mir eine Hand voll knisternd zerstäubender Aussaat ins Gesicht:

„Wir säen für eine Zukunft, die niemals sein wird!"

Ich wollte weiter schreiten, aber er hielt mich fest:

„Der Weg ist zu Ende. Weiter kannst Du nicht gehen."

„So will ich zurück", antwortete ich ihm.

„Unmöglich! Das kann nicht sein. Wer einmal den Säeplatz der Welt betreten hat, muß auf einem seiner Felder bleiben und keine Umkehr giebt es von einem späteren Felde zum früheren. Du hast das letzte Feld erreicht: hier mußt Du beharren."

„Aber was soll ich bei Euch thun?" flüsterte ich entsetzt.

„Uns fehlt ein Handlanger, Winde zu sortiren, Sonnenstrahlen einzufangen, Staubkörnchen genau zu zählen und in den Sand zu schreiben . . ."

III. Streifen an . . .

Die Menschenwelt ist wie ein Kreis, innerhalb dessen alle Seelen sich bewegen. Einige befinden sich im Mittelpunkt und halten sich ohne Schwierigkeiten im Gleichgewicht, andere sind an den Radien entlang hinausgeklettert und wippen

darauf behaglich hin und her, andere endlich sind bis nah an die Peripherie gelangt. Das sind die Umkreismenschen.

Aber damit sind die verschiedenen Klassen noch nicht erschöpft, denn es giebt auch Solche, die ich Grenzmenschen nennen möchte. Diese haben die schwingende Mauer der Peripherie erklommen und blicken von da manchmal nach den Jedermannswegen des Menschenlebens, manchmal nach der anderen Seite hin, für deren Bilder die Phantasie nur blasse Farben und für deren Töne die Sprache nur matte Worte hat.

Was sie empfinden, ist ein „Streifen an . . ." Was sie sehen und hören, will ich mit einigen Federstrichen zu zeichnen versuchen . . . Aber glaube nicht, theurer Leser, daß Du es ganz begreifen kannst, es sei denn, daß Du selbst ein Grenzmensch bist. Doch zum Glück werden Wenige von dieser Gattung geboren. Unter Tausenden giebt es vielleicht kaum einen Grenzmenschen. Ich will aber doch schreiben, was ich darüber weiß; denn Allen gab Gott die Ahnung, aber nur seinen Sorgenkindern gab er den Gedanken.

Sieh, wie sich am Horizont eine schimmernde Stadt erhebt. Herrliche Menschen wandeln in Palmenhainen, Freude strahlt aus ihren Gesichtern, jubelnde Schaaren schwingen den Thyrsos und harmonische Musik erschallt aus den Pfeilerhallen der Tempel. Liebe prangt in unvergänglicher Schönheit, Tugend in erhabener Hoheit und Lebensfreude bechert in rubinfarbigem Wein. In unbewölktem Frieden schüttet die Sonne ihre goldgelben Strahlenlocken über den weißen Marmor aus, das blaue Zelt des Himmels senkt liebliche Silberquasten auf die Thürme herab und der Wind bietet duftenden Trank in luftigen Pokalen.

Streifen an . . . .

Was wollt Ihr, dunkle Geister? Grinsende Hexen mit Basiliskenblicken, kupferhäutige Schlangen, die grünlichen Eiter speien, lebende Bäume mit tausend ringelnden Aesten, eiskalte Kröten mit lüsternen, dünnen Lippen, Totenköpfe mit Augen wie Irrlichter! Ihr kommt mir näher . . . näher . . . näher. Euer stinkender Athem umqualmt mich, Klauen greifen und Mäuler saugen. Wohin soll ich fliehen?

Streifen an . . . .

Sie kommt mir entgegen, die Göttin der Güte. Wie ihre tiefen Augen strahlen, wie ihre Stirn leuchtet von der Glorie der Entsagung! O, Du Heilige, Du Dich Opfernde, wer kann Entzückungen gewähren wie Du, an sich ketten wie Du? Ich strecke meine Hand aus, um die Deine zu fassen . . .

Das Böse ist ewig, das Gute zufällig. Auf dem Grunde jeder Seele ruht der Keim des Bösen, der aufsprießt und hundertfältige Frucht trägt. Sei edel, — und Du wirst gehaßt werden; sei gütig, — und Du wirst verachtet sein; sei wahr, so wirst Du belogen; sei freigiebig: Du giebst doch nie genug! Ja, wenn Du Alles hingäbest, was Du besitzest, und Leib und Seele dazu, sie würden nach Mehr schreien . . . Und wenn Du Alles in Demuth und Liebe verschenktest, sie würden sagen, daß Du es aus niedrigen Gründen thatest. Widerstrebe nicht dem Bösen, denn es ist des Lebens Grund!

In einer Wagschale von funkelndem Wahrheitkristall mit Gewichten von unverfälschtem Gold wiegt die Göttin der Gerechtigkeit Alles, was ist, — Alles, was geschieht. Sie wiegt Sonnen und Planeten, Nebelflecke und Sternensysteme,

Gottesthaten und Menschenwerk, Eintagsgedanken und Alltagsspiel, — und siehe: sie giebt Allem, was ihm zukommt. Unerschütterlich geht sie ihren Gang durch Zeit und Ewigkeit. Nie versagt sie, nichts vergißt sie, Alles lenkt sie. Ich eile, sie anzubeten, und . . . .

Gehüllt in einen Schleier, der die fließenden Linien ihrer Gestalt bedeckt, aber nicht verhüllt, schleicht sie zu mir heran und betrachtet mich aus dunklen, traurigen Augen. Sie sagt, es sei nicht das Böse, das auf dem Grunde von Allem lagert; sie sei es, die Alles leitet, sie: die süße Melancholie. Sie weint in den Sternen, sie droht in den Wolken, sie seufzt im Meere, sie stöhnt im Winde, sie ringt die Hände im Sturm, sie wüthet im Orkan und rast im Erdbeben. Und in allen Herzen hat sie ihren Thron aufgeschlagen; dort lehnt sie im Trauerschleier und schlägt die Laute der Todessehnsucht und singt: „Von hinnen! Warum zögerst Du?"

Mit riesenstarken Schwingen durchschneidet der goldschwarze Phönix des Zweifels den Weltenraum. In jeder Nacht wird er verbrannt in dem sich selbst speisenden Ofen des Schlafes und an jedem Morgen erhebt er sich kräftig und kühn wieder aus der Asche. Seine gekrümmten Klauen zerreißen Alles, worauf Du das Leben und das All aufbautest. Denken wird zur Plage, Wollen zum Entbehren, Fühlen zur Krankheit. Es giebt kein Recht, keine Schönheit, keine Güte, keine Wahrheit. Selbst ein Schein, lebst Du ein Scheinleben in einer Scheinwelt.

Streifen an . . . .

Und es giebt noch viel mehr, was ein Grenzmensch sieht und hört, wovon ich aber in Worten keine Rechenschaft geben kann.

Die Centrumsmenschen suchen, die Radienmenschen, und die Radienmenschen, die Umkreismenschen an sich zu reißen; denn, wo Jeder von ihnen steht, da glaubt er, daß die Wahrheit und das wirkliche Gleichgewicht zu finden seien. Alle aber kehren sich gegen die Grenzmenschen, um sie von der Mauer herunterzuzerren, von der aus so viel zu sehen ist, was ihnen verborgen bleibt. Sie sind immer die Sieger. Als sie Sokrates zwangen, den Giftbecher zu leeren, als sie den Nazarener ans Kreuz schlugen und als sie Savonarola den Flammen überantworteten: stets waren sie äußerlich die Sieger. Und noch an dem Tage, der heute ist, werden die Grenzmenschen geopfert, Alle, die den unwegsamen Pfad der Einsamen wandern, — durch die Wüste, an deren Ende sie eine Salzsäule finden, um ihre verdorrten Lippen darauf zu drücken. Die Vielzahl herrscht über die Wenigen. Wenn aber die Grenzmenschen herrschten, würde diese Welt nicht mehr sein, sondern umgeschmolzen werden zu einem Abbild der hellen Gesichte, die der entzückte Prophetenblick streift. Denn die dunklen Bilder jenseits der Mauer sind nur Reflexe dürftigen Menschendaseins, dagegen sind die herrlichen, harmonischen, lebensfrohen blitzgleiche Enthüllungen einer besseren Welt, an die eben nur die Grenzmenschen streifen.

Oestersund. Victor Hugo Wickström.

Hütten und Zechen.

Mit immer wachsendem Eifer betreiben die Eisen- und Stahlwerke den Ankauf von Kohlengruben. Da dieses Bemühen die älteren Erweiterungpläne der großen Zechen zu durchkreuzen droht, entsteht jetzt ein doppeltes Ringen, dessen Echo bis in den unsicheren Depeschentheil der Zeitungen hallt. Hausse und Baisse wechseln dabei in den Kursen; und die Leute, die zu ihrem Leidwesen den bekannten und vielumneideten Uebernahmekonsortien fern stehen, wittern, wie gewöhnlich, nur Agiogeschäfte, statt auf den Grund der Dinge zu dringen.

Es wäre ja ganz schön, wenn die großen Dividenden unserer Kohlengesellschaften der Eisenindustrie, aus deren Anschaffungen sie doch meist gezahlt werden, zufließen könnten. Scheinbar würden solche Verschmelzungen auch dem modernen Drang nach Konzentration der Betriebe entsprechen; und den mit den Werken so innig verbundenen Bankiers wäre damit eine recht anheimelnde Thätigkeit gesichert. Doch auch hier giebt es eine Kehrseite der Medaille. Erstens gehört zu solchen Transaktionen viel Geld, das heute und noch auf lange Zeit hinaus fehlt. Und zweitens: wäre das Geld selbst da, — wo sind die Zechen, die man so leicht erwerben könnte? Die Kuxe der besten werden zwischen 6000 und 10 000 Mark notirt und die noch Zuschüsse brauchenden sind nicht einmal so billig zu haben wie in normalen Zeiten. Sind aber wirklich günstige Zahlenverhältnisse vorhanden, dann muß das Kaufobjekt doch auch noch dem Käufer benachbart sein. Und endlich ist es zwar sehr angenehm, in fetten Jahren die hohen Dividenden an Rohstoffen, die man einst theuer bezahlte, selbst zu schlucken; um so mehr drücken dann aber die Sorgen in mageren Jahren, wo man für ganz neue Kapitalien vergebens genügende Verzinsung sucht. In solchen Jahren erst würde die nothwendige geschäftliche Reibung zwischen Produzenten und großen Konsumenten schmerzlich vermißt werden. Der dann eintretende Zustand würde an das Verfahren gewisser illustrirter Blätter erinnern, deren Besitzer in großkapitalistischem Uebermuth, um ihr Geld unterzubringen, Papiermühlen kauften und nun den Lesern schlechtes Papier liefern, weil es ihrem in andere Richtung gelenkten Interesse entspricht. Man kann ruhig behaupten, daß die Nachtheile solcher Industrievereinigungen die etwa erreichbaren Vortheile fast völlig verdunkeln.

Aber es giebt Nothstände, in denen alle Bedenken schweigen, und solche Nothstände sind es in der That, die unsere Hütten vor die Frage gestellt haben, ob ihre Lieferungfähigkeit weiter von dem guten Willen der Zechen abhängen darf. Wir leben in Zeiten, wo der Hunger nach Kohle einfach jeder Beschreibung spottet. Trotz einer Mehrförderung von fünf Millionen Tonnen haben nicht einmal die preußischen Staatsbahnen, die einen mit der wachsenden Zahl ihrer Güterzüge stetig wachsenden Verbrauch aufweisen, das ihnen vom Ruhrsyndikat geschuldete Quantum voll erhalten können; sie mußten sich in sächsischer, böhmischer und schlesischer Kohle decken. Wenn Solches selbst Staatsbahnen passirt, die doch immer bevorzugt werden, dann kann man die lauten Klagen unserer Hütten und Fabriken kaum für übertrieben ansehen. Mir sind Werke in den Revieren von Siegen und Luxemburg bekannt, die augenblicklich jeden geforderten Preis für Koks anlegen würden und dennoch nichts erhalten können, denn wenn Kohlen rar sind, sind es auch Koks, da sie nur aus Kohlen gewonnen werden. Die

neuen Hochöfen dieser Werke liegen still und die Anlagezinsen, die dadurch verloren gehen, machen weit mehr aus als selbst ein exorbitant hoher Kokspreis. Und wie dort die Hochöfen nicht angeblasen werden können, weil es an Koks fehlt, so können vielfach neue Schachteinrichtungen der Zechen nicht in Betrieb gesetzt werden, weil es an den dazu nöthigen Händen fehlt. Die ungefähr zweihunderttausend Bergleute der Gruben des Ruhrbezirkes genügen nicht mehr. Auch ist in Folge der höheren Löhne, wenigstens vorübergehend, die Arbeitleistung pro Mann und Schicht geringer geworden. Wie es heißt, ist die Jahresproduktion von Koks für 1900, trotzdem sie um eine Million Tonnen größer ist als der Durchschnitt des laufenden Jahres, schon jetzt total ausverkauft und die weitere Nachfrage für das nächste Jahr ist geradezu stürmisch. Das zeigt, daß unsere Großindustriellen auf eine noch stärkere Anspannung der Produktion rechnen.

Da die Interessenten nun sowohl einem Kohlen- wie einem Kokssyndikat gegenüberstehen, ist ihr Bestreben, sich von Beiden möglichst unabhängig zu machen, sehr begreiflich. Dem Bochumer Gußstahlverein ist Das bekanntlich schon lange — seit 1868 — gelungen; er fördert jährlich ungefähr 700000 Tonnen aus eigenen Gruben. Die Laurahütte hat es in den Jahren 1897/98 sogar auf 1 900 000 Tonnen gebracht und davon nur ein Viertel selbst verbraucht. Sollten diesen berühmten Mustern andere Hütten folgen, so würde damit der große Kohlenverkaufsverein in Essen an Mitgliedern verlieren. Denn die sogenannten Hüttenzechen brauchen ihren Ueberschuß nicht durch jene Centralstelle verkaufen zu lassen, wenn sie nur den Kartellpreis innehalten. Trotz verschiedenen Dementis könnte es sich bestätigen, daß der hörder Bergwerksverein die Zeche „Tremonia", (Kohlenförderung: 234 000 Tonnen, Koksproduktion: 42 000 Tonnen) aufkauft. Diese Fettkohle gilt nicht einmal als sonderlich gut und doch kosten die Kuxe über 3000 Mark. Als sehr gut gilt dagegen die Kohle der vom Stahlwerk Hoesch erworbenen „Westphalia", deren Kuxe heute etwa 13 000 Mark notiren.

Uebrigens entscheidet nicht allein die Qualität. Die Werke wollen die fünfzehn Mark Fracht sparen, bauen sich daher um die Zechen herum auf und richten ihre Heizunganlagen möglichst nach der Art der Kohle ein. Am Häufigsten wird die gewöhnliche melirte Kohle verfeuert, neuerdings wird aber auch Gasflammkohle wieder geschätzt. Das hängt mit ihrem reichlichen Vorkommen im Norden von Westfalen zusammen. Dort liegt noch dazu die Zukunft unserer Ruhrkohle, nachdem das südliche Westfalen schon stark abgebaut ist. Oft hört man jetzt von „Sonnenschein" sprechen: dieses durch seine Größe berühmt gewordene Flötz zieht sich durch eine ganze Anzahl von Zechen hindurch. Es liefert eine besonders beliebte Kohle, die halb fett, halb mager ist. Ziemlich geheim sind bisher die schwebenden Verkaufsverhandlungen wegen der Zeche „Hannibal" gehalten worden, deren tägliche Förderung 90 Doppelwaggons — gegenüber 50 bei der „Tremonia" — ausmacht. Ihre Kuxe stehen etwa 7500 Mark und die Kohle gilt als gut. Da bei jeder Umschreibung von Kuxen die Bücher der Gewerkschaft offen vorzulegen sind, fehlt es den Inhabern in der Regel nicht an Offerten von interessirter Seite. Auf direktem Wege läßt sich aber selten eine Majorität gewinnen; dazu gehören Umwege und vor Allem eine genaue Kenntniß von Land und Leuten. Der Kuxenhandel ist eine rheinisch-westfälische Eigenthümlichkeit und Alterthümlichkeit und es ist manchmal erheiternd, zu sehen, bei welchen an-

scheinend ganz fernliegenden Gelegenheiten unversehens Kuxe ausgeboten und gekauft werden. Auch wegen der Zeche „Blumenthal“ ist eine bemerkenswerthe Aktion im Gange und der Preis der Kuxe, deren niedrigster Stand im Vorjahre 8900 Mark war, geht jetzt bis 16000. Es handelt sich da um Gas-, Gasflamm-, Fettflamm-, Schmiedekohlen und Koks. Die Kohlenförderung allein erreicht 500000 Tonnen. Der Preis ist offenbar hoch und der Entschluß, ihn zu zahlen, wird hoffentlich nicht allein daraus zu erklären sein, daß das selbe düsseldorfer Bankhaus an der Leitung der Gewerkschaft betheiligt ist, das, als die harpener Gesellschaft den Ankauf von „Centrum“ plante, den Vorspanndienst geleistet hat. Ob das Gerücht, daß die Hibernia-Gesellschaft erweitert werden solle, wahr ist, läßt sich noch nicht beurtheilen. Von solchen Verhandlungen erfährt der außen Stehende eben so wenig wie von dem Delagoabaivertrag. Einen Fingerzeig giebt es immerhin, daß die in der Hibernia einflußreiche Handelsgesellschaft kürzlich auf ihr zugeschriebene neue industrielle Unternehmungen hin im Kurse gestiegen ist. Mit der Zeche „Dannenbaum“, die fusionirt werden soll, ist die Dresdener Bank liirt. Da das Aktienkapital aber elf Millionen Mark beträgt, also doch sehr ansehnlich ist, darf man annehmen, daß „Dannenbaum“ eher ankaufen als verkauft werden wird. „Courl“ mit sechs Millionen Mark Aktien, die allerdings auf 165 stehen, wird vielleicht vom Schaaffhausenschen Bankverein bearbeitet.

Die anderen Abnehmer von Kohlen und Koks zeigen einstweilen für alle diese Transaktionen nur geringes Interesse. Sie, die Händler, wissen eben genau, daß sich damit für sie nichts ändern kann. Ihre Lieferunganspprüche werden in Essen unter Verzögerungen und Schwierigkeiten aller Art erfüllt und bei neuen Abschlüssen müssen sie sich oft sogar Theilquantitäten gefallen lassen, die für sie kaum noch einen Werth haben. Je weiter entfernt die Abnehmer sind, desto schlechter fahren sie und nur die Rhedereien, vor Allem in den Ruhrhäfen, werden ununterbrochen bedient.

Ueber der ganzen Marktlage hängt aber wie ein Damoklesschwert der Strike. In Belgien feiern bereits Tausende von Grubenarbeitern; und der Strike hat einen Grund, der jeden Tag auch bei uns wirksam werden kann: die Arbeiter fordern höhere Löhne, entsprechend den höheren Dividenden. Diese Ausgleichstendenz geht mehr oder weniger offen durch beinahe sämmtliche Eisenbranchen und macht weder vor einer sonst humanen Behandlung noch vor musterhaften Wohlfahrteinrichtungen Halt. Unter der Hand geben die Prinzipale leichter nach, als wenn es dazu kommt, daß sich die Kräfte öffentlich messen. Eigentlich sollten aber verständige Leute es nachgerade als selbstverständlich und billig ansehen, daß die Arbeiter von glänzenden Geschäftserträgnissen gleichfalls einen Vortheil haben wollen. Treten solche Forderungen an unsere Montanindustriellen heran, so werden sie sich also hoffentlich nicht vom Geist Stumms durchtränkt zeigen. Denn ein Strike im Ruhrkohlengebiet würde heute unserer ganzen Industrie einen lähmenden Schlag versetzen. Freilich haben es auch die Arbeiter in der Hand, durch gemäßigtes und versöhnliches Verhalten einer Katastrophe vorzubeugen, die sie selbst nicht minder hart treffen würde. Denn auch im Mai thut der Hunger weh.

Pluto.

Theaternotizbuch.

Nichts Neues von Belang vor den Coulissen. Hebbels mächtiges Herodesdrama, von dem noch zu sprechen sein wird, gehört, da es schon vor ungefähr zwanzig Jahren im Hoftheater aufgeführt wurde, selbst für Berlin nicht mehr zu den „Novitäten". Und was sonst auf die Bühne kam —, „Hans", ein nettes Theaterstück des Herrn Dreyer, „Die Erziehung zur Ehe", ein frisches, nur leider nicht straff genug umwickeltes Witzpacket des Herrn Hartleben und die schwächlichen „Lumpen" eines wienerischen Herrn Leo Hirschfeld —, Das bietet dem Betrachter keinen brauchbaren Stoff. Höchstens wäre noch zu erwähnen, daß neben der „Puppe", dem — ohne Herrn Alexander schwer erträglichen — „Schlafwagenkontroleur" und dem unter der Mittelmäßigkeit gespielten Sensationstück „Zaza" auch Shakespeares „Caesar" die Kasse füllt. Wer wagt da noch, zu behaupten, daß die Reichshauptstadt kein kunstsinniges Theaterpublikum hat? Aus dem von den Coulissen begrenzten, dem Bönhasenblick verschlossenen Bezirk aber sind zwei Vorgänge zu melden, die flüchtiger Betrachtung nicht unwerth sind: ein häßlicher und ein froh zu begrüßender. Vor ein paar Wochen hat sich der Schauspieler Hermann Müller erschossen. Er war früher eine Weile am berliner Hoftheater thätig gewesen, mußte, weil er sich eines Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit schuldig gemacht hatte, von der Hofbühne scheiden, kam dann ans wiener Burgtheater, konnte sich dort nicht durchsetzen und kehrte nach Berlin zurück, wo er unter der Direktion des Herrn Dr. Brahm im Deutschen Theater spielte. Für große Aufgaben reichte sein Talent nicht aus; Gestalten wie Philipp von Spanien, Mephisto, Falstaff und Orgon konnte er, trotz einer als Theaterkind früh erworbenen Routine, nicht lebendig machen und seinen kräftigeren Vater, den hannoverschen Hofschauspieler, der den Berlinern Dörings beste Rollen vorzuspielen wagen durfte, erreichte er nie. In manchen Episoden aber half sein sicherer Bühnenblick, half seine Gewandtheit ihm zu starken Wirkungen. Er hatte sprechen und den gelenkigen, sehnigen Körper regiren gelernt und mit offenem Auge viele gute Schauspieler gesehen; und da er meist grelle, leicht plastisch zu gestaltende und im Bretterjargon dankbar genannte Episoden spielte, war er bald ein Liebling der nicht gerade mehr verwöhnten Theatergemeinde aus dem berliner Westen. Sachverständige hätten sein mimisches Können sehr viel geringer geschätzt als etwa das der Herren Nissen, Reicher, Kraußneck, Sauer und Keßler; doch in einer Stadt, wo den Damen Groß und Prasch Starstellungen eingeräumt werden, nimmt mans mit der Talentwerthung nicht so genau. Da entscheidet die gute Rolle über das Schicksal des Spielers; und als Herr Müller in der unselig „Versunkenen Glocke" den Brunnengeist Nickelmann gespielt hatte — eine kinderleichte Rolle, die jedem Provinzkean ein Rühmchen eintrug —, galt er als großer, genialisch schaffender Künstler. Das wird begreiflich scheinen, wenn man erfährt, daß in der Vossischen Zeitung ganz ernsthaft erzählt wurde, der Nickelmann sei Herrn Müller nur deshalb so glänzend gelungen, weil der Mime vorher Stunden lang im berliner Aquarium das Seelen- und Sinnenleben der Frösche beobachtet habe. Wo das angeblich gebildetste Publikum sich mit solchen Kindereien bewirthen läßt, ist der Theaterruhm billig ... Aber die Frage, ob man Herrn Müller ein Bischen höher oder ein Bischen geringer zu schätzen hat, ist recht unbeträchtlich. Nur gegen den Versuch, aus dem tüchtigen Theaterspieler, der sich selbst den Tod gab, nun einen Heiligen zu machen, muß end-

lich einmal protestirt werden. Erst las man Nekrologe, in denen die Größe seiner Kunst und die Reinheit seiner Seele verherrlicht wurden. Dann bereiteten seine Kollegen eine öffentliche Gedächtnißfeier und priesen den Adel seiner Gesinnung, die Feinheit seines Empfindens und die „Heiligkeit" seines Wesens. Und schließlich wurde, unter Mittheilung phrasenhafter Komoediantenbriefe, in den Zeitungen von Reportern „die Wahrheit über die furchtbare Tragoedie" enthüllt, die das Ende des Schauspielers herbeigeführt haben soll. Sunt certi denique fines. Oder hat Horaz geirrt? Müller war ein Exhibitionist. Er konnte dem perversen Trieb nicht widerstehen, vor Kindern seine Genitalien zu entblößen, und ist dabei mehrfach in der Nähe der Spielplätze des Thiergartens beobachtet worden. Einmal war er wegen dieses Vergehens schon bestraft worden; jetzt drohte ihm eine zweite Anklage und sichere Verurtheilung, — er zog es vor, seinem traurigen Dasein selbst ein Ende zu machen. Nur Pharisäer werden ihm Mitleid versagen. Er war ein kranker, unglücklicher Mensch. Ueber die Art seiner Erkrankung hat Krafft-Ebing in der Psychopathia Sexualis gesagt: „Die läppische Art dieser Geschlechtsbethätigung oder eigentlich sexuellen Demonstration weist auf intellektuellen und ethischen Schwachsinn oder wenigstens auf temporäre Hemmung intellektueller und ethischer Funktionen bei gleichzeitig erregter Libido auf Grund einer erheblichen Bewußtseinstrübung hin... Es sind dem paralytischen Blödsinn verfallene oder auch durch Alkoholismus, Epilepsie u. s. w. geistig defekte Individuen. Manche Fälle von Exhibitioniren erinnern an die Gepflogenheit junger, mehr oder weniger noch bübischer, sexuell erregter Leute, aber auch gar mancher erwachsenen Cyniker von tiefstehender Moral, die sich damit vergnügen, die Wände öffentlicher Aborte u. s. w. mit Bildern männlicher oder weiblicher Genitalien zu besudeln, — eine Art von ideellem Exhibitioniren, von dem aber zum reellen noch ein weiter Schritt ist... Eine andere Kategorie von Exhibitionisten wird durch Epileptiker gebildet. Sie unterscheidet sich von der vorigen wesentlich dadurch, daß ein bewußtes Motiv für das Exhibitioniren fehlt, dieses vielmehr als eine impulsive Handlung erscheint, die, ganz ohne Rücksicht auf die äußeren Umstände, im Sinn einer krankhaften organischen Nöthigung sich den Vollzug erzwingt." Man mag annehmen, daß Müller zu dieser Kategorie gehörte und in den Stunden wachen Bewußtseins ein durchaus ehrenwerther, sittlich empfindender Mensch war. Seine Freunde mögen ihn leise betrauern, Fremde dem Unglücklichen ein mitleidiges Gedenken bewahren, — mit der öffentlichen Heiligsprechung eines Menschen, der, schamlos entblößt, gierig um Kinderspielplätze strich, soll man uns nachgerade aber verschonen. Exhibitionisten werden sonst, ohne Rücksicht auf ihren krankhaften Zustand, in den Zeitungen als Scheusale vorgeführt, die, um ihren thierischen Trieb zu stillen, die Phantasie unschuldiger Kinder vergiften, und als Auswurf der Menschheit in den Abgrund verdammt. Der verständiger Urtheilende wird in ihnen Kranke sehen, die, als antisozial wirkende Erscheinungen, unschädlich gemacht werden müssen, und er wird denken, daß der arme Schauspieler in seinem Elend noch zu beneiden war, da er zur rechten Stunde den Muth fand, sich selbst, als einen Schädling, aus der Welt zu schaffen, ehe ein Gerichtsspruch seinem Leben im Gefängniß oder im Spital ein schlimmeres Ende bereitet hätte. Die widrige Sensationensucht aber, die sich nicht entblödet, mit einem gemeingefährlichen Kranken, der sich selbst ein gerechter Richter wurde, einen ekeln Kultus zu treiben, mußte an einer Stelle wenigstens hell beleuchtet werden.

* * *

Viel, sehr viel erfreulicher ist der andere Vorgang aus der Theatersphäre. Ein Damenkomitee, an dessen Spitze die klugen und feinen Schauspielerinnen Fräulein Luise Dumont und Frau Franziska Ellmenreich stehen, erbittet von wohlhabenden, in einem gewissen Luxus lebenden „Damen der Gesellschaft“ Balltoiletten, Straßenkleider, Handschuhe, Ballblumen, Hüte, Wäsche, Federn, Fächer, Schuhzeug und ähnliche zum Frauenputz dienende Dinge. Diese Gegenstände sollen an bedürftige Schauspielerinnen vertheilt und ihnen damit die Möglichkeit, mit ihrem — meist sehr kargen — Gehalt auszukommen, erleichtert werden. Auch jährlich zu zahlende Beiträge — von drei Mark aufwärts — werden von der „Centralstelle für die weiblichen Bühnenangehörigen Deutschlands“ gern angenommen und dem selben Zweck zugeführt. Wer je in die Theatermisere hineingesehen und erfahren hat, welchen verzweifelten Kampf die Frauen in diesem Beruf heutzutage durchfechten müssen, um mit ihren Toiletten dem Anspruch des Publikums und der lieben Direktoren annähernd zu genügen, Der wird, so weit ers vermag, das gute Werk zu fördern suchen. Es braucht kein Geist aus dem Grabe zu kommen, um uns zu sagen, daß mit solchen Kleinigkeiten eine gründliche Reform des Theaterwesens nicht zu erreichen ist, und die Luxusdamen der wiener Bühnen brauchen flinken Interviewern nicht vorzujammern, daß durch öffentliche Aufforderungen zur Hilfeleistung „das soziale Niveau der Bühnenkünstler erniedrigt wird“. An eine Ausbaggerung des Theatersumpfes ist heute, wo wir unter großbourgeoiser Herrschaft amerikanischen Bühnenzuständen zusteuern, nicht zu denken; eben so wenig an eine Organisirung der Theaterleute, die schon empört sind, wenn die Polizei sie gegen die Auswucherung durch Agenten schützen will; und das „soziale Niveau der Bühnenkünstler“ wird nicht erhöht, wenn die Theatermädchen sich prostituiren müssen, um üppige Toiletten und reichen Schmuck zu tragen und so den Pächtern ihrer Talente die Fortführung der Direktion zu ermöglichen. Wohlhabende Frauen können mit ihrem abgelegten Putz, Händler mit den nicht mehr verkäuflichen Modellen manchem Talent den Weg erleichtern. In großen Städten findet man die holden Spargenies, die ein Jahresgehalt von tausend Mark beziehen, nur auf Seide gearbeitete Kleider à fünfhundert Mark tragen und ihrer Modistin vorstöhnen, welche Umstände ihnen die drei Pferde machen, die sie im Stall haben. Diese „Künstlerinnen“ brauchen keine Hilfe; sie wissen sich selbst zu helfen, können journalistische Gourmets zur Tafel laden, werden in den Rennberichten und in den Ballplaudereien erwähnt und mit stolzem Lächeln von den Direktoren gemustert, wenn sie in neuer Modellrobe und mit glitzernden Edelsteinen auf die Bretter rauschen. In der Provinz aber quält sich manches arme Ding die Nächte hindurch, um sich ein hinter der Rampe prächtig scheinendes Fähnchen zurechtzuschneidern, und bringt es, trotz allem Mühen und Rackern, doch zu nichts, weil es die gewünschte Eleganz nicht leisten kann. Ist es nicht hübsch, daß glücklichere Spielerinnen diesen Armen jetzt helfen wollen? Und soll man, statt über die Unsittlichkeit des Theatervolkes zu zetern, nicht Das wenigstens vom Ueberfluß spenden, was einen Theil dieses Nothstandes beseitigen kann? Wer da mit gerümpfter Lippe von „Almosen“ redet, unter denen die Künstlerwürde leiden muß, Der vergißt, daß es sich nur um die Frage handelt, ob mittellose Theatermädchen von den Herren oder von den Damen der reichen Gesellschaft Hilfe annehmen sollen. Mindestens werden die Damen nicht so innigen Dank begehren wie die Kavaliere, die Talente „entdecken“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. April 1899.

Guthmann.

„Alt-Moabit 11, Kriminalgericht!" Es ging durch die Puppenallee, an der steifen Front der Markgrafen vorbei, die im Mondlicht steinernen Modellen schlechter Theaterfigurinen glichen. Der Himmel war wolkig; und nur, wenn der alte Wanderer da oben den Dunstschleier abschüttelte, leuchtete das junge Grün der Thiergartenbäume hell durch die warme Frühlingsnacht. Mein Taxametermann, ein gar nicht proletarisch gestimmter Philosoph, hatte natürlich gewittert, daß sein Fahrgast nach Moabit wollte, um dem Schlußakt des Mordprozesses beizuwohnen, der seit fast zwei Wochen in der Hauptstadt und über ihr Weichbild hinaus den Gesprächsstoff lieferte; ein Urtheil riskirte er nicht, rülpste nur Etwas von Dreyfus und Esterhazy und meinte, es sei Unsinn, um eine Gassendirne so viel Lärm zu machen. „Ob von so'ne Sorte mal Eine dran glauben muß oder nich, dadrum reiß' ich mir kein Bein aus!" Eine ehrenwerthe Stütze der bürgerlichen Ordnung. Aber er fuhr gut. Generalstab, Bierkunstpark, Landgericht. Der Kutscher wollte nicht warten; sein Gaul habe für heute genug. Vor den rothen Mauern nur recht spärliche Menschengruppen. Ein paar Prostituirte mit ihren bezahlten Buhlen. Nur zwei von der feineren Sorte, Apollotheater, die, in Bloomers, auf ihren Rädern wohl von Halensee herbeigeeilt waren, — auf die Gefahr, zu spät in die Amor-Säle zu kommen. Noch giebt es also selbstlose Opferwilligkeit in dieser argen Welt ... Ein Kriminalbeamter plaudert leutsälig mit einem Dienstmann, der den Schlußbericht in die Redaktionen radeln soll. Die

werden wissen, wie weit es ist. „Eben hat die Rechtsbelehrung begonnen.“ O weh: Das kann drei Viertelstunden dauern. Aber die Geschworenen werden nicht lange berathen. Der Staatsanwalt glaubt ja selbst nicht mehr an die Möglichkeit einer Verurtheilung. Hat er denn nicht Freisprechung beantragt? Die Beiden scheinen mich für verrückt zu halten. Warum?... Das begreife ich erst, als ich bei Peter Becker das Abendblatt des Lokal-Anzeigers lese. Der Staatsanwalt Plaschke war also wirklich tollkühn genug, die Anklage nicht preiszugeben und feierlich zu erklären, er halte „nach bestem Gewissen“ den Schneidergesellen Hugo Guthmann des Mordes für schuldig. Er konnte es über sich gewinnen, nach dem völlig negativen Ergebniß einer zehntägigen Beweisaufnahme den Geschworenen zu empfehlen, sie möchten einen Menschen, gegen den nicht das Allergeringste bewiesen war, auf das Schaffot schicken. Schlimm für ihn; er ist ein leidlich geschickter Durchschnittsprokurator, Couleurtypus, noch nicht allzu verstaubt; die schwere Niederlage, die ihm heute sicher ist, wird seiner Laufbahn nicht förderlich sein. Schlimm aber auch für das Ansehn der preußischen Staatsanwaltschaft, das hier nur gewahrt werden konnte, wenn die auf Sand gebaute Anklage freiwillig fallen gelassen wurde. Der Oberstaatsanwalt Drescher ist ein verständiger, erfahrener Mann, der einsehen muß, daß es dem Prestige der Behörde, deren Chef er ist, nicht zuträglich sein kann, wenn einer ihrer Vertreter in einer wichtigen, weithin beachteten Sache eine so unglückliche Hand zeigt... Es wird laut im Lokal. Die Rechtsbelehrung ist beendet, die Geschworenen haben sich zurückgezogen, das Publikum, das Stunden lang, um nur ja nichts Sensationelles zu versäumen, in der Stickluft des Schwurgerichtssaales ausgeharrt hat, sucht endlich Erholung. Richter, Anwälte, Journalisten, Prozeßhyänen, ein paar geputzte, schwitzende, stark parfumirte Damen. Draußen ists jetzt gewiß angenehmer. Ein warmer Nachtwind hat die Wolken verjagt und um den fast vollen Mond blinken die Sterne.

Einer, der in Moabit den Stoff zu „Stimmungbildern“ sucht, begrüßt mich unter dem Kandelaber: „Auch mal hier? Na, was glauben Sie?“

„Ich war nicht drin. Aber die Freisprechung ist ja sicher.“

„Oho! Das hat noch Keiner gesagt. Sie waren eben nicht drin. Plaschke hat sehr wirksam gesprochen, viel besser als damals bei Ihnen.“

„Wirklich? Mag sein; daß es drin so klang; ein überhitzter Gerichtssaal hat seine eigene Akustik. Ich habe eben einen sehr ausführlichen Bericht über sein Plaidoyer gelesen und bin noch unter dem Eindruck des Entsetzens. Die älteste, gröbste Technik! Unendlich viel schlechter als der Staatsanwalt

Kanzow, der die Sache gegen Koschemann führte. Das Leitmotiv ist freilich das selbe; Kanzow löste es aus der rhetorischen Instrumentation, als er sagte, ein Mensch, bei dem ein Dietrich gefunden werde, müsse sich gefallen lassen, als Dieb behandelt zu werden, bis er den Beweis seiner Unschuld erbracht habe. Da haben Sie das Schlüsselwort zu der Räthselpforte, die bis ins Innerste der modern scheinenden Rechtspflege führt. Erinnern Sie sich, wie der Vorsitzende am ersten Verhandlungtage mit Guthmann umsprang? Wie mit einem überführten Verbrecher, dem man die Frechheit, noch leugnen zu wollen, mit harter Rügerede austreiben müsse. Ob der Landgerichtsrath Boisly, der aus seiner Aktenkenntniß die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten schöpfte, sich gar nicht fragte, wie die suggestive Art seiner Haltung auf die Geschworenen wirken werde? Aber so ists bei uns ja fast immer; und dann rümpfen wir über die Rechtsbräuche anderer Völker die Nase ... Und beinahe immer sind auch die Staatsanwälte vom Kaliber Ihres heutigen Helden. Nach dem Prozeß Heinze wurde den Vertheidigern eingeschäft, nicht zu vergessen, daß es auch ihre Aufgabe sei, das Recht zu suchen, den Pfad zur Wahrheit zu finden. Wann wird man diesen einfachsten Grundsatz der Kriminaljustiz den Staatsanwälten ins Gedächtniß zurückrufen, die ein Witzbold ironisch bald schon in einen Gegensatz zu den Anwälten des Rechtes bringen könnte? Da werden Päane zu Ehren des Herrn Manau angestimmt, der in Paris als Generalprokurator für die Unschuld Alfreds Dreyfus ficht. Was hier, in der Heimath, geschieht: darum kümmert sich kein Mensch. Kommt es denn überhaupt noch vor, daß ein Staatsanwalt auch die für den Angeklagten sprechenden Momente betont? Das wäre doch einfach seine Pflicht, für deren Erfüllung er aus unserer Tasche bezahlt wird. Nein: Alles, was die Polizei kritiklos zusammengetragen hat, auch das längst Widerlegte, wird noch einmal in ein dem Ankläger möglichst günstiges Licht gerückt und als ‚zweifellos erwiesen und unanfechtbar' hingestellt. Jeder Belastungzeuge ist ein Ehrenmann, jeder Entlastungzeuge verdächtig. Ist der Angeklagte unbeholfen im Ausdruck, durch das Kreuzverhör scheu gemacht, durch die Angst um Leib und Leben verschüchtert: die Verworrenheit seines Wesens verräth deutlich die Schuld. Zeigt er sich sicher, redet keck, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und hat auf jeden Einwurf eine pfiffige Antwort: die Frechheit dieses geriebenen Burschen verdient exemplarische Strafe. Ist er ungebildet, ein Analphabet aus der Hefe des Volkes: ein so tief stehendes, rohes Subjekt wagt den Angriff auf unsere heilige Rechtsordnung! Hat er ein Bischen Kulturschliff und benimmt sich gewandt: bei dem Bildungsgrade des Angeklagten

ist ein hohes Strafmaß geboten. Versagt sein Erinnerungvermögen: Schuldbeweis; ein ordentlicher, anständiger Mensch weiß nach zehn Monaten noch ganz genau, was er an einem bestimmten Tage seines Lebens zwischen acht und neun Uhr vormittags gethan, wo er sich aufgehalten, mit wem er gesprochen, welchen Rock er getragen und wo er einen Cognac getrunken hat. Ist sein Gedächtniß gut: Schuldbeweis; nur ein abgefeimter Verbrecher kann sich so für jede Minute einen Alibibeweis ergrübelt haben ... Es wäre zum Totlachen, wenn es nicht gar so traurig wäre und bitter an Figaros Zornruf mahnte: C'est dégrader le plus noble institut! Kein Rechtsanwalt besseren Schlages nimmt zu solchen Mitteln seine Zuflucht; er wahrt wenigstens den Schein der Objektivität und opfert, um Etwas zu retten, einzelne Theile der vertheidigten Position. Mußte Ihr Herr Plaschke heute nicht offen bekennen, daß die Beweisaufnahme nichts, rein gar nichts, zu Tage gefördert habe? Daß ers nicht that, daran trägt nicht er persönlich, sondern die schlechte Tradition, in deren Bannkreis er seine Nummern abmacht, die Schuld. Er schiebt mit verächtlicher Handbewegung die Guthmann günstigen Zeugenaussagen der Prostituirten und Zuhälter hinweg; wer wird solchem Gesindel Glauben schenken? Sehr richtig. Wenn aber die vagirende Miß Pade und die ärztlich kontrolirte Lady Goltze Räubergeschichten erzählen, dann sind sie dem Ankläger als werthvolle Helferinnen willkommen. Er nennt bündig bewiesen, was in zehn Tagen nicht einmal wahrscheinlich geworden ist. Und er nimmt sogar die groteske Graphopsychologin ernst, die mit dem Professortitel ihres seligen Gatten herumstolzirt, und lobt über den Klee den Schreibsachverständigen Grabow, der — pends-toi, Bertillon, tu n'as pas deviné cela! — die ungeheure Entdeckung gemacht hat, daß die meisten Menschen in einem Winkel von achtundfünfzig Grad schreiben. Fabelhaft, nicht wahr? Nein! ... Ich bin kein Bewunderer der Laienjudikatur. Das aber machen berliner Geschworene nicht mit."

„Hören Sie mal! ... Ich habe während der Rechtsbelehrung fürs Morgenblatt ein Stimmungbild angefangen. Das paßt dann ja nicht!"

„Ihr mit Euren Stimmungbildern! Ihr seid die Rechten. Die Polizei ändert sich nicht; sit ut est, aut non sit. Der Kriminalinspektor Braun war natürlich froh, als er seinen Mörder hatte, und läßt ihn sich nicht mehr rauben. Er hat sich einen Kolportageroman zusammengestoppelt, der seinem Bedürfniß genügt und seiner Autoreneitelkeit schmeichelt; und er kämpft für Amt und Reputation. Das wird nicht anders werden, so lange Leute ohne jede kriminalistische oder gar psychologische Vorbildung, Leute, die, bis sie ergrauten,

die Unteroffizierstressen trugen, die für die Strafjustiz wichtigste Vorarbeit besorgen und ihr — meist geradezu lächerliches — ‚Material‘ an die Staatsanwaltschaft liefern. Der heutige Prozeß zeigt an einem Schulbeispiel, was dabei herauskommt, und sollte endlich einmal dem possenhaft veralteten System den Todesstoß geben. Immerhin: Herr Braun und seine Leute glauben wenigstens, was sie sagen, glauben an die nächtigen Zusammenhänge zwischen einer Dirnengilde und einer organisirten Zuhälterzunft, die es in Berlin gar nicht giebt, die in ihrem Sinn aber das Spukleben einer Würgerbande führt, während in der berlinischen Wirklichkeit diese flottirenden Elemente des Lumpenproletariates sich höchstens in Grüppchen zusammenfinden. Aber Ihr! Euch ists nur um die Sensation zu thun. Ihr wollt einen Mörder, weil ein Mörder für Wochen gern gekauften Stoff liefert. Erst zetert Ihr über die Unfähigkeit der Polizei, weil ihrs nicht in acht Tagen gelingt, zu entdecken, wer ein Frauenzimmer gemordet habe, das in jeder Nacht vier-, fünfmal und manchmal noch öfter mit aufgelesenen, betrunkenen, vielleicht irrsinnigen Bummlern in die Dachspelunke kletterte, um für ein paar Pfennige diesen Gentlemen als Spermatozoidenausguß zu dienen. Und dann, wenn die Anklage erhoben ist, geht Ihr mit der selben, eben noch geschmähten Polizei durch Dick und Dünn. Dann ist Alles wahr, was Kommissare, Agenten und Schutzleute ‚ermittelt‘ haben; nur immer mehr noch herbei: die Leser sind auf den Geschmack gekommen und schlürfen wollüstig das aus Blut und Brunst gemischte Parfum in die Nüstern. Während der Verhandlung druckt Ihr alle den Angeklagten belastenden Aussagen fett und schildert in Euren eklen und albernen Stimmungbildern sehr anschaulich seinen Verbrecherschädel oder sein Raubvogelgesicht ... Als das von dem Kriminalinspektor Braun über ‚seinen‘ Mörder ermittelte Material bekannt wurde, mußte jeder kühle Beurtheiler erkennen, auf wie schwankem Grunde diese künstliche Nothkonstruktion stand. Habt Ihr das Anklagegebäude kritisch geprüft? Nein. Habt Ihr auch nur das winzigste Bruchstückchen zur Ermittlung der Wahrheit herbeigebracht? Nein. Wie gierige, perverse Kinder habt Ihr in dem Unrathhaufen herumgestochert und ein schrilles Wehgeschrei ausgestoßen, als die sogenannte Oeffentlichkeit des Verfahrens beseitigt wurde. Nicht etwa aus ernsten, prinzipiellen Gründen, nicht, um die täglich rücksichtloser geübte Sitte auszuroden, nach der unsere Richter sich befugt wähnen, die kargen Reste der Kontrolmöglichkeit beliebig wegzuräumen, — nein: weil es so wunderschön gewesen wäre, den Lesern den Defilirmarsch der Dirnen vorzuführen. Daß auf die Aussagen dieser

Gesellschaft nichts zu geben ist, wissen Sie selbst ganz genau. Ein Policeman, hat Tarnowsky gesagt, herrscht unumschränkt über das ganze Heer der Prostituirten in seinem Bezirk. So ists nicht nur in England; und wenn aus diesen gehetzten, verängstigten Frauenzimmern nichts dem Angeklagten Ungünstiges herauszubringen ist, dann muß seine Sache gut stehen, denn jedes Kontrolmädchen und jeder Zuhälter leistet der Polizei gern einen Dienst. Ihr aber hockt auf der Hintertreppe, begafft, wie das Wundmal einer Heiligen, den Melodramenzettel mit der angeblich blutigen Schrift, macht Stimmungbilder und möchtet am Liebsten eine Stimmungjustiz haben. Ihr unterstützt den gemeingefährlichen Brauch, vom Angeklagten, statt ihm seine Schuld zu beweisen, den Beweis seiner Unschuld zu fordern, eine Methode, die heute viel schlimmer wirkt als irgend ein Beweisverfahren aus der Zeit der Ordalien und Gottesurtheile, und wettert, ganz im Stil der schlechtesten Gerichtspräsidenten, gegen den frechen Burschen, der den Frevel zu leugnen wagt."

... Der Stimmungbildner war völlig verstört. „Ja", stammelte er, „soll man für diesen Guthmann denn etwa noch Sympathie ..."

„Was geht mich Herr Hugo Guthmann an? Ob er schneidert oder vom Hemdzins seiner Mädchen lebt, kümmert mich nicht und für das heuchlerische Gewinsel über die Prostitution, die Ihr doch Alle braucht, ohne die Eure Bourgeoisie einem schmutzigen Kaninchenstall gliche, fehlt mir der Sinn. Hier handelt es sich um das Recht, um sonst nichts. Dafür, daß Guthmann die Prostituirte Bertha Singer ermordet hat, ist nicht der Schatten eines Beweises erbracht. Ein Motiv zur That ist nicht zu erkennen und heute, nach neunmonatiger Untersuchung und zehntägiger Hauptverhandlung, spricht noch nicht einmal ein ernsthafter Verdacht dafür, daß Guthmann die Singer überhaupt kannte. Solche Prozesse sind im letzten Lebensjahr des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptstadt des Deutschen Reiches möglich, allwo man die Hände ringt, weil ein Akt der von der Presse unterstützten Stimmungjustiz den edlen Herrn Dreyfus auf die Teufelsinsel verbannt hat. Und Sie Fabrikant von öffentlicher Meinung, Sie Volkserzieher glauben noch, erwachsene Männer könnten sich entschließen, auf Grund einer solchen Beweisaufnahme einen Menschen dem Beil des Scharfrichters auszuliefern!"

... Wir hatten uns verschwatzt. „Freigesprochen!" rief von der Treppe ein Herr mit rothem Shlips seiner Trauten zu, die das Kopftuch fester knüpfte und sich in des Liebsten Arm hing. Der Stimmungbildner war schnell wieder heiter geworden. „Ich bin mit Guthmanns Bruder sehr gut. Ich werde ihn in der Gerichtslaube drüben erwarten. Man muß sich zu helfen wissen. ... Vielleicht kann ich den Kellner-Hugo fürs Morgenblatt interviewen."

Die Arbeiterpolitik des deutschen Absolutismus.

Das fünfzehnte Jahrhundert und die erste Hälfte des sechzehnten waren das goldene Zeitalter des deutschen Gesellenstandes: das Handwerk war überall lohnend, die Arbeit daher sehr gesucht, die Gesellen lokal und in vielen Branchen sogar über weite Gebiete des Reiches vorzüglich organisirt, ihr Auftreten vom Geiste der Solidarität beherrscht, das Ansehen und der Einfluß ihrer Verbände bei den Meistern bedeutend; und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Arbeitbedingungen eine wesentliche Verbesserung erfuhren. Der Lohn stieg, die Arbeitzeit wurde verkürzt und die Abhängigkeit des Gesellen von seinem Meister ganz erheblich gemildert. Aber mit dem Anbruch der neuen Zeit hebt, wenn auch nur äußerst langsam sich durchsetzend, eine Reaktion an, die mit der ganzen Richtung der wirthschaftlichen und politischen Entwickelung dieser Zeit eng zusammenhängt. Diese Entwickelung ist durch den Rückgang der städtischen und gewerblichen Kultur, etwa von 1550 bis 1700 während, und durch das Aufkommen der Territorialregirungen charakterisirt. Die Macht der Hansa hielt nicht Stand, die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien schwächte die Bedeutung der deutschen Reichsstädte für den internationalen Handel und der Dreißigjährige Krieg mußte in Tausenden von Gemeinwesen auf Jahrzehnte hinaus alle Wohlhabenheit vernichten. Um so mehr mußte die natürliche Tendenz der Zünfte, einseitig das Interesse der Meister wahrzunehmen, wegen der wirthschaftlichen Noth der Zeit sich geltend machen. Sie wurden in der Aufnahme immer exklusiver, häufig wurde die Zahl der Mitglieder direkt auf eine bestimmte Zahl fixirt, die Eintrittsbedingungen wurden durch Erhöhung der Eintrittsgelder und sonstige, häufig ganz muthwillige Bedingungen für Alle, die nicht Söhne oder Schwiegersöhne der Meister der fraglichen Zunft waren, immer härter und unerfüllbarer, die Thätigkeitgebiete der einzelnen beruflich verwandten Zünfte wurden wegen der bornirten Eigenliebe aller Betheiligten immer sorgfältiger von einander abgegrenzt und gaben immer häufiger Anlaß zu Streitigkeiten und Prozessen, die sich dann wieder Jahre lang hinzogen. Und die ganze Wirthschaftpolitik der Städte, die früher immerhin das Wohl der unteren Schichten nach Möglichkeit durch ein System umfassender und tiefgreifender Maßregeln gesichert hatte, wurde jetzt den Interessen der einflußreichen Zunftmeister dienstbar gemacht. Für den größten Theil der deutschen Städte galt, so weit die rein städtische Verwaltung maßgebend war, was Schmoller in seinen Untersuchungen über das brandenburg-preußische Innungwesen dieser Zeit von den märkischen Städten konstatirt: hier „war in den oligarchisch sich abschließenden Bürgermeister-, Patrizier- und Brauercliquen mehr Luxus als Bildung, mehr Hoffahrt und Uebermuth als Tüchtigkeit und Kraft; das

Interesse reichte über die Rathsstube, die Stadtkirche und die Kanzel nicht mehr hinaus; man klagte über schwere Zeiten und die Schelmerei und die Praktiken der großen Herren und fischte dabei selbst in immer schamloserer Weise im Trüben, ließ Alles im alten Schlendrian gehen, sah aus Gefälligkeit den reichen Meistern durch die Finger. Mit der wachsenden wirthschaftlichen Noth und Engherzigkeit waren die Räthe auch immer bereiter, kurzsichtige Beschlüsse der Innungen zu genehmigen; und jeder schriftlich fixirte und genehmigte Beschluß der Innung, besonders, wenn er die Konkurrenzregulirung betraf, hatte durch diese Fixirung eine andere Bedeutung: er wurde zum wohlerworbenen Recht. Hatte früher der Rath einmal genehmigt, daß ein oder zwei Jahre kein neuer Meister aufgenommen werde, weil es an Absatz fehle, so stand jetzt im Statut, daß das Gewerk auf sechs Bäcker beschränkt sei, und dabei blieb es nun. Hatte in älterer Zeit der Rath einmal den Krämern oder den fremden Händlern im Jahrmarkt den Verkauf einer Waare erschwert, so war Das vorübergehend gewesen; jetzt wurde für immer jede solche Schranke in die Statuten aufgenommen; neue kamen hinzu, die alten wurden nie mehr beseitigt; die einflußreichen Brauer, Bäcker, Fleischer, Krämer arbeiteten dabei einander in die Hände. Was einst eine je nach den Konjunkturen schwankende Maßregel der städtischen Wirthschaftpolitik gewesen, wurde jetzt mehr und mehr ein wachsendes Bollwerk gegen jede Konkurrenz." Mit Recht meint deshalb Georg von Below, daß aus dieser Zeit das Wort Zunftgeist seine unangenehme Nebenbedeutung erhalten habe.

Unter solchen Umständen mußte sich die Lage des Gesellenstandes um so eher verschlechtern, als in dieser Epoche durch die Einfuhr und erhöhte Produktion von Edelmetallen ein sehr beträchtliches Steigen aller Waarenpreise, also auch der Lebensmittel, stattfand; denn unter den erwähnten Umständen, wo die Meister sich selber so häufig nur kümmerlich nährten und eine festgeschlossene, obrigkeitlich gestützte Kaste bildeten, konnten die Gesellen schwerlich eine den gestiegenen Waarenpreisen entsprechende Erhöhung der Löhne durchsetzen. Immerhin war die Macht der Gesellen bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein noch bedeutend genug: die Verbindung zwischen den Gesellen aller Orten war eine so enge, daß ein Meister oder selbst die ganze Zunft einer Stadt, die „geschmäht" war, keine gelernten Arbeitkräfte anzuwerben vermochte. Und weil die Zunft diesen Einfluß der Gesellenkoalition kannte, legte sie sich, bei deren Streitigkeiten mit der Obrigkeit, gern gerade zu Gunsten der Gesellen ins Mittel.

Aber der freie Spielraum, der auf diese Weise noch lange Zeit den Gesellenverbänden gegönnt war, wurde von ihnen in der Hauptsache nicht ausgenutzt, um die materielle, moralische und intellektuelle Hebung ihres Standes durchzusetzen, sondern, um gewisse Unarten des Gesellenlebens weiter zu pflegen, vor Allem, um den Zechcomment und einen ganz verschrobenen

Ehrbegriff auszubilden. Sie wurden so nicht selten den modernen Studentenverbindungen ähnlicher als den Arbeiterkoalitionen. Das gesteht auch der kommunistisch gesinnte Historiker Bruno Schoenlank zu: „Die starren Formen der Organisation waren geblieben, in der Stickluft jener Zeit aber war die frische, jugendkräftige Bewegung elend zu Grunde gegangen. Ein kindisches Spiel mit dem Flittertand unverstandener Sitten, ein wüstes Treiben beim Spiel, in der Schänke und auf den Gassen, eine zähe Anhänglichkeit an die obsolet gewordenen Einrichtungen der Vergangenheit, eine durch Vorurtheile getrübte Auffassung der Dinge, Mißbräuche statt der Bräuche, statt guter Art die Entartung."

Die Folge davon war, daß die Gesellenverbände Arbeitscheu, Leichtsinn und Trunksucht beförderten, aus den nichtigsten und frivolsten Gründen Händel unter einander sowohl wie mit der Obrigkeit anfingen und die einzelnen Genossen zur Fügsamkeit zwangen durch die Drohung, sie auf die schwarze Tafel (in den Herbergen) zu setzen und durch einen „Treibebrief" ihre Wiederanstellung zu hindern. Daher kam es, daß Einrichtungen, die ursprünglich als segensreiche sozialpolitische Institutionen gedacht waren, ganz besonders viel zur Entartung beitrugen und großen Anstoß erregten: so vor Allem die in einer Reihe von Gewerken übliche Verabreichung eines „Geschenkes" an die wandernden Gesellen. Ursprünglich hatte das Geschenk dazu dienen sollen, die Gesellen auf der Wanderzeit vor Vagabondage und Bettel zu bewahren, und darum war vorgeschrieben, daß der ankommende Geselle ein paar Tage kostenlos verpflegt wurde, freies Nachtlager erhielt und, falls er am Ort keine Arbeit fand, mit einem kleinen Zehrpfennig für die Reise bis zum nächsten Ziel entlassen wurde. Aber im Lauf der Zeit nahmen manche Gesellen daraus Anlaß, nicht ernstlich nach Arbeit sich umzusehen, sondern auf Kosten der Genossen am anderen Orte sich gütlich zu thun, zu zechen und müssigzugehen, um es dann am nächsten Ort eben so zu machen. Den Gesellen in diesen Orten gab dann wiederum die Ankunft oder der Abschied des fremden Mannes oft genug den erwünschten Anlaß, sich zum Zechgelage zu versammeln. Und dazu hielten sich noch die Gesellen in den Zünften, die das Geschenk eingeführt hatten, für vornehmer als die Gesellen der anderen Zünfte; jene wollten mit diesen nicht zusammen arbeiten, erkannten sie überhaupt nicht als voll an: so kam es zu unaufhörlichen Händeln zwischen beiden Parteien und schließlich steckten sie einander in Verruf. Und gerade diese Mißstände, die an das Geschenk anknüpften, waren es, die den Anstoß gaben, daß das Reich selbst als höchste legislatorische Instanz den Handwerkseinrichtungen und dem Gesellenwesen seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Das geschah zum ersten Male schon im Jahre 1510, wo die Reichsstädte auf der Reichsversammlung zu Speyer beim Kaiser um die Aufhebung

der sogenannten Zünfte einkamen. Daher richtete sich die erste Reichspolizeiordnung, die 1530 zu Augsburg erlassen wurde, vornehmlich gegen das Gesellenunwesen. Sie schrieb den Gesellen vor, während der Wanderzeit ein beglaubigtes Arbeitbuch bei sich zu führen, gebot einen bestimmten Modus der Anstellung der Gesellen, damit das müssige Umhergehen und Zechen außer Gebrauch käme, verbot die Darreichung des „Geschenkes", die Verwendung der Beiträge zu Trinkgelagen, die Unredlichkeiterklärung von Gesellen oder Meistern aus den bisher üblichen Gründen. Das Alles geschah aber nur auf dem Papier. Denn an entsprechende Thaten dachte man nicht: eine gleichmäßige Intervention der verschiedenen Staaten und Städte war nicht zu erreichen und ein einzelner Staat konnte gar nicht gegen die Gesellen vorgehen, da sie sonst sein Gebiet verlassen und die Thätigkeit darin ihren Genossen im Reiche — mit Erfolg — untersagt hätten. So blieb bis tief ins siebenzehnte Jahrhundert hinein Alles beim Alten und die Organisation der Gesellen wurde in keiner Weise tangirt, obwohl jenes Gesetz bis dahin öfters wiederholt und sogar noch durch besondere Zusätze bereichert wurde.

Eine Aenderung erfolgte erst, als die inzwischen konsolidirten und mächtig gewordenen Territorialstaaten sich zu gemeinsamem Vorgehen einten und mit allen Machtmitteln der centralen Verwaltung rücksichtlos einschritten. Die Territorialfürsten hatten schon längst in das Gewerberecht der Städte eingegriffen: da sie die Interessen der städtischen und der ländlichen Bevölkerung zugleich wahrzunehmen hatten, so mußten sie dafür Sorge tragen, daß die von den Städten, zum Theil auf Kosten des platten Landes, bisher befolgte spezifisch städtische Wirthschaftpolitik korrigirt wurde, um einer territorialen Wirthschaftpolitik Platz zu machen. In diesem Sinne war in Preußen, das auf diesem Gebiete bald die Führung übernahm, verfügt und auch durchgesetzt worden, daß die Geschlossenheit der Zünfte durchbrochen, die Kosten der Erlangung der Meisterschaft ermäßigt, die Gesellen, denen die Zünfte ungerechtfertigte Schwierigkeiten machten, unter die Meister aufgenommen und die Zahl der abseits der Zunft thätigen Freimeister erhöht wurde.

Gegen die Gesellen vorzugehen, war aber schwerer, weil man immer befürchten mußte, daß sie dann das betroffene Territorium meiden und seinen Innungen den Zuzug von Arbeitern aus anderen Gebieten abschneiden würden. Und deshalb betrieb man auch die Lösung dieser Frage auf dem Reichstage zu Regensburg, um eine gemeinsame Aktion der deutschen Territorien ins Werk zu setzen. Hier kam nach mehrjährigen Berathungen am dritten März 1672 ein „Reichsgutachten" zu Stande, d. h. es wurden einige Maßregeln gegen die Gesellenverbindungen und Zunftmißbräuche, in fünfzehn Paragraphen geordnet, abermals zu Papier gebracht. Wie wenig man zunächst an ihre Ausführung dachte, geht daraus hervor, daß ihre Publikation erst 1726 er=

folgte. Trotzdem ist das Reichsgutachten bedeutsam, weil es die prinzipielle Grundlage für die — mehr als ein halbes Jahrhundert später erfolgenden — wichtigsten Aktionen auf diesem Gebiet abgegeben hat. Wir müssen uns deshalb mit seinen wichtigsten Bestimmungen beschäftigen. Danach sollen die Gesellen ständig durch Polizei und Ortsobrigkeit kontrolirt werden; Gesellen, die „aufstehen und hinwegziehen" (striken) oder andere auftreiben (boykottiren), sollen auf den Innungherbergen aller Orte notirt und nirgends mehr „gefördert" (in Arbeit genommen) werden; Gesellen, die zunftmäßig das Handwerk gelernt haben, sollen an allen Orten aufgenommen werden, auch wenn dort andere Handwerksgebräuche herrschen; schließlich sollen Mißbräuche von minderer Bedeutung, die meist mit der angemaßten Gerichtsbarkeit der Gesellen zusammenhängen, beseitigt werden. Mit diesem Gutachten war die Reform des Gesellenwesens zunächst wieder ad acta gelegt, so daß der brandenburgische Gesandte am Reichstage, von Henniges, der die Geschichte dieser Aktion geschrieben hat, das Zustandekommen des Gutachtens mit dem naiven Eingeständniß berichtet: „Und damit wurde auch diese Sache insoweit abgethan, daß bishero hiervon wenig mehr auf dem Reichstag gehört worden."

Immerhin nahmen sich nun einige Einzelstaaten der Sache an. Allen voran ging die braunschweigisch-lüneburgische Regirung, die durch Verordnung vom vierten August 1692 (das hannoversche Gildenstatut) eine Reihe der wichtigsten Neuerungen einführte. Den Innungen (also auch den Meistern) wurde jegliche Gerichtsbarkeit genommen; die Annahme von Lehrlingen soll „ohne einiges absehen auff dessen gebuhrt" erfolgen, so daß also die Vorurtheile gegen unehelich Geborene, Kinder von Leinwebern u. s. w. ganz von selbst ihre Kraft verloren. Besonders ausführlich war das neue Gesellenrecht: Den Gesellen wurde zunächst das Abhalten von Kommersen („krug-tage, freye Montags, fass-nachts und andere dergleichen lüderliche gelage") verboten; dann durften sie fürderhin ihren Meistern keine Vorschriften über die Freigabe von ganzen oder halben Wochentagen machen; weiter sollten sie eine vierwöchige Kündigungfrist innehalten; im Falle ihres Wegzuges mußte der Meister die Obrigkeit vorher davon benachrichtigen; heimliche Entfernung des Gesellen war durch Anschlag seines Namens in allen Zunftherbergen und durch Ausschließung von der Arbeit zu bestrafen; der Unterschied zwischen geschenkten und nicht geschenkten Handwerken wurde aufgehoben; nur jene fremden Gesellen, die am Orte Arbeit gesucht, aber nicht erhalten hatten, durften — übrigens höchstens zwei Tage — mit Speise und Trank freigehalten werden; die Jurisdiktion der Gesellen und die Verhängung von Strafen über Meister und Genossen wurden verboten. Ob diesem hannoverschen Statut in Wirklichkeit nachgelebt wurde und ob es nicht vielmehr nur papierne Giltigkeit hatte, vermag ich nicht zu sagen. Im besten Fall hätte es übrigens nur für ein begrenztes Territorium Bedeutung gewinnen können.

Aber bald mußte auf diesem Gebiet Wandel geschaffen werden. Der immer mehr erstarkende fürstliche Absolutismus hatte das höchste Interesse daran, das gesammte Gewerkswesen unbedingt den allgemeinen staatlichen Interessen, wie er sie vertrat, unterzuordnen; er konnte nicht dulden, daß die gewerklichen Vereinigungen einen Staat im Staate bildeten, wie es im Mittelalter der Fall gewesen war; allzu viele Reste aus dieser Zeit waren noch vorhanden. Mußten aber die Territorialherren schon die Verbände der Meister ungünstig ansehen, weil sie im einseitigen Interesse einer Bevölkerungsklasse die wirthschaftlichen Lebensbedingungen beeinflußten und gewissermaßen die Macht der fürstlichen Administration einengten, so waren die Verbände der Gesellen in ihren Augen noch weniger berechtigt. Deshalb hatten schon 1688 die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg in dem ersten Entwurf eines Handwerksreglements den Gedanken angeregt: „ob nicht solche Ämbter und Gilden gäntzlich aufzuheben, und einem jeden sein Handwerck, wie und was Ohrten er zum besten könne, nach belieben treiben zu lassen, dem gemeinen Besten weit vorträglicher, alss die so viele Mißbräuche nach sich ziehende und die natürliche Freyheit, seine Nahrung nach bestem Vermögen zu suchen, dergestalt einschrenkende Gilden und Zunffte, weiter zu dulden, fallen mögte", und die Herzöge hatten den Gedanken blos fallen lassen, weil er nur durch ein Reichsgesetz zu verwirklichen war, dessen Zustandekommen eben damals höchst schwierig erscheinen mußte. Auch Friedrich Wilhelm I. — dessen Bedeutung für Preußens Größe wegen einiger persönlich wenig angenehmen Sonderbarkeiten unterschätzt zu werden pflegt — war im Grunde seines Herzens Gegner aller zünftigen Einrichtungen. Das beweist eine höchst charakteristische Bemerkung, die er unter ein Gutachten der Centralstelle, des General-Kommissariates zu Berlin, das sich für Beibehaltung der bisherigen Zunftrechte in modifizirter Form aussprach, setzte und die also lautete: „In Hollandt, Brabant, Frankreich, Engellandt sein dar Zünfte? Und sein in diese Lender bessere Arbeiters oder in Deusland? Die Innung kan ich im Reich nit aufheben, aber das kan ich tuhn, das ich lasse Mester werden sonder Geldt zu zahlen und lasse arbeitten wer will, So wie es hier unter die Franzosen ist, heute ist er ein Becker, Morgen wirdt er ein strumpfstricker Gesell und So weitter. Ihr Resonnement dauget nit! Friedrich Wilhelm." In der selben Richtung lag des Königs Bestreben, Streitigkeiten verwandter Gewerke über die Grenzen ihrer Berufsthätigkeit so zu entscheiden, daß er jedem von ihnen die Thätigkeitgebiete der anderen freigab. Charakteristisch dafür wie für die Gesinnung des Königs ist ein von Moritz Meyer in seinen Untersuchungen über die „Preußische Handwerkerpolitik" mitgetheilter Fall. In Berlin hatten sich die Leinwandfärber darüber beschwert, daß die sogenannten Schönfärber (d. h. Wollfärber) auch Leinwand blau zu

färben sich anmaßten. Der König entschied im angegebenen Sinne, wobei er eigenhändig am Rande der Eingabe bemerkte: „Die Blauleinwandt Ferber sollen ferben schön, die schön Ferber sollen auch Leinwandt ferben; aber der wirdt am besten ferben, der wirdt Abgang haben; ich will lassen absonderlich in Berlin, Königsberg, Wesell, Magdeburg arbeitten, wer da will, sollen sich nit an Innungen kehren: wer da guht arbeittet, wird verdienen, der schlechte Arbeit machet, wirdt nichts verdienen, ergo die Leutte auf gutte Arbeit sich legen werden. Friedrich Wilhelm."

Ueber die Gesellenverbände und deren beanspruchte — und faktisch ja auch ausgeübte — Rechte mußte das absolute Fürstenregiment noch herber urtheilen. Es verlangte von allen Unterthanen Subordination und Gehorsam; von den dienenden Klassen aber außerdem auch noch strikte Unterordnung unter die Befehle der Dienstherrschaft, so weit diese nicht direkt unsittlicher oder barbarischer Natur waren; überdies konnten die Gesellen nicht, wie die Meister, auf verbriefte Rechte hinweisen, sondern sich nur auf alte Sitten berufen, — und diese waren zum Theil wirklich Unsitten, die Müssiggang, Trunk und Roheit beförderten; endlich bedeuteten die Freiheiten, die die Gesellen für sich in Anspruch nahmen, eben so viele Behinderungen der geregelten wirthschaftlichen Erwerbsthätigkeit der Meister, — und Das mußte der damals herrschenden merkantilistischen Anschauung als eine freventliche Schädigung des Volkswohlstandes, die unter keinen Umständen zu dulden war, erscheinen. Darum mußte dieses Regime mit allen Koalitionen und allem Kommersiren der Gesellen wirklich tabula rasa machen, da es auch für Das, was daran berechtigt war, keinerlei Verständniß haben konnte. Und so schrieb der vornehmste Berather des preußischen Königs in Handwerkerangelegenheiten, der Direktor der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer, Geheimrath Hille in Küstrin, über die Gesellen an Friedrich Wilhelm: „Diese Leute bilden sich ein, als wann sie ein besonderes Corpus oder Statum in Republica formirten, da sie doch vor weiter nichts als vor Arbeits Gehülfen vor Lohn zu considiriren sind. Sie flattiren sich mit einer chimäriquen Independence, wie die Studenten zur Zeit des Pennalismi und setzen ihre absurden Handwercksgebräuche weit über vernünftige und ihre eigene Conservation abzielende landesherrliche Gesetze, und ihr eingebildeter point d'honneur mehrt sich, nachdem sie viel Gelegenheit finden, Ew. Königl. Majestät Befehlen sich widersetzen zu können." Darum wird dem Könige vorgeschlagen, „daß die schwartze Taffeln, Gesellen-Laden, Privilegia und ihre übrigen Götzen cum ignominia quadam zerstöhret würden, damit sie an dergleichen nicht mehr kleben, sondern sich bescheiden müsten, daß ihr Fortkommen und Fortune allein von ihrem Wohlverhalten und denen Attestatis des Gewercks dependire, insonderheit aber, daß sie kein besonderes Corpus, wie sie anjetzo

vermeinen, constituiren." Und schließlich wird der König im Interesse einer energischen Intervention schmeichlerisch noch also apostrophirt: „Ew. Königliche Majestät haben seit Dero beglückten Regierung verschiedene Sachen zum Stande und zum Effect gebracht, welche man, aus einem vorgefassten Wahn, vor nicht möglich gehalten, und wird es gewiß nicht ein geringes zu Dero Gloire beytragen, wann auch diesen so lange gewährten Mißbräuchen abgeholffen würde; solches scheinet anjetzo umb so viel leichter zu seyn, da andere Puissancen auch darüber klagen."

Diese letzte Bemerkung war wirklich richtig: In den Jahren von 1720 bis 1730 gab es rasch nach einander in verschiedenen Gegenden deutscher Zunge (Polnisch-Lissa, Wien, Augsburg, Würzburg, Stuttgart, Mainz und anderen Städten) Aufstände (d. h. Strikes) von Gesellen und Streitigkeiten zwischen Gesellen eines Ortes mit denen eines anderen Ortes, die dann zu Jahre dauernden Händeln, „Auftreibungen" von Gewerken und Städten, Verrufserklärungen und sogar thätlichen Ueberfällen führten. Da sich herausstellte, daß die Stadtobrigkeiten bei dem festen interlokalen Zusammenhalt der Gesellen nicht energisch zuzugreifen und die Uebelthäter zu bestrafen wagten, weil sie Furcht vor der Schädigung der städtischen Gewerbsthätigkeit durch die Verrufserklärung der Gesellenverbände hatten, so kam den Territorial-Regirungen überall die Erkenntniß, daß solchem Unwesen ein Ende gemacht werden müsse. Zuerst schritt diesmal der Kaiser ein, der 1722 in seinen österreichischen Erblanden die Verbindungen und Aufstände der Gesellen bei strenger Strafe verbot. Im folgenden Jahre wurde in Hannover, das die Gesellenverbände schon früher verboten hatte, ein kurfürstliches Patent erlassen, das auf Strike Festung-, Leibes-, ja, Lebensstrafe setzte. Vor Allem aber betrieb jetzt Preußen beim Reiche den Erlaß eines Gesetzes gegen die Handwerksmißbräuche; und damit mußte es trotz der bekannten Schwerfälligkeit dieser Instanz um so mehr Erfolg haben, als immer wieder von neuen Gesellenaufständen Kunde kam. So wurde z. B. 1727 von den aufständigen Schuhknechten zu Augsburg der folgende „Treibebrief" durch ganz Deutschland gegen die Stadt erlassen, den ich hier wörtlich citire, weil er damals alle Gemüther aufregte: „Liebe Brüder, wir haben einen Abschied machen müssen, mit diesem (deshalb), daß wir unsere Alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß keiner nacher Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder gehe er hin und arbeitet er in Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das wird er schon erfahren." Danach mußte natürlich der Schutz der Arbeitwilligen immer mehr zur Parole des Tages werden und selbst die langsam arbeitende Reichsmaschinerie, an deren Fähigkeit zur Mitwirkung ursprünglich selbst Hille verzweifelt hatte, in Bewegung setzen. So erging 1731 auf Betreiben Preußens ein Reichstagsbeschluß,

der alsbald die kaiserliche Bestätigung fand. Er setzte im Einzelnen Folgendes fest. Die Gesellen sollen während der Dauer ihres Arbeitverhältnisses einem „vernünftigen und heilsamen Zwange“ der Meister unterworfen sein, darum bleiben Geburt- und Lehrbriefe des Gesellen in der Lade der Zunftmeister liegen, auch wenn der Geselle wandert, und sie werden nur dann ausgeliefert, wenn er irgendwo Meister werden will und darüber eine Bescheinigung der zuständigen Ortsobrigkeit beibringen kann. Für die Wanderung von Ort zu Ort erhält der Geselle ein obrigkeitliches Attest, die „Kundschaft“, worin vermerkt ist, daß er entweder seine Arbeit zur Zufriedenheit des Meisters gemacht oder aber überhaupt keine Arbeit gefunden hat, während der Geselle, der die Arbeit böswillig verlassen oder sonst ein Vergehen begangen hat, kein Attest erhält, bis er seine Strafe abgebüßt hat. Ein Geselle, der kein Führungattest hat, darf von keinem Meister angenommen und soll auf der Wanderschaft von der Polizei als Vagabund behandelt werden. Gesellen, die wegen Verweigerung des Attestes oder aus anderen Gründen zum „Austreiben“ schreiten, sollen als Aufwiegler angesehen, in Haft genommen und, wenn der Fall danach angethan erscheint, ins Zuchthaus geschickt werden. Weiter wird den Gesellen jede, wie auch immer geartete Gerichtsbarkeit, zumal solche, die sich gegen ihre Meister oder ihre Genossen kehrt, untersagt; auch wird ihnen verboten, den Montag „blau zu machen“; ihr altes Handwerksceremoniell wird für abgeschafft erklärt; endlich wird ihnen eingeschärft, nicht „nach ihrem Gefallen kostbare und gewisse Speisen von denen Meistern“ zu beanspruchen.

Daneben wird noch Einiges über die Innungen der Meister bestimmt, deren Machtbefugnisse und Mißbräuche den Regirenden damals ebenfalls ein Dorn im Auge waren. Keine Versammlung der Handwerker darf ohne Benachrichtigung der Obrigkeit, die dabei durch Deputirte vertreten sein soll, stattfinden. Die Ausschließung ganzer Bevölkerungsklassen vom Handwerkerberufe hat, abgesehen von den Kindern von Schindern und Abdeckern, aufzuhören. Die Kosten bei der Gewinnung des Meisterrechtes werden ermäßigt, die Bevorzugung der Meistersöhne wird aufgehoben, die Verbindung der Zünfte unter einander untersagt und die Verabredungen der Meister über Preise und Löhne werden für straffällig erklärt.

1732 wurde das Reichspatent in Preußen verkündet und 1733 folgte dann der Erlaß spezieller Handwerksordnungen für die preußischen Gebietstheile. Meister und Gesellen waren an vielen Orten damit unzufrieden und da und dort kam es sogar zu Widersetzlichkeiten; die Gesellen wanderten zu Hunderten aus. Aber da viele Territorien gleichmäßig vorgingen und die fürstlichen Regirungen, auf ihre Machtmittel gestützt, energisch einschritten, so war hier nach wenigen Jahren der Widerstand gegen die neuen Gesetze

in der Hauptsache gebrochen. Anders war es in den Reichsstädten, die aus Rücksicht auf die Meister die seit so langer Zeit bestehenden Gewerbemonopole und Gebräuche nicht anzutasten wagten, auch die alten Freiheiten der Gesellen zu beseitigen Scheu hatten. Hier war noch Jahrzehnte später der wesentliche Inhalt des Reichspatentes unausgeführt.

In der Hauptsache war aber in den deutschen Landen erreicht, was beabsichtigt war. Die Zünfte selbst hatte man gar nicht aufheben wollen, theils, weil Das damals unmöglich schien, theils, weil viele maßgebenden Faktoren immer noch in ihnen Anstalten zur Beförderung wirthschaftlicher Tüchtigkeit und bürgerlicher Zucht und Ehrbarkeit sahen; aber sie waren vollkommen unter das Joch der Staatsgewalt gebeugt und stetiger Kontrole unterworfen, durften nicht mehr so exklusiv wie früher sein, waren, zumal, wo es sich um nothwendige Lebensmittel handelte, in der Wahrnehmung ihrer egoistischen Interessen aufs Aeußerste beschränkt und konnten in keiner Weise dem Aufblühen der von den Zunftschranken ausdrücklich befreiten Manufakturen, in denen alle Regirungen einen wichtigen Quell des Nationalwohlstandes erblickten, hinderlich sein. Hier sind also wirklich der technischen und merkantilen Entwickelung, die über die zünftigen Institutionen hinausgewachsen war, durch die Gesetzgebung und noch mehr durch die — übrigens schon früher befolgte — Verwaltungpraxis die meisten Hemmnisse aus dem Wege geräumt worden; und darum hat diese absolutistische Politik damals dem Prinzip des wirthschaftlichen Fortschrittes entsprochen.

Noch tiefer als in die zünftigen Gerechtsame war in alle Privilegien und Gewohnheiten der Gesellen eingegriffen worden. Ihre bis dahin immer noch mächtige Organisation war in der Hauptsache beseitigt, alle ihre bisherigen, traditionell ausgeübten Rechte gänzlich hinweggefegt, jeder Versuch einer Neubildung der Organisation oder einer Widersetzlichkeit gegen Meister und Obrigkeit mit Gefängniß und Zuchthaus, ja, bei „hochgetriebener Renitentz, auch würcklich verursachtem Unheil" mit Todesstrafe bedroht. Was den Gesellen geblieben, waren höchst kümmerliche Reste, die kaum den Schatten der Jahrhunderte hindurch genossenen Autonomie darstellten: die Sorge für das Herbergswesen, für die Unterbringung der zuwandernden Gesellen und für die Unterstützung armer und kranker Genossen, — und selbst Das nur unter steter Aufsicht der Zunftmeister. Der absolutistische Grundsatz war gewesen, die Gesellen zu unbedingtem Gehorsam gegen Obrigkeit und Meister zu zwingen und von jeder Störung des ruhigen Ganges der Geschäfte abzuhalten; und dieser Grundsatz ward jetzt durchgeführt, obwohl übrigens geheime, aber sicherlich sozialpolitisch harmlose Gesellenverbindungen noch bis in die Zeit der Aufhebung der Zünfte fortbestanden haben. Und dabei ist es im ganzen Zeitalter des fürstlichen Absolutismus, auch des „aufgeklärten", geblieben.

Die Ruhe des Kirchhofes, die man erstrebt hatte, war hergestellt. So weit dadurch wirkliche Mißbräuche, Roheiten, lächerliche Vorurtheile, Kommersiren und renommistisches Provoziren anderer Bevölkerungsklassen — Das, was Hille den Pennalismus der Gesellen nannte — beseitigt waren, ist auch diese Politik als gesund und heilsam zu bezeichnen. Dagegen wird man die Aechtung der Gesellenverbände und der Arbeiteinstellungen als eine ungerechte und schädliche Unterdrückung der einen Klasse von Interessenten zu Gunsten der antagonistischen, ohnehin besser situirten Klasse ansehen müssen. Die einzige, historisch freilich zureichende Entschuldigung dieser sozialen Politik ist, daß sie die Konsequenz der damals herrschenden Anschauungen war, der politischen vom absoluten Fürstenregiment wie der ökonomischen, die in der Richtung der merkantilistischen, auf einseitige Förderung der gewerblichen Produktion und des Absatzes bedachten Doktrin lagen. Und da der merkantilistisch gefärbte Absolutismus den Uebergang zur Epoche der Gewerbefreiheit bildete, die uns schließlich wieder die Koalitionfreiheit und eine neue Organisation der Arbeiter brachte, so ist immerhin unter dem Gesichtspunkte der weltgeschichtlichen Entwickelung die Forderung berechtigt, daß man bei diesem dunklen Blatte seiner Geschichte nicht gar zu lange verweile. Professor Georg Adler.

Kompromittirt!

Am frühen Nachmittag hatte Fräulein Nelly einen Rohrpostbrief erhalten: „Liebe Nelly! Ich komme heute gegen sechs Uhr zu Dir und bitte Dich, daß wir allein bleiben. Ich habe etwas Furchtbares erlebt und fühle mich sehr unglücklich. Aber kein Wort davon zu Deiner Mama!!!

Deine

Gard.“

Nelly und „Gard“, wie sie, statt Hildegard, genannt werden wollte, waren Cousinen und intime Freundinnen. Sie sagten einander Alles und schrieben einander Vieles, — was sie vielleicht einmal, wenn sie älter und klüger geworden sind, bedauern werden: namentlich das Geschriebene. Vorläufig aber hatten sie keine Geheimnisse vor einander; und das Vergnügen, der Anderen Etwas anvertrauen zu können, hatte sich bei Beiden zu einer Art Sport ausgebildet. „Diese beneidenswerthe Gard!“ dachte denn auch Nelly, als sie den kurzen Rohrpostbrief mit den dick unterstrichenen Stellen gelesen hatte. „Sie erlebt aber auch immer Etwas!“

Im Grunde war sie furchtbar neugierig, zu erfahren, was denn schon wieder los war. Und als Gard in Nellys elegant ausgestattetes Mädchenzimmer

trat, ging ihr diese, voll gespannter Erwartung, entgegen: „Na, was ist Dir denn passirt?“

Gard, ein hübsches, blasses, brünettes junges Mädchen mit einem Capricengesichtchen, einer niedlichen Stumpfnase und dunklen, unruhigen Augen, sah ganz tragisch aus. Um blasser zu scheinen, hatte sie sich das ganze Gesicht mit Reismehl bestäubt. Nelly, eine rosige, rundliche Blondine, faßte sie theilnahmevoll um die Taille und fragte noch einmal, was passirt sei.

„Etwas Entsetzliches!“ sprach Gard flüsternd. „Sind wir allein? Ich meine: kann uns Niemand belauschen?“

„Nein. Schieß' los. Aber zuerst leg' ab.“

Gard legte ab: langsam, ernst. Nelly war ihr dabei behilflich.

„Und nun wollen wir Thee trinken“, sagte sie. „Mama hat Baisers von Gerstner mit nach Hause gebracht. Himmlisch, sag' ich Dir!“

„Ach, Nelly, wenn Du nur nicht so furchtbar prosaisch wärest! Mir zerspringt das Herz vor Gram und Du redest von Thee und Baisers ...“

„Alles zu seiner Zeit. Und eine kleine Stärkung thut immer gut. Und denke Dir“, fügte Nelly, die Stimme dämpfend, hinzu, „Cigaretten hab' ich auch!“

„Was für eine Sorte denn?“ fragte Gard, die vor dem Spiegel stand und sich das Reismehl aus den Mundwinkeln und von den Brauen wischte. „Gewiß wieder ein Schund!“

„O nein: La Favorite, aus dem Spezialitätenladen, Deine Lieblingsorte. Ich hab' sie meinem Bruder weggenommen: sechs Stück.“

„Das läßt sich hören. Und die Baisers: sind sie mit Chokolade- oder mit Kaffeecrême gefüllt?“

„Na, siehste, Gard. Die Sache interessirt Dich also doch! Von beiden Sorten ist da. Mama nimmt immer von beiden.“

„Ach! wenn ich blos nicht so elend wäre!“ seufzte Gard mit einer pathetischen Geberde. Dann tranken sie Thee, vertilgten eine hübsche Anzahl von Baisers und begannen, als das Stubenmädchen das Geschirr hinausgetragen hatte, bei verschlossenen Thüren ihre La Favorite-Cigaretten zu rauchen.

„Mama riecht gewiß den Rauch, wenn sie nach Hause kommt“, bemerkte Nelly, „und dann krieg' ichs von ihr. Aber schon ordentlich, weißt Du.“

„Unsere Mamas könnten froh sein, wenn wir nichts Aergeres thäten, als hinter ihrem Rücken ein paar lumpige Cigaretten zu rauchen“, entgegnete Gard bedeutungvoll.

Nelly machte es sich in ihrem weichen Fauteuil bequem. „Jetzt erzähle, Gard. Ich platze bald vor Neugier.“

Gard stand auf, kreuzte die Arme über der Brust und sah die Freundin durchdringend an: „Sag mir, Nelly, aber sei ehrlich: Warst Du schon jemals in der Wohnung eines Mannes?“

Nelly riß die Augen auf, so weit sie konnte. „Eines ... unverheiratheten Mannes, meinst Du?“ entgegnete sie, ein Wenig zögernd.

„Natürlich eines unverheiratheten Mannes. Einer, der eine Frau hat, zählt doch überhaupt nicht mehr mit. Also: warst Du? Ja oder Nein!“

„Nein!“

„Aber ich!“

„Ah!" In dem kurzen Ausruf drückt sich Allerhand aus: Erstaunen, Befremden, Bewunderung und Neid. Besonders aber Neid. „Was Du nicht sagst, Gard! Allein warst Du in der Wohnung eines Mannes?"

„Ganz allein. Gestern."

Scheu beinahe sah Nelly zu Gard empor, die so kühn vor ihr stand.

„Das ist ja furchtbar interessant, Gard!" flüsterte sie athemlos und rutschte in ihrer Erregung auf dem Fauteuil hin und her. „Aber Du hast Recht: entsetzlich ist es auch . . ."

„Du weißt noch gar nicht, wie entsetzlich," sagte Gard und ließ sich, wie erschöpft, in einen Schaukelstuhl fallen.

Nelly wurde ängstlich. Das ging denn doch über den Spaß. Kleine Heimlichkeiten, . . . na, gut! Aber eine solche Geschichte . . .

„Gard", bat sie eindringlich, „verheimliche mir nichts. Sag mir Alles, Gard!"

Diese hielt die Hand über die Augen und schüttelte heftig den Kopf. „Ich schäme mich so!" murmelte sie und Nelly bemerkte, daß sie weinte.

Ihr wurde angst und bange. Sie kniete neben Gard nieder und umschlang sie mit beiden Armen. „Gard, Du mußt sprechen. Bei wem warst Du? Doch nicht . . . bei Herrn Rollmann?"

Gard nickte. „Ja, bei ihm. Du hast es errathen."

„Und Der hat Dir weh thun können? Und er macht einen so anständigen, vertrauenswürdigen Eindruck . . "

Bitter lachte Gard auf. „Ja, ja. So hab' ich auch gedacht . . . bis gestern. Die Männer sind schlecht, bodenlos schlecht, Nelly: darauf kannst Du Gift nehmen. Laß Dich durch mein trauriges Beispiel warnen und liebe keinen, — keinen!"

„Aber sag mir doch" . . .

„Gleich. Zuerst setz' Dich wieder. Deine Nähe beengt mich."

Nelly gehorchte und kehrte auf ihren früheren Platz zurück.

„Ich habe schon viel gelitten durch die Liebe," fuhr Gard fort. „Nun aber bin ich fertig. Ganz fertig. Für mein ganzes Leben."

„Ach, Gard! Das hast Du schon mehr als einmal gesagt!"

„Um so mehr Grund, endlich Ernst zu machen. Die Männer sind es wirklich nicht werth, daß man sich um sie kümmert. Du weißt, wie ich jenen Komoedianten geliebt habe. Was sage ich: geliebt? Angebetet habe ich ihn! . . . Heute lache ich darüber."

„Ein Schauspieler ist auch nichts für uns, Gard."

„Ganz richtig bemerkt. Heute weiß ichs. Aber damals, vor einem Jahr . . ."

„Es ist noch kein Jahr her, kaum ein halbes."

„So? Es kommt mir eben schon länger vor: so gründlich ist es vorbei; als wenn es niemals gewesen wäre. Aber furchtbar wars, Dessen entsinne ich mich noch. Den Abend bei Birkheims werde ich nie vergessen. Damals hörte ich zum ersten Male von seinen Beziehungen zu dieser Frau Färber. Wien ist doch ein fürchterliches Klatschnest. Alles spricht sich herum . . . Und dieses schamlose Weib zeigte sich mit ihm, ging zu ihm, in seine Wohnung . . ."

„Na! Gard, darüber darfst Du jetzt nichts mehr sagen," warf Nelly ein.

Gard wurde dunkelroth. „Das ist etwas ganz Anderes! Vergleiche mich überhaupt nicht mit dieser Person! Uebrigens: nomen est omen . . . Sie färbt

sich das Haar, sagt Mama. Es soll schon ganz grau sein . . . Sie ist auch schon alt: wenigstens sechsunddreißig, sagt Mama."

„Darauf kommt es nicht an," meinte Nelly. „Siehst Du: meine Mama ist über vierzig, — und wie wird ihr noch der Hof gemacht!"

„Der meinen eigentlich auch; und sie ist noch älter," sprach Gard nachdenklich. „Ja: die verheiratheten Frauen machen uns eine schauderhafte Konkurrenz; sogar unsere Mamas. Jammervoll, Nelly!"

„Aber sag' mir doch endlich . . ."

„Gleich, gleich. Ich steure ja schon darauf los. Als ich mit dem Schauspieler fertig war, wegen seiner Liebschaft mit dieser Person, die sich das Haar färbt, dachte ich: Die Künstler sind nichts für mich. Ich will mir Einen aussuchen, der einen soliden, bürgerlichen Beruf ausübt. Und so gerieth ich auf diesen Ingenieur, diesen Rollmann . . ."

„Eine gute Partie, sagt meine Mama," schaltete Nelly ein.

„Mag sein. Fürs Erste liebte ich ihn blos: ohne jeden Nebengedanken. Glaubst Du, daß er meine Liebe errathen hat? Habe ich sie ihm gezeigt?"

„Das weiß ich nicht. Aber daß Du furchtbar mit ihm kokettirt hast, Das habe ich freilich gesehen."

„Nun, gerade furchtbar . . . Du gefällst Dir in Uebertreibungen. In dieser Weise kokettire ich mit Vielen, ohne Etwas dabei zu denken . . . Und zugeben mußt Du mir: er *hat* mir den Hof gemacht!"

„Ja: manchmal."

„Manchmal stärker und manchmal schwächer, hast Du vermuthlich sagen wollen. Er ist eine Schlafmütze. Und eben deshalb wollte ich . . . Die Gesellschaften bei Birkheims, wo ich ihn traf, hatten aufgehört; bei uns ist er noch nicht eingeführt, Papa ist darin so komisch, wie Du weißt: Niemand soll sagen dürfen, er werfe seine Tochter Jemandem an den Hals, sagt er . . . Kurz und gut: ich hatte keine Gelegenheit mehr, dem Menschen zu begegnen, und in meiner Angst, ihn zu verlieren, von ihm vergessen zu werden . . ."

„Bist Du zu ihm gegangen," vollendete Nelly für sie, da Gard erröthend innegehalten hatte. „Da wären wir nun endlich bei der Hauptsache. Doch wie hast Du so Etwas thun können? Und was hast Du ihm denn gesagt? Wie Deinen Besuch erklärt? Ich wäre vor Angst und Scham gestorben!"

„Ich war ja auch nah daran, zu sterben . . . Aber es hat mich Etwas getrieben: etwas Unwiderstehliches, weißt Du, als wenn ich hypnotisirt worden wäre. Ich hab' nicht anders können, als dem Zwang gehorchen . . . Das Gräulichste war, daß mir sein Dienstmädchen öffnete. Daran hatte ich nicht im Traum gedacht, . . . daß sich auch Junggesellen Dienstmädchen halten . . ."

„Die Person hat Dich also gesehen, weiß, wer Du bist?"

„Ja. Ich gab meine Karte ab . . ."

Eine Pause folgte. Beide saßen stumm und geknickt da.

„Nun . . . und dann?" fragte Nelly endlich.

„Sie ging hinein, um mich anzumelden. Ich wartete einstweilen im Vorzimmer, mehr tot als lebendig, wie Du Dir wohl vorstellen kannst . . ."

„Ja, ja, ich kann es mir lebhaft vorstellen. Und dann?"

„Dann . . . kam er heraus, mit meiner Visitenkarte in der Hand."

„Er war natürlich über Deinen Besuch sehr erstaunt?"

„Ja, . . . ziemlich erstaunt."

„Was sagte er denn?"

„Nichts Besonderes. Er bat mich, einzutreten. Als wir im Salon waren . . ."

„Er hat einen Salon?"

„Ja. So einen Herrensalon. Mehr Rauchzimmer als Salon."

„Photographien von Damen darin?"

„Weiß ich nicht. Ich habe darauf nicht geachtet. Aber das Ganze machte einen hübschen, vornehmen Eindruck . . ."

„Aber was sagte er denn?"

„Ich möchte Platz nehmen. Ich setzte mich und er blieb stehen. Dann fragte er mich, womit er mir dienen könne. Und da sagte ich, was zu sagen ich mir vorgenommen hatte: daß ich einer armen Familie zu Liebe käme, einer zu Grunde gerichteten Familie zu Liebe, . . . daß ich für diese Familie milde Gaben sammelte, . . . persönlich, . . . damit es mehr Eindruck mache, . . . daß ich schon bei einer Reihe von Bekannten und Freunden gewesen sei und auch ihn nicht hätte übergehen wollen . . ."

„Glaubte er an die Geschichte?"

„Ich weiß es nicht. Er that wenigstens so und gab mir Geld."

„Viel?"

„Nicht wenig. Zwanzig Gulden. Das war am Ende genug für eine Familie, die er gar nicht kennt . . . Er hat sich obendrein bei mir bedankt. Es freue und ehre ihn, sagte er, daß er von mir zu meinen Freunden gerechnet werde . . ."

„Doch sehr nett! Er hat sich ja ganz gentlemanlike benommen!"

„Ja, ja: ganz gentlemanlike," sprach Gard voll Bitterkeit nach.

„Worin hat er denn gefehlt? Ein anderer Mann würde — wenigstens steht es so in den Romanen — die Situation mißbraucht haben, sich Freiheiten herausgenommen haben . . ."

Wieder erröthete Gard bis an die Schläfen, verbarg das Gesicht in den Händen und blieb stumm. Nelly erhob sich rasch. „Gard, ich will nicht hoffen . . ."

Die selbe Stille . . . „Gard, was hat er Dir gethan?" Voll Todesangst stellte sie die Frage . . . Keine Antwort . . .

„Gard, bist Du verloren?" Sie stürzte zu ihr hin und umfing sie mit beiden Armen.

Da machte Gard sich brüsk von ihrer Umschlingung los.

„Keine Idee!" rief sie fast grob. „Die Romane! Ja wohl: die lassen uns schön aufsitzen! Nichts ist mir passirt; aber auch nicht das Geringste. Zehn Minuten längstens bin ich geblieben. Nicht einmal abgelegt habe ich. In Hut und Mantel saß ich da . . . und er stand vor mir wie ein Stock. Vom Wetter haben wir geredet und von den jours fixes der Frau Birkheim und anderen solchen Sachen. Kein galantes Wort, kein zärtlicher Blick, kein Handkuß. Nichts, rein nichts. Furchtbar höflich war er, der Idiot, und geradezu beleidigend anständig . . . kompromittirend anständig . . ."

„Aber, Gard, ich begreife wirklich nicht . . . Du solltest doch froh sein . . ."

Gard packte sie bei den Schultern und rüttelte sie: „Du Fischblut! Du . . . Du Gans! Siehst Du denn nicht ein, daß ich fürchterlich kompromittirt bin?

Daß es entsetzlich ist, so was gethan zu haben und ... und gar nichts davon zu haben? Zu einem Mann zu gehen und ihn wieder genau so zu verlassen, wie man gekommen war ...? Da begiebt man sich in solche Situation ... und dann ... nichts, absolut nichts ... Nelly, ich schäme mich zu Tode. Etwas Schlimmeres hätte mir ja gar nicht passiren können, als daß mir eben nichts passirt ist!"

Wien. Emil Marriot.

Auguste Comte und die Jesuiten.

Am achten Shakespeare 68 (siebenzehnten September 1856) sandte Auguste Comte, der Hohepriester der Humanität, seinen Schüler Alfred Sabatier zum Jesuitengeneral. Der Abgesandte kam in einer außerordentlichen Mission: er sollte den Jesuiten ein Bündniß gegen den Protestantismus, Deismus und Skeptizismus vorschlagen. Wer den Positivismus Comtes mit Freigeisterei für identisch hält, wird erstaunt fragen, wie Das möglich war; und doch war es nur die äußerste Konsequenz eines selbst in seinen Uebertreibungen durchaus logischen Systems.

Comtes Positivismus trug stets die Züge der katholischen Sozialphilosophie, die das Werk der Kirche fortzusetzen, nicht zu vernichten gedachte. Als Comte sich entwickelte, beherrschten die Ultramontanen, von ihm „Rückwärtser" genannt, die öffentliche Meinung in Frankreich. Joseph de Maistre, der Vicomte de Bonald und der Abbé Lamennais führten die Kirche gegen das zersetzende Werk der Revolution in den Kampf und glaubten, den sozialen Frieden wiederherstellen zu können, wenn sie dem öffentlichen Geiste, den Sitten und Glaubensmeinungen die gemeinsame Regel aufnöthigten, die früher einst gegolten hatte.

Comte hatte im Politischen ein verwandtes Ideal: eine Gesellschaft, in der alle Einzelwillen sich nach der selben Richtung bewegen, alle Einzelintelligenzen die selben Grundsätze als verbindlich bekennen. Völlig eingenommen von der Konzeption des Monismus, wollte er auch das soziale Leben monistisch gestalten. Das hielt er für nützlich; er sah ja überhaupt die Einheit als die Form der absoluten Vollkommenheit an. Die Theologen haben nach seiner Auffassung nur darin Unrecht, daß sie nicht einsehen, wie sehr aller Offenbarungsglaube, der Grundstein ihrer Weltanschauung, heutzutage unter-

minirt ist. Sie setzen sich in den Kopf, eine abgelebte Entwickelungperiode wieder zu beleben, und verkennen die tieferen Gründe der Erschütterung des Katholizismus seit der Reformation und seit dem Erwachen des wissenschaftlichen Geistes. Da die Kirche nicht mehr im Stande ist, Gefühl und Verstand zu versöhnen, wies Comte der Wissenschaft diese Rolle zu; sie sollte als eine neue geistige Macht den verwaisten Thron der Kirche einnehmen, seine „positive Philosophie" sollte die Religion der Wissenschaft begründen, seine „positive Politik" ihre Herrschaft organisiren und sein „Katechismus" das neue Evangelium popularisiren und verbreiten.

Diese wissenschaftliche Religion hatte viele Aehnlichkeiten mit den geoffenbarten Religionen. Sie geht von Dogmen aus; sie ist nicht die menschliche Wissenschaft, die sucht und zweifelt, sondern die Wissenschaft an sich, die nur bejaht und weiß. Wie die Kirche, hat sie ihre Katecheten und Katechumenen, ihre Tempel, ihren Kult und ihre Sakramente. Wie die Kirche, kämpft sie gegen die Anarchie der Einzelwillen und verdammt die Gewissensfreiheit, die Auflehnung des individuellen Denkens gegen Kollektiv-Wahrheiten, die durch neue Konzile festgestellt werden.

Comte war also vom Katholizismus nur durch die Offenbarung getrennt, von der er nichts mehr hielt. Er billigte die Hierarchie, den sozialen Geist und die sozialen Ziele Roms; er durfte in den Katholiken aus guten Gründen bessere Nachbarn des Positivismus sehen als in den Freidenkern und hielt sich für den Nachfolger der großen Kirchenlehrer: eines Paulus, Augustin und Bossuet. Mit Lamennais war er befreundet, bis der Abbé zur Romantik überging.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sobald die neue Geistesmacht einmal begründet sein würde, mußte sie die selbe Gegnerschaft hervorrufen wie früher die katholische Kirche: ein Grund mehr für den Positivismus, sich ihr zu nähern. Ohne Zweifel hatte der Kampf um die Geistesfreiheit in den letzten drei Jahrhunderten den Positivismus vorbereitet; aber dieser Kampf hatte sich, so schien es Comte, überlebt. „Das Prinzip der Gewissensfreiheit", sagt er, „liegt in der fortschreitenden Richtung des menschlichen Geistes, so lange man sich darauf beschränkt, es als Kampfmittel gegen die Theologie anzusehen; es verläßt sie und verliert allen seinen Werth, sobald man darin einen Hebel der großen sozialen Reorganisation zu finden glaubt, die heute nöthig ist. Es wird dann eben so schädlich, wie es vorher nützlich war, denn es hindert diese Reorganisation. Wird die Souverainetät der individuellen Vernunft als ständig proklamirt, so vernichtet sie jedes System allgemeiner Ideen, ohne das doch keine Gesellschaft auf die Dauer existiren kann." So lange Negationen für Prinzipien und Kritiken für Dogmen angesehen werden, wird die soziale Krisis fortdauern; und das

überlange Andauern der Krisis ist für Comte die „abendländische Krankheit“ schlechtweg. Diese Krankheit offenbarte sich als Protestantismus, dann als Deismus und schließlich als Skeptizismus.

Der Protestantismus hat sich des freien Gedankens bedient, um das wundervolle Gebäude der katholischen Hierarchie zu zerstören, er hat der revolutionären Philosophie Thür und Thor geöffnet, er ist jeglicher Gebundenheit entgegen getreten und hat alle Gelüste der Anarchie geweckt. Jede besondere revolutionäre Idee ist eine Einzelanwendung des selben protestantischen Grundprinzips.

Aber der Protestantismus hatte eine schlechte Logik. Als er sich weigerte, die Offenbarung den selben Prinzipien zu unterwerfen, die er überall sonst angewandt hatte, wurde er die Ursache der deistischen Philosophie. Sie verallgemeinerte das Prinzip der Freiheit; das Dogma von der natürlichen Gleichheit aller Menschen entstand und ein System ergab sich, das von Widersprüchen durchsetzt war; denn obgleich es sich auf die Souverainetät der reinen Vernunft stützte, versuchte es, die Gottesidee als praktisches Postulat zu erhalten und „der großen Bewegung der Emanzipation der modernen Gesellschaft den allerunbeständigsten und wenigst dauerhaften Zustand als normalen Ausdruck anzuweisen*).“

Der Skeptizismus endlich gelangte in kritischer Konsequenz zu den äußersten Negationen und setzte an die Stelle jeder geistigen Autorität einen schrankenlosen Individualismus. Damit war die letzte und gefährlichste Phase der chronischen Krankheit eingetreten, an der die moderne Welt leidet.

Der Positivismus mußte diese verschiedenen Geistesrichtungen eben so bekämpfen wie der Katholizismus, weil sie sich jeder dauerhaften Neugründung widersetzen und einen anomalen Revolutionzustand verewigen. „Wer aus dem Katholizismus heraustritt“, sagt Comte, „ohne sich von allen theologischen Vorstellungen freigemacht zu haben, verfällt der geistigen Anarchie eben so wie Derjenige, dessen Befreiung in bloßer Verneinung oder in Zweifeln endet. Man muß heute im Interesse der Gesellschaft und der Einzelnen wünschen, daß die Geister aus der Katholizität in den positivistischen Zustand unmittelbar übergehen und den Skeptizismus als Zwischenstadium vermeiden.“

In diesem Sinne plante er nicht nur eine Annäherung an die Kirche, sondern sogar ein Offensiv-Bündniß zwischen Katholiken und Positivisten. Schon 1825 hatte er, im Verein mit Lamennais, den Gedanken einer großen religiösen Liga gefaßt, und als er im Jahre 1840 seine soziale Philosophie schrieb, gab er dem Gedanken von Neuem Ausdruck: „Um die Wahrheit zu sagen, lägen bedeutende Vortheile darin, wenn man heute die sozialen Erörterungen auf

---

*) Comte, Cours de philosophie positive, tome V, p. 518.

den Kampf zwischen dem katholischen und dem positivistischen Geist beschränken könnte, die Beide, allerdings auf verschiedenen Grundlagen, eine bleibende Organisation aufzubauen versuchen."

Später, 1855, als er sein System der positiven Politik beendet und die Religion der Humanität gestiftet hatte, setzte er in seinem „Appel aux Conservateurs" den Plan in aller Breite auseinander; der Liga sollten sich alle Diejenigen anschließen, die „von dem Bedürfniß, die geistige Disziplin wieder aufzubauen, würdig durchdrungen wären". Sie sollte „dem Muselman eben so zugänglich sein wie dem Christen"; sie würde der Welt die endgiltige Weltreligion ankünden. Ein Jahr später, 1856, begann er mit der Verwirklichung dieses Planes und schickte seinen Abgesandten an den Jesuitengeneral.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Warum wandte er sich aber an die Jesuiten und nicht an den Papst? Weil ihm das Papstthum seit dem sechzehnten Jahrhundert den Katholizismus in Wirklichkeit nicht mehr zu lenken schien. Die Gesellschaft Jesu hatte, als sie sich gegen die Reformation organisirte, für immer die Leitung übernommen und vertrat nach seiner Anschauung die ganze Kraft des Katholizismus. Die Päpste waren durch die Sorge um die zeitliche Herrschaft in Anspruch genommen und hätten kein Bedenken getragen, die Interessen der Kirche den Erfordernissen einer stets prekären äußeren Lage zu opfern.

In diesem Sinne schrieb er an Sabatier: „Seit drei Jahrhunderten ist der Jesuitengeneral das wichtigste Haupt des Katholizismus; denn der Papst ist unwiderruflich zum italienischen Potentaten herabgesunken, und zwar zum Wahlfürsten, während die Würde der anderen Fürsten erblich ist." Ignatius von Loyola, den er einen edlen Enthusiasten nannte, flößte ihm lebhafte Bewunderung ein. Er weist ihm in seinem Kalender einen Platz neben François Xavier und de Bourdaloue an, die der Positivist gleichfalls als Wohlthäter der Menschheit ehrt.

Endlich hatte er seit dem Tage, da er als Repräsentant der neuen Geistesmacht von den freiwilligen Unterstützungen seiner Schüler lebte, Hochachtung vor den Priestern gewonnen, weil sie eben so lebten; er meinte, daß alle Lehren, die herrschen wollen, ohne staatliche Unterstützung bestehen müßten. Auch der Jesuitenorden war durch freiwillige Spenden groß geworden und hatte gerade in seiner Unabhängigkeit von den weltlichen Machthabern der geistigen Bedeutung der Kirche ihre verlorene Würde wiedergegeben. Wohl hat Comte in seinen Schriften die Auswüchse jesuitischer Moral hart getadelt und ihre heuchlerischen Schliche gebrandmarkt; aber er hat auch seiner Bewunderung für die Ordensdisziplin und für die Ordenspolitik Ausdruck gegeben. Er glaubte daher, auf ein freundliches Entgegenkommen rechnen zu können.

Alfred Sabatier, Polytechniker und Republikaner von Achtundvierzig,

hatte nach dem Staatsstreich in Italien eine Zuflucht gefunden und war ihm durch einige Schriften zu Ehren des Positivismus bekannt geworden. Comte sah in ihm einen Apostel der Lehre und hielt ihn als Mittelsperson für geeignet, einen Theil seines Vorhabens zu verwirklichen. Sabatier erklärte sich — in einem Briefe vom zwölften Guttenberg 68 (dritten September 1856) — ohne Zögern bereit und fügte mit einigen klugen Vorbehalten hinzu: „Ich glaube, daß die Führer des wahren katholischen Papstthumes für einen Schritt, dessen ganze Tragweite sie nicht ermessen können, kaum zu haben sein werden.“ Comte dankte, wünschte Glück und enthüllte darauf die Einzelheiten seines Planes.

Die Jesuiten verzichten auf einen Namen, der zu sehr an alte Glaubensmeinungen gemahnt, und nennen sich „Ignatianer“, um schon durch den Namen ihre organisatorischen Ziele klar zu bezeichnen. Ihr General wird das geistige Oberhaupt aller Katholiken. Um dieser Usurpation die wünschenswerthe Weihe zu geben, ladet ihn der Hohepriester der Humanität in einem „Aufruf an die Ignatianer“ öffentlich ein, seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, wo ihm im Namen der positivistischen Republikaner „völlige Freiheit im sozialen Handeln“ verbürgt wird. „Alle, die auf die Leitung des Abendlandes Anspruch machen“, sagte Comte, „sollen die Hauptstadt der Humanität bewohnen, als einzigen Sitz der wahrhaft würdigen Antriebe. Sie erklären, abzudanken, wenn sie diesen Aufenthaltsort aufgeben, neben dem London und Rom bloße Provinzialstädte ohne Bedeutung für die abendländische Regeneration sind.“ Der Papst wird Fürstbischof von Rom, „wie in dem berühmten Briefe der Madame Roland“, und widmet sich auf seine Weise seinen besonderen Aufgaben. Katholizismus und Positivismus vereinigen sich, um gemeinsam „den Protestantismus, den Deismus und den Skeptizismus, die drei Formen der modernen Krankheit“, auszurotten, und ringen im endgiltigen Wettbewerb unter einander um die geistige Vormacht.

Das bisherige Kultus-Budget des Klerus wird unterdrückt. Die Ignatianer ergreifen, unterstützt von den Positivisten, die Initiative zu dieser Forderung, da der Kampf der beiden Lehren vollständig frei sein muß.

Für die Durchführung seines Planes hatte Comte sich sechs Jahre Zeit gesetzt. Sabatier sollte vorerst nur über die Aufhebung des Kultus-Budgets unterhandeln; höchstens könnte er das offensive Vorgehen der neuen Verbündeten gegen das Freidenkerthum vorbereiten. „Positivisten und Katholiken können sich“, so schrieb ihm der Meister, „würdig mit einander verbinden, um im Namen der Vernunft und Moral Alle, die an einen Gott glauben, zum Katholizismus zurückzuführen, und Alle, die nicht mehr an einen Gott glauben, zu veranlassen, Positivisten zu werden, da das Jahrhundert nur noch Kämpfe zwischen den wahrhaft organisatorischen Lehren zulassen sollte.“ Den kühnen Vorschlag des Staatsstreiches, der den Papst seiner Stellung ent-

setzen sollte, hält Comte vorläufig noch zurück. In diesem Augenblick würde ein solcher Plan den General der Ignatianer, meinte er, „erschrecken".

Für Anwendung von Gewalt war Comte nicht: er wollte, daß der Staat während der Periode der sozialen Umwälzung sich darauf beschränke, die äußere Ordnung aufrecht zu erhalten. Was er beabsichtigte, war eine reine geistige Umwälzung der religiösen Ordnung und eine ausschließlich moralische Verbindung für konservative Propaganda. „Die theoretischen Verirrungen", hatte er geschrieben, „müssen sich ohne Widerstand ausleben können, unbeschadet der Unterdrückung äußerer Unordnungen, die aus ihm hervorgehen können. Je höher man die geistige Disziplin stellt, desto wichtiger erscheint die zu ihrer Herbeiführung nöthige Freiheit. Jede gewaltthätige Verfolgung giebt der verfolgten Sache einen besonderen Nimbus; und es muß auch praktisch bewiesen werden, daß die wahren Grundlagen der Gesellschaft über jeden Angriff erhaben sind." Schließlich sollte, nach seinem Plan, die vernünftige Einsicht zwischen Katholizismus und Positivismus entscheiden. Dieser autoritäre Denker war von dem Glauben an seine Logik und sein System so durchdrungen, daß er sicher war, durch sie allein siegen zu können.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sabatier empfing in Genua noch einige diplomatischen Instruktionen und begab sich dann nach Rom. Kaum eingetroffen, suchte er bei dem Ordensgeneral, Pater Beckx, schriftlich eine Audienz nach. Er betonte in dem Schreiben, was der Politik der Jesuiten und der Positivisten trotz ihren auseinander gehenden Lehren gemeinsam sei, und ließ die aufrichtige Bewunderung des Katholizismus durchblicken, von der alle Schüler Auguste Comtes erfüllt seien. „Unsere Schule", schrieb er, „die sich aller Theologie — selbst in der Moral — enthält, hat stets die majestätische Größe der römischen Religion und die ungeheuren Dienste zu würdigen gewußt, die ihre hervorragendsten Vertheidiger der weltumfassenden Glaubenssache der Humanität geleistet haben und noch leisten."

Der Brief blieb unbeantwortet und Sabatier, der an eine gewöhnliche Nachlässigkeit oder an ein Vergessen nicht glauben mochte, erklärte sich das Schweigen als eine „Kundgebung christlichen Hochmuthes, der bei Theologen, die sich dem Absoluten hingegeben haben, nicht Wunder nehme." Nachdem er zehn Tage vergeblich gewartet hatte, schrieb er noch einmal; er trug das Billet selbst nach S. Gesu und wurde zwar nicht von dem General, der sich entschuldigen ließ, aber vom Pater Robillon, dem Assistenten der französischen Provinzen, empfangen.

Groß mag sein Staunen gewesen sein, als der Pater die Unterhaltung mit der Frage einleitete, ob Monsieur Auguste Comte der Verfasser einiger wirthschaftpolitischen Werke sei. Ach! . . . Er verwechselte ihn mit

Charles Comte, dem Nationalökonomen, der seit fünfundzwanzig Jahren tot war, dem selben Comte, den der Hohepriester einst als „fossil" bezeichnet hatte! Unter solchen Umständen war es schwer, den Endzweck der Mission zu erklären, — um so mehr, als der Pater die Unterhaltung weder fortzusetzen noch zu erneuern geneigt schien. Sabatier that sein Bestes und sprach sehr schnell, aber der Jesuit setzte allen seinen Reden nur die eine Anwort entgegen: „Wir sind arme Mönche und haben mit Politik nichts zu schaffen. Wir predigen in Jesu Namen den katholischen Glauben und können uns keiner Verbindung anschließen, die nicht den Triumph des Namens Jesu zum unmittelbaren Zweck hat. Wir wissen, daß die europäische Ordnung gestört werden kann; aber wir können nichts dazu und nichts dawider thun als Dieses: den Namen Jesu bekennen und für ihn in den Tod gehen. Wir sind sehr gerührt von den Gefühlen, die Sie für uns hegen, aber wir können keinerlei Bündniß mit Ihnen eingehen. Lassen Sie uns Freunde bleiben und Jeden seinen Weg wandeln!"

Sabatier begriff, daß für den Augenblick nichts zu erreichen war. Er hatte den Ignatianer gesucht, wie ihn der Meister verstand und wie er über ein Kleines sein mußte, — und er hatte nur den Jesuiten gefunden, der „bewundernswerth in seinem Wohlwollen, aber von jener geistigen Taubheit" war, „von der Molière spricht und die um so unheilbarer ist, weil sie in den Absichten liegt." Er tröstete sich indessen mit dem Gedanken, daß die Unterredung wenigstens den Erfolg haben würde, die Jesuiten auf die neue Lehre aufmerksam zu machen. „Die erste Anregung war unumgänglich", schrieb er, „denn ihr General und ihre vornehmsten Mitglieder schienen mir in der Soziologie so unbewandert wie Dutzendjournalisten." Mehr noch; er glaubte, hoffen zu dürfen, daß die pariser Jesuiten von jetzt an die Entwickelung der positivistischen Ideen überwachen würden. So verließ er den Pater Robillon mit Worten des Friedens; er bat ihn, an die Zukunft zu denken, an die Prüfungen, die der Menschheit bevorständen, und an die Nothwendigkeit, sich bei Zeiten zu rüsten. „Sie mögen wissen", schloß er, „daß vom heutigen Tage an in der selben Stadt Paris, in der die republikanische Partei Ihren Namen als den ihres Hauptfeindes nennt, eine neue Partei besteht, die der Republik ergeben, aber eben so bereit ist, Ihre Freiheit zu vertheidigen. Wenn die Stürme der Zukunft die ganze Heftigkeit der modernen Krisis enthüllen werden, dann sollen Sie die Jünger des Positivismus bereit finden, sich für Sie töten zu lassen, wie Sie bereit sind, für Ihren Gott in den Tod zu gehen."

Auguste Comte war über das Scheitern der Mission verwundert. Auch er hatte geglaubt, sich an die Ignatianer wenden zu können, und stieß nun auf die Jesuiten. Wie diese Pfaffen die Lage des Abendlandes und die Gefahr der großen Krisis verkannten! Wie sie sich selbst verkannten, ihre soziale Rolle

und die großen Gedanken des Stifters ihres Ordens! Sie antworteten: Religion, Glaube und Jesus, wo man ihnen von politischem Einfluß, geistiger Macht und sozialer Rettung sprach. „Man könnte," schrieb er, „seine unfreiwillige Verzichtleistung auf die wahrhaft geistige Gewalt nicht besser erklären, noch die soziale Ueberlegenheit des Positivismus offener anerkennen, als es Ihr naiver Mittelsmann gethan hat, der wahrscheinlich nicht einmal fühlt, um wie viel Loyola in jeder Hinsicht seinen Jesus Christus überragt."

Und doch verzweifelte er nicht ganz. Er wünschte Sabatier Glück zu der Klugheit, die er bewiesen habe, und sandte ihm seinen „Katechismus", seinen „Appel aux Conservateurs" und sein „Achtes Rundschreiben", um sie durch Vermittelung des Paters Robillon dem Ordensgeneral zu überreichen. Was die pariser Jesuiten beträfe, so würde er ihr Vorgehen abwarten und sich darauf beschränken, den „Aufruf an die Ignatianer", den er stolz ankündigte, 1863 zu veröffentlichen. „Bis dahin", meinte er, „werden vielleicht schon ernste Ereignisse eingetreten sein und die Aufmerksamkeit dieser Empiriker auf die erhaltende und versöhnliche Kraft des Positivismus lenken, der einst ihre einzige soziale Garantie sein wird."

Sabatier sandte die Bücher an Robillon und erhielt eine kurze Antwort. Der Jesuit dankte im Namen des Generals für die gute Absicht, „wiewohl die Bücher direkte Angriffe auf die heilige katholische Kirche und ihren göttlichen Stifter, unseren Herrn Jesus Christus, enthalten." „Ich kann Ihnen nur wiederholen," fügte er hinzu, „was ich schon die Ehre hatte, Ihnen zu sagen. Zwischen dem Ja und dem Nein auf die Frage nach der Göttlichkeit Jesu Christi ist ein Bündniß nicht möglich; die Frage ist überhaupt nicht zu stellen. Aber Sie werden mir gestatten, zu dem Gotte Ihrer Mutter für Sie zu beten. Ich verbleibe hochachtungvoll" u. s. w.

Sabatier fuhr fort, zu hoffen. Er erblickte in diesem Brief eine Aenderung der Haltung; und selbst Comte wollte auf seinen Wunsch nicht verzichten. Es war der Plan seines Lebens, den er dreißig Jahre früher mit Lamennais geträumt hatte. „Diese charakteristische Erinnerung," sagte er, „unterhält in mir trotz allen Enttäuschungen das bleibende Verlangen, den heiligen Plan zu verwirklichen"; er beglückwünschte nochmals seinen Apostel dazu, daß er „ihre ignatianischen Beziehungen" in Rom so bewundernswerth angeknüpft habe. Nach einigen Monden starb Comte, ohne seinen „Aufruf an die Ignatianer" veröffentlicht und ohne versucht zu haben, die Beziehungen wieder aufzunehmen. Sechzehn Jahre später kaufte ein Römer, Tomasso Titoni, bei einer öffentlichen Versteigerung ein Exemplar des positivistischen Katechismus. Es trug die Zueignung: „Herrn Beckx, General der Jesuiten, überreicht vom Verfasser, Auguste Comte. Paris, den zehnten Aristoteles 69." Das Buch war noch nicht aufgeschnitten.

Paris. Georges Dumas.

Dresdener Kunst.

Der Geist des an Kunstsinn und Körperkraft gewaltigen August des Starken wird wieder lebendig. Die Dresdener haben zwei Jahrzehnte hindurch geschlafen . . . und ein gut Theil von ihnen schläft heute noch. Unterdessen sammelt sich die Jugend im prächtigen Hofe des Zwingers, sieht trunkenen Blickes das Mondlicht über die köstlichen Kuppeln des Rokokobaues spielen; und frischer Thatendrang spornt, was die sächsische Gemüthlichkeit noch leben läßt, zu neuem Schaffen.

Und Das flackert an allen Ecken und Enden der alten Stadt, auf fast allen Gebieten, in größeren oder kleineren Flämmchen empor. Flämmchen, — nicht Flammen; auch die Begeisterung sächselt in dem Lande des Bliemchenkaffees. Aber vergessen wir nicht, daß auch ein Wagner dieses Idiom sprach. So manche unserer heutigen Größen der bildenden Kunst — ich will nur an Klinger und Koepping erinnern — sind Sachsen; die Nachfolger beweisen, daß Das kein Zufall war. Im Kunstsalon von Arnold war neulich etwas Merkwürdiges zu sehen: deutsche Koloristen. Und man fand sie in ganz seltener Umgebung. Gutbier hatte eine Impressionisten-Ausstellung zusammengebracht: als Ensemble und in jedem einzelnen Stück ein Kunstwerk. Die etwa vierzig Bilder rekapitulirten die ganze glorreiche Geschichte der Farbe im neunzehnten Jahrhundert, mit Manet beginnend über Monet, Renoir, Sisley, Pissarro, Berthe Morisot bis auf den jüngsten Neoimpressionismus, der sich kürzlich in Seuret, Signac, Ryssselberghe und Anderen Berlin erobert hat. Und neben diesen jüngsten Franzosen hingen ein paar einheimische Bilder von Stremel und Baum und hielten Stich.

Es waren noch andere gute Sachen da: Degas und eine Menge Graphiker, Liebermann und von Gleichen-Rußwurm, außerdem Skulpturen von Rodin und Meunier, Alles mehr oder weniger bekannt, kein Stück, das man nicht mit Vergnügen wiedersah; aber die Ueberraschung, das eigentlich Verblüffende waren doch die beiden jungen Deutschen.

Französische Malerei unter deutscher Firma ist nichts Neues; gar mancher Ausstellungskönig kennt das Rezept und verwechselt Stehlen mit Lernen. Diese Beiden, denen man vielleicht den hamburger Illies hätte beigesellen können, sind auch in fremder Schule deutsch geblieben. Sie lernten die Farbentheilung, das Gesetz der Kontrastwirkung reiner Töne von den Franzosen, ohne in die äußersten Konsequenzen der Schule Seurets zu verfallen. Und sie schufen damit eine neue deutsche Landschaft. Baum malt die Poesie vereinzelter Bäume, die seinem zeichnerischen Empfinden am Willkommensten sind, und stellt sie als feste Punkte in seine farbentrunkene Landschaft. Stremel ist reicher; ihm ist die deutsche Note vor Allem gelungen.

Er ist eben so heimathlich wie auf einem anderen Gebiete der gleichsam in Frankreich geschulte Ludwig von Hofmann. Dieser brauchte sich nur seiner Phantasie zu überlassen, um deutsche Lieder zu malen; Stremel bleibt zäh bei der Natur. Ein gutes Auge erkennt den Unterschied zwischen seinen Landschaften und denen des Franzosen schon in der Verschiedenheit der Luft. Bei Signac ist die Atmosphäre leicht, flüssig, fast spielerisch, bei Stremel schwer, trotz aller Farbigkeit grau; man wittert den Kohlenstaub, der den dresdener Himmel, selbst wenn er ganz rein zu sein scheint, immer mit einer Dunstschicht umhüllt.

Und trotz diesem treuen Naturstudium ist er Stimmungmensch durch und durch. Er sucht nicht das Gefühl in der traurigen oder heiteren Episode, wie etwa Kuehl, der Halbgott der Dresdener, der nachgerade anfängt, sentimental zu werden; er versteht, einem Interieur auch ohne Figuren Interesse zu geben. Wer hat nicht schon das geheime Leben gespürt, das in einem Zimmer, sei es das des Reichen oder des Armen, in den vier Wänden, in all den Nebensächlichkeiten, die zum Leben gehören, steckt, die merkwürdige Beziehung der Behausung zum Bewohner, die man empfindet, noch ehe man von den Insassen weiß? So Etwas bieten Stremels Interieurs; Licht und Farbe thun dabei das Ihrige: eine Malerei, die nicht am Einzelnen haftet, sondern die Farben- und Lichtbeziehungen der Dinge unter einander feststellt. Dieses Interesse gewinnt eine ganz außergewöhnliche Vertiefung in den beiden Dichter-Interieurs, die Stremel diesmal ausgestellt hat: Schillers Sterbegemach und das gelbe Zimmer in dem weimaraner Goethehaus, Bilder, die uns nicht nur nichts von der theuren Erinnerung nehmen, sondern ihr eine unendlich rührende Huldigung hinzufügen. Der Großherzog von Weimar hat das große Gemälde von Fleischer, das den Tod Goethes darstellt, in das Goethehaus aufzunehmen beschlossen. Fleischer hat mit bestem Wollen und großer Pietät das berühmte Wort „Mehr Licht!" zu illustriren versucht. Stremel hat mit seinen schönen Lichtbildern dem letzten Wunsch Goethes eine unmittelbare Erfüllung gegeben und verdient einen Ehrenplatz im Hause unseres großen Toten. Doch weiß vielleicht Tschudi eine nützlichere Stelle. Beide Werke würden der berliner Nationalgalerie eine Zierde sein.

Dresden bleibt nicht bei der Malerei stehen. Vor zwei Jahren veranstaltete es die erste internationale Kunstausstellung. Damals zeigte das Ausland, namentlich van de Velde, daß zu guten Bildern gute Zimmereinrichtungen gehören. Die Dresdener sind der Anregung gefolgt; in der diesjährigen internationalen Ausstellung, die neulich eröffnet worden ist, führen sie nun selbst das Wort. Nach dem Muster der Vereinigten Werkstätten Münchens haben sich einige dresdener Künstler unter der technischen Leitung zweier Kaufleute zu den „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst"

zusammengethan und sind jetzt zum ersten Male an die Oeffentlichkeit getreten. Was sie bringen, wird, wenn nicht einwandfreie Zustimmung, sicher warmes Entgegenkommen verdienen. Daneben macht sich in verschiedenen Theilen der Stadt eine neue Architektur bemerkbar. Dresden hat seit Kurzem für die Künste der schönen Otero und ähnliche Darbietungen das neue Centraltheater erhalten, in dem die moderne Kunst, wenigstens in Einzelheiten, eine ihr bisher in Deutschland verwehrte Stelle gefunden hat. Der ernsteren Muse soll ein neues Volkstheater dienen, das der Architekt Gräbner ganz modern in Eisenkonstruktion projektirt. Was Gräbner bisher geschaffen hat, zumal seine modernen Villen, bürgt dafür, daß er der interessanten Aufgabe gewachsen ist. Er und andere moderne Architekten haben verstanden, an das Barock anzuknüpfen, das in Dresden eine so eigenartige Ausbildung erfahren hat. Die freie Ornamentik dieser Formen scheint ein eminent künstlerisches und in diesem Fall ganz heimathliches Mittel zur Weiterentwickelung zu bieten; und schon begegnet man im neuen Dresden einer Menge glücklicher Ansätze zu einer Wohnhaus-Architektur, die eines Tages der alten gleichwerthig sein wird.

Dresden hat eine alte, entwickelungfähige Tradition. Wo soll der berliner Architekt anknüpfen, um für die Reichshauptstadt eigene Formen zu gewinnen? Was kann Berlin dem frischen Vorwärtsdrängen der kleinen sächsischen Residenz, das ich hier skizzirte, an die Seite stellen?

Berlin bleibt trotz seinem Reichthum auf planlosen Import angewiesen. Und daß der charakterlose Berolinismus, der eine Zeit lang die übrigen Städte des Reichs bedrohte, in Dresden, München und an anderen Orten kräftigen Widerstand geweckt hat, beweist eine Art des Partikularismus, der man getrost weiteste Verbreitung wünschen darf.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Wiener Kunst.

Im August 1896 sprach ich in der „Zukunft" von den trostlosen Kunstzuständen, die in Wien herrschten. Die Führer der Künstlergenossenschaft, eine Handvoll unproduktiver, hinter der Zeit zurückgebliebener, eingebildeter Größen, hatten Barrieren errichtet, Schutzzölle eingeführt und Trutzbündnisse unter einander geschlossen, um alle auswärtige Kunst und alle freieren Schöpfungen Einheimischer fernzuhalten und zu unterdrücken. Ihr Anhang kämpfte als eine kompakte Majorität. Jährlich wurde eine fügsame Kunstjury sorgsam ausgewählt und besorgte die nöthigen Hausknechtsdienste bei den Ausstellungen. Auch gelang es dem Klüngel, mit Hilfe einer gut präparirten Presse dann jedesmal klipp und klar zu beweisen, daß er ungemein bedeutend sei und über die spärlich zugelassenen fremden Kunst-

werke triumphirt habe. Die hervorragendsten Größen des Auslandes blieben deshalb den Ausstellungen des Künstlerhauses Jahrzehnte hindurch fern. Es genüge, Boecklin zu nennen. Aber das Maß war endlich voll zum Ueberlaufen.

Gemeinschaftlich mit Josef Oppenheim nahm ich zuerst in der „Neuen Freien Presse" das Wort zu Gunsten der münchener Sezession, die bis dahin in der wiener Presse als eine Krätze deutscher Malerei verschrien worden war. Es gelang unseren Bemühungen, die münchener und düsseldorfer Sezessionisten mit einer Elite-Ausstellung im Künstlerhause einzuführen; und siehe da: ein großer Theil des Publikums erkannte gar bald, daß in diesen Vereinigungen die Kunst nicht als Handelszweck, sondern um ihrer selbst willen gilt: der erste Schritt zu einer Verbesserung der heimische Kunstverhältnisse war gethan.

Schon vorher hatten wir, ein kleines Häuflein von Künstlern — es war zu Beginn des Dezenniums —, veranlaßt durch ungerechte Zurückweisungen bei einer Ausstellung des Künstlerhauses, einen „Salon der Zurückgewiesenen" ins Leben gerufen. Eine große Zahl Zurückgesetzter wollte sich betheiligen, über Nacht aber schrumpfte unser Haufe zu einem Häuflein verärgerter Manifestanten zusammen; viele hatten Rücksichten zu nehmen und ein starker Bruchtheil wurde uns durch Versprechungen der Führer der Genossenschaft abspenstig gemacht. So konnte aus diesem Vorläufer der jetzigen „Sezession", aus dem sich später der früh verstorbene „Wiener Künstlerklub" entwickelte, nichts Rechtes werden. Seit der Ausstellung der Münchener und Düsseldorfer und seit den Streitrufen von 1896 war das Feld besser gepflügt. Als dann zwei Jahre später eine Gruppe von Künstlern aus der Genossenschaft ausschied, brachte man dieser neuen „Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs" bereits starke Sympathien entgegen. Man glaubte an eine wirklich befreiende That, die allen bisher gedrückten Künstlern zu Gute kommen würde. Die Jungen versammelten sich, begrüßt von den Fanfaren einiger Parteigänger in den Tagesblättern, feierlich auf ihrem Aventin, einem Hügel am Wienufer, und errichteten im vorigen Jahre, gegenüber dem Hause der Alten, das neue Künstlerhaus mit der stolzen Inschrift: „Der Zeit ihre Kunst; der Kunst ihre Freiheit". Der Name der neuen Vereinigung wurde in „Sezession" umgewandelt und sie hielt unter Betheiligung hervorragender Künstler aller Nationen im vorigen Jahre ihre erste und zweite, dann die dritte und vierte Ausstellung ab.

Aber wieder bildete sich ein Ring. Die Tochter Sezession hielt sich an die bewährten Rezepte der guten Mutter Künstlergenossenschaft. Waren dort die Händler der alten Mode etablirt, so hatte man es hier mit den Verschleißern der neuen Richtung zu thun. Die alten Kunst-Hofräthe waren ledern geworden und neue Kunst-Hofräthe strebten auf. Die Führer der neuen Vereinigung gleichen leider den Führern der alten Vereinigung wie ein faules Ei dem anderen. Sie haben allesammt zu der Kunst und dem künstlerischen Streben unserer Tage persönlich nicht die geringsten Beziehungen. Auch die neuen Führer sind, was die alten zur Zeit ihrer Herrschaft waren: mittelmäßige Maler ohne eigentliche Bedeutung, nur daß sie, um modern zu erscheinen, das äußere Mäntelchen einer modernen Kunst umgehängt haben. Das Phrasenthum der neuen Körperschaft kämpft gegen den Phrasenschwall der alten, hochtönend und scheinbar für die Interessen der Kunst, in Wirklichkeit für das persönliche Interesse einiger kleinen Begabungen, die die Bewegung, die in der Luft lag, mit Geschick für sich aus-

nützen. Die Majorität der nach Freiheit ringenden Gruppe von Künstlern war eben auch hier in die eisernen Krallen einer Minorität gerathen, die, kräftig von ihren Parteigängern vertheidigt und angepriesen, nach jedem Aemtchen, nach jeder kleinen Würde und nach jeden greifbaren Vortheil haschen, allein im Vordergrunde der Vereinigung stehen will und eine Reihe tüchtiger Kräfte in den Hintergrund zu drängen sucht, so daß sie kaum beachtet werden. Und doch hat diese Sezession den Kunstfrühling mächtig gefördert. Sie hat uns Meunier, Khnopff, Rodin, Ryſſelberghe, Zorn, Félicien Rops und Max Klinger, die Schotten, Kuehl, Skarbina und Andere in ihren Meisterwerken gezeigt und damit dem Kunstgeschmack der Wiener endgiltig die neue Richtung gegeben. Selbst die alte Genossenschaft sah nach den großen Erfolgen der Fremden ein, daß der alte Schwindel nicht mehr möglich sei. Statt des geschäftssinnigen Pseudomalers Eugen Felix, eines Künstlers von unbestrittenem Unvermögen, trat der Bildhauer Rudolf Weyr, ein Mann von hervorragender Bedeutung, an die Spitze der Genossenschaft und mit einer wirklichen Kunstthat, einer eminent interessanten Studien- und Skizzenausstellung, brach eine neue Aera im Künstlerhause an. Mit einem Schlage wurde eine Anzahl unbekannter Künstler, theilweise alte Mitglieder der Genossenschaft, in ihrer ungewöhnlichen Tüchtigkeit entdeckt. Da waren die Landschafter Wilt, Tomec, Ameseder, Zoff, Casparides, Bamberger, Konopa, Hollub, Germela, Suppancic; auf anderen Gebieten Stracka, Hayda und der sensitive Walter Hampel, ein ungewöhnlich bizarrer, geistreicher und koloristisch fein empfindender Künstler, der der Gouachetechnik eine überraschende Farbenpracht abringt; der elegante Pastellist Clemens von Pausinger, der tüchtige Thiele und der Darsteller des wiener Straßenlebens J. N. Geller. Nach diesem Erfolge des Künstlerhauses mußte sich die Sezession endlich auch zu einer That aufraffen, durch die ihre einheimischen Mitglieder beweisen konnten, was sie leisten. Da kam ihr Arthur Strassers „Marc Aurel" sehr gelegen, dessen Skizze, in der Genossenschaft einstmals preisgekrönt, ihm die Ehre des Staatsauftrages zur Ausführung im Großen eingetragen hatte: die Gruppe war eben fertig geworden und mußte dort den „clou" der Frühjahrsausstellung bilden, die gleichzeitig mit der altgewohnten Jahresausstellung des Künstlerhauses stattfinden sollte und thatsächlich sogar etwas früher eröffnet worden ist. Das von Olbrich erbaute Haus der Sezession ist für moderne kleine Ausstellungen wunderbar geeignet und eine kluge Ausnutzung der geschmackvollen Innendekoration gab einen herrlichen Rahmen für die Ausstellungsgegenstände. Wände, die, wie bei den Gschnasfesten einstmals, bemalt und vergoldet, in Leinwand gezogen und verschiebbar sind, ahmen täuschend Marmorgelasse und Mosaikwölbungen nach und Holzornamentik verziert in organischer Pracht die imitirten, kostbaren Stoffe mit sanften, wohlthuenden Farben. Und diese schimmernden Hintergründe dienen einer Reihe von Kunstwerken, die gering an Zahl und ausgesucht sind. So ist der allgemeine Eindruck ein sehr günstiger. Die Ausländer Skarbina, Kuehl, Baertson und die Schotten, geben den Ton an, die Einheimischen suchen es ihnen gleich zu thun. Am Besten gelingt Das Jettel, der ein gebürtiger Wiener ist, aber Jahrzehnte lang in Paris erfolgreich geschaffen hat. Poetisch, klar und eindringlich, — so wirken seine Landschaften wie helle Mollakkorde, sie sind gesättigt von der reifen Kultur der Franzosen und doch Emanationen einer selbständigen

Natur. Weniger erfreulich ist Gustav Klimt, der Vorstand der Sezession. Man hat ihm eingeredet, er sei ein Moderner. Er denkt seine Bilder im Geiste des Unverständlichen, will mächtige Symbole schaffen und bleibt in kindischen Fratzen stecken. Er mag von der Linienkunst des Jan Toorop gehört, vielleicht auch Einiges davon gesehen haben und hat das Aeußerliche des Nachahmers der Rosenkreuzer, Fernand Khnopffs, sich angeeignet. Er nimmt den Pointillismus Rysselberghes zu Hilfe und überpinselt ein nacktes Frauenzimmer mit Punkten und Flecken, um es dann die „Wahrheit" zu nennen. Er geberdet sich furchtbar tiefsinnig und ist unglaublich trivial. So flockige und rüde Pinseltänze er auch vollführt, um sich genialisch zu geben, kommt er doch über die Wirkung von Porzellanmalerei nicht hinaus. Sein „Schubert" ist ein alter Herr, die Brille auf der klobigen Nase, der geringeltes Haar hat und Klavier spielt. Neben ihm stehen geschminkte junge Mädchen, die singen und Kleider wie Serpentinetänzerinnen tragen, bunt und blumig, und dahinter wogt ein Lichtmeer, in dem sich Gestalten bewegen. Das Alles sieht aus, wie wenn ein alter, lustiger Herr eben dabei wäre, kleinen Chantant-Mädchen noch rasch vor ihrem Auftreten eine Gesangsnummer einzupauken, während auf der Bühne des Rauchtheaters schon der Vorhang aufgehen will. Das soll unser Schubert sein? Wienerisch und poetisch zugleich? Das tiefsinnigste Bild, das in den letzten Jahren gemalt wurde, wie Einer behauptet? Armer Schubert, wie hast Du Dich verändert! Und doch ist Klimt Einer, während Herr Moll, der seit einigen Jahren überall dabei sein muß, noch immer Keiner ist, obgleich die Sezessionisten ihn zu ihrem Vice-Präsidenten erkoren haben. Er hebt nur die technischen Krümchen auf, die der virtuose Gotthard Kuehl ihm für seine Interieurs, deren Vorwürfe er, wie Kuehl, gern aus Lübeck holt, übrig läßt. Das Aufgelesene pappt er dann zu Bildern zusammen, die scheinen wollen und nichts sind. Abgekuehlter Impressionismus, der keine Impression hinterläßt! Engelhart, ein junger Maler, der leider von den Marktschreiern der Sezession in einer Weise herausgestrichen wird, daß er fast lächerlich geworden, hat sich mit einem höchst reizvollen Kamin aus Holzschnitzerei und Kupferwerk eingestellt. Der Holzschnitzer Zelesny und der Ciseleur Klimt haben werkthätig unterstützt. Seine Darstellung des ersten Menschenpaares, obleich ein Wenig im Stile alter Bildschnitzer gedacht, ist mit echt künstlerischem Feingefühl komponirt. Bachers Christusbild ist ein glücklicher Versuch, der hoffentlich bald zu ausgereifteren Werken führen wird, und Lenz, der sich bisher nur schüchtern herausgewagt hat, zeigt in einem malerisch tüchtigen Bilde den Poeten, der durch die Gefilde seiner Träume wandelt. Alle diese Künstler waren den Wienern aber nicht mehr neu; also galt es, flugs ein neues Genie aus dem Boden stampfen, um nicht hinter dem Ereigniß der Skizzen und Studien-Ausstellung des Künstlerhauses zurückzubleiben. Und dieses Genie soll Andri sein, der Studienköpfe in Pastell und Oel und eine Reihe von Zeichnungen ausgestellt hat, die im Stil der „Jugend" mit breiten Kohlenstrichen hingeworfen und leicht kolorirt sind. Man jubelt. Dem Fachmann freilich können diese Blätter nicht imponiren; sie sind Malerei, wie sie jeder junge Mann leisten muß, der eine ernsthafte Akademie absolvirt hat, — außer in Wien, wo nur die Talentlosen ein gutes Abgangszeugniß erhalten; die Talentvollen werden schon vorher weggejagt: sie gehen dann nach Paris oder München und kommen als Künstler nach Wien

zurück. Anders als der frisch entdeckte Andri wird die russische Bildhauerin Theresa Feodorowna Ries, die unter Hellmers Leitung zu einer Meisterin herangewachsen ist, behandelt. Sie hat in der „Sezession“ ausgestellt; aber da sie keiner von deren journalistischen Beiräthen entdeckt hat, so wirft ihr einer der Haupthähne jetzt Realismus vor. Man denke: Realismus! Dabei sind die Büsten, die sie ausstellt, das Köpfchen der Gräfin Wilczek und das Portrait des Professors Hellmer, mit das Empfundenste, das in Wien jemals gemeißelt worden ist. Sie ist eben nicht von den Kulis der Sezessionisten erfunden worden, die Aermste, und Das muß sie büßen. Besser hat es Strasser. Er hat ein künstlerisch bewegtes Leben hinter sich. Er war mit Leib und Seele bei der alten Genossenschaft, dann trat er aus, später schloß er sich einer kleinen Gruppe von Künstlern an, die sich „die alte Welt“ nannte, und auch da sagte er sich wieder los. Er verdankt der Genossenschaft viele Auszeichnungen. Seit Jahren wird er immer wieder entdeckt. Als die Sezession aufkam, stieß er zu ihr und die Posaunisten „entdecken“ ihn nun von Neuem. Bei ihm geht man sicher, obwohl er noch nicht im Muther steht. Jetzt sind sie ganz außer sich über das Meisterwerk, seinen Marc Aurel in Ueberlebensgröße. Es steht in einem goldig schimmernden Gewölbe im Mittelraum des Sezessiongebäudes. Aber es hat in der Vergrößerung nicht gewonnen. Freilich bleibt Strasser als Thierplastiker hinter keinem jetzt Lebenden zurück. Die Löwen, die den Wagen des Triumphators ziehen, die Löwin, die sich an die Räder schmiegt, sind Meisterleistungen. Außer dem Franzosen Barye kann vielleicht Keiner sonst so echt und großzügig gestalten. Aber der Caesar selbst ist leider ein Fleischkoloß mit einem rohen, gewöhnlichen Antlitz, ohne jede Größe. Und hier lag doch der Schwerpunkt der Aufgabe.

Das Künstlerhaus ist in seinem Bau unbeweglich, fest gefügt, wie eine Festung. Schwer und massig im Gegensatze zu dem leichten Pavillon Olbrichs. Es stammt aus der Zeit, da Makart herrschte und man in Wien noch große „Schwarten“ mit schreienden Farben malte und diese mit Asphalt zusammen lasirte. Die düstere Dämmerung seiner Säle verlieh solchen Werken noch eine besondere Luftlasur. Das Licht wurde durch schwere Baldachine, die den Beschauer überdachten, so geführt, daß es die Wände herabrann und alle gemalten Lügen dieser für die gesunde Entwickelung der österreichischen Kunst so verderblichen Zeit in den Zauber eines atmosphärischen Schleiers eingehüllt wurden. Jetzt sind solche Panoptikumscherze allerdings verpönt, Manches ist anders geworden, aber Etwas von einem Kunstjahrmarkte ist der großen Ausstellung geblieben. Das war nicht zu vermeiden. Das Künstlerhaus hat seinen zahlreichen Mitgliedern gegenüber Verpflichtungen, die grausam geltend gemacht werden. Da man die Leute nicht ermorden kann, muß man sie ausstellen lassen. Sie fürchten die Gardinenpredigten ihrer Frauen, wenn sie in der Ausstellung, die der Kaiser eröffnet, nicht vertreten wären. So justifiziren sie sich selbst. Dagegen wäre nichts Besonderes einzuwenden, denn wenn sich Einer durchaus aufhängen will, so soll man den Strick nicht durchschneiden, den er sich gewählt hat. Aber nun hängen die Leichen leider unmittelbar neben dem Leben, machen sich breit und verderben den allgemeinen Eindruck. Denn man merkt sich das Schlechte eher als das Gute und flieht aus den Sälen, wo die gemalten Photographien von Angeli, Ferraris, Horovitz und Griepenkerl prangen. Zum Glück überwiegt unter den beinahe sechshundert Werken doch das

Gute. Die Jungen des Künstlerhauses sind ausgezeichnet vertreten. Hayda verblüfft geradezu mit seiner bemalten Plastik „Erlösung". Ich kenne nichts Zeitgenössisches, das eigenartiger aufgebaut ist und eindringlicher wirkt als diese sonderbare „Erlösung". Der Drachentöter hat den geilen Wurm erlegt. Er sitzt zu Pferde mit geöffnetem Visier, das Thier unter ihm zittert und schäumt. Denn grauenvoller noch als der Wurm sind ihm die Erlösten, die aus der Höhle heraus heulen und dem Befreier entgegendrängen, im Kampfe der Verzweiflung. Nicht aus einer stupenden Handhabung traditioneller Griffe und Künste, nicht aus der Haltung des Thieres, des Ritters, der Befreiten, nicht aus all den Dingen, die die Hand zu bilden vermochte, spricht jenes merkwürdig Sensitive, das in keinem anderen Werke der Ausstellung erreicht ist. Man fühlt das bleiche Empfinden des Ritters, das Heulen der Erlösten, das Grauen des Pferdes, das Furchtbare der Situation wie einen quälenden Alb. Man wird abgestoßen, — und nur in der vertieften Betrachtung dieser sonderbaren Schöpfung wird man ihrer froh. In dem Entsetzen liegt die Suggestion des Kunstwerkes und man giebt sich ganz den Eindrücken hin, die die bemalten Figürchen, das grünliche Antlitz des Ritters, die gelben Wangen der Erlösten, ihre Geisteraugen, das Roth und Blau und Schwarz ihrer Haare, die zuckenden Hände mit ihren violetten Tönungen, das Krötenfleisch des Drachenbauches erzeugen. Und Das ist das Große dieser Arbeit, die viel diskutirt, belacht und bewitzelt wird und dennoch eine Offenbarung ist. Eine Offenbarung, denn sie bedeutet das Werden einer neuen Kunst. Ihre Vorläufer hat sie vielleicht in jenen spanischen Holzbildhauern, die im Verfall der Renaissance ihre Schnitzwerke mit grauenhaften Farben bemalten, um mächtig auf die Nerven zu wirken. Denn nur auf die Nerven, ganz und rückhaltlos, geht diese bemalte Skulptur los. Sie löst Empfindungen aus, wie sie mir nicht einmal die beste Plastik Rodins oder Valgreens in ihrer klassischen Weiße und auch nicht die suggestive Malerei Aman Jeans, Toorops zu geben vermag. Bizarr in der Form und bizarr in der Farbe, wird Hayda sich, will er den betretenen Weg weiterschreiten, zu einer höchst merkwürdigen Individualität durchringen. Er könnte für unsere Zeit vielleicht werden, was die Bosch und Breughel in den Niederlanden einstmals gewesen sind. Auch Casparides neigt dem Mystischen zu. Er malt ein Christusbild von uhdischer Prägung und dennoch selbständig. Das Unterscheidende von den Gebilden realer Legendenmalerei liegt bei ihm in der Farbe. Ueber der dämmernden Morgenlandschaft hebt sich der Dunst der Großstadt. Und die Leidenden, die von der Lichtgestalt Christi geführt werden, sind die Kleinen der wiener Vororte. Ein idealer Christus, aus der Noth des Vorstadtwinkels heraus geboren: so leitet er die Armen und Bedrückten zum Troste. „Ich bin der Weg, die Wahrheit, das Leben!"

Ein Wienerthum anderer Art giebt Veith in seinem dekorativen Entwurf „Winterflucht." Das ist ein liebliches Stück Malerei, so leichtsinnig, flott und wienerisch: wie diese herzigen, nackten Dinger den gestrengen Herrn Winter verjagen. So nett und froh und lustig ist man nur am Fuß des Kahlenberges, wo man den Heurigen schänkt. Man hört förmlich der Dämchen klassische Worte: „Abfahren, alter Herr, 'sonst reißen wir Ihna die Zähnd aus!" Wienerisch ist auch August Schäffer, der Direktor unserer kaiserlichen Gemäldegalerie. Er war sein Leben lang ein guter, braver, ehrlicher Maler, dem in seiner Jugend, wie uns

Allen, Schularbeit, Kopfarbeit und Schablonengeist beschieden waren. Alles Das machte er mit, wie man dergleichen Dinge eben mitmachen muß, weil es so ist und weil man glaubt, daß es nicht anders sein könne. So schuf er vor vierzig Jahren und weiter in die Makartzeit hinein, wo man brandrothe Bäume, goldenes Firmament und giftiges Grün mit Asphaltschmiere „stimmte", bis ihn endlich der Unmuth faßte und er das Arbeitzeug von sich warf, um sich einer registrirenden Thätigkeit in der kaiserlichen Gemäldegalerie zu widmen. Da kam der Kunstfrühling über Wien und Schäffer erwachte. Wieder griff er zum Malzeug von einstmals, schuf sich eine andere Palette, licht, froh, freudig, und es entstand der „Märztag im Wienerwalde", den wir jetzt im Künstlerhause bewundern. So österreichisch, so aus dem Boden unseres Landes war noch keine Landschaft bisher in Wien gemalt worden. Die Meister von Barbizon und die Worpsweder haben ihre Größe errungen, da sie ihre Heimath malten. Schäffer weist uns in diesem Werke den Weg. Es ist der Weg, zu dem ich den jungen Künstlern der Studien- und Skizzen-Ausstellung rieth: „Zieht hinaus in die Umgebung Wiens, seid ehrlich, vertieft Euch in die Schönheit unserer österreichischen Heimath!" Denn nur da ist der wahre Kunstfrühling zu finden, nicht in den Uebertriebenheiten und Auswüchsen der Sezession. Was man im Erforschen der Heimath werden kann, haben wir jüngst an der Ausstellung erlebt, die uns in Miethkes Kunstsalon Hans Schwaiger, der verschollen geglaubte Makartschüler, vorführte. Wie ist er anders geworden und gewachsen, seit er Wien verlassen hat! In Tempera, Gouache und Aquarell erzählt er die alten Märchen vom „Hans, ders Fürchten lernen wollte," vom „Wassermann", vom „Rübezahl", all die scheuen Dinge, die wir beim Herdfeuer von Großmutters Lippen erfuhren. An nichts Modernes erinnert er; wie Sattler oder Thoma, liebt er, sich in der Art alter Meister zu geben. Er hat sich eine eigene Welt aufgebaut und sich eine eigene Kunst des Ausdruckes geschaffen. Ganz abseits von den Menschen, in einem böhmischen Dorf, haust dieser Zauberer und münzt das reine Gold seiner Kunst.

Die Gesammtheit dieser Erscheinungen, die Künstler und Publikum, wie seit Jahren nicht, in Athem halten, scheint die Bürgschaft eines kräftigen Fortschrittes zu sein; vielleicht bedeutet sie noch mehr: den Beginn einer neuen großen Kunstperiode. Denn auch unter den Architekten, die so sehr an der Ueberlieferung festhalten, regt sich ein frischer Geist. Wagners Stadtbahnbauten gingen mit einem neuen Stil voran und dann kam Olbrich mit seinem Sezessionistenheim, das mit seinem lichten Verputz, der Verschmähung des alten Säulentypus und seiner polyphonen Ornamentik Schule zu machen beginnt. Man will übrigens jetzt auch „von oben" mit dem „Alten" aufräumen. Man entfernt den Renaissancearchitekten von Förster aus seiner maßgebenden Stelle in der Leitung des k. k. Hofburgbaues und ersetzt ihn durch den modernen Architekten Ohmann. So ist die Leitung des oesterreichischen Museums Herrn Hofrath von Scala anvertraut worden, einem Mann, der, durchaus modern, eben so viel Geschmack wie Kunstsinn besitzt, und an die Spitze der damit verknüpften Kunstschule ist der Maler Myrbach getreten, an die Stelle des Hofrathes Storf, der die alte Richtung vertrat. So regt sich auf allen Gebieten der Kunst in Wien neues Leben.

Wien. Ferry Bératon.

Selbstanzeigen.

Nis Nielsen. Roman. Verlag von Albert Ahn. Berlin, Köln, Leipzig. Preis 2 Mark.

Unharmonische Züge des eigenen Wesens, Unzulänglichkeiten und Schwächen, die überwunden werden müssen, habe ich in „Nis Nielsen“ der Figur, die im Mittelpunkte der Schilderung steht, aufgebürdet, in der Hoffnung, mich selbst zu befreien. In diesem Sinne ist mein Roman ganz aus der Erfahrung geschöpft und aus dem Glauben, ja, der inneren Gewißheit, daß alles Impotente werth ist, vernichtet zu werden. Den Rahmen für das Lebensbild bot mir meine schleswig-holsteinische Heimath; ich bin den Menschen dort nachgegangen, ihrem Denken und Handeln, ihrer Einfachheit und ihren stillen Freuden. Noch ist die Darstellung nicht ganz frei von Bitterkeit, noch ist der „Haß gegen sich selbst“ nicht besiegt und das Verstehen ist noch nicht bis zum Verzeihen fortgeschritten; trotzdem hoffe ich, mir mit dem Buch Freunde zu erwerben: denn wir Alle haben in uns Etwas von Dem, was ich zu verkörpern bestrebt war.

Wismar. Ottomar Enking.

Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen? Verlag von Karl Duncker, Berlin. — **Eine Psychologie Heines.**

Als ich mein Buch: „Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen?“ veröffentlichte, war ich überzeugt, den Lesern Etwas dargeboten zu haben, wofür sie mir dankbar sein müßten. Ich war in die Schule der Psychologen gegangen und glaubte mich berufen, Heinrich Heine, mit dessen Werk ich mich schon lange beschäftigt hatte, psychologisch behandeln und sein Innerstes nach Taines Sezirmethode dem Publikum aufdecken zu können. Die Absicht war rühmlich, mein Vorhaben war ernst und an gutem Willen fehlte es mir nicht. Mein Jugendmuth diktirte und meine Liebe für Heine führte die Feder; aber mir fehlte es an wissenschaftlicher Selbstkritik. Ich war allzu sehr in die Aufgabe vertieft, als daß ich über ihr zu stehen vermocht hätte. In weintrunkenen Worten und burschikosen Studentensätzen sprudelte Das, was ich über Heine zu sagen hatte, — heraus und so entstand ein Buch ohne rechte Disposition, das zwar einige Gedanken und Einfälle über Heine, aber keine Analyse des Dichters enthielt. Und dann kam die Tageskritik mit ihren Pfennig- und Waschzettelrezensionen. Von nahezu hundert Rezensionen tadelten mich nur vierzehn; acht davon stammten aus dem antisemitischen Lager und waren das übliche Cliché, die letzten sechs waren die, von denen ich lernte: sie sagten mir, daß mein Werk verfehlt sei. In jenen Tagen erkannte ich ganz den Unwerth der durchschnittlichen Tageskritik und begann, selbst mit mir schonungslos ins Gericht zu gehen. Nur Selbstkritik konnte mir helfen.

Ich hatte dreizehn Jugendeinflüsse hervorgehoben, die Heine zu Dem gemacht haben sollten, was er war. Diese Einwirkungen hatte ich dürftig erklärt und addirt; die Summe, die sich ergab, sollte das Wesen heinischer Eigenart

darstellen. Das war meine Psychologie. Das war das neue Kunststück. Unter den bestimmenden Einflüssen erwähnte ich auch Düsseldorf; ich hielt mich an Das, was Heine darüber geschwärmt hat. Ein düsseldorfer Kritiker benutzte die Gelegenheit — nicht, um mein Buch zu besprechen, sondern —, um in ironischen Fragen den düsseldorfer Stadtverordneten Vorwürfe darüber zu machen, wie schön doch früher die Anlagen gewesen sein müßten und wie elend sie heute seien. So brachte die Kritik neben Verlogenem und Falschem, neben strotzender Unwissenheit und pathetischer Lobhudelei auch Humoristisches. Unter den Rezensionen, in denen ich scharf und ernst aufs Korn genommen wurde, fand sich eine (Zeitschr. f. n. Literaturgesch.), in der mein Wollen gelobt und die Art, wie ich das Thema angegriffen hatte, anerkannt wurde. Sie betonte, daß das Buch aus einer jüdischen Kampfnatur herausgeboren sei. Das war mir die Ermunterung, deren ich zur Weiterarbeit bedurfte. Denn inzwischen habe ich erst die überaus große Rolle erkannt, die das jüdische Element in Heinrich Heine gespielt hat, und daß man, um die Stimmungen und Zustände, die in Heinrich Heines Elterhause herrschten, nachempfinden und beschreiben zu können, entweder in ähnlichen Verhältnissen gelebt oder wenigstens das jüdisch-deutsche Milieu gründlich studirt haben muß.

Diesem jüdischen Element in Heinrich Heine habe ich in einem neuen Buch: „Eine Psychologie Heines", das nächstens erscheinen soll, die gebührende Berücksichtigung widerfahren lassen und ich lege Werth darauf, die Leitgrundsätze dieses Buches, das als eine wesentliche Ergänzung des ersten gedacht ist, schon jetzt zu veröffentlichen, da in Amerika und England in letzter Zeit eine Anzahl von Heine-Publikationen erfolgt ist, die nach meiner Meinung geeignet sind, das Urtheil über Heine eher zu verwirren als zu klären. Ich halte aufrecht, daß Heine selbst kein überzeugter Anhänger des jüdischen Monotheismus war, daß er sich aber von traditionell ererbter jüdischer Art und Weise nicht emanzipiren konnte, daß das charakteristisch Jüdische in ihm lebte und vorzüglich dazu beitrug, seine Poesie gerade so und nicht anders zu färben. Daß Heine allein von der Romantik aus genügend erklärt werden könne, wird so wie so heute Niemand mehr glauben.

Jede Kritik, und hätte sie noch so sehr den Anschein voller Objektivität, ist persönlich gefärbt und subjektiv. Sie soll streng psychologisch und rein empirisch vorgehen und Das feststellen und genau präzisiren, was die Analyse ergiebt. Aber auch Das ist noch subjektiv. Denn selbst bei der psychologischen Analyse fördert Jeder etwas Anderes zu Tage; denn Jeder sieht nur Das, was er sehen will oder sehen kann, und der Dichter, der analysirt werden soll, geht unter den Umständen dabei durch das differente Temperament des Kritikers hindurch. Ein Treitschke wäre, trotz seinen hervorragenden Fähigkeiten, nie im Stande gewesen, das jüdische Element in Heine zu analysiren. Dieser Mangel an Objektivität dem Kunstwerk und dem Künstler gegenüber wird, wie mir scheint, nie überwunden werden können. Wahre Objektivität ist nur in der Mathematik und in den exakten Naturwissenschaften zu erreichen. Man kann eben das Kunstwerk nicht analytisch in seine Bestandtheile zerlegen, wie man in der Chemie durch die Analyse feststellt, daß Wasser aus zwei Theilen Wasserstoff und einem Theil Sauerstoff besteht. Das Resultat: Wasser $= H_2O$ erreicht die Chemie durch Mischung und Entmischung. Aber man mag noch so gewissenhaft zu Werke gehen: der ästhetische Punkt in der Künstlerseele und die

Bestandtheile eines künstlerischen Produktes lassen sich nicht in eine starre Formel bannen oder in nackte Realitäten auflösen. Auch wenn es gelingt, nachzuweisen, was bei Heine die Summe von Erziehung, Milieu, Nahrung, Klima, Umgang u. s. w. ist, was bei ihm an bestimmte Vorgänger erinnert und was er da und dort Anderen entnommen hat, so erzielt das Alles zusammen noch nicht entfernt ein Bild seiner Persönlichkeit und Eigenart. Mein verehrter Lehrer Herman Grimm sagt mit Recht, daß wir uns in der Psychologie darauf beschränken müssen, so genau wie möglich zu beschreiben, denn wir müssen zugestehen, „daß wir nichts wissen können". So muß man sich damit bescheiden, den historischen Thatsachen nachzugehen und aus dem Gesammtergebniß mit Hilfe der Phantasie sich ein Bild der Persönlichkeit zu gestalten.

Die Seele des neugeborenen Kindes ist keine tabula rasa, auf die die Sinne erst ihre Eindrücke niederschreiben, so daß die Gesammtheit des geistigen Inhalts unseres Lebens erst durch mannichfache Wechselwirkungen dieser Eindrücke entstände, wie ich in meinem ersten Buch behauptet hatte; sondern die Tafel ist schon vor der Geburt mit vielen unsichtbaren Zeichen, den Spuren unzähliger sinnlicher Eindrücke vergangener Generationen, beschrieben. Man beobachte das wachsende Kind aufmerksam, — und die unverständlichen Runen werden lesbar. Man erkennt dann, welch ein Kapital von den Ahnen stammt und wie oberflächlich es ist, anzunehmen, der Mensch lerne Fühlen, Wollen, Denken nur durch seine Sinne. Das geistige Erbe ist in der Psychogenesis eben so wichtig wie die eigene Lebensthätigkeit. Diesen Standpunkt, den Darwin und die jüngeren Naturforscher in der Wissenschaft, Ibsen in der Kunst so zäh und energisch vertreten, hätte ich auch in meinem ersten Buch einnehmen sollen.

Der erste Abschnitt meines neuen Buches handelt von der „Entstehung der Romantik". Hier versuche ich, den Nachweis zu erbringen, daß ohne die kantische Philosophie die Blüthe der Romantik nie hätte aufkeimen können, ja, daß sie ohne Kant historisch unerklärlich wäre. In kulturhistorischer Reihenfolge behandle ich dann die einzelnen Romantiker, hebe ihre Eigenart in der Stoffwahl und im Stil hervor und halte von jedem Einzelnen Das fest, was sich dann in Heine wiederfindet. Es wird untersucht, was Heine direkt und bewußt angenommen und was er so intensiv in sich verarbeitet hat, daß er es gar nicht mehr als überkommenes Erbtheil empfand. Ich zeige ferner, welchen offenkundigen Fehler Wilhelm Scherer in seiner Literaturgeschichte beging, als er von Georg Brandes die falsche Ansicht übernahm, Heine sei so zu sagen nur ein Abklatsch Brentanos gewesen. Wie kommt es, daß Heine noch immer zu den Vielgelesenen gehört, daß er noch jung im Volke fortlebt und noch so außerordentlich stark auf jeden tief Empfindenden wirkt, wenn er nur Abklatsch war, während Brentano selbst, das Original, außer für den Fachhistoriker, für die deutsche Welt verschollen ist? Und hieran knüpfe ich die weitere Frage: welches Urtheil ist maßgeblicher, das des Volkes oder das des Literarhistorikers?

Der größte Abschnitt ist der Interpretation der heinischen Lyrik gewidmet. Nicht nur unvergängliche Perlen sind da aufgereiht, sondern auch minder glänzende und falsche. Heine hat die herrlichen, ewigen Lieder vom Meer gedichtet, ... aber auch die ekelhaften Burlesken auf Meyerbeer und ähnliche Dinge. Wie erklärt sich dieses Nebeneinander klassischer Größe und faunischer, fratzenhafter Kleinlichkeit?

Mir schien typisch, daß er das Fürchterliche giebt, als ob es etwas ganz Gemüthliches wäre; er wickelt es zuweilen auch in groteske Lappen ein, so daß man glauben könnte, er wolle sich über das Gräßliche lustig machen. Sein Weltschmerzschrei schlägt dann plötzlich in einen Gassenhauer um. Er weiß, daß er in den ersten Strophen sein reiches Gefühl offenbart, sein Herz nackt vor uns hingelegt hat, — und in der letzten Strophe schämt er sich dieser Prostitution seines Inneren und rächt sich an uns: „Bitte, bildet Euch nicht ein, daß ich mich etwa vor Euch ausgezogen habe, — ich habe Euch genarrt." Das ist sehr menschlich, aber dichterisch ein Fehler. Denn die wahre Lyrik ist von Natur schamlos und ihrer keuschen Nacktheit sich nicht bewußt, sie ist Kammerkunst im edelsten Sinne. Der subjektive Lyriker — dieser Pleonasmus scheint mir nöthig —, aus dessen vollem Herzen das Lied quillt (im Gegensatz zu den Lyrikern, die die gereimten Strophen aus ihrem Schädel pressen müssen), giebt sich ganz ungescheut nackt, denn er singt sein Lied nicht für das Auditorium, sondern seinen ureigenen Leiden und Freuden. Eben so verhält es sich mit Heines Prosa. Auch da entsteht die Frage: wie vertragen sich das herrliche Fragment des „Rabbi von Bacharach" und der „Schnabelewopski"? Mit philologischen und psychologischen Hilfen suche ich hier dem Wesen des heinischen Stils, seinem Humor und seiner brillirenden Originalität beizukommen. Hieran knüpfen sich Untersuchungen über das eigenartige, ausgeprägte Assoziationvermögen Heines, seine künstlerische Eitelkeit, seine Einbildungskraft und schöpferische Phantasie, über seine Unaufrichtigkeit um eines Witzes willen u. s. w. Die Frage, warum Heine uns mehr als opponirender denn als versöhnender Dichter entgegentritt, wird aufgeworfen und zu beantworten versucht.

Dann erst folgt eine kritisch beleuchtete Biographie. Das gewonnene Ergebniß ist ein negatives. Denn die Biographie Heines stützt sich zum größten Theil auf seine eigenen Angaben und es mußte gefragt werden, ob diese volles Vertrauen verdienen. Ein Beispiel: War das Eheleben Heines mit Mathilde wirklich so glücklich und humorvoll, wie er es darstellt und wie es von Zeitgenossen dargestellt worden ist: woher dann die Gedichte im „Romanzero?"

In einem weiteren Kapitel werden die Urtheile der hervorragendsten Zeitgenossen über Heine zusammen und den Urtheilen der modernen Historiker gegenüber gestellt. Es schien mir nicht nur eine interessante, sondern auch eine nützliche Arbeit, weil sie zeigt, wie sich der Standpunkt der jüngeren Forscher gegenüber den älteren verändert hat. Wie Heine auf seine Zeit gewirkt hat, in Deutschland und in Frankreich, wie er die „Modernen" noch immer beeinflußt und worin dieser theils bewußte, theils unbewußte Einfluß beruht, was ferner an Geflügelten Worten und Sprichwörtlichem von ihm im Volke lebt: Das zu zeigen, blieb für den Schluß aufgespart. Meine neue Bibliographie, die von sechsundsiebenzig Werken bei genauester Forschung auf zweihundertfünfunddreißig angewachsen ist (Goedeckes dritte Auflage ist unvollständig), leistete mir hierbei gute Dienste. Dennoch war es freilich nicht möglich, alle Räthsel, die Heine uns aufgiebt und die oft nur einer Augenblickslaune entstammen, zu lösen. Die Laune hat eben tausend Farben, die auf chemischem Wege nicht zu analysiren und auf psychologischem stets nur ungefähr zu charakterisiren sind.

J. E. Poritzky.

Die Börse im Lenz.

Realisationen: das Wort ist in den Börsenberichten jetzt zu besonderen Ehren gekommen. Werden Bergwerksaktien verkauft, so haben nicht etwa Spekulanten, die einen Grubenstrike für möglich halten, Kohlenwerthe gefixt, sondern alte ehrliche Kapitalisten nahmen Gewinnverkäufe vor. Stockt einmal in Paris die Kurssteigerung in Spaniern, so haben nicht etwa Pessimisten, denen der gute Wille eines Finanzministers noch nicht baares Geld ist, Exterieurs in blanco abgegeben, nein: sie nahmen nur ihren Nutzen mit und lösten ihre Hausseengagements. Und dennoch merkt man nach solchen Tagen stets ein hastiges Kaufen, das auf mehr oder minder unfreiwillige Deckungen deutet. Zwar zeigt das Publikum frohe Mienen, die wirklichen Börsenleute aber halten sich zurück; sie denken über den Tag hinaus und lassen sich durch eine zufällige Erleichterung des Privatdiskonts nicht verlocken. Sie glauben bestimmt, daß Geld, abgesehen von einzelnen Zwischenpausen, theuer sein wird und daß der Herbst nur dann einigermaßen angenehm enttäuschen könnte, wenn man schon jetzt, im Frühling, für die Einschränkung der Positionen sorgt. Deshalb aber brauchen diese Erfahrenen das für ihre Operationen durchaus nothwendige Publikum in ihre eigene Anschauung noch nicht allzu eilig einzuweihen. Im Gegentheil: solche Dummheiten sogar, die bequem im Keim zu ersticken wären, läßt man gleichmüthig reifen. Als ich hier von der Fusion der „Rothen Erde" bei Aachen mit den Eschweiler Gruben sprach, erwähnte ich auch die fünfzigprozentige Dividende dieser Hütte, deren Aktien 8000 ständen. Dieser Satz lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit auf das Papier; nur vergaßen die blinden Haussiers den Nachsatz, in dem ich sagte, die Aktien würden nur in Brüssel gehandelt. Die Berliner warfen sich eines blauen Montags auf das bei ihnen notirte Eisenwerk „Rothe Erde" bei Dortmund und setzten den Kurs in einem einzigen Zuge von 205 auf 240. Das ist bei zwölf Prozent Dividende gewiß eine hohe Bewerthung, da z. B. die Hörder Aktien bei elf Prozent etwa 198 stehen. Bis zum nächsten Mittag waren vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, die Käufer hatten also Muße, ihren thörichten Irrthum einzusehen, — und das Resultat war am Dienstag ein Rückgang von dreiunddreißig Prozent. Ist es denn ganz unmöglich, solche Geschäfte zu vermeiden und den Sanguinikern noch rechtzeitig ihren Wahn zu nehmen? Wenn Jemand im Auktionlokal plötzlich für einen Gebrauchsgegenstand eine überraschend hohe Summe bietet, so wird ein reeller Versteigerer ihn fragen: „Irren Sie sich auch nicht? Der Tisch da hat keine Marmorplatte, sondern nur eine angestrichene Imitation aus Holz!" So menschenfreundlich wie bei einer Auktion sollte man sich doch auch an der Börse benehmen, scheint mir. Die Besucher selbst hätten übrigens schon längst dafür sorgen sollen, daß während ihrer Verkehrsstunden Sachverständige erreichbar sind, bei denen man sofort die gewöhnlichen Auskünfte über einzelne Papiere erhalten kann. Thatsachen und gedruckte Daten sind nicht „Meinungen"; eine Beeinflussung der Tendenz wäre von solchem Verfahren also nicht zu befürchten ... Der Fall „Rothe Erde", über den kein Mensch mehr spricht und über den nur die Wenigen nicht gelacht haben, die dabei bluteten, ist im Grunde ein sehr ernster Fall.

Das eigentliche Maklergeschäft ist immer mehr zusammengeschrumpft. Die großen Vermittler von ehemals müssen mehr übernehmen als je, um für den

Ausfall an Courtagen einigermaßen Ersatz zu finden, und sonst können nur ganz kleine Existenzen ehrlich makeln, — Leute, die entweder keine Familie haben oder sehr viel bescheidenere Ansprüche an das Leben stellen, als früher in dieser Sphäre gestellt zu werden pflegten. So ist eine große Zahl von Geschäftsleuten rasch auf einen niedrigeren Standard gekommen. Die Grundstückstransaktionen, das Zusammenkaufen von halben Dörfern in der Nähe der Großstädte, gehen jetzt vielfach von einer ganz neuen Schicht geschickter Spekulanten aus, deren Kapitalien frei geworden sind.

Gewiß wäre es eben so berechtigt, auf die Schädlichkeit dieser Unternehmungen für die „niederen" Klassen hinzuweisen, wie die Vermittler ausbeuterisch zu nennen. Allein solche Aufkäufe sind ohne Zwischenhändler, denen ein rasch gebildetes Konsortium ruhig große Summen anvertrauen kann, nicht möglich, da der Erfolg meistens von sofortiger Auszahlung abhängt. So ein Dörfchen, in dem sich die Arbeiter, trotz der Entfernung von ihrer Werkstätte, eingerichtet haben, weil sie hoffen, es dort noch zu einem eigenen Häuschen zu bringen, sticht eines Tages einem städtischen Herrn in die Augen; er war noch nie dort und wird doch binnen wenigen Wochen quasi der Grundherr. Der Boden ist dort eben relativ billig. Das hatte auch die bisherige bescheidene Bevölkerung herbeigelockt. Soziale Noblesse kennen unsere Millionäre aber nicht, — nicht einmal unsere Großbanken, die sich auch darüber keine Bedenken machen, daß die Steigerung von Grund und Boden den Zwecken ihrer Kapitalsassoziation direkt entgegengesetzt ist. Unter rein wirthschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, ist übrigens das Aufkaufen von Bauernhöfen noch schlimmer. Haben wir doch in der Nähe von Großstädten reiche Villeninhaber, die zunächst ihr Besitzthum arrondiren und dann in einem wahren Uebermuth Alles im Ort an sich zu reißen suchen. Im Nu bemächtigt sich dann der Bauern eine Art Spielwuth; es gilt, das Familieneigenthum so schnell und so hoch wie möglich loszuschlagen, und wenn es glücklich gelungen ist, dann verlieren oder verläppern die biederen Landleute, die mit dem erhaltenen baaren Geld nicht umzugehen verstehen, in der Regel Alles binnen weniger Jahre. Das Heer der Vermittler, die diese Spielwuth benutzen, rekrutirt sich aus dem Nachtrab der Börse, der zu reden und zu rechnen versteht. Wenn in Berlin ein Mann, der bisher im Effekten- oder Waarenhandel gestanden hat, „sich verändern" muß, so kann er sich getrost an alle möglichen reichen Leute wenden, auch wenn er ihnen ganz fremd ist, und sie um Rath und Empfehlung angehen. Er kann sicher sein, Antwort zu erhalten, empfangen zu werden und mit eingehenden Informationen das Kabinet des überrumpelten Gönners zu verlassen. Auf solchem Wege wird manchem Unbeschäftigten oder Gestrandeten wohl auch der Rath ertheilt, sich den Geschäften mit Grund und Boden zuzuwenden. Tritt er dann in den neuen Erwerbszweig über, so bringt er nicht nur seine persönliche Geschicklichkeit mit, sondern hat auch von vorn herein Börsenbeziehungen und Leute, die hinter ihm stehen. Es wäre interessant, einmal durch eine Statistik zu erfahren, wie viel ungesunder Wettbewerb auf vielen Gebieten durch die Verödung des Effektengeschäftes entstanden ist. Nicht ohne Folgen bleibt auch das Verhalten unserer Kommissionbanken, die ihre Ordres gegen einander zu kompensiren suchen, — nur, um die halbe oder ganze Courtage zu sparen. Wenn irgend ein Handel verschiedene Vermittelungsgebühren tragen kann, ohne daß dadurch Andere als wirklich Wohlhabende und Diese anders als mäßig in Kontribution ge-

setzt werden, so ist es der Handel in Werthpapieren. Eine Aktie ist doch nicht wie des armen Mannes Rock, der allerdings durch gehäufte Zwischenverdienste übermäßig vertheuert werden würde. Die fleißigen, stets nur die geradesten Wege wandelnden Kapitalisten werden, bei der Heuchelei, die mit ihnen getrieben wird, schließlich noch ganz und gar vergessen, daß sie Spieler sind.

Anders verhält es sich natürlich mit den Anlagen in Staatspapieren, wo jede Erleichterung von oben herab gewährt werden sollte, um das Publikum heranzuziehen. Wären wir darin schon so weit wie England und Frankreich, so würde Herr von Miquel seine dreiprozentigen Konsols schwerlich noch unter 92 sehen. Wohin die Verstimmung unserer Sparer wegen dieses Kurstiefstandes noch führen wird, ist schwer vorauszusagen. Auch die Abweisung unserer städtischen Papiere wächst sich zu einer Art Kalamität aus. Schon neulich habe ich hier auf vergebliche Verhandlungen zwischen Magistraten und Banken hingewiesen. Seitdem hat Mainz ein Ausschreiben erlassen und das Resultat ist geradezu jämmerlich ausgefallen: von sechzehn Banken hat überhaupt nur eine sich zu einer Offerte entschlossen und auch diese eine hat nur eine vierprozentige Anleihe statt der gewünschten dreieinhalbprozentigen angeboten. Was soll denn schließlich eine Handelsstadt wie Mannheim anfangen, deren produktive Bedürfnisse Millionen verlangen? Herzlich naiv hat sich Charlottenburg benommen, als es auch Rothschild einlud, sich an der Anleihesubmission zu betheiligen. Der alte Name zieht immer noch, obgleich seine Träger längst aufgehört haben, selbständige Finanzirungen zu machen. Mit Recht pflegen die Frankfurter von sich zu rühmen, daß sie nicht durch, sondern trotz M. A. von Rothschild & Söhne groß geworden sind.

Inzwischen hat sich der mexikanische Finanzminister nach Europa eingeschifft, um die Konversion der sechsprozentigen Goldanleihe zu betreiben. Ihr Kurs ist jetzt nahezu 1 Prozent über Pari und die fünfprozentigen Papiere haben 99 erreicht, während vierprozentige Italiener noch unter 96 notiren. Bei ihren geringeren Zinsansprüchen kaufen die Franzosen weiter die Goldanleihen, während z. B. Süddeutschland zu den Valutaanleihen übergeht. Diese gewinnen natürlich an Sicherheit und damit an Werth, je mehr Mexiko an seinem auswärtigen Coupondienst sparen kann. Fünfprozentige Innere stehen bereits 44, dreiprozentige etwa 27 1/2. Unter allen exotischen Papieren — Egypten zähle ich wegen seiner englischen Verwaltung nicht mit — hat es niemals ein solideres gegeben als diese sechsprozentige Goldanleihe. Das Vertrauen, das unser Kapital dem Wahlreich des Porfirio Diaz entgegengebracht hat, als der Kurs noch nicht einmal 80 war, ist jetzt glänzend gerechtfertigt. Die gesunde wirthschaftliche Basis der Anleihe lag wesentlich in ihrer Größe, die dem Präsidenten erlaubte, umfassende Reformpläne in Angriff zu nehmen. Denn eine Sanirung von ganzen Staaten ist niemals mit kleinen Summen möglich. Allerdings stand da Vieles auf zwei Augen, denn ein Anderer als der alte Präsident hätte in der langen Periode des Niederganges kaum der Verlockung widerstanden, eine Zinsreduktion zu versuchen. Gelegenheit dazu war vorhanden; sogar von Berlin aus wurde sie, wie man sagt, angerathen. Häufig schilt man die Geschäftswelt undankbar, — und doch: wenn es überhaupt noch Dankbarkeit giebt, dann findet man sie bei den Kapitalisten für Ehrlichkeit, die im Süden sichtbar wird.

Pluto.

Porte-Coton.

Die Jubelhymnen, die zum höheren Ruhm des Herrn Bernhard von Bülow ertönten, weil der Staatssekretär sich von den vor Upolu vereinten anglo-amerikanischen Freunden und von ihren in London sitzenden klügeren Hintermännern mit Grazie dupiren ließ, sind, seit die schmerzliche Wahrheit durchsickerte, schnell verstummt und das launische Aprilwetter mag dem Herrn des Auswärtigen Amtes die früher so fröhliche Stimmung ein Bischen getrübt haben. Angenehm wars für ihn schon nicht, daß der geschäftige dreyfusard Gabriel Monod als Zeuge vor dem pariser Kassationhofe von einem Brief der Frau von Bülow erzählte, in dem die Tochter der Frau Laura Minghetti, unter Berufung auf ihren lieben Mann, mit mehr Entschiedenheit als Vorsicht sich für Dreyfus und Zola ins Zeug legte und Alles, was von den amtlichen Stellen Frankreichs über die Affaire vorgebracht worden sei, für Lüge erklärte. Die meisten berliner Redakteure thaten dem Beherrscher des Preßbureaus zwar den Gefallen, diese interessante Zeugenaussage ihren Lesern zu verschweigen. Aber die Sache war seit Monaten schon durch die Geschwätzigkeit des Herrn Monod bekannt geworden und wurde jetzt nur noch unter dem Zeugeneid bestätigt, kann also nicht, wie das Gespräch des Fürsten Hohenlohe mit Franz von Lenbach, durch ein offiziöses Dementi ausradirt werden. Daß nach dem Kanzler des Deutschen Reiches nun auch die Gattin des Leiters unserer auswärtigen Politik es für passend hält, in diesen heiklen Hader einzugreifen, ist immerhin bemerkenswerth. Was würden wir sagen, wenn Fremde aus amtlichen Sphären sich über innere Vorgänge der deutschen Politik in ähnlicher Weise äußerten? Herrn von Bülow, in dem Manche den künftigen Kanzler sehen, wird diese nicht nur für ihn ärgerliche Episode vielleicht die Geburtstagsstimmung — er wird am zweiten Mai fünfzig Jahre alt — gestört haben. Dann kam die Kunde von der Ungezogenheit des amerikanischen Kapitäns Coghlan, der, unter dem lärmenden Beifall der Jingomehrheit, freche Reden gegen Deutschland geführt und den Deutschen Kaiser beschimpft hat. Auch nicht angenehm; denn erstens mußte wieder einmal die fatale Frage entstehen, ob solche Dinge zu Bismarcks Zeit denkbar gewesen wären, zweitens war ein lästiges Forschen nach den dunklen Ereignissen und Differenzen zu fürchten, die sich in den philippinischen Gewässern zwischen den Admiralen Diederichs und Dewey abgespielt haben sollten und die so erfolgreich bestritten worden waren, und drittens konnte die transatlantische Frechheit den Gegnern eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages neue, wirksame Waffen liefern. Und zu Hause fehlt es auch nicht an Unannehmlichkeiten. Da ist der von Respektlosen „Zuchthausvorlage" genannte Gesetzentwurf zum Schutz Arbeitwilliger, den der Kaiser in Oeynhausen angekündet hat und der nun nicht so leicht, wie man hoffte, aus den Wehen entbunden werden kann. Da ist der Kanalplan, der die schöne Sammelpolitik in die Brüche zu bringen droht. Da kommen

aus Südafrika Briefe, in denen die Deutschen noch immer über die Herrn Cecil Rhodes, dem „Einbrecher“, in Berlin erwiesenen Ehren klagen, berichten, in den Cape Times werde vom Deutschen Kaiser und von dem britischen Minenspekulanten schlankweg als von den two gentlemen gesprochen, und sich beschweren, weil in unserem londoner Botschafthotel, den Briten zur Schadenfreude, der Herzog von Abercorn, der Hauptshareholder der Chartered Company, und Herr Alfred Beit, der Hundertmillionenmann und stille Begünstiger des Jameson Raid, nebst den Herren Chamberlain und Rhodes zur Tafel geladen waren. Und zu Alledem noch das emsige Bemühen, die einander längst nicht mehr allzu freundlichen Gruppen Bülow-Thielmann und Miquel-Posadowsky in Todfeindschaft zu verhetzen —: nein, es ist wirklich keine Lust mehr, in der Wilhelmstraße zu leben.

Doch auch ins Kastanienwäldchen lacht die Sonne nicht immer lenzlich hinein und Herr Johannes von Miquel verlebt jetzt nicht frohere Tage als Herr Bernhard von Bülow. Gegen den Finanzminister böllern wieder einmal von links her alle Geschütze. Er soll im preußischen Landtag nicht eifrig genug für den Kanalbau eingetreten sein. Er sprach zwar für den Kanal; aber so hitzig nicht wie Herr Thielen. Freilich ist der Finanzminister auch viel klüger als dieser Chef der rückständigsten preußischen Verwaltung, der zu durchgreifenden Reformen wohl keine Zeit findet, weil er auf den Bahnhöfen den Zeitschriftenverkauf überwachen muß. Herr von Miquel, der schlaue Zauderer, steht zweifelnd wahrscheinlich vor der Frage, ob es sich empfiehlt, für ein so unmodernes, so wenig leistungfähiges Verkehrsmittel, wie es Kanäle heutzutage bieten, Hunderte von Millionen zu bewilligen. Darüber mögen die Ansichten auseinandergehen. Herrn von Miquel aber wird, natürlich von „Demokraten“, vorgeworfen, daß er die persönliche Politik des Kaisers und Königs, der ihn einst doch „seinen Mann“ genannt habe, nicht mit dem gehörigen Nachdruck vertrete. Die Zeternden scheinen ganz zu vergessen, daß der Vicepräsident die Anschauung des Gesammtministeriums zu vertreten hat und daß die Minister, die mit seiner Haltung unzufrieden sind, vom König ergebenst ihre Entlassung zu erbitten haben. Hat man im deutschen Land noch immer nicht eingesehen, wie schädlich dem monarchischen Prinzip die üble Sitte ist, für jeden Quark den Namen des Königs ins Treffen zu führen? Sind die Lehren, die sich aus den Fällen Rhodes und Coghlan — um nur die neusten zu nennen — und aus der unanständigen Ausnützung der oeynhäuser Rede allzu deutlich ergeben, schon wieder in den Wind geschlagen? Und soll es dahin kommen, daß Jeder, der die auf Befehl des Kaisers, um Frankreich zu ehren, aufgeführte französische Oper „Mudarra“ ein miserables Machwerk nennt, der Majestätbeleidigung verdächtigt wird?

... Im zweiten Bande von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ liest man auf der Seite 292 die Worte: „Solche Beziehungen, wie ich sie zu Kaiser Wilhelm hatte, sind nicht ausschließlich staatsrechtlicher oder lehnrechtlicher Natur ... Ihnen einen dauernden und prinzipiellen Charakter bei-

zulegen, entspricht im heutigen politischen Leben nicht mehr den germanischen, sondern eher den romanischen Anschauungen; der portugiesische porteur du coton ist in die deutschen Begriffe nicht übertragbar." Die Stelle ist bisher nicht beachtet und deshalb auch nicht korrigirt worden. Herr Professor F. Eyssenhardt in Hamburg macht mich darauf aufmerksam, daß ein Gedächtniß- oder ein Schreibfehler vorliegen muß. Von einem portugiesischen porteur du coton hat man noch nie gehört; der Sinn dieses Ausdruckes ist unbekannt. Offenbar ist der bourbonische porte-coton gemeint, der Vorgänger der beiden Herren aus dem Hofgesinde, die jeden Morgen den Nachtstuhl der französischen Louis inspizirten und von denen Taine erzählt, daß sie, den Degen an der Seite, en habit de velours, venaient verifier et vider, s'il y avait lieu, l'objet de leurs fonctions. Vorher hielt der porte-coton, nach dem Wort eines anderen Schriftstellers, sich bereit, à présenter, humble et respectueux, la serviette au roi au moment voulu... Die Revolution beseitigte die anmuthige Charge, Ludwig XVIII. führte sie wieder ein und Karl X. mochte, wie es scheint, auf sie nicht verzichten. Soll sie nun etwa unter das monarchische Inventar Neugermaniens aufgenommen werden? Bismarck sagte von seinem alten Herrn: „Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen; in dem Gefühl königlicher Würde hätte der Kaiser gedacht: wenn Einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln. Beides gab er nicht zu." Wie der oft von ihm gepriesene Ahn, denkt, so müssen wir glauben, nun auch der Enkel. Ihm kann es nicht lieb sein, wenn bei jedem wichtigen oder winzigen Anlaß sein Name genannt und er wider Willen genöthigt wird, sich, nach Bismarcks fein warnendem Wort, allzu oft ohne ministerielle Kleidungstücke zu zeigen. Wäre die im übelsten Sinn romanische Sitte nicht bei uns aufgekommen, dann fängen Yankees, Briten und Rhodesianer jetzt nicht Spottverse über den Deutschen Kaiser. Herr Professor Eyssenhardt, der im Bismarckbuch den Fehler entdeckte, hat sich ein politisches Verdienst erworben, da er den Gedanken des ersten Kanzlers in seiner Reinheit wiederherstellte. Nein: der bourbonische porte-coton ist in die deutschen Begriffe nicht übertragbar. Es ist schon schlimm genug, daß der Abgeordnete Gamp, ein Geheimer und Vortragender Rath, ohne Widerspruch zu wecken, im Parlament sagen kann, die Regirung habe, um ihn für die caprivischen Handelsverträge zu gewinnen, einen „verfassungwidrigen" Druck auf ihn zu üben versucht. Aber „die Regirung" ist nicht der Kaiser und König. Den lasse man gefälligst aus dem schlauen Schachspiel, in dem Jeder für sein Interesse Etwas zu erhaschen hofft. Der mag, was ihn richtig dünkt, thun und sprechen, mag sogar in dem von ihm subventionirten Opernhaus ein Werk aufführen lassen, bei dem der Verdacht ausgeschlossen ist, es danke solche Ehre seinem Kunstwerth. Ein Minister aber hat in Preußen nicht die Aufgabe, ein porte-coton — deutsch und doch höflich: ein Speichellecker — zu sein.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Mai 1899.

Das neue Frankreich.

Unleugbar bricht sich bei der Mehrzahl der gebildeten Franzosen die Empfindung Bahn, daß ihre Vorstellungen und ihre moralischen Grundbegriffe in der Gegenwart eine tiefgehende Veränderung erfahren haben. Die große Menge sieht allerdings nur unbestimmte Bewegungen; wer aber einigermaßen mit der Geschichte des französischen Geistes vertraut ist, erkennt kausale Beziehungen und unterscheidet bereits gewisse Hauptursachen.

Ich glaube, daß wir in Frankreich auf einem Punkte angelangt sind, wo es gestattet ist, zurückzublicken und zu resumiren. Die Epoche läßt viel mehr Gewordenes fallen als irgend eine frühere, erworbene Gedanken und Gefühle erscheinen ihr drückend, eben so drückend wie die von der Vergangenheit als Erbtheil übernommene soziale Ordnung. Sie denkt mehr daran, sich davon zu befreien, als einen Ersatz dafür zu schaffen, sie versucht eine Menge neuer Methoden, die alten Grundlagen befriedigen sie nicht mehr und selbst die satte Bourgeoisie ist davon tiefer berührt, als sie es sich eingesteht. Die Menschen verbrauchen sich sehr schnell, — und doch schreitet die geistige Entwickelung nur langsam vorwärts. Hinter dem fieberhaften Hin und Her steckt ein tappendes Zögern. Man bemerkt, daß gewisse Einflüsse von außen gekommen sind, und da die öffentliche Meinung stets eines Schlagwortes bedarf, so schreibt man den Ereignissen von 1870 die Erschütterung zu. Das dürfte eine starke Ueberschätzung jener Ereignisse sein. Das nervöse Unbehagen des modernen Menschen ist allgemein und hat ältere und tiefere Ursachen: den ungeheuren Energieverbrauch Europas und die gegenseitige Zerreibung der auf einander stoßenden antagonistischen Geistesrichtungen.

Um nur von Frankreich zu sprechen: es ist ja ganz klar, daß die Folgen des deutsch-französischen Krieges von der Generation, die damals in voller Manneskraft stand, nicht so empfunden werden konnten wie von der zweiten Generation. Der Mann von fünfundzwanzig Jahren begreift heute den Mann von fünfundvierzig Jahren nicht; und zwar in Folge eines ewigen Gesetzes. Und auch das alte Frankreich, das nichts gelernt und nichts vergessen hat, begreift das neue nicht mehr. So lange die Vertreter des Alten die Regirung noch in Händen hatten und ihr weiter den Stempel ihres Geistes aufdrückten, trat die Veränderung weniger hervor; heute, da sie, Einer nach dem Anderen, verschwinden und das junge Frankreich an ihre Stelle tritt und sich der Autorität bemächtigt, wird eine ganz andere Lebensanschauung sichtbar, die Lebensanschauung einer nüchternen, ernsten Generation, die nach logischer Gewißheit ringt und zwei charakteristische Merkmale zeigt: ein starkes philosophisches Interesse und eine ausgesprochene Vorliebe für die Ideen des Auslandes. Wenn Das auf den Gebieten der Literatur und Kunst, von denen ich namentlich sprechen werde, am Deutlichsten hervortritt, so ist es doch auf den anderen Gebieten des Gedankens und der Thätigkeit nicht weniger der Fall. Das beweist unter Anderem das lebhafte Interesse, das den sozialen Fragen entgegengebracht wird. Der Blanquismus, die Theorien Jaurès' und der Schüler Benoît Malons und alle Spielarten des Sozialismus, die ethische Fragen mit ökonomischen verketten, sind Produkte der neuen Richtung. Die Possibilisten und die Parteigänger der Guesde, Lafargue, Bebel, Burns und George: sie Alle sind von ausländischen Ideen beeinflußt. Colin und Karl Marx werden heute in Frankreich beinahe häufiger genannt als Proudhon. In Bezug auf den französischen Anarchismus wird Das — selbst abgesehen davon, daß sein grundlegendes Dogma international ist — Niemand so leicht bestreiten, denn die Abhängigkeit eines Elisée Reclus, Jean Grave und Sébastien Faure von Bakunin, Krapotkin und Stirner ist zu augenfällig. Zieht man, um vollständig zu sein, auch die Bewegung des „Aristokratismus" heran, so stößt man sofort auf Friedrich Nietzsche; und in der Ethik und Psychologie stehen neben Taine und Renan ein Stuart Mill, Herbert Spencer, Emerson und Carlyle. Die ersten Bücher Paul Bourgets sind durch und durch philosophisch und alle verrathen eine kosmopolitische Geistesrichtung. Eine ganze Schule französischer Philosophen und Moralisten, die im großen Publikum freilich wenig bekannt sind, baut die Anschauungen Goethes weiter aus. An die Stelle des beschränkten Patriotismus, der jede fremde Ueberlegenheit leugnete und sich in eitlem Selbstlob gefiel, ist ein Patriotismus getreten, der die fremden Völker sorgsam studirt und sich Alles, was auch uns nützlich sein kann, anzueignen bemüht. Man hat eingesehen, daß das „far da se" ein ungenügendes und schädliches Prinzip ist

und nur für Zeitungtiraden taugt. Ignoranten mögen glauben, daß der Pessimismus Schopenhauers wie ein Fünf-Milliarden-Joch auf uns lastet; der Einsichtige schätzt den Werth der „Aphorismen zur Lebensweisheit" und weiß, daß sie auch Manchen unter uns getröstet und gestärkt haben.

So scheinen Unterströmungen des französischen Geistes in viel bedeutenderem Umfange oder doch unmittelbarer aus fremden Quellen gespeist zu werden als früher. Das denkende Frankreich arbeitet still und beharrlich an einer fortschreitenden Einführung abstrakter und internationaler Elemente; aber diese heimliche Minirarbeit wird von plötzlichen Zusammenbrüchen begleitet, — und diese überraschen das Publikum. Wo auch immer sie äußerlich erfolgen, in den Kunstausstellungen, in den Konzerten, im Theater, im Roman, überall wird ihre symptomatische Bedeutung sofort ein Element der Neugier und der Verwirrung und man fragt erschreckt, woher sie stammen, weil man ihre Beziehungen zu den tieferen Phänomenen nicht kennt.

Seit Jahren schon sind solche Erscheinungen aufgetreten; zuerst isolirt, dann immer häufiger und jetzt schließen sie sich in großer Anzahl zu einer Reihe zusammen, die eine vollständige Veränderung der nationalen Psyche bedeutet. Sie ist unbestreitbar und allgemein und der Kritiker hat sie nicht zu rühmen oder zu tadeln, sondern zu registriren, zu beobachten und zu erklären. Das will ich versuchen und zunächst die Basis skizziren.

Ein fremder Einfluß, den man dem Kriege von 1870/71 zuschreibt, ist in Frankreich vorhanden. Er hat die zeitgenössischen Ideen umgewandelt. Die Einen brüsten sich damit, die Andern grämen sich darüber. Die Leute, die ihn aus Voreingenommenheit leugnen, kommen nicht in Betracht, denn sie verrathen nur ihre Unwissenheit und Verständnißlosigkeit. Sie wollen in dieser ernsten und allgemeinen Bewegung nur Spielerei und Laune finden. Wenn es sich wirklich nur darum handelte, so brauchten sie sich nicht so aufzuregen, nicht vorübergehende Velleitäten und Moden mit solcher Heftigkeit zu bekämpfen. Handelt es sich aber um eine Gefahr, die den ganzen französischen Geist und unsere Zukunft in Frage stellt, so ist es schon der Mühe werth, näher zuzusehen. Bis wie weit ist also der fremde Einfluß in Frankreich vorgedrungen? In welchem Maße ist er mit den charakteristischen Eigenschaften unseres Geistes vereinbar? In welchem Maße ist er ihnen schädlich?

Bis jetzt hat man diese Fragen noch kaum gestellt. Man hat lieber auf einen vorübergehenden Snobismus geschlossen und die eine Partei hat jede Einwirkung von außen prinzipiell als nachtheilig verworfen, während die andere sie als vortheilhaft pries. Das mag ein angemessenes Verfahren sein, wenn die Politiker mit einander über Schutzzoll oder Freihandel streiten; für geistige Kontroversen ist es ungenügend. Es handelt sich nicht darum, Etwas durchzusetzen oder zu verhindern, sondern darum, sich zu verständigen, — und so

hat man sich bis jetzt denn ganz und gar nicht verständigt. Es ist keineswegs ausgemacht, daß ein fremder Einfluß immer schädlich ist — so argumentirt nur der Chauvinismus —, eben so wenig aber auch, daß ein unbegrenzter Einfluß von außen vortheilhaft ist. Alles hängt eben von dem Umfange der Transfusion ab. Es giebt im Auslande Ideen, die sich mit unserem Organismus vertragen, und deshalb ist es gut, wenn wir sie uns nutzbar machen; es giebt aber andere Ideen, die für uns unbrauchbar sind und uns nur Schaden bringen würden. Ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden wäre, die Scheidegrenze zu ziehen, ist man vielmehr zu einer Polemik in Bausch und Bogen übergegangen, die den Sachverhalt verdunkeln mußte. Die öffentliche Meinung aber hat sich an zwei Ausdrücke geklammert, die für sie förmlich zum Schibboleth geworden sind: hie „clarté française", hie „brume du Nord". Diese Ausdrücke werden durch alle Zeitungen spaziren geführt und sollen Alles erklären. Jeder wendet sie an, aber Niemand giebt sich die Mühe, zu sagen, was er damit meint. Das führt zu der Frage:

Worin sind die Ideen von Mitteleuropa nebelhaft und was ist die „französische Klarheit"? Wenn diese Frage beantwortet ist, dann erst wird sich bestimmen lassen, ob das Vaterland in Gefahr ist. Nebenbei wird dann noch die Frage zu stellen sein, ob die Aufnahme fremder Ideen durch unsere Künstler ein Zeichen des Verfalls wäre oder einfach bedeutete, daß die geistigen Bedürfnisse Frankreichs sich verändert haben. Denn schließlich sind doch Verfall und Veränderung von einander grundverschiedene Erscheinungen. Gewiß ist es berechtigt, die Integrität des nationalen Kunstgeschmackes zu vertheidigen; doch wenn er selbst sich zu verändern anschickt, so kann man auch nicht im Namen einer „nationalen Klarheit" solcher Evolution widerstreben, es sei denn, daß diese berühmte Klarheit wirklich eine unerläßliche Existenzbedingung des vergangenen und zukünftigen Frankreichs bedeutet.

Ich komme nur mit einem Worte auf die Behauptung des „Snobismus" zurück, denn es ist schon an sich unmöglich, den Arbeiten einer ganzen Generation „Snobismus" als Motiv unterzuschieben. Wirklich: alle diese Musiker, Maler und Schriftsteller sollten kein anderes Ziel haben als das „épater le bourgeois" und das Nachäffen des Fremden? Dem sollten sie ihre Zeit und Arbeitkraft opfern? Würde eine solche Mystifikation denn zuletzt nicht sie allein schädigen und lächerlich machen?

Die französische Malerei ist von allen Künsten der nationalen Tradition am Treusten geblieben. Ihre stärkste Evolution seit dreißig Jahren, der Impressionismus, ist rein französisch, und die selbe Kritik, die heute den nordischen Nebel bekämpft, überschüttete damals den Impressionismus mit Hohn. Wie ist Das verständlich, wenn die nationale Tradition den Maßstab abgeben soll? Niemand war französischer als gerade Eduard Manet in

den Werken seiner zweiten Periode, nachdem er den Einfluß der Spanier überwunden hatte. Man hat in Frankreich nichts Freieres, nichts Ehrlicheres und nichts Geistreicheres — in dem besonderen Sinne, den die Maler diesem Ausdruck beilegen — gesehen und die Werke Manets bedeuten eine Etappe der französischen Malerei, genau so wie die Davids, ja, eigentlich noch mehr, und wie die der Delacroix und Courbet. Renoir ist in seiner Farbentönung und seiner weichen Grazie ein direkter Nachkömmling Fragonards. Die Studien eines Degas, mit ihrer sorgsam gewählten merkwürdigen Geste und der Schärfe ihrer Physiognomien, illustriren das moderne Leben, wie Delacourts Kupferstiche die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts wiedergaben. Claude Monet stammt augenscheinlich von Claude Lorrain. Die Frauenportraits Besnards, seine Vorliebe für eigenartige Sujets, die meilenweit vom Konventionellen entfernt ist, seine Grundauffassung und seine Faktur sind absolut französisch. Das Selbe gilt von den Aquarellen der Bertha Morisot. Die Hauptbestrebungen dieser Künstlergruppe, das Suchen nach dem modernen Charakter in der ausdrucksvollen Freiheit der Haltung und die Technik der wissenschaftlichen Farbentheilung sind rein national und den stilisirten Malereien der Ausländer durchaus entgegengesetzt. Der Impressionismus hat, stärker selbst als der akademische Neuklassizismus und die romantische Richtung, alte Traditionen erneut und es ist seltsam, daß diese Auffassung im Publikum erst so spät, erst jetzt sich langsam durchgesetzt hat.

Ganz allerdings hat der fremde Einfluß auch die Malerei nicht verschont. Gustave Moreau, der Schule gemacht hat, ist den englischen Präraffaeliten nah verwandt. Der Salon des Marsfeldes lehrt, welchen Zauber James Whistler auf eine Schaar von Künstlern ausübt, die von Jahr zu Jahr wächst. Er und Besnard werden am Meisten kopirt. Es wäre schwer, von der Persönlichkeit Puvis' de Chavannes zu sagen, daß sie mehr französisch als ausländisch ist, eben so von Carrière. Zwischen Alma Tadema und Gérome, zwischen Leighton und Bouguereau, zwischen Hans Makart und Carolus-Duran, zwischen den Düsseldorfern und Bonnat sind starke Beziehungen vorhanden. Man sieht: es fehlt in der Malerei nicht an fremden Einflüssen, sie wird aber ganz und gar nicht davon erdrückt und ist sicherlich von allen Künsten die originellste. Auch in der Bildhauerei haben, abgesehen von dem Akademismus, der in keinem Lande eigenwüchsig ist, die wenigen großen Talente rein französische Tendenz. Dalou mit seiner realistischen Kraft, Bartholomé mit seiner sentimentalen Anmuth, Alexandre Charpentier mit seiner nervösen Schmiegsamkeit, die Claudel mit ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit verdanken den Fremden nichts. Rodin endlich, der den Ausgang des Jahrhunderts beherrscht, ist ein Genie, das keinem Anderen gleicht; er wurzelt im Mittelalter und wird vielleicht die besten Bildhauer seiner Epoche dahin zurückführen;

er scheint die gewöhnlichen Konventionen mehr und mehr fallen zu lassen und ein Entdecker monumental-synthetischer Formen — man möchte beinahe sagen: einer Figuren-Architektonik — zu werden. Eine so außerordentliche Natur kann nicht rubrizirt werden. Im Allgemeinen geben die französischen Bildhauer dem Auslande mehr, als sie von ihm empfangen.

Ganz anders steht es allerdings um die Musik, die von den Symphonikern des Auslandes tyrannisirt wird. Wagner lastet auf ganz Europa und Niemand hat seit „Parsifal" eine große Schöpfung unternommen, die nicht unter seiner Nachwirkung stände. Selbst Massenet wird trotz seiner herausfordernden Oberflächlichkeit und trotz seiner manierirten Sentimentalität von wagnerischen Formeln heimgesucht. Das Selbe gilt von Reyer; Saint-Saëns widmet den besten Theil seiner vornehmen Persönlichkeit der Symphonie und hat niemals Anspruch darauf erhoben, in der Oper Neues zu geben. Was Vincent d'Jndy, Ernest Chausson und Guy Rogartz angeht, so stehen sie im Banne Wagners oder César Francks. So auch Erlanger. Die russische Musik hat durch Borodin, die skandinavische durch Grieg, die deutsche, abgesehen von Wagner, durch Schumann am Stärksten auf uns eingewirkt. Der zarteste aller unserer Komponisten, der auch in der Verfeinerung der Technik am Weitesten zu gehen scheint, Claude Debussy, steht Borodin unendlich näher als den Franzosen. Bruneau versucht mühsam, sich verschiedenen Einflüssen zu entziehen und durch gewisse realistische Effekte einen eigenen Charakter zu gewinnen. Und der einzige Musiker, der die Tradition Berliozs und Bizets wiederaufnimmt und mit ganz persönlichem Temperament eine wirklich aus französischen Instinkten geborene Musik schreibt, Gustave Charpentier, bleibt vereinzelt. Man scheint ihn nicht einmal zu verstehen. Uebrigens ist Das sehr erklärlich. Männer wie Wagner im Musikdrama, César Franck in der Symphonie, Schumann im Lied lassen ihren unmittelbaren Nachfolgern nur wenig Selbständigkeit übrig.

In der Literatur ist der tiefe Eindruck, den Dostojewskij und Tolstoi hervorgebracht haben, bemerkenswerth. Der russische Roman ist in den letzten Jahren der stärkste Gegner des naturalistischen Romans geworden. Die Neigungen für den Essai und für den psychologischen Roman, die Paul Bourget wieder zu Ehren brachte, beherrschen auch Hervieu, Barrès und die ganze junge Schule der Analytiker; ihre philosophischen Neigungen sind theils England, theils Deutschland zugewendet. Schriftsteller, die sich von jeder Schule fernhalten, sind Elemir Bourges, der auf die englischen Tragiker zurückgeht, Huysmans, der in seiner letzten mystischen Manier das deutsche Mittelalter wiederzubeleben versucht, und Rosny, der in seinen wissenschaftlichen und soziologischen Romanen stark mit dem Ausland sympathisirt; auch Paul Adam ist zwar in der Form rein französisch — sein impressio-

nistischer Stil stammt von den Goncourts —, hat aber in seinem Okkultismus ein Element, das ihn von unserm Lande trennt. Léon Daudet ist von Metaphysik förmlich durchtränkt und Marcel Schwob hat viele Berührungen mit der englischen Literatur. Das moderne Drama steht im Zeichen Henrik Ibsens, dessen Werken wir Alle eine neue Intuition danken. So gering die Zahl der Ibsen-Vorstellungen auf „Freien Bühnen" und im Vaudeville-Theater auch war: sie haben eine Aufregung hervorgerufen, die nicht vergehen wird. Ibsen und Tolstoi müssen auf unser Land wirken, wie sie auf ganz Europa gewirkt haben, denn sie haben neue Werthe geschaffen und sind, wie Wagner, ohne Nebenbuhler. Es wird mit ihnen auch eben so gehen wie mit Wagner. Einst erklärte die ganze französische Kritik zwischen zwei Epigrammen, niemals würden die Franzosen sich dieser Musik anpassen; jetzt sind „Walküre" und „Lohengrin" die besuchtesten Opern und kein französischer Musiker würde heute noch wagen, sich dem Einfluß Wagners gänzlich zu entziehen. Und unsere Lyrik? Der Versuch der modernen französischen Poesie, einen freien Vers zu schaffen, der sich an die überlieferte Prosodie nicht bindet, war durchaus ohne Vorbild; er wird die einzige dauernde Bereicherung sein, die der „Symbolismus" der Literatur zugeführt hat. Nun, dieses Suchen nach gebrochenen Rhythmen, nach musikalischer Klangfülle und Assonanzen entsprang unmittelbar zwei Ursachen: der Gewöhnung an die neuere symphonische Musik und das moderne Musikdrama, daneben aber auch dem Wirken englischer Kunst.

Ueberall sehen wir also ein gewisses Eindringen ausländischer Einflüsse. Kann man nun angesichts einer solchen Entschiedenheit und Breite des Phänomens wirklich noch behaupten, daß unsere Maler, Musiker, Dichter und Essayisten sich vereinigen, um das Publikum zu mystifiziren und die nationale Tradition zu schädigen, und ihre Arbeiten in läppischem Snobismus verfälschen? Das ist albern; und doch wiederholt es der Journalismus noch immer vor jedem Werke, das ihn in Erstaunen setzt. Und diese geistige Unzucht sollte nun schon seit fünfzehn Jahren herrschen? Denn schon über fünfzehn Jahre erstreckt sich das Wirken der Künstler, die ich namentlich aufgeführt habe. Nein, es ist klar, daß hier ein Gesetz vorliegt, das alle Kunstgebiete gleichmäßig beherrscht und eine neue Aesthetik fordert. Alle gehorchen ihm, in ihren Büchern, ihren Partituren und ihren Bildern. Die Gesammtheit ihrer Werke zeigt die Tendenz, den alten, bewährten Vorzügen des französischen Genies andere, die sie bei den Ausländern entdeckt haben, hinzuzufügen. Das ist keine Verschwörung der Künstler und einer Koterie im Publikum, ist nicht irgend eine Laune und Spielerei, sondern eine Offenbarung modernen Geistes, die lebensfähig und fruchtbar ist.

Nachdem diese Bewegung anfänglich geleugnet worden war, fühlt man jetzt auch schon ihre ganze Bedeutung oder, wie Einzelne sagen, ihre ganze

Gefahr, — und damit ist die Frage in ein neues Stadium getreten. Mit Ibsens Dramen ist der Ausdruck „nordischer Nebel“ in unsere Zeitungen gelangt; dieser Nebel hat nach der Theorie der Zeitungschreiber also einen großen Theil unserer Schriftsteller umfangen, die sich darauf in Wolken, in unbestimmte Träumereien und verworrene Sensationen verliebt haben. Das wäre nun freilich eine sehr bequeme Lösung des Problems; aber es fragt sich, ob sie auch richtig ist und ob die Schriftsteller, die plötzlich so „nebelhaft“ geworden sind, nicht in dem Nebel doch Etwas suchen und zu finden hoffen. Wenigstens wäre es höflich, sie selbst darüber zu hören. Sind ferner die Ideen, die der „Norden“ gestaltet, nothwendig nebelhaft oder scheint eine Idee nicht manchmal nur Denen nebelhaft und unverständlich, die sich nicht die Mühe geben, sie zu begreifen? Wenn die so munter in den Nebel verbannten ausländischen Künstler sich darin ganz wunderbar zurecht finden: vielleicht wollen die Franzosen, weil sie Das eben bemerken, auch nicht ängstlicher sein. Eine Auffassung, die aus Deutschland ein Land von in Tabaksqualm gehüllten Bierhäusern, aus den Engländern eine Nation von „Gin“ konsumirenden Jockeys und aus Ibsen einen im Bärenfell stolzirenden lappländischen Einsiedler macht, genügt doch nicht einmal für die Karikatur, so belustigend sie auch für manche Leute sein mag. Und was bedeutet eigentlich die „französische Klarheit“, die man anruft, um den verhängnißvollen Nebel zu zerstreuen? Da sie allein angeblich ihrem Lande seine Lebensfähigkeit erhalten kann, und zwar die Fähigkeit, ein Leben zu führen, das dem Leben, mit dem sich das übrige Europa begnügen muß, weit vorzuziehen wäre, so muß man sie für eine ganz außergewöhnliche Tugend halten. Was ist denn nun diese „Klarheit“? Und vor Allem: liegt sie in den Ideen oder im Ausdruck?

Das Dogma von der „französischen Klarheit“ ist eben Dogma, ist Religion: dadurch entzieht es sich jeder Analyse. Wenn die ausländischen Schriftsteller sich in die Theorie des „Nebels“ fügten und ihren Ehrgeiz darin fänden, unklar zu scheinen, so müßten sie ziemlich närrisch sein. Gerade da, wo wir sie als „nebelhaft“ bezeichnen, behaupten sie im Gegentheil, ganz klaren Ideen zu folgen, und erkennen den „Nebel“, in den man sie hartnäckig einschließen will, durchaus nicht an. Anders, wie gesagt, die „französische Klarheit“; sie ist unter uns indiskutabel, ein Glaube, ein Dogma. Dagegen ist es ein Wenig aus der Mode gekommen, von „gallischem Geist“ zu sprechen. Man verstand unter diesem esprit gaulois eine durchsichtige Heiterkeit des Stils, die man als besonders charakteristisch für Frankreich ansah. Man sprach oft von diesem Geist, konnte ihn aber beim besten Willen nicht definiren. Gerade so steht es auch mit dem „Gemüth“ der Deutschen. Man frage den deutschen Philister danach und er wird sagen, daß es kein Wort giebt, um den Ausdruck in eine fremde Sprache zu übersetzen; weiter wird man nichts aus ihm herausbringen. Der Deutsche

hält also das „Gemüth“ für die germanische Seele, der französische Zeitungschreiber sagt, er verwerfe im Namen der „französischen Klarheit“ ein Drama Ibsens. Setzt man ihm weiter zu, so wird man aus seinen Antworten höchstens heraushören, die „französische Klarheit“ sei Das, was sogleich verstanden wird und nicht dunkel ist.

Was ist denn aber nicht dunkel? Jeder Gedanke ist verständlich oder unverständlich, je nach dem Bildungsgrade des Hörers, vor dem man ihn ausspricht, — immer vorausgesetzt, daß er logisch ausgedrückt wird. Die Unklarheit existirt also in einem anderen Sinne nur in der mangelhaften Form des Ausdruckes. Jeder Gedanke darf schwer faßlich sein, wenn er nur das Gesetz der Logik erfüllt und vom Denker klar formulirt wird. Wenn man alles Schwierige unklar nennen wollte, so wären nur Banalitäten erlaubt. Das ist aber hoffentlich nicht das Ideal der „französischen Klarheit“. Nur die Plattheit wird sofort verstanden. Die psychologischen Arbeiten Tardes, die mathematischen Arbeiten Poincarés würden einen Feuilletonisten ganz eben so in Verzweiflung setzen wie ein Drama von Ibsen; und doch ist der Gedankengang dieser Arbeiten vollkommen „klar“. Auch scheint man die „Frage der Klarheit“ bei solchen wissenschaftlichen Studien nie aufzuwerfen. Warum denn aber bei dem Romanschriftsteller, dem Symphoniker, dem Maler, die sich in ihrem Beruf doch auch mit der Lösung schwieriger Probleme befassen? Man hat nie sagen hören, Tarde und Poincaré seien mit Absicht unverständlich, weil man eine unbestimmte Achtung vor ihrer Spezialität hat. Man übersieht aber, daß die Künste eben so subtil und eben so komplizirt sind wie die Philosophie oder andere Wissenschaften. So hat man auch noch ein Bischen Achtung vor der malerischen und bildhauerischen Technik, weil man davon nichts versteht. Aber ein allgemeines Vorurtheil hält die Sprache für Jedermanns Eigenthum und verlangt, daß die Literatur sich deshalb auch Jedermann als Kritiker gefallen lasse. Und doch handelt es sich um einen besonderen Gebrauch der Sprache und die literarischen Zwecke machen aus der Sprache genau eben so ein technisches Ausdrucksmittel, wie es Thon und Farben sind. Die Frage der Klarheit darf also für die Literatur nicht anders gestellt werden als für jede andere geistige Produktion. Die einzige logisch zu fordernde Klarheit ist die der Gedanken. Man darf nicht fordern, ein Werk, das Monate der Beobachtung und der Ausführung verlangt hat, solle in allen seinen Absichten im Zeitraum von wenigen Stunden oder Minuten beurtheilt und verstanden werden. Es giebt eine Art natürlicher Pietät, die man dem Schaffenden schuldig ist; und so einfach dieses Gebot auch scheinen mag: es wird täglich von der übergroßen Menge Derer verletzt, die einen zerstreuten Blick auf ein Bild werfen, einen Akt einer Oper anhören oder zwanzig Seiten eines Buches übersliegen und dann, spöttisch lächelnd, verkünden, sie hätten das Zeug nicht verstanden.

Der Streit über den „nordischen Nebel“ kann also nur eine Formfrage sein, keine Frage des Inhalts. Man müßte vor Allem prüfen, worin die Psychologie und die Moral Tolstois, das neue Weib Ibsens, die symphonischen und dramatischen Neuerungen Wagners für uns nicht „anpaßbar“ sein sollten. Das können aber allein Die entscheiden, die selbst schaffen; sie allein können beurtheilen, bis zu welchem Punkte ihnen die Aufnahme fremder Ideen möglich und willkommen ist. Aber die Verächter des „nordischen Nebels“ wollen davon nichts wissen. Sie behandeln von vorn herein die fremden Auffassungen als verworren, als unklar, als nebelhaft, ohne sie zu analysiren; und dieses Postulat gestattet ihnen eben so sichere wie leichtfertige Ausführungen über die Gefahr, die uns vom Auslande drohe. Die Vorwürfe, die einem neuen Stück von Ibsen in den Zeitungen gemacht werden, betreffen weit weniger seine Thesen als gewisse scheinbare Unklarheiten, wie den Gebrauch der Symbole; und man hat diese systematischen Vorwürfe zum Beispiel auch dem prachtvollen Drama „John Gabriel Borkman“ nicht erspart, das nicht das geringste Symbol enthielt. Die Gruppe junger Schriftsteller, die wider ihren Willen als symbolistisch bezeichnet wird, neigt gar nicht übermäßig zum Symbol. Man hat sie einfach mit Ibsen und Wagner zusammen in den „nordischen Nebel“ gesteckt. Alles, was schwer und komplizirt in der Kunst ist, heißt in dem Munde gewisser Leute „nordischer Nebel“. Das ist, wie ich bereits sagte, das Paradoxon der Zeitungschreiber und daran muß man lächelnd vorübergehen.

Ich will hier nicht näher untersuchen, welche fremden Gedanken und Gefühlswerthe den französischen Künstlern von außen zugeströmt sind. Das ist heute noch unmöglich. Aber welche armsälige Meinung macht man sich von Frankreich, wenn man es in der Art seiner unberufenen Vertheidiger als ein Land hinstellt, das nur solche Gedanken und Werke vertragen kann, die ohne geistige Anstrengung verständlich sind! Es müßte verschiedene Namen seiner besten Dichter, von denen viele eben so glorreich „unklar“ waren wie Ibsen und Tolstoi, von der Ruhmestafel der Nation streichen. Veredeln wir die ererbte französische Tradition und bekennen wir, daß ihr Streben nach Klarheit, nach Ordnung und Anschaulichkeit keinen noch so tiefen Inhalt ausschließt, sondern im Gegentheil gerade dem gelungensten Ausdruck dieses Inhalts dient. Es gehört nicht zu den Ueberlieferungen des gallo-romanischen Genius, sich mit oberflächlichen Gedanken zu begnügen. Wenn Malebranche, Pascal, Lamennais, Vigny und so viele Andere heute schrieben, so würden auch sie wahrscheinlich den Zeitungschreibern als abstrus und nebelhaft gelten. Frankreich hat von je her ein wunderbares Vorrecht besessen; es ist gleichsam ein reinigender Filter gewesen, durch den alle großen Ideen Europas hindurchgegangen sind, um als eine gereinigte Nahrung an die übrigen Nationen

zurückzugelangen. Diese Gabe sichert dem geistigen Frankreich eine vielseitige Persönlichkeit; es ist der „Freihafen“ der europäischen Gedanken; und dieser historischen Mission entspricht seine Neigung, keine Berührung des Auslandes zurückzuweisen. In diesem Sinne strafen unsere heutigen Künstler den seltsamen „Schutzzoll“ Lügen, den eine falsche nationale Eigenliebe ihnen aufdrängen möchte. Daß in der Literatur etwa die einheimische Sprache vernachlässigt werde, darf Niemand behaupten; im Gegentheil: wir leben in einer Epoche, in der vielleicht zu viele Leute gut schreiben, und der Wunsch, den Stil und die Syntax zu bereichern, quält unsere Schriftsteller in fast übertriebener Weise. Und was die Neigung zu gewissen Ideen, die speziell den Ausländern sympathischer sind, betrifft: wie will man überhaupt die Nationalität einer Idee bestimmen? Politik, Sitten und Gebräuche sind national; aber giebt es eine Philosophie, eine Spezialwissenschaft, eine Moral, eine Soziologie, die von etwas Anderem als von der Richtigkeit ihrer Lehren abhingen und die an irgend einer Landesgrenze aufhörten, wahr zu sein? Nur die Art, wie ein Gedanke in dem einen Lande fruchtbarer wird als in dem anderen, bildet einen Unterschied; und die „französische Klarheit“ erfüllt ihre höchste Bedeutung, wenn mit ihrer Hilfe die Künstler aus den im übrigen Europa entstandenen Gedanken Nutzen ziehen. Der Gebrauch des Symbols und der Allegorie, Ibsens Individualismus, Wagners Unendliche Melodie — um nur Einiges herauszugreifen von Dem, was die öffentliche Meinung in Frankreich beunruhigt hat — gehen in den Händen der schaffenden Künstler Frankreichs in etwas Anderes über und erhalten französischen Charakter gerade in Folge der „Klarheit“, die ein nationaler Instinkt ist und selbst Diejenigen in ihren Dienst zwingt, die versuchen würden, sich dagegen aufzulehnen.

Die Gefahr ist also, wie mir scheint, illusorisch. Nur eine Meinungverschiedenheit über die Formen trennt die Anhänger des „nordischen Nebels“ von den Anhängern der „französischen Klarheit“. Drei Formen haben vor Allem das Publikum erschreckt. Die eine ist die neue symphonische Form, die man Wagner verdankt. Sie hat in den Konzertsälen Stürme erregt. Aber sie beeinflußt nicht allein Frankreich, sondern ganz Europa und die Zeitungschreiber in Wien haben darüber eben so gejammert wie die Zeitungschreiber in Paris. Die andere ist der Impressionismus. Doch diese Manier ist eine Schöpfung der französischen Maler; die Fremden haben sie nur angenommen. Und merkwürdiger Weise hatte man nur Lobeserhebungen für Gustave Moreau, der sich doch den italienischen Künstlern und den englischen Präraffaeliten anschloß und eine in Frankreich unbekannte Richtung einführte. Die dritte Form ist der Symbolismus in der Literatur, dem es in Frankreich durchaus nicht an Vorläufern fehlt. Allegorie und Symbol waren zu keiner Zeit mit dem Geiste der französischen Schriftsteller unvereinbar.

Daraus, daß sie in Frankreich seltener angewandt worden sind als der direkte Ausdruck, folgt doch nicht, daß sie ein verbotenes Gebiet wären. Sonst müßte man auch die Messe als eine unzulässige Aneinanderreihung von Symbolen den Franzosen untersagen. Außerdem bedienen sich die Modernen des Symbols mit großer Vorsicht; und was die freie Prosodie, die „Musikalität" des Verses betrifft, so haben wir die Autorität der alten Poeten und es steht uns sicherlich frei, Racine und Lamartine, als die musikalischen Poeten, den Koloristen von der Art Hugos vorzuziehen. Man sieht nicht recht, worin etwa die französische Kunst da zu Gunsten der ausländischen abdankte und wie sie der „nordische Nebel" in seinen Mantel hüllte. Nein, die Franzosen geben sich nicht selbst auf, die nationale Tradition entartet nicht. Daß eine ernsthafte Bewegung die Generationen seit 1871 zu den jenseits der Grenze entstandenen Ideen treibt, ist durchaus wahr; doch es handelt sich um edle und fruchtbare Bemühungen, nicht um ein Verzichten oder elende Nachäfferei. Es ist kindisch, „Finis Galliae" zu rufen, wenn man Wagner oder Ibsen Gerechtigkeit widerfahren läßt, da doch Jeder es selbstverständlich findet, Herbert Spencer oder Röntgen anzuerkennen. Wenn sich im Gedankenaustausch zwischen dem Auslande und Frankreich unassimilirbare Elemente einstellen, so wird ganz von selbst die Macht der Verhältnisse die Künstler nöthigen, sich ihrer instinktiv zu erwehren. Uebrigens behaupten die selben Leute, die stets über die nordische Invasion jammern, dann auch wieder, daß die Fremden Alles von uns erhalten hätten. Das ist nicht nur falsch, sondern auch ein Widerspruch in sich selbst. Nicht ohne Lächeln haben wir gehört, daß Ibsen Alexander Dumas verdrängt habe, und dann wieder, daß seine „Nora" mit Villiers de l'Isle-Adams „Révolte" in Beziehung gebracht wurde. Eben so unhaltbar ist es, den Werth der Kunstwerke eines Wagner, Ibsen und Tolstoi zu leugnen, die den größten Manifestationen des menschlichen Geistes beizuzählen sind. Sie sind uns Zeugnisse der Schönheit, die wir eben so wenig als „nordischen Nebel" in Verruf bringen können, wie wir etwa die „italienische Sonne" verdunkeln könnten, weil sie nicht französisch ist.

Die französische Literatur hat auf die fremden Literaturen stark eingewirkt; dafür hat sie aber auch nach einander von Italien, Spanien, England und Deutschland Anregungen erfahren. Warum soll diese Wirkung der skandinavischen und russischen Literatur versagt sein?

In einer Zeit heftigster Gährungen, in der die Grenzen ihre alte Bedeutung verlieren, in der die Anhänglichkeit an das Vaterland hinter den wirthschaftlichen Zusammenhängen zurückbleibt, in der sich vielleicht die Klassen getrennter von einander fühlen als die Völker, in einer Zeit der vorgeschrittenen Kultur- und Wirthschaftgemeinschaft aller Länder Europas müssen sich natürlich die Literaturen der civilisirten Nationen einander auch

ungemein nähern. Eine Reaktion dagegen wäre aussichtlos, da die Logik der Thatsachen immer am Stärksten ist. Die „französische Klarheit" ist keine Gedankenbarriere, sondern eine nationale Eigenschaft. Solche nationalen Eigenthümlichkeiten haben auch die anderen Nationen. Aus diesen Eigenschaften entwickelt sich eben trotz der Gemeinsamkeit der Grundlagen die mannichfache Vielheit der Volkskulturen.

Man schreie auch nicht über den Internationalismus. Wie Bebel einmal erklärte, die Sozialdemokraten blieben Deutsche und würden es im Kriegsfalle beweisen, eben so bleiben die französischen Künstler auch in der Behandlung fremder Gedanken national. Die Entnationalisirung der Grundlagen des geistigen Europas ist nicht blos eine Thatsache, sondern eine Entwickelungnothwendigkeit. Es ist einem modernen Franzosen unmöglich, nur Franzose zu sein, wie denn heutzutage ein Russe oder Norweger nicht nur Russe oder Norweger ist. Der Ideenfonds Europas ist ein großes Ganzes geworden und ein rein französisches Ideal ist eben so unerfindlich wie etwa ein rein germanisches.

Nebel und Klarheit mischen sich mehr und mehr. Es wäre eitel und thöricht, über eine Erschütterung der französischen Eigenart zu erschrecken; im Gegentheil: sie wird eifersüchtig vertheidigt, aber eine jeden gegenseitigen Einfluß ausschließende Auffassung des Vaterlandes ist heute unmöglich geworden. Die Verbrüderung der germano-lateinischen Rassen, die sich unter dem Haß und den Eifersüchteleien der Politik anbahnt, ist keine bloße Chimäre. Sie tritt von Tag zu Tag mehr in die sichtbare Wirklichkeit. Aber wir befinden uns erst im Stadium der Vorbereitungen. Daher die Uebertreibungen, die Irrthümer, die Schwankungen als natürliche Begleiterscheinungen der Krisis. Endlich noch eine Betrachtung: Hat die französische Musik ihren Stil verloren, als Gluck und Piccini sich zum Nachtheil Rameaus und Leclairs in die französische Bewunderung theilten? Nein. Also wird es mit Wagners Einfluß eben so ergehen. Sind die prosodischen Kühnheiten der Symbolisten, sind ihre allegorischen Versuche etwa stärker vom Ausland inspirirt, als es Victor Hugos Rhythmen und Epitheta waren, stärker als die von den Spaniern und von Shakespeare beeinflußte Romantik? Nein. Worin widerstreben auf dem Gebiet der moralischen Ideen die Gestalten Tolstois und Ibsens dem Geschmack und dem Gefühl Frankreichs?... Nennen wir also nicht Sklaverei, was ein Austausch ist, sehen wir nicht da Verkümmerung und Tod, wo Entwickelung und Leben herrscht. Die Bewegung, die das neue Frankreich durchzuckt, wird nicht unfruchtbar bleiben, denn alles Das, was uns jetzt vorübergehend beunruhigt, bedeutet nicht die Krämpfe eines Todeskampfes, sondern die Wehen einer neuen Geburt.

Marseille, im April 1899. Camille Mauclair.

Aus Nietzsches Leben und Schaffen.

Auf der Halbinsel, die im Süden des Golfes von Neapel sich gegen Capri ins Meer erstreckt, liegt in dem vielbesungenen Piano di Sorrento der Ort gleichen Namens. In üppiger Vegetation prangend, auf der einen Seite von hohen Bergen überragt, auf der anderen von dem unvergleichlichen Golf umsäumt, rechtfertigt dieser köstliche Erdenfleck allen Ueberschwang der Begeisterung, mit der Dichter und gewöhnliche Sterbliche seinen Ruhm verkündet haben: ein unerschöpflicher Zauber entströmt, so oft auch das Auge darauf weilt, dem in Schönheit getauchten Bilde. Hier ging ich jüngst zwischen Häusern und Orangengärten ziellos dahin, als mein Blick auf die Villa fiel, die den Namen „Luigi Rubinacci" trägt. Eine alte Erinnerung stieg in mir auf. Ich sann nach, — und plötzlich erhellte sie sich: ich stand vor dem Hause, in dem vor zweiundzwanzig Jahren, umgeben von einem kleinen geistigen Elitekreis, Friedrich Nietzsche geweilt hatte. Es war der Winter nach den ersten bayreuther Festspielen und auch Richard Wagner war mit seiner Familie gekommen, um sich nach all den Aufregungen und Anstrengungen des Sommers hier „ellenlang auszustrecken". Im Werdegang Nietzsches ist dieser sorrentiner Aufenthalt ein Markstein. Schwere seelische Kämpfe und körperliche Leiden lagen hinter ihm: da entstand jenes Denkmal der durchgekämpften Krise „Menschliches, Allzumenschliches". Das Buch enthält nichts „von Sorrentos Duft" und doch hat die Herrlichkeit dieser Natur zu Nietzsches Sinnen geredet; leuchtet doch aus so manchem der Aphorismen das brennende Farbenspiel des Südens, singt und klingt in seinen schönsten Versen doch das trunkene Glücksgefühl Eines, der, den Nebeln des Nordens entrückt, die milde Helle, den sonnigen Glanz dieser weichen Luft trinken durfte. Noch tiefer athmete er freilich in der Höhenluft der schweizer Berge. Wenn mit dem Nahen des Frühjahrs der Scirocco sein ermattendes Spiel zu treiben begann, dann war das Engadin Nietzsches Buenretiro. Hier, wo „Italien und Finland zusammengekommen sind und die Heimath aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint", fand er ein Stück Natur, dem er sich verwandt, in dem er sich unbesiegbar fühlte. Nach dem Aufgeben seines Lehramtes finden wir ihn abwechselnd an der Riviera und noch südlicher oder in Sils-Maria. Diese Landschaften, in die die Natur alle Wunder ihrer schöpferischen Kraft gelegt hat, werden die Heimath seiner größten Schöpfungen. Kurz ehe er erkrankte, glaubte er für sich noch eine dritte Station gefunden zu haben: Turin. Aber in sein enthusiastisches Lob mischt sich schon die Euphorie des beginnenden Gehirnleidens. In den ersten Januartagen 1889 brach es mit stürmischer Ge-

walt aus, — und als der Sturm in der jenenser Klinik ausgetobt hatte, da waren reichste Kräfte unwiederbringlich zerstört. Seitdem leitet dieses Gehirn nur noch automatisch die Bewegung und Ernährung des Körpers, der es birgt: ein erschütterndes Schauspiel . . .

Doch nicht ziemt es sich, dem Manne gegenüber, der in aller seelischen und körperlichen Qual den „Amor fati" hochgehalten hat, Anklagen gegen das Geschick zu erheben. Dieses Leben hat Dem, der es gelebt hat, geistige Erhebungen höchster Art gebracht und verheißt sie auch Dem, der es im Geiste nachlebt. Daß keine Rücksicht auf diese oder jene Persönlichkeiten, wie so oft sonst, dahin geführt hat, unschätzbares Material der Vergessenheit zu überantworten, danken wir allein Frau Elisabeth Foerster, der Schwester Nietzsches. Wie sie jetzt, nachdem die Mutter dem dahindämmernden Sohne in den Tod vorangegangen ist, für das sterbliche Theil ihres Bruders sorgt, so auch seit Jahren für das unsterbliche Theil des Bruders, für die Schöpfungen seines Geistes. In Weimar, das schon die Schatzkammer eines geistigen Souverains hütet, hat sie das Nietzsche-Archiv als Sammelpunkt für Alles geschaffen, was auf das Leben und Schaffen ihres Bruders Bezug hat. Die weitere Herausgabe der bereits bekannten Werke und die Ordnung und Sichtung der reichen Manuskriptensammlung ist von ihr unter sachkundiger Beihilfe in einer für alle Verehrer Nietzsches wahrhaft erfreuenden Weise unternommen worden. Sie schreibt eine Biographie ihres Bruders, von der bisher zwei Bände bei Naumann in Leipzig erschienen sind, — ein Werk, das nicht mit dem Maßstab wissenschaftlicher Arbeiten gemessen sein will, aber auch weit davon entfernt ist, nur ein panegyrischer Ausfluß schwesterlicher Bewunderung zu sein. So ist Allen, denen die Hauptwerke Nietzsches noch so manches Räthsel aufgeben, Gelegenheit gegeben, sich an der Hand der Nachlaßbände und Parallelstellen der Biographie in den Gängen des „Biberbaues" zu orientiren.

Der erste Band der Biographie, die Kindheit-, Schul- und Universitätjahre, schließt bedeutsam mit den beiden Ereignissen, die in der Folge am Tiefsten in Nietzsches Leben eingreifen sollten: der persönlichen Bekanntschaft mit Richard Wagner und der Berufung zur baseler Professur. Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, welche Schwierigkeiten Nietzsche Denen bietet, die jede Persönlichkeit ohne Rest aus Abstammung und Milieu zu erklären suchen. Was von dieser Seite her für Nietzsches Entwickelung in Frage käme, ist die Religion, die seine Vorfahren in Wort und Schrift gepredigt hatten und die zu predigen auch er ursprünglich bestimmt gewesen war, der von ihm ergriffene Beruf und die Beziehung zu zwei genialen Geistern, die an gefährlicher Faszination schwerlich ihres Gleichen gehabt haben: Schopenhauer und Wagner. Schon aus den Aufzeichnungen des Schülers

und Studenten, in denen mit erstaunlicher Schärfe die Richtung der Individualität zu Tage tritt, bricht die Abneigung gegen die hinterweltlerische Diesseitsverachtung des Christenthumes und dann die Abneigung gegen die „um einzelne Stellen feilschenden Mikrologen" hindurch, denen jede Gesammtanschauung des Alterthumes abgehe, weil sie sich „zu nahe vor das Bild stellen und einen Oelfleck untersuchen, anstatt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und zu genießen." Dabei ist es interessant, schon hier zu beobachten, wie er sich die seinem Blut fremden Dinge dadurch erträglicher zu machen versucht, daß er sein eigenes Blut hineintransfundirt. Noch ein anderer Zug tritt schon hier hervor: die klare, unbeirrte Kritik dem anscheinend in ungetrübter Reinheit geschauten Ideal gegenüber. So finden wir eine aus dem Jahre 1867 stammende — also sieben Jahre vor „Schopenhauer als Erzieher" niedergeschriebene — Betrachtung über das schopenhauerische System, in der die „Widersprüche, von denen es durchlöchert ist", mit schärfster Unterscheidung betont werden.

Nur die Begeisterung für Wagners Kunst war zu jener Zeit noch durch keinen Skeptizismus abgekühlt. Sie datirte von der Bekanntschaft mit Tristan, jenem Werke, „bei dessen erstem Tone sich alle Fremdheiten Lionardos da Vinci entzaubern." Noch im Herbst 1888, kurze Zeit, ehe er erkrankt, schreibt er „Die Welt ist arm für Den, der niemals krank genug für diese ‚Wollust der Hölle' gewesen ist." Wenn man die Anfänge der Beziehungen Nietzsches zu Wagner betrachtet, möchte man an die raffinirte Taktik eines Dämons glauben, der eine Mephisto-Wette eingegangen ist, den Jüngling mit Haut und Haar dem „alten Räuber" auszuliefern, und ihn planmäßig tief und tiefer in dessen Zauber verstrickt. Zu den mächtigen Eindrücken der Kunst gesellt sich der Eindruck der Persönlichkeit ihres Schöpfers. Bald darauf wird der Vierundzwanzigjährige, weder examinirt noch promovirt, als Professor der Philologie nach Basel berufen, in die Nähe des bewunderten Mannes; und jene „unbeschreiblich intime" Freundschaft entwickelt sich, der Nietzsche die besten Freuden, den schwersten Kampf und das tiefste Leid, aber auch den Weg zu seiner Höhe danken sollte. Er wird regelmäßiger Sonntagsgast in Tribschen, wo damals Wagner in einem Landhause am Vierwaldstätter See, mit der Tetralogie beschäftigt, an der Seite seiner Gattin lebte. Unvergeßliche Tage erblühten dort dem jungen Professor „in der angeregtesten Unterhaltung, im liebenswürdigsten Familienkreise und ganz entrückt von der gewöhnlichen gesellschaftlichen Trivialität." „Was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich", heißt es in einem Briefe aus jener Zeit. Nietzsches Jugend fehlte die große amour-passion; und die in dieser Richtung nicht verbrauchten Gefühle kamen seinem Freundschaftempfinden zu Gute. Was er nur Wagner zu Liebe, seiner Sache zum Nutzen thun konnte, Das that

er: wollte er doch sogar als Wanderredner für die Ziele des Meisters eintreten. Aber er konnte auch an der Erwiderung dieser Freundschaft seine Freude haben. Wagner hat sich selten so menschlich-anmuthend, so herzlich und liebenswürdig gegeben wie in den Briefen an Nietzsche. Welche Freude mag es auch dem hierin nicht Verwöhnten gewesen sein, einen Freund zu finden, den er ernst nehmen durfte, einen reichen Geist, der sich in den „fünfzig Welten fremder Entzückungen", in die ihn sein Flügel trug, auskannte! Hatte Wagner Dies nicht schon im persönlichen Verkehr mit Nietzsche erkannt, so mußte ihm die „Geburt der Tragoedie" jeden Zweifel beseitigen. Schon dieser Erstling ist ein echt nietzschischer Wurf. Aus ihm tönt dithyrambischer Stimmklang, blickt das umwerthende Auge Zarathustras, — es ist Zarathustra als schwärmerischer Jüngling, der hier von den Mysterien des Dionysos zu uns spricht. Die Fragen, um die es sich handelt, beschäftigten Nietzsche schon seit Anbeginn seiner Lehrthätigkeit. Sie verließen ihn selbst unter den Mauern von Metz nicht, wo er im Dienst der freiwilligen Krankenpflege thätig war, bis eine schwere dysenterische Erkrankung seinem Samariterdienst ein Ziel setzte. Ursprünglich sollte das Buch auf philologisches Gebiet beschränkt bleiben. Erst später führte der brennende Wunsch, für die Sache des Freundes öffentlich aufzutreten, zu einer Verknüpfung des Problems der Geburt der griechischen Tragoedie mit den Hoffnungen auf ihre Wiedergeburt aus der Wagnerkunst. Heute zeigt uns der Nachlaß, wie viele werthvolle Elemente, die der Verlöthung widerstrebten, ausgeschieden werden mußten, wie auch die Einheitlichkeit des Ganzen dabei gelitten hat, und wir verstehen, unter welch schweren „Kontristationen" dieses Opfer auf dem Altar der Freundschaft gebracht wurde. Nietzsche war sich wohl darüber klar gewesen, daß die modernen Zuthaten der Wirkung des Buches nicht gerade förderlich sein konnten und daß die Vergleichung einer Kunst von der dogmatischen Unantastbarkeit der griechischen mit der noch umstrittenen Kunst eines Lebenden der philologischen Kritik als Profanation erscheinen würde. Auch sonst war in dem Buche reichlich für die Gänsehaut gesorgt, die die Kollegen überlaufen sollte. Das wäre Philologie? Diese Ketzereien einer genialen Traumwelt, in der das Künstlerauge unbewaffnet schärfer sehen wollte als durch die geheiligten Brillen der vorschriftgemäßen Nummern? Dazu diese schwärmerische Schreibweise mit dem Tristankolorit! War Das der herkömmlich ehrsame, nüchterne, trockene Ton, der sich für die echte Wissenschaft geziemt? Nein, Das war der würdige Erstling Dessen, der schon als Student geschrieben hatte, daß die dichtende Kraft und der schaffende Trieb das Beste in der Philologie gethan hätten. Das war mit einem Wort: Afterphilologie! Bedauerlich, daß der hoffnungvolle junge Mann in den Netzen des verführerischen Frauenzimmers mit den Murillo-Augen und dem Mona-Lisa-

Lächeln, mit der er den fremdartig blickenden Bastard gezeugt hatte, völlig gefangen und der bebrillten, am Konjekturen-Webstuhl sitzenden Göttin so ganz untreu geworden war! An dem Entsetzen, das von dem Buch ausging, hatten naturgemäß besonders Diejenigen ihre stille oder laute Freude, die dem jungen Manne, der nach einjähriger Lehrthätigkeit schon zum Ordentlichen Professor ernannt worden war, den frühen Erfolg neideten. Sie triumphirten nun: diese Schlange, die Ritschl und die Herren in Basel an ihrem Busen genährt hatten, vergiftete jetzt die philologische Jugend. Ein junger Philologe, der sich für berufener hielt, die Jugend zu lehren, und dem nur die „Berufung" noch fehlte, forderte den Verfasser der „Geburt der Tragoedie" auf, er möge „den Thyrsos ergreifen und Tiger und Panther zu seinen Knieen sammeln, aber nicht die philologische Jugend!" Daneben wurde der Leser über den „Mangel an Wahrheitliebe", die „Unwissenheit" und „Frechheit" des unwürdigen Kollegen aufgeklärt. War es eine Zukunftvision, die vor Nietzsches Geist stand, als er damals diese „Kritik" ein knabenhaftes Vorspiel nannte, hinzufügend: „Wir ahnen erst die Weise, die uns einmal entgegenklingen wird"? Sah er die ganze Prozession von Wilamowitz und den „Grenzboten" bis zur „Kreuzzeitung" und dem psychiatrischen Ignoranten Nordau? Hörte er das wüste Geschrei: „irrsinniges Gefasel", „schmierige Gemeinplätze", „Gedankenflucht eines Tobsüchtigen", „Sadismus" und Dergleichen mehr?

Für die Stumpfheit und Gehässigkeit, die ihm entgegentraten, wurde Nietzsche aber reichlich entschädigt. Zunächst durch die schneidige Abfuhr, die einer seiner Freunde dem plumpen Angriff zu Theil werden ließ, ganz besonders aber durch den „Brief an Friedrich Nietzsche", mit dem Wagner in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung — man findet ihn jetzt im neunten Bande von Wagners gesammelten Schriften — für ihn eintrat. Welche freudige Genugthuung mußte dieser offene, mußten die privaten Briefe des Meisters und der Frau Cosima, in denen Beider enthusiastische Erregung über das Buch des Freundes zu fast ungestümem Ausdruck gelangte, für den Nietzsche bedeuten, der „für einen solchen Zuschauer, wie Wagner ist, alle Ehrenkränze, die die Gegenwart spenden könnte, gern preisgeben wollte"! Inzwischen war der königliche Stern aufgegangen, der Wagner die Verwirklichung seines stolzen Künstlertraumes verhieß. Man nahm Abschied von dem „herrlichen Tribschen, darin", wie Frau Cosima bewegt schreibt, „auch die ‚Geburt der Tragoedie' geboren ward und so Manches, das vielleicht nie wiederkommen wird." „Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben", schrieb Nietzsche viele Jahre später. Im Mai 1872 wurde in Bayreuth der Grundstein zum Festspielhause gelegt und Nietzsche schwelgte mit den Freunden in Genugthuung über das Erreichte und in reichster Zukunfthoffnung.

Grenzenlos enttäuscht blickte er vier Jahr später von der selben Stelle auf die Blüthenträume der glücklichen Tage zurück. Was war geschehen? Die anderthalb Jahrzehnte später ausgebrochene Geisteskrankheit hätte ihre Schatten voraus geworfen? Nietzsche hätte Wagner eine Oper vorgelegt und Wagner sich darüber lustig gemacht? Wird es der Biographie gelingen, solche Mißverständnisse und Fabeln zu beseitigen? Wird man einsehen, welche Karikatur gewisse Charakteristiken aus Nietzsche machen?

Nietzsche hing mit opferfreudiger Freundschaft an Wagner. „Ich kann mir nicht denken", schreibt er einmal, „wie man in allen Hauptsachen Wagner mehr Treue halten kann!" Aber er sollte einsehen, daß Wagner noch mehr, daß er auch in allen Nebensachen bedingunglose Nachfolge forderte. Das war er ja doch von seinen bayreuther Automaten gewöhnt. Das ging Nietzsche aber wider den Strich. Dazu kam, daß in Bayreuth, wo an Wagner mit der Vorbereitung seines großen Werkes allerlei Anforderungen herantraten und wo er mit vielen Menschen in Beziehung treten mußte, gewisse unliebenswürdige Eigenschaften, die in der seligen Abgeschiedenheit des tribschener Idylls nur gedämpft hervorgetreten waren, sich bis zu maßloser Reizbarkeit und unedler Heftigkeit steigerten. Nietzsche fand seitdem eine „gewisse, beinahe sanitarisch zu nennende Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben" nothwendig und wie in anderen untergeordneten Nebenpunkten, so wollte er auch in diesem seine Freiheit wahren. Aber er brauchte nur einmal, wenn auch mit plausiblen Gründen, eine Einladung abzulehnen, so waren schon Argwohn und Verstimmung die Folge. „Es giebt Etwas, das im höchsten Grade Mißtrauen gegen Wagner wachruft: Das ist Wagners Mißtrauen." Wagner kann nicht verkannt haben, daß die Bewunderung seiner Kunst, die sich in der „Geburt der Tragoedie" äußerte, eine selbständigere war als diejenige der literarischen Lakaien, die ganze Bücher über die „ästhetische und politische Bedeutung des Trompetenmotives im ‚Rienzi'" schrieben. „Ich schwöre Ihnen zu Gott, daß ich Sie für den Einzigen halte, der weiß, was ich will": Das sind Wagners eigene Worte an Nietzsche nach der Lecture der ersten ‚Unzeitgemäßen Betrachtung.'"

Diese, die im Sommer 1873, anderthalb Jahre nach der „Geburt der Tragoedie", erschienen war, spiegelte die Stimmung wieder, in die damals die sehr trüben Aussichten des bayreuther Unternehmens die Freunde Wagners versetzt hatten. Der Versuch, die Deutschen zu einer höheren Auffassung der Kunst als der eines „gemüthlichen" Sonntagnachmittag-Zeitvertreibs zu erheben, war spöttischer Theilnahmlosigkeit begegnet: nur der sechste Theil der erforderlichen Patronatscheine war gezeichnet worden. Schmerzlich enttäuscht sah Nietzsche, wie wenig sich seine Hoffnungen auf eine deutsche Kultur als Folge des Krieges und der deutschen Siege erfüllt hatten. Er hatte erwartet, daß der heldenmüthige und besonnene Geist, der im Gegensatz zu „dem Elan

unserer bedauernswerthen Nachbarn" die deutschen Soldaten beherrscht hatte, auch im Frieden fortwirken und der kommenden Generation Erzieher geben würde. Aber schon der Siegestaumel erschreckte ihn: „wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu theuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag!" Er sah die Zeit: „ganz athemlos, ungebunden, habsüchtig, formlos, unnaiv und unsicher in den Fundamenten." Dazu war die frühere, jedes Nationalgefühles baare Fremdenanbeterei in nicht minder widerwärtigen Chauvinismus umgeschlagen: man stolzirte in der neuen Reichsmontur und renommirte mit der Geschicklichkeit des Zuschneiders Bismarck. Was brauchte man eine deutsche Kultur noch zu schaffen: war sie nicht bereits da? War der Sieg der deutschen Waffen nicht zugleich ein Sieg deutscher Kultur? Diese bornirte Selbstzufriedenheit fand Nietzsche im „Alten und neuen Glauben" von David Friedrich Strauß glorifizirt und gegen das von den „Bildungphilistern bejubelte Evangelium" wandten sich der Hohn und die Entrüstung der ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung". Und was war der Wiederhall dieses Weckrufes eines um die Zukunft deutscher Kultur sich Sorgenden? Die „Grenzboten" glaubten, den Winkelprofessor als einen vaterlandlosen Reichsfeind denunziren und den Behörden zur Beachtung empfehlen zu müssen.

Ein halbes Jahr später folgte die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung". Wir wissen jetzt, daß Nietzsche mehr als zwanzig solcher Betrachtungen geplant hatte. Er wollte erst in ihnen den ganzen angesammelten polemisch-negativen Stoff ausstoßen, — „dann schmeiße ich alle Polemik hinter mich und sinne auf ein gutes Werk." Aeußere Umstände verhinderten, daß mehr als die uns bekannten vier Schriften in dieser geschlossenen Form ausgeführt wurden. Die zweite Betrachtung sollte ursprünglich „Von der historischen Krankheit" heißen und ist von der Kritik vielfach für die beste des Vierblattes gehalten worden. Sie war die erste Veröffentlichung Nietzsches, die weder mittelbar noch unmittelbar Etwas mit Wagner zu thun hatte, — und siehe da: in Bayreuth war man enttäuscht und kühl. Der Brief der Frau Cosima, wie auch der ihres Gatten, ist zwar voll Anerkennung, aber den warmen Herzenston der Bewunderung findet sie erst bei der dritten „Unzeitgemäßen", bei „Schopenhauer als Erzieher" wieder. Hier, in des Meisters Interessensphäre, fühlt sie sich auf festem heimischen Boden; und diese ihre Situation überträgt sie naiver Weise auf den Autor: „Man sieht es", schreibt sie ihm, „hier hatten Sie den konkreten herrlichen Gegenstand, welchen Sie ganz erfassen konnten."

Für uns haben diese und die folgende Schrift über Wagner weniger Interesse durch Das, was sie über die beiden Titelhelden als durch Das, was sie über den Autor sagen, etwa wie wir durch die sokratischen Schriften Platons mehr über ihn als über Sokrates erfahren. Zumal über das zeit-

liche Verhältniß der Werke Nietzsches zu seiner inneren Entwickelung erhalten wir durch diese beiden Schriften im Lichte des biographischen und des Nachlaßmaterials die wichtigsten Aufschlüsse. So ist jetzt z. B. der klare Beweis möglich, daß es durchaus keine Erinnerungfälschung war, wenn Nietzsche in späteren Vorreden zu Neudrucken gewisse grundlegende Gedanken lange vor die Zeit ihrer Veröffentlichung zurückdatirte. Ich habe bereits die aus der Studienzeit stammende, von Bewunderung unbeirrte, scharfsinnige Kritik der schopenhauerischen Philosophie erwähnt; danach war Nietzsche später vollauf berechtigt, zu erklären, daß, als er Schopenhauer seinen Erzieher nannte, bereits seit Langem keines der Dogmen dieses Denkers seinem Mißtrauen Stand gehalten hatte. „Die Irrthümer großer Männer“, heißt es in seinen Aufzeichnungen, „sind verehrungwürdig, weil sie fruchtbarer sind als die Wahrheiten der Kleinen.“ Auch die reaktionären Elemente in Schopenhauers Weltanschauung waren ihm nicht verborgen geblieben. Aber gerade daraus, daß ihm trotz allen Widersprüchen und Schwächen der Philosophie der Philosoph unverändert ehrwürdig blieb, schloß Nietzsche: „Als Lehrender mag er hundertmal Unrecht haben; aber sein Wesen selber ist im Recht, daran wollen wir uns halten. Es ist an dem Philosophen Etwas, was nie an einer Philosophie sein kann: nämlich die Ursache zu vielen Philosophien, der große Mensch.“ So entstieg ihm aus der Asche des philosophischen Gebäudes das Bild des Erbauers nur um so strahlender und nur von Diesem ist denn auch in der dritten „Unzeitgemäßen“ die Rede.

„Was er lehrte, ist abgethan,
Was er lebte, wird bleiben stahn.“

Der vierte „Unzeitgemäße“ („Richard Wagner in Bayreuth“) ist, wie jetzt für Jedermann deutlich wird, nur noch Erinnerung, Nachklang: ein Abschiednehmen. Sie sollte das bayreuther Siegesfest des Freundes einläuten. Die Glocken tönten stark und voll. Daß sie vielleicht nicht ganz rein klangen, konnten außer den wenigen Nahestehenden nur sehr feine Ohren heraushören. Den Meisten verriethen sie jedenfalls nichts davon, wie der anscheinend so Begeisterte wirklich empfand: etwa, wie der alte Kaiser Wilhelm bei den Festspielen, während er heftig applaudirte, „schauderhaft, schauderhaft!“ flüsterte. Als die kühlen bayreuther Urtheile über die zweite „Unzeitgemäße“ zu Nietzsches Ohren kamen, da dämmerte ihm wohl zum ersten Male das peinliche Bewußtsein, daß auch er für Wagner nur Bedeutung als „Wagnerschriftsteller“ habe. Das sollte ein Ziel sein: als ein Glied in der Reihe der „Nohl, Pohl, Kohl“ den Spuren des Meisters zu folgen? Dazu schien er sich doch nicht begrenzt genug. Zwar zeigen die Briefe, daß sein Selbstvertrauen starken Schwankungen unterworfen war; aber jede neue Leistung verstärkte sein freudiges Bewußtsein, daß er

„immer heller und schärfer sehen lernte“. „Wenn ich in meinem Laufe nicht völlig irr gemacht werde oder selber erlahme, so muß Etwas bei Alledem herauskommen.“ Schließlich war Nietzsche auch nicht hinreichend orthodox für einen Wagner-Apostel. Schon aus der „Geburt der Tragoedie“ hatte er, als er sich das grandiose griechische Problem durch Verquickung mit Wagnerkunst verdarb, eine Anzahl Ketzereien entfernt, die im neunten Bande der Gesammtausgabe auftauchen. Später, bei Besuchen in Bayreuth, lernte er an Wagner so Manches kennen, was den durch das tribschener Idealbild Verwöhnten doppelt schmerzlich berühren mußte, und die Schwächen des Menschen mögen ihm auch über Schwächen der Sache die Augen geöffnet haben. „In mir gährt jetzt sehr Vieles und mitunter sehr Extremes und Gewagtes; ich möchte wissen, bis wie weit ich Solcherlei meinen besten Freunden mittheilen dürfte,“ schrieb er an einen intimen Freund; und bereits zwei und ein halbes Jahr vor den ersten bayreuther Festspielen gestand er sich: „Wagners Kunstart, Leben, Charakter, seine Meinungen, Neigungen und Abneigungen, — Alles hat wunde Stellen“, bezeichnete seine „schrecklichen Tendenzen“ als „das Berauschende, das Sinnliche, Ekstatische, das Plötzliche, das Bewegtsein um jeden Preis“ und ihn selbst als einen „versetzten Schauspieler“. Nicht mit Unrecht meint der Herausgeber, daß diese früheren Aufzeichnungen bereits alle Grundgedanken des „Falls Wagner“ im Keime enthielten.

In den beiden den Festspielen vorhergehenden Jahren hatte Nietzsche die bayreuther Freunde nicht gesehen. Auch von den großen im Sommer 1875 stattfindenden Proben hielt ihn eine ärztliche Kur fern; doch kann man zwischen den Zeilen lesen, daß ihm dieser Hinderungsgrund nicht ungelegen kam. Alles in Allem war es, trotz dem steigenden Gefühl der eigenen reichen Kraft, eine schwere Zeit für Nietzsche und oft mag ihn in seiner Einsamkeit der Schmerz übermannt haben, wenn er sich bewußt wurde, wie weit ihn die Krisis von den Stätten entfernte, wo er so viel des reinsten Glückes genossen hatte. Die extreme Lauterkeit gegen sich, die ihm nach seinen eigenen Worten geradezu Daseinsvoraussetzung war, kämpfte in ihm mit dem „dankbaren, verehrenden Thier“ einen schweren, aufreibenden Kampf. Noch einmal sollte dieses die Oberhand gewinnen: es nahte die Zeit der Erfüllung für alle auf Wagners Kunst gesetzten Hoffnungen; und als nun Nietzsche erfuhr, wie Alle sich rüsteten, den Meister zu ehren, als auch Dieser selbst in alter, herzlicher Weise schrieb: „Sehen Sie mir dabei in Ihrer Weise zu, so weiß ich, daß die Mühe nicht ganz verloren ist“, da ergriff ihn die Erinnerung, wie fest auch er einst mit diesen Hoffnungen verwachsen gewesen war. Und nun sollte er abseits von dem Triumph des Freundes, von dem allgemeinen Festesjubel stehen? In diesem Widerstreit der Empfindungen schrieb er die vierte „Unzeitgemäße“, in der er noch einmal auf jene „schönste, auch gefährlichste Meeresstille seiner Fahrt“, die Phase Wagner, zurückblickt.

Wenn Nietzsche befürchtet hatte, daß diese „Festschrift" Etwas von der unfestlichen Stimmung ihres Autors durchblicken lassen könnte, so durften ihn die Briefe des Meisters und seiner Gattin beruhigen. Die Zeilen Wagners, die letzten an den Freund, lauteten: „Ihr Buch ist ungeheuer! Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? Kommen Sie nur bald und gewöhnen Sie sich durch die Proben an die Eindrücke!" Und Nietzsche kam: aber die Proben gewöhnten ihn nicht nur nicht an die Eindrücke, sondern jagten ihn bald wieder in die Flucht. Alles war für einen vierwöchigen Aufenthalt vorbereitet gewesen; nun schreibt er schon nach wenigen Tagen: „Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig, wenn ich bleibe ... ich habe es ganz satt. Auch zur ersten Vorstellung will ich nicht da sein; sondern irgendwo, nur nicht hier, wo es mir nichts als Qual ist." Aus Klingenbrunn im Böhmerwalde schreibt er der Schwester: „Ich muß alle Fassung zusammennehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen." Es war vorbei! Als Nietzsche nach Bayreuth kam, da stand noch — nach einem treffenden Worte Kögels — das Götterbild, wenn auch die Fundamente untergraben waren. Nun lag das Götterbild in Trümmern am Boden. Man muß die höchst interessante, lebendige Schilderung dieser bayreuther Tage in der Biographie lesen, um zu begreifen, wie schon ihr ganzer äußerer Zuschnitt einen Nietzsche ernüchtern, ja abstoßen mußte. Welcher Abstand von der idealen Harmonie der Grundsteinlegung! Das Publikum: eine Karikatur, Wagnerianer, die mit sibyllinisch-verzückten Worten und Bierseideln um sich warfen, im Uebrigen die Leute, die man bei jeder Theaterpremière sieht. Prätensionen, gekränkte Eitelkeiten, Intriguen, Liebesgeschichten und Klatsch erfüllten die Luft, — dazu spielten Wohnung- und Verpflegungfrage eine unedle Rolle. Und die Hauptsache: das Kunstwerk der Zukunft? Brachte es die erträumte Wiedergeburt des dionysischen Dramas aus der Musik? Nein! Das war nicht Ueberfülle, sondern Ueberreife, nicht Kunstwirkung, sondern Nervenwirkung, — kurz: Barockstil, große Oper. „Man höre den zweiten Akt der ‚Götterdämmerung' ohne Dramas, — es ist verworrene Musik, wild wie ein schlechter Traum." Dazu waren, von der wundervollen Orchesterleistung abgesehen, die Aufführungen weit entfernt davon, außergewöhnlich zu sein. Wie brutal ernüchternd, wie schmerzhaft grell stand diese Gegenwart vor den Blicken, die sich eben noch einmal mit aller Willensanspannung in den Zauber der Vergangenheit versenkt hatten! Der „wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war nur wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstiches auf schlechtem Papier."

Nietzsche litt um so mehr, als kurz vorher eine erste Attacke jener Beschwerden, die sich später zu qualvollster Höhe steigerten, seine Gesundheit erschüttert hatte. „Ich habe Leib und Seele", schreibt er einmal, „in solcher

Beschaffenheit, daß ich mit beiden furchtbar leiden kann," und an anderer Stelle: „Nichts quält mich mehr, als wenn ich so auf beiden Seiten ins Feuer komme, von innen her und von außen." Die Anfälle — intensive Kopf- und Augenschmerzen mit heftigem Erbrechen*) — wiederholten sich: alle acht Tage forderte das Leiden ein dreißigstündiges Opfer. Endlich mußte er sich entschließen, von den baseler Behörden Urlaub auf ein Jahr zu erbitten. Er ging nach Sorrent. Der Zauber der umgebenden Natur, die Gesellschaft sympathischer, geistig hochstehender Menschen und nicht zum Wenigsten die fürsorgende Pflege der ihm wie eine Mutter befreundeten Malwida von Meysenburg, Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", thaten ihm unendlich wohl, obgleich die Leidensstunden auch hier nicht ausblieben. Der Verkehr mit Richard Wagner und seiner Familie war herzlich, vielleicht etwas gezwungen herzlich, da wohl auch Wagner fühlte, daß Unausgesprochenes zwischen ihnen lag. Nietzsche mag bis dahin die Hoffnung einer Verständigung immer noch nicht für ausgeschlossen gehalten haben; vielleicht hoffte er, daß es sich bei Wagner nur um „Instinkt-Abirrungen" handelte, daß es nicht Wesensunterschiede wären, die ihn von dem Freunde trennten. Wie illusorisch Das war, sollte er bald erfahren. Die Kunst der Zukunft schloß Frieden mit der Kirche und Peter Gast berichtet uns, wie Wagner von den Erbauungen, die er dem Genuß des Heiligen Abendmahles verdanke, erzählte. Er, in dessen Kunst Nietzsche „den Weg zu einem deutschen Heidenthum, mindestens eine Brücke zu einer spezifisch-unchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung" entdeckt zu haben glaubte!

Wie tief die Kluft war, die sich zwischen ihm und Nietzsche aufgethan hatte, erfuhr Wagner aus dem aphoristischen Buche, das — zum Theil wenigstens — in jenem sorrentiner Winter entstand. Einzelne Gedanken waren schon während der Festspieltage in Klingenbrunn unter dem zusammenfassenden Titel „Die Pflugschar" niedergeschrieben worden. („Die Pflugschar schneidet in das harte und weiche Erdreich, sie geht über Hohes und Tiefes hinweg und bringt es sich nahe.") Hier spricht ein neuer, härterer, kühlerer Geist, „frei und furchtlos über Menschen, Sitten, Gesetzen und den her-

---

*) Ueber die Krankheit ihres Bruders spricht sich die Biographin in einem besonderen Abschnitt aus. Sie glaubt, die Ursache des erschütterten Gesundheitzustandes in jener dysenterischen Erkrankung, die Nietzsche während seiner Thätigkeit im Kriege befiel, und in vorzeitiger Wiederaufnahme anstrengender Beschäftigung zu finden. Aerzte, die über Nietzsches Krankheit orientirt sind, werden, so weit die erwähnten Symptome und die spätere Geisteskrankheit in Frage kommen, dieser Annahme widersprechen müssen; aber darin werden auch sie der Biographie zustimmen, daß die Krankheit nicht eine aus irgend welcher Disposition hervorgegangene, sondern eine acquirirte ist.

kömmlichen Schätzungen der Dinge". Das Buch erschien im Frühjahr 1878 unter dem Titel „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister." Die Wirkung war rathloses Befremden. Der Autor kam sich vor wie Jemand, der eine große Mahlzeit veranstaltet hätte und dem nun die Gäste davonliefen. Aber Nietzsche war nicht mehr so leicht aus dem Gleise zu bringen. „Die Krisis des Lebens ist da", schreibt er, „und hätte ich nicht das Gefühl der übergroßen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schauerlich einsam zu Muthe werden; aber ich bin mit mir einig!" Wagners Name kommt im ganzen Buch nicht vor; es wird nur von dem „Künstler" im Allgemeinen gesprochen. Aber man verstand ihn in Bayreuth sehr wohl. Die herzlichen Widmungverse des an Wagner gesandten Exemplars blieben unbeantwortet. „In dumpfem Schweigen richtet Gott", wie es im Lohengrin heißt. Hatte Nietzsche wirklich gehofft, Wagner werde „zu Gunsten der Wahrheit im Stande sein, Partei gegen sich selbst zu nehmen?" Es scheint in der That so, denn in einem Briefe, den er kurz darauf an seinen treuen Jünger Peter Gast schreibt, konstatirt er traurig, daß Wagner eine große Gelegenheit, Charakter zu beweisen, unbenutzt gelassen habe. Noch trauriger aber mag es ihn gestimmt haben, als er bald danach erfuhr, daß Wagner die Gelegenheit nicht ungenutzt ließ, Charakterkleinheit zu zeigen. In den „Bayreuther Blättern" erschien ein von ihm gezeichneter Artikel „Publikum und Popularität", der — zwar ohne Namensnennung, doch mit deutlicher Beziehung auf Nietzsche — sich in gehässigen, hämischen Ausfällen erging. „Jeder deutsche Professor", heißt es da, „muß einmal ein Buch geschrieben haben, das ihn zum berühmten Manne macht: nun ist naturgemäß, Neues aufzufinden, nicht Jedem beschieden; somit hilft man sich, um das nöthige Aufsehen zu machen, gern damit, die Ansichten eines Vorgängers als grundfalsch darzustellen, was dann um so mehr Wirkung hervorbringt, je bedeutender und größtentheils unverstandener der jetzt Verhöhnte war."

Wie das Buch auf Frau Cosima gewirkt hatte, erfahren wir aus einem interessanten Briefe an die Biographin, der Antwort auf einen von Frau Elisabeth unternommenen Versöhnungversuch. Wir finden hier schon die ganze Tonleiter der billigen Argumente, die später von der gegnerischen Kritik mit der Hartnäckigkeit übender Klavierschüler immer wieder auf- und abgeleiert wurden. Nietzsches Gedanken sind unreif, paradox, unmoralisch, überdies nicht neu; Aphorismen kann Jeder schreiben, das Bedeutende besteht in der Systematisirung u. s. w. u. s. w. Sogar der Stil wird geschulmeistert und der Schluß auf die krankhafte Organisation des Autors fehlt nicht. Die Biographin hat Recht: es ist unsagbar traurig, zu sehen, wie schnell und leicht man über den einstigen Freund, der sich unter langen, schweren Kämpfen losgerissen hatte, den Stab brach. Mit maßloser Verachtung spricht Frau

Cosima von dem „allzu menschlichen Buche", dieser „Unthat" des „Verräthers". Den Autor dieser geistig nichtssagenden, moralisch bedenklichen — lies: Wagner verurtheilenden — Sätze kenne sie nicht; sie kenne und liebe den Nietzsche, der einige der schönsten — lies: Wagner bewundernden — Seiten geschrieben habe. Wenn auch als der tüchtigste, so doch nur als einer der Kärrner, die der König von Bayreuth beschäftigte, galt er dem Hause Wahnfried. Wenn ihm dabei Glänzendes, wenn es ihm sogar gelungen war, Geister zu bannen, die Frau Cosima „nur dem Meister dienstpflichtig" wähnte: wem verdankte er Das anders, wie die kluge Meisterin ihm schon in früheren Briefen des Oefteren in Erinnerung gebracht hatte, als dem Zusammenleben mit dem Genius? Und durfte Dieser nicht Alles, was auf Nietzsches Acker wuchs, als von Rechts wegen ihm gehörig betrachten? Weil seine lieblich duftenden Opfergaben wohlgefällig aufgenommen worden waren, war dem Bedauernswerthen der Dünkel zu Kopf gestiegen: er glaubte wohl gar, „mit dem Genius verkehrend", selbst ein Genie geworden zu sein, einer von Denen, die Wahrheiten zu sagen haben! Wahrheiten gegen Wagner erkannte aber die bayreuther Logik nicht an. „O Du Armsäliger!" apostrophirt ihn mit tiefstem Mitleid Frau Cosima.

Noch trauriger als diese Einschätzung von Nietzsches Geist berührt diejenige seines Charakters. Wagner insinuirt dem Manne, den er einst als den einzigen Gewinn bezeichnet hatte, den ihm außer seiner Gattin das Leben zugeführt, die herostratische Niedrigkeit, er habe den Feuerbrand in den Tempel des Freundes geworfen, um in dem Flammenschein selbst besser gesehen zu werden! Vollends unbegreiflich ist die ironische Unterschiebung der Frau Cosima: die Apostasie werde Nietzsche gute Früchte bringen, da er sich ja mit seinen neuen Anschauungen in ein wohleingerichtetes Lager begebe, — im Gegensatz zu dem kleinen, dürftigen Kreis, den er verlassen habe. Gerade das Gegentheil war der Fall! Eine Vergleichung der bis 1890 verkauften Exemplare des „Parsifal" und des „Zarathustra" würde über das Gegentheil keinen Zweifel erlauben. Nur wenige Getreue folgten Nietzsche auf seinem steilen Pfade, ein kleines Häuflein, aber aus „dem Besten, was zwischen Paris und Petersburg wächst", dem auch der Modelärm der letzten Jahre kaum allzu Viele hinzugefügt haben dürfte, an denen Nietzsche seine Freude gehabt hätte. So wurde es einsam um den „Apostaten" und Wagner hatte die Genugthuung, zu sehen, daß seine Worte: „Nietzsche liest man ja doch nur, insofern er sich zu meiner Sache hält", sich zu bestätigen schienen. Frau Cosimas Prognose war also unrichtig, — und Das richtet auch ihre Diagnose. Scheint sie doch geglaubt zu haben, daß der Verfasser des „Anti-Strauß" unter die libre-penseurs, die „unverbesserlichen Fachköpfe und Hanswürste der modernen Ideen" gegangen sei! Nein, Nietzsche war nur noch unzeitgemäßer geworden.

Das wohl eingerichtete Lager war in Bayreuth und dort befand sich die zahlreichste Gesellschaft. Aus dieser mag es wohl Einer gewesen sein, der vor mehreren Jahren im „Magazin für Literatur", von dem Zusammentreffen Nietzsches und Wagners in Sorrent redend, dem „ohnmächtig zusammensinkenden, verzweifelten Narren" den „siegreichen, stolzen, kaiserlichen Künstler" gegenüberstellte. Diese Auffassung ist charakteristisch für die Heerde. Auf der einen Seite sieht sie den Schöpfer einer unerhört erfolgreichen Musik, auf der anderen den — später geistig erkrankten — Schöpfer einer lange erfolglosen und umstrittenen Philosophie. Das Inkommensurable wird verglichen und ihr Urtheil ist fertig. Aber man scheide die beispiellose Faszination seiner Musik aus und lasse Wagner als Nur-Musiker aus dem Spiel. Nietzsche war auch nach der Trennung gerecht: „Man wird es Wagner nie vergessen dürfen, daß er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Kunst als eine wichtige und großartige Sache ins Gedächtniß gebracht hat." In allem Uebrigen, im Beruf zur Philosophie (in Nietzsches Sinn verstanden!), in den Höhen und Tiefen seiner Weltanschauung überragt ihn Nietzsche thurmhoch. Nietzsche hatte in seiner Bewunderung nicht empfunden, wie Wagner Alles — Schopenhauer, Christenthum und Anderes — nur artistisch auskostete. Ihm dagegen waren alle Kultur- und Weltanschauungfragen bitterster Ernst und jede Zweideutigkeit in ihnen verhaßt. Man lese, wie schwer und nachhaltig er litt, als ein philosophischer Freund und langjähriger Hausgenosse plötzlich seine Absicht bekannte, katholischer Priester zu werden. Sein antichristlicher Standpunkt hat nichts mit der Dogmenkritik der Freidenker zu thun; er resultirt nicht aus kritischen, sondern aus Instinkt-Gegensätzen. Nur so versteht man seine an Wagner gerichteten Verse:

„Weh! Daß auch Du am Kreuze niedersankst,
Auch Du! Auch Du — ein Ueberwundener!"

Durch „ein Wunder von Sinn im Zufall" kreuzte sich mit dem nach Bayreuth gesandten Widmungexemplar von „Menschliches, Allzumenschliches" ein Exemplar des „Parsifal" von dort, dessen Widmung an Nietzsche unterzeichnet war: „Richard Wagner, Oberkirchenrath." Diese Kreuzung der beiden Werke —: „klang es nicht, als ob sich Degen kreuzten?" Nietzsche sah, daß es höchste Zeit zum Abschiednehmen gewesen war.

Die innere Befreiung war da. Eine letzte äußere Fessel blieb der philologische Beruf. Aber auch diese sollte bald fallen. Die Gesundheit Nietzsches hatte sich wieder wesentlich verschlechtert; eine Leidenszeit löste die andere ab; er war der Erblindung nah. „Was Qual und Entsagung betrifft", heißt es in einem Briefe, „darf sich mein jetziges Leben mit dem jedes Asketen irgend einer Zeit messen." Sustineo, abstineo konnte er von sich sagen. Endlich, Ostern 1879, kam er um Abschied ein, der unter Ge-

währung einer Pension von dreitausend Francs in „beinahe ergreifend zu nennenden" Ausdrücken wärmsten Dankes und höchster Anerkennung bewilligt wurde. Welche reiche Thätigkeit der zehnjährige Zeitraum seines Wirkens einschließt, können wir erst jetzt übersehen. Er gab griechischen Unterricht am Pädagogium und las an der Universität über die verschiedensten Stoffe des philologischen Spezialfaches. Aber auch die Philosophie kam zum Wort, wie nicht anders von dem Manne zu erwarten war, der in seiner Antrittsrede die Forderung erhoben hatte, daß alle und jede philologische Thätigkeit von einer philosophischen Weltanschauung umschlossen und eingehegt sein sollte. Aus einer dieser Vorlesungen ist das prachtvolle Fragment: „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" hervorgegangen, das man im zweiten Bande der Nachlaßschriften findet. Und die nach außen gewandte Thätigkeit ist weit davon entfernt, die erstaunliche Produktionfülle dieses reichen Geistes zu erschöpfen. Was daneben herging: Vorarbeiten und Nachträge zu bereits Bekanntem, Fragmente und Entwürfe neuer Werke, private Aufzeichnungen u. s. w., füllt beinahe ganz die drei Nachlaßbände. Schon das Erste, was aus den jetzt vorliegenden Ergänzungen an die Oeffentlichkeit kam, ein vor länger als drei Jahren in der „Zukunft" erschienener Aufsatz „Ueber den griechischen Staat", ließ hoffen, daß dieses Nachlaßmaterial endlich die Mittel an die Hand geben würde, die Legende von den Zickzacksprüngen in Nietzsches Entwickelung ein für allemal zu zerstören. Nun ist diese Hoffnung erfüllt. Wir sehen die großen Probleme seiner Weltanschauung schon in den allerersten Anfängen seines Werdens auftauchen und erkennen, wie nicht das zufällige Milieu, sondern die eigenste Individualität den Philosophen zu der ihm eigenthümlichen biologischen, antimoralistischen Problem-Stellung geführt hat. Wo innere Wandlungen vorhanden zu sein schienen, da hat man es nur mit einem Abwerfen von Hüllen zu thun, die nicht organisches Produkt des Körpers waren, sondern sich von außen her um ihn gelegt hatten. Wo wir diese Bände aufschlagen, überall treffen wir auf Stellen, an denen — nach den schönen Worten des Herausgebers — „der starke Unterstrom des eigensten Wesens zu Tage tritt, der von vorn herein vorhanden ist, aber für den flüchtigen Blick anfangs durch die wagnerisch-schopenhauerische, dann durch die positivistisch-moralistische Oberströmung verdeckt wird, bis er endlich im Zarathustra, seiner selbst gewiß, mächtig und unaufhaltsam hervorbricht." So tritt uns diese Weltanschauung als eine einheitliche, in ihrer Entwickelung kontinuirliche entgegen. Auch von Nietzsches Werden gilt, was Goethe von dem Werden der Natur gesagt hat: daß nichts entspringt, als was schon angekündet ist, und daß die Ankündung erst durch das Angekündete klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Breslau. Dr. Richard Sandberg.

Heilkundige Frauen im Alterthum.

Es ist ein Zeichen unserer Zeit, daß die weiblichen Bestrebungen, die überlieferte gesellschaftliche materielle und geistige Bevormundung der Frau zu brechen, an ideeller Kraft und an praktischer Nachdrücklichkeit erheblich zugenommen haben. Eine durch Freiheit veredelte Ehe, die politische und soziale Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht sind die letzten ideellen Ziele dieses Kampfes; als praktischer Ausgangspunkt dient jedoch die wirthschaftlich materielle Seite der Frauenfrage und giebt dem wissenschaftlichen Drange der Frau in Deutschland seine ganz besondere Richtung auf Heilkunde und Heilkunst.

Die wirthschaftliche Nothwendigkeit, Fesseln einer zu eng gewordenen Existenzmöglichkeit zu sprengen, war dem Alterthum fremd. Hier war es das dem natürlichen Sittlichkeitgefühl entspringende Verlangen nach dem Beistand eines Wesens gleichen Geschlechtes, das diejenige Disziplin medizinischer Wissenschaft, die als die älteste, mit der Entstehung des Menschengeschlechtes unmittelbar verknüpfte voranschreitet, die Geburthilfe, den Frauen eröffnete. Fern bleibt von solchem Geschäft der Mann und nur in außergewöhnlichen Fällen, wo die Furcht vor der Gefahr die Macht des Schamgefühles überwältigt, wird seine Hilfe in Anspruch genommen. Aus den Kreisen der Frauen, die den geburthilflichen Beistand leisteten, erstand dann im Laufe der Zeiten eine Reihe von Förderinnen ärztlicher Kunst und ärztlicher Wissenschaft.

Werthvolle Aufschlüsse über die älteste Periode giebt uns der Mythus, der in seinem schimmernden Schleier so viel Tellurisches und Kosmisches, so viel Religion und Poesie und neben unbewußter Weltanschauung zweifellos auch viel wirkliches Erlebniß birgt. Als eine gewaltige Macht beherrschte er das griechische Leben und schwebte über ihm wie eine nahe, herrliche Erscheinung; selbst späte Autoren, die Anspruch darauf machen, als getreue Berichterstatter zu gelten, bleiben noch seine Zöglinge, — und so voll und glänzend war die Herrschaft, die der Mythus in der Blüthezeit der Griechen ausübte, daß auch die Römer, als sie die griechische Welt erobert hatten, ihr Denken und Streben damit erfüllten. Die dunkle Urzeit der Legenden ist die Keimperiode aller menschlich-sozialen und völkerschaftlichen Bildung; und wo uns alle weiteren Spuren zur Aufhellung der Geschichte im Stiche lassen, wenden wir uns mit Erfolg an die mythischen Ueberlieferungen.

Einen hohen und würdevollen Rang nahmen von Urzeiten an die weiblichen Gottheiten ein, die Leben und Gesundheit schirmten und Fülle und Fruchtbarkeit über die Natur verbreiteten. In Egypten, dem Stammland alter Kultur und Mythologie, war es Isis, die schon zur Zeit der ersten Pharaonen als die heilige Göttin Natur, die schaffende, ernährende und heilende, von Priestern und Volk angebetet wurde. Nach Diodor erfand sie viele dem Menschen heilsame Arzeneien und der Gesundheit nützliche Vorschriften, da sie in der Arzeneikunst ungemein erfahren war. Denen, die ihre Hilfe anflehten, gab sie in Träumen (in den Inkubationen und im hellsehenden Schlaf der Kranken in den Isistempeln) ihre Gegenwart kund und leistete

ihnen durch mitgetheilte Heilmittel schnelle Hilfe. Zahlreiche Tempel wurden ihr errichtet, unzählige Dankesäußerungen der Geheilten in Form von Tafeln und Inschriften ex voto wurden ihr dargebracht und der Kultus der Isis breitete sich nach Jonien, Griechenland und selbst bis nach Rom aus. Jene Inkubationen in den Tempeln der Isis, die sich noch bis zum zweiten Jahrhundert nach Christus in Rom erhielten, wurden zum Gaukelspiel, das die Priester mit dem bethörten Volke trieben, aber zugleich ein Hauptförderungmittel empirischer Heilkunde dadurch, daß aus den vorgeschriebenen Tempelaufzeichnungen der Symptome und Krankheitveränderungen und der Namen und Wirkungen der Heilmittel förmliche Jahrbücher semiotischer und physischer Beobachtung entstanden. Daß sich die Verehrung der Isis sogar bis zu den Kelten verbreitet hat und daß sie namentlich im mittleren Deutschland, unter den Sueven, göttlich geehrt worden ist, erfahren wir aus einer merkwürdigen Stelle des Tacitus, die lautet: „Ein Theil der Sueven opfert auch der Isis. Woher Ursache und Ursprung dieses fremden Kultus stammt, habe ich nicht erfahren können.“ Nimmt man an, daß der Isis-Mythus keine rein allegorisch-symbolische Dichtung, keine bloße Priesterfiktion ist, wie einige Forscher glauben, sondern daß ihm ein geschichtliches Faktum, das Leben und Wirken einer ihr Zeitalter überragenden Frau zu Grunde liegt, so hat sich aus der Verehrung der wirklichen Persönlichkeit im Volke allmählich die Apotheose und der religiöse Kultus entwickelt und mit diesem haben sich allmählich alle die Zuthaten und Fiktionen der Phantasie und einer theurgisch-mystischen Romantik verschmolzen. Den Namen der Isis finden wir sogar von Priestern und Aerzten bestimmten Arzeneien beigelegt, um diesen Berühmtheit und sich selbst dadurch Vortheile zu verschaffen; Galen erwähnt ein gelbliches Isispflaster, ferner ein Isispflaster gegen Erkrankungen des Kopfes, ein anderes gegen schwarze Galle und schließlich eines gegen alle Krankheiten. Auch bei Aëtius und bei Paulus von Aegina finden sich diese und ähnliche Isisarzeneien erwähnt.

Bei den Griechen ist in der ältesten Zeit die Genesung spendende Kraft ein Attribut aller Gottheiten ohne Unterschied. Die Verehrung besonderer medizinischer Gottheiten entstand erst nach dem trojanischen Krieg, im Zeitalter des Homer und Hesiod. Was Isis den Egyptern war, ist Artemis und die mit ihr identische Eileithyia und Hekate den Griechen. Artemis, die jungfräuliche Göttin, wird von allen alten Dichtern und Mythologen als Beschützerin der Pflanzen, als Pflegerin der Kinder (κουροτρόφος) und besonders als die wohlthätige Hilfegöttin der Entbindenden, als die schmerzstillende und die Geburt wunderbar fördernde und erleichternde dea obstetrix verehrt. Als solche trug sie den Namen Eileithyia und ihr schrieb man die Erfindung einiger Heilpflanzen zu: so der Gattung Artemisia, von der sie nach Plinius und Hyginus drei Spezies entdeckt haben soll, und des kretischen Dictamnus, mit dessen Blättern in Sizilien ihre Statuen geschmückt wurden. Homer, Pindar, Orpheus, Kallimachus und viele Andere besingen sie in begeisterten Hymnen und preisen ihre hilfreichen Eigenschaften; und auch die Römer beugten sich in heißen Gelübden ihrer Allgewalt. Hekate, ursprünglich bei Hesiod, Diodor und Anderen eine Tochter des Titanen Persis, Königs von Taurien, besaß vornehmlich eine große Kenntniß der giftigen Pflanzen und ihrer Verwendung und entdeckte das Akonit, wie Ovid, Plinius und der Scholiast des Nikander mit dichterischen Ausschmückungen berichten. Ihre Töchter sind

Kirke und Medea, denen sie ihre Giftkenntniß und ihre Zauberkünste lehrte. Ihr Kultus vermischte sich allmählich mit dem der Artemis-Diana und ging schließlich ganz darin auf. Minerva, Hygieia, die Tochter des Aeskulap, die Göttin der Gesundheit, die Schützerin gegen Krankheit und Seuchen, und die Töchter der Hekate sind mythische Frauen, die von den Alten in ihrer glänzenden Phantasie als hilfreiche Spenderinnen des Heilwissens und der Heilkunst symbolisirt worden sind.

In den Sagen von Medea und Kirke tritt aber schon, so sehr sie von traumartigen Kombinationen, von Fabel und Hexenspuk verdunkelt sind, auch etwas Historisches unverkennbar hervor. Unter märchenhafter Verschleierung, abenteuerlichen Fiktionen aus der Feen- und Zauberwelt im Geiste der orientalischen Magie, erblicken wir das Bild zweier Frauen von heroischem, wildem Charakter, die sich durch seltene Kraft des Geistes und durch ungewöhnlichen Kenntnißreichthum im Gebiete der Arzeneikunde, ja, selbst in der zu ihrer Zeit noch gänzlich unbekannten medizinischen Chemie ausgezeichnet haben müssen. Besonders ist es Medea, in deren Schilderung, so verschieden sie auch bei den verschiedenen Schriftstellern ausfällt, uns zuerst ein Anfang weiblicher Arzeneikunde von bestimmtem Grundgepräge entgegentritt. Entkleiden wir die Fabel aller Zuthaten, so tritt die kolchische Fürstentochter als eine Frau von ungemeiner Energie hervor, muthvoll und entschlossen, gewandt und schlau, in allen Lagen ihres wechselvollen Lebens um Rath nicht verlegen. Sie scheint vorzugsweise den heilsamen wie den giftigen Wirkungen der Pflanzen, sowie einigen spirituösen und ätherischen Substanzen emsig nachgespürt und, nicht zufrieden mit der Kenntniß einfacher Heilmittel, deren sie vermuthlich mehrere aus der Klasse der narkotischen und der ätzenden erfand, sich eben so mit mannichfachen Zubereitungen, wie Kochen, Extrahiren, Infundiren u. s. w., wie mit Zusammensetzungen in Tinktur- und Salbenform beschäftigt zu haben. Die von ihr entdeckten oder genaueren Versuchen unterworfenen Kräuter und vermuthlich auch harzig-ölige, mineralische und thierische Substanzen wandte sie nicht nur innerlich an, sondern auch als Zusatz zu warmen Bädern, als Salbungen und Einreibungen zur Belebung, Stärkung und Verjüngung durch das Alter geschwächter Personen. Bei Stobäus finden wir folgende Stelle: „Diogenes (von Sinope) habe Medea für eine weise, verständige Frau, nicht für eine Giftmischerin gehalten. Denn sie habe es verstanden, geschwächte und entnervte Menschen durch gymnastische Uebungen und andere Mittel wieder stark und kräftig zu machen. Hierdurch sei das falsche Gerücht von ihren Verjüngungskuren durch Aufkochen entstanden." Ihr Ursprung aus dem unbekannten und geheimnißvollen Lande der Hyperboreer, ihre Abstammung von der Hekate, dieser allgemein gefürchteten Zauberin, schuf sie den Griechen zu einem höheren, mit übernatürlichen Kräften und Kenntnissen ausgestatten Wesen um, dessen Thaten bei den Tragikern im Zwielicht dämonisch-magischer Zauberkünste erscheinen. Ihre Arzenei- und Heilkunde äußerte sich außer in einer Reihe von chemischen und technischen Zusammenstellungen von Kräutern, Farbstoffen, Oelen u. s. w., vor Allem in den Verjüngungskuren, die sie an Anderen und an sich selbst vorgenommen haben soll. Diese Kuren werden von älteren und neueren Schriftstellern für eine Verbindung warmer Kräuterbäder mit Dehnung und Reckung der Gliedmaßen, mit Massage und nachheriger Einsalbung angesehen; und zwar wurden diese Bäder — die unseren Dampfbädern ähnelten — nicht nur als diätetische Mittel und

des Wohlbehagens oder der Hautreinigung wegen, sondern hauptsächlich als eigentliche Reizung- oder Belebungmittel, verstärkt durch den Zusatz von Abkochungen aromatischer Kräuter und von Auflösungen balsamisch-harziger Substanzen, angewandt. Schon Palaephatus sagt darüber: „Die angeblichen Verjüngungskuren der Medea verhielten sich so: Erstlich hatten sie eine Pflanze entdeckt, durch die sie nach Willkür die Haare weiß oder schwarz färben konnte, sodann hatte sie auch die Anwendung heißer Bäder erfunden (πύριαν πρώτη ἐξεῦρεν); diese nannte man Abkochungen, es waren aber nur Fomentationen. Und da durch diese die Menschen gesünder und gelenkiger wurden, so glaubten die Leute, als sie den Apparat, nämlich die Kessel und die Hölzer und das Feuer unter ihnen, erblickten, es handle sich um ein wirkliches Kochen des Körpers." So stellt sich die wüthende Zauberin und Giftmischerin der Sage bei unbefangener Betrachtung als eine Frau von seltener Geisteskraft und für ihre Zeit reichsten Kenntnissen in der Natur- und Heilkunde dar. Wieder einmal trog uns die Legende.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Verläßt man das Zeitalter des Mythus, so tritt das Wirken und Walten heilkundiger Frauen zuerst dort hervor, wo das weibliche Schamgefühl sich nur schwesterlichen Händen anvertrauen will: in der Geburthilfe. Hier bildete sich gewiß schon sehr früh der Stand der Hebammen, der für sich ausschließlich das Recht in Anspruch nahm, Gebärenden die erforderliche Hilfe zu leisten. Im ganzen Alterthum ist kein Beispiel eines männlichen Geburthelfers zu finden. Durch viele Jahrhunderte erhielt sich die Sitte, Geburten und Alles sich darauf Beziehende nur Frauen anzuvertrauen; die majae, die eigentlichen Geburthelferinnen, und d·e mulieres medicae, Frauen, die Weiberkrankheiten behandelten, kommen bei den Römern noch im Zeitalter des Terenz und Martial vor.

Die ersten Namen von Hebammen finden sich bei den Hebräern. In der Heiligen Schrift werden Siphra und Pua genannt. Im ersten Buch Mosis und im ersten Buch Samuelis wird bei den schweren Geburten der Rahel, der Thamar und der Pimha vom Trost und Beistande der „Wehemütter" gesprochen. Im Talmud kommt die Hebamme unter dem Namen chachomoh, femina sapiens, und chajah, femina vivida, vor und aus Kidduschin ist ersichtlich, daß die jüdischen Hebammen in hoher Achtung standen und erfahrene Frauen gewesen sein müssen. Eben so war es bei den Egyptern; auch bei ihnen lag die Hilfe bei Geburten einzig und allein in weiblichen Händen. Bei den Griechen stoßen wir bereits auf Spuren davon, daß die Ausübung der Hebammenkunst sich nicht auf das eigentliche Geburtgeschäft beschränkte, sondern daß sie sich auch theils diätetischer und arzeneilicher, theils manueller Hilfen bedienten und die gesammten Frauenkrankheiten in den Bereich ihrer Behandlung gezogen haben müssen. Bei dem Mythographen Hyginus findet sich die bekannte Erzählung von der Agnodike, die, gegen das Gesetz, das Sklaven und Frauen das ärztliche Studium untersagte, als Mann verkleidet, die Lehrvorträge des Hierophylus besuchte und durch ihre Ausdauer erreichte, daß das gesetzliche Verbot aufgehoben wurde. Mögen die von Hygin erzählten Einzelheiten dem Bereich der Fabel angehören oder nicht: Thatsache ist die Abänderung des ursprünglichen Verbotes; und damit mußte sich der Wirkungskreis der Hebammen bedeutend erweitern. Auffallend und bedauerlich ist es immerhin, daß

Agnodike außer von Hyginus von keinem zuverlässigeren Schriftsteller, weder von Plutarch noch von Gellius noch von Diogenes von Laerte, erwähnt wird.

Jedenfalls steht es unumstößlich fest, daß die Geburthilfe und die Behandlung von Frauenkrankheiten, besonders auch von hysterischen Uebeln, schon in den ältesten Zeiten in Griechenland Frauen oblag, die theils als μαῖαι, theils als ἰατρομαῖαι, ἰατρῖναι und ἀκεστρίδες — medicae — an den verschiedensten Stellen genannt werden. Schon Homer erwähnt sie und Hippokrates spricht von ihnen in seinem Buch de morbis mulierum; das Wort ἰατρῖναι findet sich bei Galen im Buche de locis affectis, wo er sagt, daß die ἰατρῖναι Frauenkrankheiten und besonders die hysterischen Affektionen — die sogenannte Mutterplage — behandeln. Er bestätigt sogar, daß sie zuerst die Krankheit benannt und daß die Aerzte die Bezeichnung erst von ihnen übernommen haben.

Am Ausführlichsten und Bestimmtesten spricht von ihnen Plato im Theaetet; von ihm erfahren wir, daß sie wirklich in einer Zeit, die wir für eine viel frühere als die der Agnodike halten müssen, vorzugsweise vor den Aerzten und in legitimer Weise die Geburthilfe ausübten, nicht etwa nur im Sinne unserer modernen Hebammen, sondern als selbständig handelnde und die verschiedenen Phasen der Geburt beeinflussende Personen, daß sie zugleich Arzeneien verordneten und daß sie auch durch Karmina oder Beschwörungformeln im Sinne der damaligen Zeit kurirten. Ihre soziale Geltung wird durch den Ausspruch des Sokrates bei Plato gekennzeichnet, daß er der Sohn der Hebamme Phaenarete sei, obstetricis generosae (ehrbaren) admodum gravisque (einflußreichen) et torvae (barschen), wie er rühmend hervorhebt.

Betrachten wir, welche Anforderungen die damalige Zeit an die Hebammen stellte, so müssen wir allerdings sagen, daß die Erfüllung dieser Bedingungen sie ihrem Wissen, Können und Charakter nach fast modernen Aerzten und Aerztinnen gleichstellte. Soranus von Ephesus, der um 110 nach Christus lebte und sich um die eigentlich praktischen Doktrinen der Medizin, besonders um die Geburthilfe, glänzende Verdienste erworben hat — sein Werk über die krankhaften Zustände der weiblichen Geschlechtssphäre ist die einzige Originalschrift dieser Art, die das Alterthum uns überliefert hat —, verlangt folgende Eigenschaften von einer Hebamme: „Eine Frau, die Hebamme werden will, muß schreiben können, muß klug sein, ein gutes Gedächtniß haben, arbeitsam und ausdauernd, sittlich, mit gesunden Sinnen begabt und von kräftiger Konstitution sein. Das sind wesentliche Eigenschaften für jede Hebamme. Um aber eine gute Hebamme, eine ἀρίστη μαῖα, zu sein, dazu gehört noch Anderes. Eine solche muß sowohl theoretisch wie praktisch gebildet und in allen Theilen der Heilkunst erfahren sein, um sowohl diätetische wie chirurgische und pharmazeutische Verordnungen zu geben und das Beobachtete richtig beurtheilen und im Zusammenhang würdigen zu können."

— —

Aus der Mitte dieser Frauen, denen auf Grund des Reformgesetzes, nachdem sie den nöthigen Unterricht genossen hatten, die volle Ausübung der Heilkunde eingeräumt war, erstand nun, etwa von der Blüthezeit der empirischen und dogmatischen Schulen an, unter den Ptolemäern und noch zu Zeiten des

Galen, eine Reihe von Frauen, die außer ihrer ärztlichen Thätigkeit schriftstellerisch und forschend mit ihren männlichen Kollegen rivalisirten und in der Geschichte der Medizin als ebenbürtige Vertreterinnen der Wissenschaft genannt werden.

Galen hat uns drei Frauennamen überliefert, an die sich besondere Verdienste um die Heilkunde heften: Antiochis, Kleopatra und Elephantis. In seinem Werke „Von der Zusammensetzung der Arzeneien nach den Theilen des Körpers“ erwähnt er ein aus den verschiedensten Bestandtheilen (Schleimharzen, Eichenmistel, spuma nitri u. s. w.) zusammengesetztes Erweichungpflaster, das den Namen Malagma Antiochidis führt, gegen Gicht, Hüftweh, Wassersucht u. s. w. Wann und wo die Erfinderin dieses Medikamentes gelebt hat, blieb Jahrtausende hindurch unbekannt, da Galen eben nur das unter ihrem Namen bekannte Erweichungmittel an verschiedenen Stellen erwähnt. Seit wenigen Jahren ist aber in das Dunkel ihrer Persönlichkeit ein helleres Licht gefallen. Die 1892 von Oesterreich nach Kleinasien entsandte archäologische Expedition fand nämlich auf dem Trümmerfelde der altlykischen Stadt Tlos im südwestlichen Kleinasien eine Statue mit folgender, nach Schrift und Stil auf den Anfang des zweiten Jahrhunderts deutenden Inschrift: „Antiochis, die Tochter des Diodotis auf Tlos, deren ärztliche Empirie von Rath und Gemeinde der Stadt Tlos beglaubigt ist, hat sich das ihr zuerkannte Standbild auf eigene Kosten errichten lassen.“ Sie gehörte also der aus Alexandrien hervorgegangenen Schule der Empiriker an, die die Erfahrung als den Mittelpunkt aller ärztlichen Thätigkeit betrachtete und eine Reihe der achtungwürdigsten Aerzte zu ihren Anhängern gezählt hat. Derselben Schule gehörte auch Kleopatra an, von der zwei größere Werke über „Frauenkrankheiten“ und über „Arzeneiliche Schönheitmittel“ von Galen, Aëtius und Paulus von Aegina genannt und theilweise ausführlich wiedergegeben werden. Wer diese Kleopatra gewesen ist, festzustellen, ist nicht möglich. Ihr Buch über die Frauenkrankheiten ist abschriftlich noch in dem griechischen Werke des Moschion vorhanden, eines Schülers des Soranus, und aus ihrem Buche über Kosmetik hat Galen eine große Reihe von Rezepten mannichfachster Art und Verwendung entnommen. War doch die Kosmetik in jener Periode des aufs Höchste gestiegenen Luxus der Frauen ein weit ausgedehnter und mit solcher Sorgfalt kultivirter Theil der Hygiene und Medizin geworden, daß die berühmtesten Aerzte sich mit ihr beschäftigten und in der Erfindung einer unzähligen Menge von Schminken, Schönheitwassern, Haut- und Haarsalben, Pasten und Pulvern einander zu überbieten suchten. Eben so apokryph ist die Gestalt der Elephantis geblieben, die außer von Galen auch von Plinius, zusammen mit einer Lais, als Verfasserin einiger Abhandlungen über bestimmte Frauenkrankheiten und über Kosmetik citirt wird.

Bei Plinius findet man ferner die Namen der Olympias aus Theben, der Salpe, der Metrodora, der Sotira. Olympias, die wohl ziemlich gleichzeitig mit jener Elephantis und Lais zu den Zeiten des Kaisers Augustus gelebt haben mag, hat eine Art Kompendium über Frauenkrankheiten geschrieben und wird sowohl von dem klassischen Plinius wie auch von dem im fünften oder sechsten Jahrhundert nach Christus lebenden Plinius Valerianus mehrfach erwähnt. Am Häufigsten führt der ältere Plinius in seiner Encyklopädie der Natur Salpe aus Lesbos an, deren Anschauungen über die Beschaffenheit des Speichels

und Harnes und deren Mittel gegen Augenkrankheiten, Wechselfieber, den Biß toller Hunde u. s. w. er lobt. Der Name Sotira (Helferin) scheint dagegen nicht einer bestimmten Frau anzugehören, sondern ein Ehrenname für alle Frauen gewesen zu sein, die sich einen besonderen Ruf als Aerztinnen erworben hatten. Noch begegnen uns die Namen einer Pamphile aus Epidaurus bei Suidas, einer Aspasia bei Aëtius, die nach Hippokrates zu Anfang der methodischen Schule gelebt haben muß und eine Reihe von therapeutischen Vorschriften und Methoden aus dem Gebiete der inneren Medizin, der Chirurgie und Geburthilfe publizirt hat; endlich einer Theodosia, die, obschon Griechin von Geburt, in Rom am Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus gelebt haben und sich dort nicht nur in der praktischen Medizin, sondern auch in der Chirurgie einen großen Ruf erworben haben soll.

— —

Während bei den Griechen Medizin und Naturwissenschaft auf hoher Stufe standen und die aus jener Zeit auf uns gekommenen Schriften die Geburthilfe und die Behandlung der Frauenkrankheiten überall berücksichtigen, suchen wir zur selben Zeit bei den Römern vergebens nach Aehnlichem. Die ersten Aerzte kamen aus Griechenland nach Rom und mit ihnen erwuchs allmählich die Werthschätzung der medizinischen Wissenschaft, erwuchs das Studium und die regelmäßige Ausübung der Heilkunde und ihrer Disziplinen, der Chirurgie und Geburthilfe. Auch bei den Römern finden wir ausschließlich Frauen als Helferinnen und Leiterinnen der Geburt, in einer Thätigkeit also, die sogar zur Kaiserzeit in Rom, mehr noch als in Griechenland, eine Prärogative der obstetrices und medicae war, finden wir sie als Aerztinnen am Krankenbett der Frau und als Erfinderinnen mancher berühmt gewordenen Arzeneimittel. Außer Plautus, Terenz, Martial haben Hinweise: Appulcius Metellus, Tertullus und vor Allem Plinius, Galenus und Scribonius; ferner haben uns mehrere römische Inschriften die Namen von Aerztinnen, allerdings leider nur die Namen, erhalten. Bei Gruter (Thesaur. Inscript.) kommen unter Anderen vor: eine Sallustia Q. L. Merita, eine Antonia Aug. L. Thalusa, eine Marcia L. Agrippinae Obstetrix, eine Julia Quinctia Liberta Sabina, eine Minucia Medica. Spohr erwähnt einer Helpis Liviae ad valetudinem, Pignorius einer Secunda Livillae S. Medica und Rhodius hat in seine Ausgabe des Scribonius Largus folgende zwei Inschriften aufgenommen, deren erste sich zu Verona, die andere zu Urbino befindet: „Cornelius Meliboeus sibi et Sentiae Elidi Medicae contubernali“ und „Deis Manib. Juliae Q. L. Sabinae Medicae Q. Julius Atimeius Conjugi bene merenti.“ Auch Walch hat aus dem Gudius eine Inschrift: Forella T. L. Melaniona Medica a mammis eruirt, die andeutet, daß diese Frau, und so vermuthlich auch andere, sich vorzugsweise mit der Behandlung der kranken Brust beschäftigt habe. Ferner spricht Scribonius Largus von einer Matrona honesta, die sich speziell der Behandlung der Epilepsie und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge gewidmet habe, ferner von einer mulier medica ex Africa, die eine Reihe glücklicher Kuren vollbrachte; die selbe Frau erwähnen auch Marcellus und der Rezeptensammler Nicolaus Myrepsus. Die Gestalten zweier Frauen treten in der Ueberlieferung schärfer hervor, der Fa-

bulla Livia, die Galen als hervorragende Aerztin, besonders für Gicht, Wassersucht und Milzsucht, schildert und von deren „außerordentlich vortrefflichen Präparaten“ er spricht, und der Salvina Victoria, der Theodor Priscianus (auch zuweilen Octavius Horatianus genannt, Leibarzt des Kaisers Valentinian des Zweiten) in Hochschätzung ihrer Verdienste einen Theil seiner Schriften widmete. In der Vorrede rühmt er sie als eine in der Behandlung der Frauenkrankheiten sehr geschickte und kenntnißreiche Frau. Der selbe Priscianus nennt auch eine Leoparda, ohne Zweifel eine Zeitgenossin, als kundige medica.

Die Bedeutung dieser weiblichen Aerzte spiegelte sich in ihrer öffentlichen Stellung wieder. Sie bildeten eine Zunft, der später das Prädikat der Nobilitas beigelegt wurde (Plinius), und erschienen in der römischen Gesetzgebung der Kaiserzeit als ihren männlichen Kollegen durchaus ebenbürtige Vertreterinnen des ärztlichen Standes. Fünf Frauen — und zwar medicae — waren erforderlich, um Fälle zweifelhafter Gravidität zu untersuchen; die Majorität gab den Ausschlag. Ulpian führt die medicae unter den Lehrern der freien Künste auf, denen die Honorarklage zusteht, und Justinian spricht von den medici utriusque sexus, die in Erbschaftsachen einander gleich gestellt sind.

Bis zu den sozialen Problemen der modernen Frauenfrage ist allerdings der antike Gedanke trotz seinem sonstigen, fast unendlichen Reichthum in allen Phasen des kulturellen Lebens nicht vorgedrungen. Selbst in den größten weiblichen Gestalten sahen Philosophie und Geschichte nur hervorragende Individuen, nicht die Exponenten allgemeiner weiblicher Eigenschaften. So lebten die Frauen, denen der fruchtbare Zusammenhang mit den großen sozialen Aufgaben fehlte, im Hause als stillschweigende und gehorsame Erfüllung des Lebens der Männer. Dürftig sind daher auch die Quellen, die uns den sozialen Werth weiblicher Mitarbeit auf geistigem Gebiete für das Alterthum weisen, und gering ist die Ausbeute, die sie uns über die näheren persönlichen Schicksale jener Frauen bieten, die im Gefühl ihrer Selbständigkeit, im Bedürfniß, nicht blos Blüthe und Kranz, sondern mitwirkende Kraft in der Arbeit der Zeit zu sein, sich muthig von Herr und Haus löšten und in die Reihe der Männer eintraten. Aber so schwach die Spuren auch sind, die die Geschichte uns bietet: daß heilkundige Frauen in allen Perioden des klassischen Alterthums Forschung und Studium mit praktischer Berufsthätigkeit erfolgreich verknüpft haben, ist erwiesen und damit eine Frage von hohem kulturgeschichtlichen Interesse auch für unsere Zeit der Beantwortung näher geführt. Nicht nur der bloße Reiz des Wissens und individuelles weibliches Bildungstreben, sondern gesellschaftliche Funktionen und Bedürfnisse haben die Grundlage geschaffen, auf der bei allen Völkern des Alterthumes die weibliche Geburthilfe und daneben die höchsten wissenschaftlichen Bethätigungen der Frauen möglich wurden.

Mannheim. Dr. Julian Marcuse.

Selbstanzeigen.

Das Ende des Marxismus. Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1899. Preis 1,50 M.

Die kleine Schrift, die ich hier anzeige, ist keine Apologie des Kapitalismus, eben so wenig aber irgend eines genossenschaftlich-sozialistischen Rezeptes, das dem Marxismus den Garaus machen sollte. Mein Zweck war vielmehr, nachzuweisen, daß die wirthschaftlichen Entwickelungsgesetze, die Karl Marx aufgestellt hat, die richtige und zweckmäßige Grundlage einer weitausschauenden und die ganze Welt umspannenden Politik des Proletariates nicht mehr abgeben können. Nur um die „immanenten Gesetze der kapitalistischen Gesellschaftordnung" handelt es sich hier. Meine Brochure unterläßt mit Bedacht, die materialistische Geschichtauffassung und die eng damit verbundene Theorie vom Klassenkampf, die Werthlehre und ihren theoretischen Ableger, die Mehrwerththeorie, zu erörtern. Diese Anschauungen dienen nach meiner Auffassung der sozialen Praxis höchstens als theoretische Einleitung und kommen für die Entscheidung der Frage, wohin wir uns entwickeln, nur nebensächlich in Betracht. Der praktische Marxismus steht und fällt mit den „immanenten Entwickelungsgesetzen". Weil sie falsch und einseitig sind, ist bisher die Arbeiterpolitik des Proletariates in Fragen von allgemeiner Tragweite schwankend gewesen. Eine Partei, wie die Sozialdemokratie eine ist, kommt mit bloßer Tagespolitik nicht aus; und nach meiner Auffassung kann es nicht mehr lange dauern, bis in den Massen das Bewußtsein aufdämmern wird, wie sehr die sogenannten taktischen Kontroversen verhüllte Prinzipienunterschiede bedeuten. In diesem Sinne durfte ich vom Ende des Marxismus sprechen. Die Kluft, die zwischen der sozialen Wirklichkeit und der marxistischen Doktrin gähnt, ist nicht zu überbrücken. Der theoretische Marxismus muß zusammenbrechen und sein Zusammenbruch muß von entscheidendem Einfluß auf die Praxis der Arbeiterbewegung werden. Daß sich die Sozialdemokratie damit aber in eine Bourgeois-Partei umwandeln oder gar plötzlich vom Erdboden verschwinden werde, glaube ich durchaus nicht. Die Streitschrift Bernsteins hat mit Recht ein gewisses Aufsehen erregt und wird deshalb auch von mir besprochen. Bernstein scheint mir vor Allem einen großen Fehler begangen zu haben: er hat in seiner Kritik des Marxismus verkannt, daß die Tendenz zum Großbetrieb nur eine Tempofrage ist und daß hier wirklich eine wahrscheinliche Entwickelung zum Sozialismus vorliegt. In einem Punkte deckt sich meine Ansicht über Bernstein mit der herben und nicht überall gerechten Kritik Kautskys, nämlich darin, daß Bernstein kein Marxist mehr sei. Auch ich halte ihn für den Vertreter einer neuen Richtung, die sich bemüht, sowohl nach der erkenntnißtheoretischen als auch nach der wirthschaftpolitischen Seite hin den Marxismus umzuformen. Er ist der erste Neomarxist. Wird ihm die Revision des Marxismus gelingen? Hat diese „Modernisirung" der herrschende Lehre Aussicht auf Erfolg? Das sind schwerwiegende Fragen, denen ich die Antwort in kürzester Form zu finden versucht habe. Am Schluß gebe ich dem Leser eine gedrängte Skizze meines eigenen positiven Standpunktes.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.

Zwecklose Schönheit und andere Geschichten. Von Guy de Maupassant. Einleitung von Maximilian Harden. Berlin, Verlag von Max Simson. Preis 1 Mark.

Ich biete dem Leser drei längere Skizzen des großen Meisters; eine davon, „Wer weiß?“, hat er bereits in der „Zukunft“ gefunden, „Zwecklose Schönheit“ heißt die andere und „Der Fall Chassel“ die dritte. Sie scheinen mir typisch zu sein für die sozial-ethische, die halluzinatorische und die perverse Seite in Maupassant. M. Harden hat die Güte gehabt, dem Büchlein einen Essay beizusteuern, in dem man die Formeln für die Eigenart des gallischen Erzählers findet. Den abwehrenden Ruf: „Maupassant und kein Ende!“ beantworte ich mit Hardens Satz: „Man darf die Behauptung wagen: ein zukünftiger Geschichtschreiber wird sich beim frivolen Maupassant bessere Kenntniß vom modernen Frankreich schöpfen können als beim ‚streng wissenschaftlich‘ operirenden Zola, der auf Claude Bernards bestrittene Theorien eine brüchige Soziologie erbauen will.“

Paul Linsemann.

August Strindberg: Legenden. Einzig autorisirte Uebersetzung von Elsbeth und Emil Schering nach der schwedischen Originalausgabe von 1898. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1899.

August Strindberg war dreißig Jahre alt, als er 1879 in seiner schwedischen Heimath durch den Roman „Das rothe Zimmer“ berühmt wurde. Was er bis dahin geschrieben hatte, hat er unter dem Titel „In der Frühlingskrise“ als „Jugendarbeiten“ gesammelt. Das bedeutet: bis 1879 die Zeit der Jugend, von 1879 an die Zeit der Erfolge. 1886 und 87 erschienen die autobiographischen Schriften: „Der Sohn der Dienstmagd“ („Die Vergangenheit eines Thoren“) und „Die Beichte eines Thoren“; 1897 und 98 die beiden weiteren autobiographischen Schriften: „Inferno“ und „Legenden“. Zwei große Krisen!

Eine künftige Strindbergbiographie wird in vier Abtheilungen zerfallen: Die Jugend. Der Erfolg. Nach der ersten Krisis. Nach der zweiten Krisis.

Das bedeutendste Werk der ersten Periode war „Meister Olaf“, das Drama des ringenden, reifenden Selbst. Es ist für Strindberg, was die „Räuber“ für Schiller waren. Die zweite Periode wird durch den Roman „Das rothe Zimmer“, der die alte Gesellschaft niederreißt, und die Novellen „Utopien in der Wirklichkeit“, die die neue Gesellschaft aufbauen, charakterisirt. Die erste Krisis trat gegen Ende der achtziger Jahre ein: Scheidung von seiner Frau. Strindberg rettet sich vor dem Selbstmord nur dadurch, daß er sich selbst in den ersten beiden autobiographischen Schriften als Objekt betrachtet und darstellt. Er überwindet die Krisis; und dieser entspringt ein Quell strömender Produktion: der Mann dem Weibe gegenüber in den Dramen: „Der Vater“, „Die Kameraden“, „Fräulein Julie“, „Gläubiger“, „Samum“, „Vor dem Tode“ u. s. w., — der Mann isolirt in dem Roman „An offener See“. Als diese Quelle versiegte, fing Strindberg gleichsam von Neuem an: er versenkte sich in wissenschaftliche, besonders in chemische Studien und heirathete zum zweiten Male. Dann trennte er sich auch von seiner zweiten Frau. Er konnte nicht von Neuem anfangen und erlitt einen

vollständigen Lebensbankerott. Aus dieser Krisis gab es nur eine Rettung: Gott! Die Schilderung dieser Krisis und des zu Gott führenden Weges enthalten „Inferno“ und „Legenden“. Der erste Theil der „Legenden“ schließt mit den Worten der Schrift: „Ich hebe meine Hände auf zu Gottes Berg und Haus“. Und der zweite Theil heißt „Jakob ringt“.

Und wieder entspringt der Krisis ein Quell strömender Produktion: der Mensch im Verhältniß zu Gott in der Dramenreihe, die mit „Nach Damaskus“ (erscheint nächstens ebenfalls bei E. Pierson in Dresden) eben begonnen hat.

Emil Schering.

Th. M. Dostojewskij, eine biographische Studie. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Als ein Dilettantenbuch will diese Arbeit angesehen werden, als eine Herzenssache, ja, vielleicht als eine Herzensthat. Nicht etwa, um die strenge Kritik von den vielen literarischen Fehlern des Buches abzulenken, sondern, um sie dem Zweck meiner Arbeit näher zu bringen, der eigentlich außerhalb der Literatur liegt. Des Jahrhunderts Neige zeigt eine eigenthümliche Doppelerscheinung: das Streben nach Einheit in den Völkern, den Rassenkampf in den Nationen; dort Kollektivismus, hier Individualismus. Das Geschäft der Staatenbildung geht allmählich von den Machthabern auf die Völker über, die, ihrer Kräfte endlich bewußt, in der Wahl ihrer Mittel schwankend und zerrissen sind. Dazwischen überall das tiefe Sehnen nach Einigung und Frieden. Wenn diese Einigung und dieser Friede dadurch erreicht würden, daß man versuchte, einander nicht mit dem Auge des Fremdlings, des „Barbaren“, anzusehen, wenn jener stille Seelenwinkel, wo bei den Nationen so gut wie bei den Individuen die Entwickelungen unbelauscht vor sich gehen, respektirt würde, wenn man einander liebte, statt sich zu nivelliren oder zu zerfleischen? . . . Mein Buch entsprang dem Wunsch, das fremde, uns schwer zugängliche Volk der Russen mit dem Blick anzusehen, „der uns wohlthut“, dem Wunsch, zwei Volksindividualitäten einander näher zu bringen, die im aufrichtigen Suchen nach Wahrheit einander begegnen. Dem Volke der Denker wollte ich das Volk der praktischen Ethiker zuführen und ich wählte zum Vermittler den ausgeprägtesten, russischesten Dichter Rußlands, der mit allen seinen Vorzügen und Mängeln im Heimathboden wurzelt und den man bei uns allzu sehr als Einzelerscheinung betrachtet. Darum auch zog ich es vor, nicht als objektiver Forscher „über meinem Gegenstande“ zu stehen, sondern so recht mitten darin. Wenn es mir gelänge, auch nur ein Sandkorn zum Aufbau des ersehnten Völkerfriedens herbeizutragen, so würde ich, selbstgefällig wie der selbstgefälligste Dichter, ausrufen: Exegi monumentum aere perennius.

Wien. N. Hoffmann.

Dichtende Mütter.

„Nur das Weib, das den natürlichen Kreislauf des weiblichen Lebens durchmessen, nämlich Kinder geboren und gesäugt hat, repräsentirt erschöpfend sein Geschlecht." So ungefähr schließt Frau Adele Gerhard ihre Betrachtungen über „Weibliche Dichtung" in Nr. 28 der „Zukunft" vom achten April 1899. Man kann diesen Satz als richtig zugeben und doch anderer Meinung über die künstlerische Leistungfähigkeit der Frauen sein, die danach allein als volle Vertreterinnen ihres Geschlechts zu gelten hätten.

Daß die Frau für alle die Mutterschaft begleitenden Seelenzustände bisher fast gar keinen Ausdruck gefunden hat, erklärt Frau Gerhard aus der Abhängigkeit des Weibes von der männlichen Produktion und aus dem Umstande, daß die meisten literarisch bedeutenden Frauen nicht die volle Wirkung der Mutterschaft an sich erfahren haben, und sie erhofft von der Aufhellung dieses geheimnißvollen Gebietes durch die weibliche Dichtung eine eigenartige Erweiterung der Kunst. Nun ist es immer mißlich, solchen Fragen auf dem Wege deduktiver Spekulation beikommen zu wollen. Das Gewesene allein liefert uns hier, wie überall, ein — wenn auch trübes — Spiegelbild des Künftigen. Und da wird es eben doch als nichts Zufälliges angesehen werden dürfen, daß so viele Wandlungen der Frauenseele von der rührendsten Passivität (Sakuntala) bis zur herzergreifenden Tragik (Gretchen) ihren höchsten künstlerischen Ausdruck gerade durch die Gestaltungskraft des Mannes gefunden haben. Gewiß steht die individuelle Ausbildung weiblicher Fähigkeiten auf dem Gebiete der Kunst noch in ihren Anfängen, aber auch eine allen Anforderungen der Zeit genügende Erziehung und soziale Befreiung dürfte an der künstlerischen Sterilität der Frau gegenüber den Problemen der Mutterschaft wenig ändern. Und zwar deshalb, weil das verborgene Weben der Mutterschaft dem Weibe selbst ein nicht weniger räthselhaftes Geheimniß bleibt als der übrigen Menschheit, und ferner, weil die mit ihm zusammenhängende Mission, die liebevolle Hingabe an ein Wesen, das noch nicht einmal zu existiren scheint, sich mit einer fast vegetativen Unbewußtheit vollzieht. Wie vermöchte sie die komplizirten seelischen Vorgänge darzustellen, deren Ursachen ihr genau so unerklärlich und fremd sind, als ob sie sich nicht in ihr, sondern in einem anderen Wesen vollzögen? Gesetzt auch, sie könnte die psychophysiologischen Zusammenhänge ihres Wesens mit dem keimenden Leben aufdecken, ja, auch nur einen Zipfel des Schleiers lüften, den die Natur über alles Werden und Vergehen gebreitet hat, so wäre sie thatsächlich zu nichts Geringerem berufen als dazu, das große Mysterium des Alls zu enthüllen. Und Das erwarten wohl auch die Damen nicht, die die absolut gleiche intellektuelle Befähigung der Geschlechter verkünden. So weit hier eigenartige Beziehungen aufzudecken sind, ist es bereits durch die feinsinnigen Untersuchungen Michelets geschehen, gegen die der zuweilen erhobene Vorwurf dichterisch-liebevoller Phantasterei wenigstens da nicht zu wiederholen wäre, wo es sich um dichterisches, nicht um wissenschaftliches Erfassen der Probleme handelt. Tausende von Frauen haben in seinen Schriften Aufklärung für Vorgänge gesucht, deren unbewußtes, willenloses Gefäß sie selbst sind: ist da von ihrer Hand Gründlicheres, Besseres zu erwarten? Im Gegentheil: je

näher ein Wesen der Natur steht, je inniger es mit ihr verknüpft ist, desto weniger wird es im Stande sein, diese Zusammenhänge zu objektiviren.

Das einzige Gefühl, von dem die Frau, die Mutter geworden ist, Rechenschaft ablegen könnte, ist die neue Form, die das Bedürfniß, zu lieben, in ihr annimmt. Darum ist es auch kein Zufall, daß von allen spezifisch-weiblichen Empfindungen gerade die Mutterliebe ihren vollendetsten — aber schwerlich je von Frauenhand zu überbietenden — Ausdruck gefunden hat; sei es als fast überirdische Wonne in den Madonnenbildern oder als von Schmerz zermalmtes Mutterglück in den Darstellungen der Pietà oder in der antiken Niobidengruppe. Ueber Mutterglück und Mutterschmerz, die entgegengesetzten Ausmündungen des selben Gefühles, kommt auch die Frau in ihrem bewußten Seelenleben nicht hinaus; und dieses Gefühl ist in so hohem Grade natürlich und wird so wenig von ihrem Wirkungskreise oder ihrer Lebenslage beeinflußt, daß sie dem aus einer — auf legalem oder illegalem Wege — erzwungenen Verbindung entstammenden Kinde die selbe Aufopferung entgegenbringt wie der Frucht einer Mutterschaft, die für sie die höchste Vollendung menschlichen Glückes bedeutete. Alle Abweichungen hiervon gehören in das Gebiet individueller oder sozialer Pathologie; und den Frauen, die sich solchen Abweichungen gegenüber künstlerisch passiv verhalten haben, rathen zu wollen, hier mit ihrer Thätigkeit einzusetzen, ist gerade so sinnreich, als wollte man die Malerei von der Karikatur aus erobern. Die normale Mutterliebe ist ein ihrem Wesen nach so wenig komplizirtes Gefühl, daß die dem geistreichsten Manne ebenbürtige Gefährtin darüber kaum mehr auszusagen vermöchte als die unwissendste Kreatur.

Nun ist es freilich richtig, daß dieses so primitive Gefühl in unserer Zeit durch das Heraustreten des Weibes aus dem häuslichen Kreise berührt und gekreuzt wird, — und hier sieht denn Frau Gerhard wohl auch ein noch nicht angebautes Feld künstlerischer Leistung. Vergessen wir aber nicht, daß der Schritt aus der Häuslichkeit der Frau durch eine sich stetig zu ihren Ungunsten verändernde Wirthschaftordnung abgezwungen worden ist. Was auch die „Mutter der Kinder“ in dem mühevollen Kampfe um Bethätigung ihrer Kräfte erreichen mag, einen wie begründeten Anspruch auf Achtung und Förderung durch ihre männlichen Mitstreiter und durch die glücklicheren Schwestern, die sich dem Berufe der liebenden Freundin des Mannes und der unermüdlichen Erzieherin des Kindes vollständig widmen können, sie auch besitzen mag: der Prägung neuer Kunstwerthe ist ihre Lage wenig günstig. Richtig verstanden, ist der mütterliche Beruf an sich schon ein so unendlich schwieriger und erfordert so viel Fähigkeit, Opferwilligkeit und ungetheilte Hingabe, daß man ohne Uebertreibung sagen darf: es giebt nicht mehr vorzügliche Mütter als vorzügliche Schriftsteller. Dabei sehe ich ganz von jener Epoche des Frauenlebens ab, von der es in „Hermann und Dorothea“ heißt: „Zehen Männer vereint ertrügen nicht solche Beschwerde.“ Woher soll da die auf absehbare Zeit in den Kampf gestellte Frau die beschauliche Versenkung nehmen, um, ohne ihren heiligsten Lebensaufgaben untreu zu sein, eine Bahnbrecherin in Dingen der Kunst zu werden?

Nur allzu begreiflich ist es, daß bisher gerade solche Frauen, die nicht alle Phasen weiblichen Daseins durchmessen hatten, sich literarischen Ruhm erworben haben; sie empfanden den Drang nach Bethätigung von Kräften, deren

anderweitige Verwerthung ihnen die Natur oder die Verhältnisse versagten. Findet man einen von materiellen Interessen unabhängigen künstlerischen Trieb bei Frauen, die Kinder haben, so gehören solche Frauen entweder zu jenen seltenen Inspirirten, deren es bekanntlich vereinzelte immer gegeben hat und die in der neu anbrechenden Aera auch nicht häufiger sein werden als in den vergangenen Jahrtausenden, oder es sind jene Bemitleidenswerthen, die ihr natürlicher Beruf zu gering dünkt und die man an Goethes Urtheil erinnern sollte, daß sie ihrer Kinder nicht werth sind. Von der dilettantenhaften Mittelmäßigkeit, der sie unausbleiblich verfallen, haben wir nichts zu erwarten.

Von welcher Seite aus man die Möglichkeit einer neuen weiblichen Kunst auch in Erwägung ziehe: immer wieder stößt man auf die Frauen, die durch den sozialen Druck auf den Kampfplatz mit dem Manne gedrängt werden; denn von einem friedlichen Zusammenwirken ist bis jetzt, außer in der Arbeiterbewegung, wo die bittere Noth die Solidarität der Interessen lehrt, nichts zu verspüren. Alle diese Frauen aber werden bestätigen, daß es unmöglich ist, den künstlerischen mit dem mütterlichen Berufe ohne Zwang zu vereinigen, und daß sie, um überhaupt Etwas leisten zu können, sich vorübergehend oder dauernd zum Verzicht auf das Eine oder das Andere entschließen müssen.

Kunst kommt doch von Können her; und da gerade die tüchtigste Frau ihr bestes Können an die Erziehung der Kinder setzen wird, fehlt ihr zum Schaffen neuer geistiger Werthe die ausschließliche Konzentration, ohne die nichts Neues und Werthvolles entsteht. Das mag für die Einzelnen betrüblich scheinen; für die Entwickelung der Menschheit ist es ein Glück, da ihr so die schönsten Fähigkeiten der Frau, auch ohne Anerkennung in „Stein und Erz", in der unablässigen Arbeit an der Tüchtigkeit und dem Glück jeder folgenden Generation dienen.

Bei Alledem bleibt das Arbeitfeld der Frau noch hinlänglich groß; und auch die spezifisch weibliche literarische Thätigkeit wird dadurch noch keineswegs zur leeren Phrase. Aber das „Frauenhafte", das die Freiin Frieda von Bülow — und früher schon Laura Marholm — mit Recht als das Kriterium weiblicher Kunstleistungen hingestellt hat, ist vollkommen unabhängig von neu zu entdeckenden „weiten Provinzen der Dichtung" und vom Gegenstande überhaupt. In der Dichtung ist die Bedeutung des „Was" unendlich gering im Vergleich zu der des „Wie"; und nur dieses „Wie" könnte der Ausgangspunkt zu einer Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Kunst werden.

Paris. Ella Orienter.

Unser Holzhandel.

Die Betrachtung des industriellen Aufschwunges lenkt den Blick auch auf eins der unentbehrlichsten Materialien: das Holz. Wenn man jetzt von einer noch nie dagewesenen Bauthätigkeit spricht, bei der ja Holz eine große Rolle zu spielen hat, so ist zu bedenken, daß in einzelnen Theilen Deutschlands vor drei oder vier Jahren ungleich mehr als heute gebaut wurde. Die gesteigerten

Holzansprüche werden also wohl hauptsächlich von der Industrie gestellt. Ich erinnere an Maschinentheile, an Kisten und andere Verpackungarten, die für die überaus zahlreichen Lieferungen nach dem Aus- oder Inlande erforderlich werden. Die Glasindustrie an der Saar, in Westfalen und Lothringen braucht z. B. für ihr Spiegelglas Kistenholz in gewaltigen Mengen. Auch die großen Werkstätten mit Bahn- oder Wasseranschluß treten jetzt mit einer ganz anderen Nachfrage als früher hervor; und der ununterbrochene Zug in die großen Städte läßt die Verpackungen zu riesenhaften Dimensionen anwachsen. Der Konsum hat so zugenommen, daß die erfahrenen Geschäftsleute dieses Faches behaupten, die Nachfrage könne heute nicht mehr wachsen, selbst wenn — was ja ganz unwahrscheinlich ist — der Zoll auf ausländische Hölzer mit etwa acht Prozent vom Werth wegfallen würde. Dieser Zoll, der anfangs dem einheimischen Produkt einen Schutz gewährte, ist jetzt längst zum Profitzoll geworden; und ob der Käufer oder der Verkäufer ihn zu bezahlen hat, wagen die gewiegtesten Kaufleute nicht zu entscheiden.

Das Holz, das wir brauchen, erhalten wir aus Bayern, Preußen, Württemberg, Baden, Oesterreich-Ungarn (besonders aus der Bukowina), Rußland und Amerika. Würde heute noch so viel Holz beim Bau verwandt wie vor fünfzehn Jahren, dann müßte der Preis um mindestens den vierten Theil höher sein. Den Hauptersatz für Holz bietet bekanntlich Eisen, das aber auf einem Gebiete auch wieder durch Holz ersetzt wird: bei den Eisenbahnschwellen. Das konstatiren besonders die rheinischen Direktionen, die meinen, die Qualität des Fahrparkes leide unter dem Eisen, und wieder auf Holz zurückgreifen möchten. Amerikanische Eichen werden hierzu häufig verwandt; ferner bekommen wir von Rußland Eichenschwellen, für die es dort besondere Geschäfte giebt. Sie verhandeln mit unseren Verwaltungen, denn direkt schließen die russischen Produzenten nicht mit fremden Staaten ab.

Der Holzhandel blüht und hat bei Vollendung des Main-Donau-Kanalsystemes neue große Chancen zu erwarten. Von ausländischem Holz seien hier vor Allem drei amerikanische Sorten hervorgehoben: das Pitchpine, ein fettes, unserer Kiefer ähnliches Holz, das als sehr fest und für Maschinentheile, Thüren, Fenster und Treppen brauchbar gilt; das Karolinapine, ein mageres Kiefernholz, das gern für Fußböden verwandt wird; und Cottenwood, das man für Möbel, Bettstellen und Komoden bevorzugt. Die Möbel werden damit als Blindholz gleichsam gefüttert und dann mit allen möglichen Hölzern, z. B. mit Nußbaum, fournirt. Früher erhielten wir davon aus der Union nur kleine Quantitäten; seit ein paar Jahren hat sich aber der Absatz bei uns verdreißigfacht. Das bewirkten geschickte und zugleich kapitalkräftige deutsche Unternehmer, die zahlreichen Konsumenten zunächst etwa einen Kubikmeter dieser Hölzer zur Probe gratis überließen und nach dem glänzenden Erfolge dann die angenehmsten Bedingungen stellten und für Verzollung, Lagerung u. s. w. sorgten.

So haben heute die verschiedensten Abnehmer große Jahresverträge mit unseren Holzhändlern, denen es gleichgiltig ist, ob sie viel oder wenig zu verzollen haben und ob in ihren Speichern auch noch die Vorräthe ihrer Kunden lagern. Freilich hatten die deutschen Händler drüben erst einige Hindernisse zu überwinden und vor Allem durchzusetzen, daß die Amerikaner schlechte Theile, die Zoll- und Transportkosten nicht tragen können, ausschieden. Solche ausgesuchte Waare ist in New-York kaum zu haben, wird vielmehr direkt von allen möglichen Plätzen der Union bezogen und manche Firmen

erkennen keinen Stamm an, den nicht ihr überseeischer Vertreter mit seinem Stempel versehen hat. Der inländische Holzhandel kennt keine solche Kontrole; da verläßt man sich einfach auf den geschäftlichen Ruf des Verkäufers. Auch in Rotterdam wird das amerikanische Holz vom deutschen Empfänger noch einmal kontrolirt; übrigens wird es baar bezahlt. Im Ganzen dürfte der Preis des amerikanischen Holzes durch Transport, Zoll und Lagerung ungefähr verdoppelt werden. Das hat aber, wie die Thatsachen lehren, der Nachfrage nicht geschadet. Abgesehen von den Vorzügen des amerikanischen Holzes spielen dabei manchmal auch Zufälle eine Rolle, die unsere eigene Produktion treffen. So haben wir in wichtigen deutschen Walddistrikten Jahre erlebt, in denen nicht halb so viel Holz gefällt wurde wie sonst. Die Ursachen waren: Schnee- und Winddruck, starkes Auftreten des Borkenkäfers und der Spinne. Damals stieg der Preis für Rundholz mehrfach um zwanzig Prozent über die Waldtaxe.

Zweierlei ist in dieser Branche zu unterscheiden: der Handel in Rundholz und der Handel in Brettern. Der Handel in Rundholz betrifft die Stämme im Urzustand; Bayern, Baden, Württemberg versenden diese Hölzer auf Flößen. Die Bretter, gleichsam das veredelte Rundholz, werden fast nur auf der Eisenbahn befördert, in besonders großen Quantitäten über Mannheim zu Schiff nach Holland. Dort verlangt die sumpfige Beschaffenheit des Bodens sehr oft, daß auf Pfählen gebaut wird, und dazu wurden früher besonders russische Hölzer verwandt, die über Deutschland bezogen wurden. Sie sind aber nicht länger als sechs bis acht Meter und häufig werden vierzehn Meter gebraucht: dann hat die deutsche Waare den Vorrang; natürlich ist sie aber auch theurer. Uebrigens versucht man in neuester Zeit von Rußland aus, über See auf Schleppdampfern und Flößen direkt nach Rotterdam zu liefern und die deutschen Kunden von dort aus auf dem Rheinwege zu versorgen. Diese Verfrachtungen russischen Holzes nach Deutschland via Rotterdam sind an und für sich schon seit Jahren üblich; nur, daß man Flöße dazu benutzt, ist neu und nicht ohne Gefahr. Wenigstens mußten die Amerikaner, die früher Aehnliches versucht hatten, wegen der damit verbundenen Gefahren für die Schiffahrt davon wieder Abstand nehmen.

Noch ist es nicht lange her, daß der Holzhandel bei uns im Großen betrieben wird: erst seit zwei Jahrzehnten kennen wir ihn. Früher gab es viele kleine Händler und die Flußschiffahrt wurde stärker ausgenutzt. Man pflegte zweimal im Jahre mindestens die Lagerbestände zu erneuern. Heute spielt der Eisenbahnverkehr eine große Rolle und man begnügt sich mit geringen Vorräthen, weil bei den heutigen Verkehrsmitteln jedes beliebige Lager binnen acht Tagen aufgefüllt werden kann. Unsere wichtigsten Plätze sind neben Hamburg und Bremen: Danzig, das eine ansehnliche Holzbörse hat und für den Schiffsbau wichtig ist; ferner Königsberg, Berlin, wo ein Holzhandelshaus mit nicht zu großem Aktienkapital gute Geschäfte machen könnte, und Frankfurt am Main für geflößtes Holz. Denn der Weg führt aus Bayern und Oesterreich über Frankfurt und von da den Rhein hinunter nach Holland. Die wichtigsten Mainstationen sind Staffelbach bei Bamberg, Kitzingen, Würzburg, Ochsenfurth. Aus den Wäldern führt die Eisenbahn das Holz bis an diese Stationen; die Gleise gehen meistens direkt bis ans Wasser. Die Flöße erreichen eine Ladungfähigkeit von zweihundert bis tausend Kubikmetern und darüber. In Kastel werden sie zu größeren, sogenannten Holländerflößen umgespannt

und diese erreichen tausend bis fünftausend Kubikmeter. Die Fahrt bis Frankfurt dauert drei bis fünf Tage, die Fahrt von Kastel nach Holland, je nach dem Wasserstande, acht bis vierzehn Tage. Auf dem Rhein darf ohne Lootsen nicht gefahren werden. Die Leitung der Flöße ist ein selbständiges Geschäft, bei dem gut verdient werden muß, da sich schon der Floßknecht nach meinen Informationen auf vier bis sechs Mark täglich steht. Die Fahrten sind unter den günstigsten Verhältnissen neun Monate im Jahr möglich; so lange währt also auch der Verdienst. Eine besondere Art von Flößerei, die vielleicht weniger Geschicklichkeit erfordert, aber doch sehr anstrengend ist, ist die Flößerei nach Berchtesgaden, nach Passau und in gewissen Theilen des Schwarzwaldes. Da wird das gefällte Holz bis zur Regenzeit aufgespeichert, zusammengebunden und in die Bäche hinabgelassen, die es stundenweit tragen. Auf dem schwimmenden Floß ist keine Seele; es wird während der Fahrt vom Ufer aus mit langen Stangen gesteuert.

Die große Spekulation scheint sich für den Holzhandel einstweilen noch wenig zu interessiren und einige stürmische Unternehmungen bedeutender Firmen haben bisher stets mit Aufsehen erregenden Zusammenbrüchen geendet. Auffällig ist die schnelle Eroberung der Branche durch jüdische Elemente. Sie fehlten bis vor vierzig Jahren beinahe ganz, weil damals den Israeliten das Reisen von Stadt zu Stadt noch erschwert war. Was sie vordringen ließ, war, außer ihrer Geschicklichkeit in Kapitals-Assoziirungen, der struggle for life, der energisch aufstrebende Gruppen gewöhnlich zu Siegern über schlaff und träg gewordene macht. Die Spielwaaren-Industrie in Nürnberg, die Spiegel-Fabrikation in Fürth u. s w. zeigen die selbe Erscheinung, von der die landläufige Weisheit antisemitischer Phrasenhelden sich freilich nichts träumen läßt.

Ueber die Leistungfähigkeit des deutschen Waldes fielen die Gutachten der Forstverwaltungen vor einigen Jahren recht verschieden aus. Veranlaßt wurde die Umfrage dadurch, daß die Holzstoff-Fabriken sich gezwungen erklärten, für ihren Bedarf Walderwerb im Auslande suchen zu müssen. Pluto.

Guthmann-Graphologen.

Der jüngst zu Ende geführte Mordprozeß gegen den Schneidergesellen Hugo Guthmann hat wieder einmal die Thätigkeit der sogenannten Schreibsachverständigen und ihre „Methoden" grell beleuchtet, nicht minder aber die Rathlosigkeit, die bei den Behörden herrscht, wenn es sich darum handelt, zuverlässige Personen für die Ausübung der Schriftvergleichung zu gewinnen.

Bekanntlich mußte einem am Thatort vorgefundenen Zettel mit der Aufschrift: „Das Schwein von Hure hat meinen Mann verführt" die größte Bedeutung beigelegt werden, da die eigentliche Beweisaufnahme — die auf Aussagen mehr oder minder zweifelhafter Personen aus dem dunkelsten Berlin beruhte — Beweiskräftiges nicht ergeben hatte. Die Anklagebehörde erblickte ferner in einem achtundzwanzig Seiten (Notizblätter) langen anonymen Brief an die Polizei ein eben so wichtiges Ueberführungstück, weil es dem Inhalt nach nur vom Angeklagten herrühren könne. Die Schrift auf dem erwähnten Zettel verrieth eine

ziemlich große Schreibgewandheit; es war eine flüssige, keineswegs ungebildete Hand. Irgendwelche Formen, die als Produkte einer gewollten Verstellung angesehen werden konnten und mußten, enthielt die Schrift nicht. Die Handschrift des anonymen Briefes dagegen war offenbar absichtlich verstellt und gekünstelt; in keiner Weise erinnerte sie auf den ersten Blick an die des Angeklagten, obgleich die genauere Untersuchung einige Uebereinstimmungen ergab. Die zugezogenen Sachverständigen, Landgerichtssekretär Altrichter, Frau Professor Dilloo, ferner ein pensionirter Schulrath Dr. Grabow und ich, widersprachen in ihren Gutachten einander in Bezug auf die Zettelschrift, — jedoch durchaus nicht in so erheblichem Maße, wie die Zeitungberichte über die Plaidoyers vermuthen ließen. Während der erste Experte erklärte, er vermöge nicht mit Bestimmtheit zu begutachten, daß der inkriminirte Zettel von Guthmann geschrieben sei, er Das aber wohl von der Schrift des anonymen Briefes annehmen müsse, behauptete Frau Dilloo, die beiden Schriften könnten nur vom Angeklagten herrühren. Das Selbe begutachtete Dr. Grabow. Dagegen sagte ich, es spräche zwar sehr viel dafür, daß der Zettel von Guthmann geschrieben sei, doch könne ich die volle Ueberzeugung von der Thäterschaft des Angeklagten nicht gewinnen; bei dem Briefe aber bestehe nur eine geringe Wahrscheinlichkeit. Eine erhebliche Divergenz in Bezug auf den Zettel bestand also zwischen den Experten nicht. Diese hat erst der Staatsanwalt konstruirt, — vielleicht ohne jede Absicht und nur von dem Gedanken geleitet, er müsse die „Methode" „seines" Gutachters Grabow gegen meine Angriffe schützen. Ob Das von seinem Standpunkt aus geschickt war, möge dahingestellt bleiben.

Es ist nun weniger die Verschiedenheit der Gutachten, die den Fall Guthmann für die Schriftvergleichung interessant macht, als vielmehr der Umstand, daß man vor Gericht offenbar glaubte, in dem Schulrath Dr. Grabow eine Persönlichkeit gefunden zu haben, die berufen sei, die Schriftvergleichung auf einen wissenschaftlichen Boden zu stellen. Diese Annahme oder dieser Glaube zeigt so recht, wie wenig man an „maßgebender Stelle" über Das unterrichtet ist, was auf dem Gebiete der Schrift bisher gearbeitet wurde. Die sogenannte Winkelmessung wurde hier den staunenden Geschworenen als etwas ganz Neues und Besonderes umständlich vorführt. Und doch ist die Beobachtung der Schriftlage so alt wie die Schrift selbst. Die Bezeichnung „Schriftverstellung" ist ja direkt auf die Wahrnehmung zurückzuführen, daß anonyme Briefschreiber — um ihre Schrift unkenntlich zu machen — eine andere Schriftlage wählen. Thatsächlich ist die Schriftlage das Moment, das bei einer Handschrift am Meisten bemerkt wird. Dr. Schwiedland hat vor Jahren einen Meßaparat, den sogenannten Graphometer, erfunden, ein einfaches Geräth, das nur dazu dient, die Lage einer Handschrift zu messen. Mit dem Winkel, den die Lage der Schrift zur Schreiblinie bildet, operirte schon Adolf Henze, den Manche als den Altmeister der Schriftvergleichung bezeichnen. Ein amerikanischer Sachverständiger widmete der Winkelmessung als Hilfsmittel bei Identitätnachweisen ein besonderes Kapitel. Aber freilich: die Entdeckung, daß die meisten Menschen in einer Schriftlage von 58 Grad schreiben, hat Keiner vor Grabow gemacht, — nicht einmal Preyer, der doch zuerst eine Synthese und Analyse der Handschrift gegeben hat. Und doch spricht gerade Preyer viel von der Lage der Schrift. Es war ein feiner Schachzug der Vertheidigung, noch in letzter Stunde den Antrag zu stellen, es möchten einige Stellen aus Preyers Werk

„Zur Psychologie des Schreibens" verlesen werden. Obwohl der Antrag abgelehnt wurde, erfuhren die Geschworenen doch durch seine Fassung, was zu erfahren ihnen zugedacht war, daß nämlich Preyer der Entdeckung Grabows direkt widerspricht, da er sagt: „Am Häufigsten ist eine Schriftlage zwischen 50⁰ und 35⁰." Auch nach meinen eigenen Messungen ist Das zutreffend. Die ziemlich steile Lage von 58⁰ findet man bei verhältnißmäßig wenigen Menschen. Der Entdecker der 58⁰ weiß sich jedoch zu helfen. Da er wohl selbst die Feststellungen Preyers gefunden haben mag, so wird ohne jeden zwingenden Grund zur Rettung der Theorie allen Menschen eine primäre und eine sekundäre Schriftlage imputirt. Stimmt der Winkel von 58⁰ bei dem Einen oder Anderen einmal nicht, dann wird so lange an seiner Schrift herumgemessen, bis irgendwo — und sei es auch nur, wie bei Guthmann, in einer Notizenschrift — ein in 58⁰ geschriebenes f oder ſ triumphirend gefunden wird. Die Theorie ist dann glänzend gerettet, selbst wenn die gewöhnliche Schriftlage des betreffenden Individuums unter 35⁰ betragen sollte. Wie spricht doch Goethe von solcher Wissenschaftlichkeit? „Der Kerl, der spekulirt, ist wie ein Thier auf dürrer Haide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt…" Und Nietzsche? „Der Wille zum System ist schon eine Unehrlichkeit."

Wenn, wie Dr. Grabow behauptet, die meisten Menschen in einer Schriftlage von 58⁰ schreiben, so kann der Schriftwinkel von irgend welchem besonderen Vergleichswerth bei Identitätnachweisen nicht sein, weil diese Schriftlage ja den meisten Menschen eigenthümlich, nicht also individuell charakteristisch ist. De ganze Menschheit theilt sich nach Preyer in die Schriftlage von 50⁰ bis 35; wie kann man da im Ernst den Schriftwinkel als ein richtiges Charakteristikum erklären? Für die Schriftvergleichung hat also Grabows Methode keine Bedeutung.

Das hat auch Dr. Grabow vor den Geschworenen zugegeben. Welchen Werth — so frage ich — hat aber dann die große, Epoche machende Entdeckung überhaupt? Der Experte glaubte, aus den Schwankungen der Schriftlage — in Guthmanns Schrift sollen die f und ſ schräger, die h steiler stehen als die übrigen Buchstaben — ein untrügliches Beweismoment herleiten zu können. Er rechnet also gar nicht mit der längst bekannten Thatsache, daß es Bleibendes und Unveränderliches in der Schrift überhaupt nicht giebt. Die Handschrift ist vielfachen Veränderungen unterworfen, selbst vorübergehende Stimmungen beeinflussen die Lage der Schrift und ihre Formen, — von pathologischen Einflüssen ganz zu schweigen. Dr. Grabow betrachtet die Schriftvergleichung als eine mathematische Aufgabe, die nur mit Winkelmaß und Zirkel zu lösen sei. Diese schulmeisterliche Auffassung ist bei einem Lehrer begreiflich, zumal man in diesen Kreisen vielfach noch glaubt, man könne jedem Individuum eine bestimmte Handschrift anerziehen. Wenn man aber mit dem Anspruch auftritt, ein Heilmittel gegen die Kalamität der Schriftvergleichung gefunden zu haben, dann muß man wenigstens die darüber vorhandene Literatur beherrschen und man darf, ohne sich lächerlich zu machen, nicht mit Behauptungen kommen, die längst widerlegt sind. Das thut aber Dr. Grabow, wenn er die Lage der Schrift von der Formation der schreibenden Hand abhängig sein läßt. Für ihn sind also die fast durch ein Vierteljahrhundert zurückreichenden Beobachtungen, wonach man Mund- und Fußschriften von Handschriften nicht zu unterscheiden vermag, einfach nicht vorhanden. Er sagt uns auch nicht, wieso die Abhängigkeit der Schriftlage von der Hand-

oder Fingerform nachgewiesen werden kann. Nicht die Hand, sondern das Hirn schreibt. Zur Ausübung des Schreibens ist dem Gehirn jedes Werkzeug recht, das eine Schreibvorrichtung glatt und ohne Störung führen kann. (Die Frage, ob es ein besonderes Schreibcentrum giebt, soll hier übergangen werden.) Niemand war je im Stande, von den Schriftzügen auf die Gestalt der Hand, die sie hervorbrachte, sichere Schlüsse zu ziehen. Diese Entdeckung steht also wissenschaftlich auf der selben Höhe wie die des Winkels von 58°. Hervorragende Vertreter der Physiologie haben denn auch Grabows Untersuchungen als mehr oder weniger geistreiche Spielereien bezeichnen. Daß solche Uebungen der Phantasie im Gerichtssaal keine Existenzberechtigung haben, versteht sich von selbst.

Neben Herrn Dr. Grabow erregte Frau Professor Dilloo vielfach Staunen und Kopfschütteln, weil sie bei ihrem Gutachten von der Charakterbeurtheilung des Angeklagten ausging. Man hat aus den Tageszeitungen erfahren, wie sehr sie von dem medizinischen Sachverständigen ad absurdum geführt wurde. Dennoch wäre es gut, wenn die Herren Mediziner sich mehr als bisher um die Psychophysiologie der Schrift kümmern wollten. Die Handschrift kann unter Umständen ein vorzügliches Diagnostizirungmittel sein.

Keinem verständigen Experten ist es bisher je eingefallen, mit den wirklichen oder vermeintlichen Ergebnissen der graphologischen Forschung im Gerichtssaal paradiren zu wollen. Wer Das thut, bringt sich von vorn herein in eine schiefe Lage, denn er vergißt, daß in den Gerichtssaal nur die allerbanalsten Wahrheiten gehören, genau so wie in die Tagespresse. Die einfachste Klugheit sollte eigentlich also jedem Experten verbieten, vor Gericht von Handschriftendeutung zu sprechen. Reputirliche Leute thun es schon deshalb nicht, weil ja, besonders in den letzten fünf Jahren, alle möglichen unsauberen Elemente der Graphologie sich zugewandt haben. Es sind sogar Vereine und Gesellschaften gegründet und Dumme genug eingefangen worden, die gar nicht merkten, daß es nur auf Geschäfte und Reklamemacherei abgesehen war.

Frau Dilloo hat als überzeugte Graphologin die Konsequenzen aus dieser Lehre gezogen. Sie that es ohne Scharfsinn, ja, ohne genügende Ueberlegung. Denn wäre es selbst in allen Fällen möglich — was entschieden bestritten wird—, den Charakter eines Menschen aus seiner Schrift festzustellen, und zwar so, daß man sich bei dem Angeklagten der That wohl versehen könne, dann würde daraus noch lange nicht folgen, daß er eben diese That, der er beschuldigt ist, auch vollbracht haben müsse. Eine sichere Charakterbeurtheilung kann im besten Falle nur als Orientirungs-, nie als Beweismittel dienen. In den Gerichtssaal gehört die Handschriftendeutung so lange nicht, bis ihre Behauptungen wissenschaftlich sicher bewiesen sind, und dann darf sie auch nur zum Zweck der Orientirung über den Charakter des Angeklagten dienen, wenn nicht andere Mittel zu Gebote stehen. Diese einfache Wahrheit ist so selbstverständlich und einleuchtend, daß man den Lärm nicht versteht, der in der Tagespresse über den „Fall Dilloo“ gemacht worden ist. Als ob diese Dame als „Graphologin“ vereidigt worden wäre! Im Ernst von preußischen Gerichtsbehörden anzunehmen, sie hätten den Versuch machen wollen, die Graphologie in die Rechtspflege einzuführen, ist . . . lächerlich.

W. Langenbruch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Mai 1899.

Meine Trennung von den Nationalsozialen.

Meine Trennung von den Nationalsozialen ist nicht von einem Tage zum anderen erfolgt. Sie hat sich vielmehr in einer langen inneren Entwickelung sehr allmählich vollzogen. Ihre Anfänge liegen schon im Herbst 1897. Ihr erstes öffentliches Anzeichen war die Ablehnung einer nationalsozialen Reichstagskandidatur für die letzten Wahlen. Nach deren Beendigung habe ich mich dann überhaupt von aller Betheiligung an nationalsozialer Agitation zurückgehalten. Meine ganze nationalsoziale Bethätigung beschränkte sich seitdem auf eine sehr scharfe Debatte mit Herrn Geheimrath Sohm im vorigen Herbst, worauf ich noch zu sprechen kommen muß, und auf einige Artikel, die ich bis zu Ende vorigen Jahres für die „Hilfe" schrieb. In diesem Jahre habe ich dann auch diese beschränkte Mitarbeit eingestellt.

Meine zunehmende Zurückhaltung konnte den nationalsozialen Vereins- und Gesinnungsgenossen nicht länger verborgen bleiben. Und als dann in der „Hilfe" am sechzehnten April unter den Preßstimmen eine Anzahl zum Theil recht irreführender Mittheilungen über mich aus anderen Zeitungen zusammengestellt wurde, war es einfach nöthig für mich, Klarheit zu schaffen. Das geschah durch eine in der „Hilfe" vom dreißigsten April veröffentlichte Mittheilung, die nachstehenden Wortlaut hatte:

„Auf mehrfache Anfragen und in Anknüpfung an die in den Preßstimmen unserer Nr. 16 gemachten ungenauen Angaben über den Rücktritt des Herrn Pfarrers Paul Göhre von seiner politischen Thätigkeit stellen wir hiermit, im Einverständniß mit ihm, fest, daß er sich thatsächlich zunächst nur von der Betheiligung an unserer nationalsozialen Politik und der Mitgliedschaft an unserem Verein zurückgezogen hat. Der Anlaß dazu liegt lediglich an der im Laufe der

Zeit zwischen ihm und uns immer stärker gewordenen Verschiedenheit der politischen und sozialen Anschauungen."

Ich hatte zunächst nicht das Bedürfniß, mehr als Das bekannt werden zu lassen. Nun hat sich aber die Oeffentlichkeit doch mehr, als ich erwartete und wünschte, mit dieser Mittheilung der „Hilfe" beschäftigt. Vor Allem hat sich eine Diskussion zwischen dem Pfarrer Naumann und dem „Vorwärts" entsponnen, in der es sich, zum Theil in sehr scharfen Worten, um meinen Rücktritt dreht. Dazu ist eine Fülle von Anfragen über die Gründe meines Rücktrittes an mich gelangt —: so hielt ich es für das Beste, diese Gründe hier offen und ehrlich darzulegen. Es wird dabei freilich nicht ohne manches Persönliche abgehen. Doch will ich es so kurz wie möglich und jedenfalls unter Vermeidung alles Klatsches zu thun versuchen. Vor Allem auch sine ira et studio meinen bisherigen nationalsozialen Gesinnungsgenossen gegenüber. Ich hasse alle Renegatenart.

Schon als ich noch Gymnasiast war, war es der Arbeiterstand, dem mein ganzes Interesse und meine ganze Sympathie galt. Als ich mich entschloß, Theologe zu werden, geschah es aus dem ausschließlichen Motiv, der Arbeiterbevölkerung — und nur ihr — religiös zu dienen. Die erste Gelegenheit dazu hatte ich in einem Weberdorf der sächsischen Lausitz, wo ich zwei Jahre hindurch Gehilfe eines Pfarrers war. Dann trieb mich die selbe Liebe und Sympathie mit den Arbeitern nach Chemnitz in die Fabrik. Und zwar hatte ich dabei — ich darf jetzt davon reden, nachdem es neulich von anderer Seite in der „Gesellschaft" erzählt worden ist — nichts Geringeres im Sinne, als mein Leben lang Arbeiter zu werden. Als Arbeiter, der den Tag über in der Fabrik sein Brot verdient, wollte ich den Arbeitern Jesum Christum verkünden. Ich merkte bald, daß Das nicht nur eine sehr schwierige, sondern nicht einmal unbedingt nothwendige Sache sei. Es wäre gewiß die ultima ratio aller religiösen Verkündung unter der sonst nirgendwie mehr religiös zugänglichen Arbeiterschaft. Aber eben nur die ultima ratio. Und so weit ist es noch lange nicht. So kehrte ich nach mehr als dreimonatiger Arbeit in meine alten Verhältnisse zurück, mit einem doppelten Ergebniß für mich persönlich; erstens: in der Sphäre, in die ich hineingewachsen war, den Arbeitern künftig zu dienen; zweitens: Das nicht nur religiös, sondern auch sozial und politisch zu thun. Ich hatte erkannt, daß nur, wer Dieses thäte, auch Jenes mit Erfolg leisten könne. Nur wer ihren sozialen und politischen Gedanken und Forderungen vorurtheil- und voraussetzunglos gegenüber tritt, wer Das, was er für berechtigt daran hält, auch offen, ehrlich und unbedingt vertritt, nur Der gewinnt Vertrauen bei ihnen auch in Bezug auf die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit seiner religiösen Ueberzeugung und seines religiösen Wirkens unter ihnen.

Getreu diesen Grundsätzen habe ich denn auch gehandelt, als ich 1891 Generalsekretär des Evangelisch-Sozialen Kongresses wurde. Die Arbeiterschaft, sowohl die der Industrie als auch besonders die der Landwirthschaft, stellte ich stets in den Mittelpunkt der Arbeit des Evangelisch-Sozialen Kongresses. Um ihretwillen allein schien mir seine Existenz werthvoll; die Beschäftigung mit ihren Idealen, mit dem proletarischen Sozialismus, schien mir seine Hauptaufgabe. Dabei wurde dieser Sozialismus auch für mich selbst immer bedeutsamer. Der proletarisch-sozialistische Gesichtspunkt trat gleich stark und ausschlaggebend neben meine religiösen evangelisch-sozialen Motive.

Mir zur Seite stand im Kongreß Naumann und eine immer wachsende Schaar gleichaltriger Gesinnungsgenossen, namentlich Geistlicher. Man gab uns damals den Beinamen der „Jungen" unter den Evangelisch-Sozialen. Für uns Alle wurde der proletarisch-sozialistische Gesichtspunkt bei unserem christlich-sozialen Wirken einfach maßgebend. Und zwar so sehr, daß uns wohl Alle damals zeitweilig der Gedanke stark beschäftigte, in die Sozialdemokratie einzutreten. Namentlich, als der Kandidat von Waechter diesen Schritt gethan hatte und zu wirken begann. Warum es schließlich doch nicht geschah, hatte viele, damals für uns recht gewichtige Gründe. Erstens konnte man gerade damals mit Recht hoffen, die religiöse Propaganda, auf die es uns, genau wie Waechter, schließlich doch immer wieder ankam, auch außerhalb des Parteiverbandes unter den Arbeitern mit Erfolg treiben zu können. Zweitens beherrschte uns stärker als alle spätere Zeit eine unbedingte nationale und monarchische Stimmung. Drittens schreckte uns, die Theologen und Ethiker, der Schmutz und Schaum, den alle politische Arbeit mit sich führt, den wir aber, getäuscht durch die äußeren Formen der Führer der anderen Parteien, ausschließlich nur in der Sozialdemokratie als vorhanden sahen. Viertens stießen wir, nationalökonomisch fast ausschließlich die Schüler der deutschen Kathedersozialisten, uns an der in Parteikreisen verbreiteten schablonenhaften Auffassung des Marxismus. Auch blühten damals gerade die evangelischen Arbeitervereine auf und es bestand die begründete Hoffnung, aus ihnen eine leistungfähige Arbeiterbewegung zu schmieden, die in gleicher Weise und nach unseren Wünschen religiös, national und sozialistisch zu werden versprach. Und endlich reizte und beschäftigte einen Theil von uns, darunter auch mich, noch ein eigenartiges theoretisches Problem, die Aufgabe, aus dem Neuen Testament, aus der historisch festgestellten Lehre und dem geschichtlichen Leben Jesu einen originellen proletarischen Sozialismus zu entwickeln und zu formuliren. Die beiden zuletzt genannten Momente, die evangelischen Arbeitervereine und das Problem des evangelisch-proletarischen Sozialismus, erfüllten uns schließlich so gänzlich, daß sie den Gedanken an den Eintritt in die Sozialdemokratie völlig verscheuchten.

Ich selbst ging, dieser Doppelaufgabe ganz voll, 1894 nach Frankfurt a. O. ins Pfarramt, um ... hier (die Anderen erfuhren es anderswo) die Unmöglichkeit ihrer Lösung bald gründlich einzusehen. Die evangelischen Arbeitervereine trogen unsere Hoffnungen: plötzlich begann ihre Vorwärtsentwickelung zu stocken und die Majorität ihrer Anhänger blieb in konservativ-patriarchalischen Anschauungen und Händen gefangen. Die Entwickelung einer evangelisch begründeten Theorie eines proletarischen Sozialismus zeigte sich unausführbar; die Ethik der Lehre Jesu läßt die Formulirung nur ganz allgemeiner ethisch- und religiös-sozialer Grundsätze zu; sie auf das gegenwärtige politische und soziale Leben anzuwenden, bleibt Sache des einzelnen Christen; und wie er Das thut, hängt ganz von seiner sozialen Lage, seiner Bildung, seinen Anlagen und Neigungen, seinen Erfahrungen und seinem Temperament ab; die soziale Ethik des Evangeliums führt mit zwingender logischer Nothwendigkeit durchaus nicht zu einer bestimmten, einzigen, zu einer proletarisch-sozialistischen Partei. Dem entsprechend und angesichts der geschichtlich gegebenen Verfassung und Zusammensetzung der Gemeinden der Landeskirche, erschien uns für den bisher evangelisch-sozialen Geistlichen nur Zweierlei möglich: entweder er bleibt Geistlicher und beschränkt sich dann darauf, allen seinen ihm zugänglichen Gemeindegliedern, welcher sozialpolitischen Partei sie auch angehören mögen, die allgemeinen ethisch-sozialen Grundsätze des Christenthumes so eindringlich wie möglich nahe zu bringen und zum Prinzip auch ihres politischen Handelns zu machen; oder er verläßt das Pfarramt, um diese ethisch-sozialen Grundsätze auf sozialpolitischem Boden durch sozialpolitische Arbeit praktisch zu bethätigen. Dabei war mir persönlich nicht zweifelhaft, daß diese ethisch- und religiös-sozialen Grundsätze zu einer beinahe unbedingten Parteinahme für die Arbeiterinteressen, „für die Sache aller kleinen Leute“, führen mußten und daß es von da aus nur eine sehr untergeordnete Frage, nur eine Frage der Zeit, des Temperamentes oder anderer persönlicher Umstände sei, ob diese Parteinahme sich innerhalb der sozialdemokratischen Partei oder außerhalb, in einer neuzubildenden politischen Gruppe, bethätigte.

Für mich persönlich — und auch für die Anderen — fiel die Entscheidung gegen den sozialdemokratischen Parteiverband. Denn etwa zu der selben Zeit, wo ich die eben angedeuteten Gedanken in einer Schrift „Die evangelisch-soziale Bewegung“ veröffentlichte, trat Naumann, der seit einigen Jahren die „Hilfe“ herausgab und ganz in unserem früheren evangelisch- und proletarisch-sozialistischen Sinne redigirte, zum ersten Male mit seinen nationalsozialen Plänen auf. Auch er hatte das Evangelische als das Ausgangsprinzip für eine politisch-soziale Arbeit als unmöglich anerkannt und dafür nun das Nationale gefunden und untergeschoben. Wie leicht ver-

ständlich für Einen, der weder das evangelische noch das rein marxistische Prinzip zu seinem Ausgangspunkt machen wollte und konnte! Ich persönlich faßte die neu auftauchende Bewegung, getreu unserer proletarisch-sozialistischen Vergangenheit, getreu dem bisherigen Geist der „Hilfe" und entsprechend den Darlegungen meines Buches, als eine kommende Partei der kleinen Leute, der Industrie- und vor Allem der zu gewinnenden Landarbeiterschaft auf, die ohne den marxistischen Dogmatismus, ohne die Bekämpfung religiöser Mächte und der Monarchie, doch ausschließlich und bewußt demokratisch und sozialpolitisch nichts als die unbedingte, einseitige und rücksichtlose Interessenvertretung der proletarischen Volksschichten sein würde. Das war auch deutlich die allgemeine Auffassung der Oeffentlichkeit über uns. Bezeichnend dafür ist der Name, mit dem man uns damals gern zu belegen pflegte und der sich in vielen Preßäußerungen von damals noch findet: nationale Sozialisten. Man sah in uns, sozialpolitisch, nichts mehr und nichts weniger als ein zukünftiges Pendant zur sozialdemokratischen Arbeiterpartei, in die aufzugehen, man uns vielfach als unser schließliches Schicksal prophezeite. Und ich stehe nicht an, offen zu erklären, daß mir Das damals als gar kein so schreckliches, vielmehr als ein in der That sehr wohl mögliches, ja, wünschenswerthes Schicksal erschien. Mußte es nicht so kommen, wenn wir es mit unserer Vertretung der Arbeiterinteressen wirklich ehrlich und ernst meinten und unsere Arbeit im Laufe der Zeit von Erfolg gekrönt war, d. h. wir auf die Sozialdemokratie in unserem Sinne Einfluß gewannen? Ja, mußte ein ehrlich proletarisch-sozialistisch denkender Mensch nach Erfüllung dieser Voraussetzung nicht gerade solche Vereinigung wünschen, wenn er von Herzen eine Stärkung der Vertretung der Interessen des Proletariates und nicht deren dauernde Schwächung anstrebte? Ich habe auch damals diese Gedanken nicht verborgen und in diesem Sinne mich mehrfach dahin geäußert, daß ich den nationalsozialen Verein gewissermaßen nur als ein Provisorium ansähe. Und da ich des Einverständnisses der anderen führenden Leute, namentlich der ehemaligen jungen Evangelisch- oder Christlich-Sozialen, hierin ganz oder theilweise sicher zu sein glaubte — oder doch, so weit es noch nicht der Fall war, bald sicher zu werden hoffte —, verließ auch ich mein Pfarramt und trat in die beginnende, von mir, wie geschildert, verstandene nationalsoziale Bewegung ein.

Im Herbst 1896 fand in Erfurt der erste nationalsoziale Delegirtentag statt. Er war freilich meiner Auffassung von dem zukünftigen Charakter des nationalsozialen Vereins nicht sehr günstig. Aber Das war sehr erklärlich und noch nicht beängstigend. Es konnte eigentlich gar nicht anders sein. Es war — und auch Das war wiederum nur so und nicht anders möglich — eine Einladung an alle nichtkonservativen ehemaligen Christlich-Sozialen er-

gangen. Auf diese Einladung hin mußten nothwendig vorwiegend bürgerliche Elemente, darunter besonders viele Theologen, erscheinen, während Arbeitervertreter, so sehr Das von uns Allen gewünscht wurde, schon auf diesem ersten Delegirtentag nicht allzu zahlreich — im Vergleich freilich zu den zwei folgenden Delegirtentagen noch sehr zahlreich — anwesend waren. Und auch die „Grundlinien", die als eine Art Partei- oder vielmehr Vereinsprogramm angenommen wurden, entsprachen meinen nationalsozialistischen Auffassungen und Wünschen wenig. Dennoch beängstigte mich, wie gesagt, Beides nicht. Wer die „Grundlinien" des nationalsozialen Vereins, die noch heute giltig, aber bereits durch eine Anzahl ausführlicher Spezialprogramme, z. B. über die Schulfrage, das Genossenschaftwesen, die Handelspolitik ergänzt sind, kennt, weiß, daß sie in Wahrheit nur Grundlinien sind, ganz allgemein gehalten, der verschiedengradigsten Auslegung fähig, jedenfalls auch im Stande, politisches und sozialpolitisches Gedankenmaterial, wie es mir als maßgebend für die neue Partei wünschenswerth erschien, in sich aufzunehmen. Ich hoffte, daß schon im Verlauf des ersten Jahres die entscheidenden Ansätze für eine solche Erfüllung des Inhalts der Grundlinien gemacht werden und daß damit zugleich die Elemente, die, unbedingt auf bürgerlichem Boden stehend, nicht irgendwie proletarisch-sozialistische, sondern nur verschieden starke sozialreformerische Anschauungen nach Erfurt zum ersten Delegirtentag geführt hatten, schnell und sicher abgestoßen, dafür desto mehr Arbeiterkreise aller Art, bis hinein in die Schichten der kleinen Beamten, Lehrer, Bauern und Handwerker, angezogen werden würden. Und der Verlauf des ersten Arbeitjahres schien diese Hoffnungen in der That erfüllen zu wollen. Beinahe Alle, die irgendwie agitatorisch oder publizistisch für den neuen Verein thätig waren, arbeiteten eigentlich in national- und proletarisch-sozialistischem Sinne. Auch die öffentlichen politischen Verhältnisse unterstützten diese Entwickelung: es kam der große hamburger Hafenarbeiterstrike, in dem sich die Nationalsozialen ehrlich auf die Seite der Strikenden und gegen die hamburger Unternehmer stellten; es kam die Protestbewegung gegen die neuen Vereinsentrechtungversuche, die auch von den Nationalsozialen aus allen Kräften mitgetragen wurde; es kam der internationale züricher Arbeiterschutzkongreß, an dem sie sich, ihren Kräften entsprechend, ebenfalls betheiligten; endlich die Fehde gegen die preußischen Konservativen, die Junker und Agrarier, eine Fehde, die, angeregt durch meine Berichte über die Arbeiterverhältnisse auf ostelbischen Großgütern, abermals einen starken Ruck der Nationalsozialen nach links, nach der proletarisch-sozialistischen Seite hin, zu veranlassen schien.

Da aber trat die Reaktion innerhalb des Vereins ein. Zuerst durch das Auftreten des Herrn Max Lorenz, der, bekanntlich damals eben aus der Sozialdemokratie ausgeschieden, nationalsozial geworden und vom natio-

nalsozialen Verein mit agitatorischen Aufgaben betraut worden war. Es war psychologisch nur natürlich, daß die agitatorische nationalsoziale Wirksamkeit des Herrn Lorenz sich in erster Linie gegen die Sozialdemokratie kehrte, wie es selbstverständlich war, daß diese in allen nationalsozialen Versammlungen, in denen Herr Lorenz sprach, gegen ihn vorging. So begann sich eine erste scharfe Wendung der Nationalsozialen gegen die bisher einzige durch und durch proletarisch-sozialistische Interessenvertretung der Arbeiter anzubahnen; sie erhielt ihre Fortsetzung dann durch das Vorgehen des Herrn Geheimrathes Sohm und Anderer. Herr Geheimrath Sohm — dessen außergewöhnlich große Opferfreudigkeit für die nationalsoziale Sache ich eben so kenne wie seine trotz allen scharfen Auseinandersetzungen zwischen uns unverändert gebliebene freundliche und vorurtheillose Gesinnung gegen mich und den ich deshalb bis heute hoch verehre — Herr Geheimrath Sohm glaubte, Protest erheben zu sollen gegen „das herausfordernde Auftreten des Herrn von Gerlach und des Herrn Pfarrers Göhre und auch gegen einige Aeußerungen unseres allverehrten Herrn Pfarrers Naumann.“

„Durch das öffentliche Auftreten der genannten Herren (so sagte er auf dem zweiten Delegirtentage in Erfurt im Herbst 1897) ist unserem Verein eine Richtung gegeben, die uns immer mehr nach links, zu den Demokraten, in unmittelbare Nähe der Sozialdemokratie, geführt hat. Diese Bewegung vermögen wir ... nicht mitzumachen. Ja, wir müssen offenen Widerspruch dagegen erheben, denn solche Leitung schädigt unseren Verein, sie hindert unseren Verein geradezu an der Erreichung seiner Ziele. Was wir wollen, ist eine energische Schwenkung nach rechts ... Zwei Gründe sind es, die ich dafür geltend mache ... Die praktische Erwägung lautet: Wen wollen wir gewinnen? Wo soll das eigentliche Arbeitfeld unserer Thätigkeit sein? Mit welchen Truppen wollen wir unsere Schlachten schlagen? Die bisherige Leitung hat die Absicht gehabt, die Arbeiterschaft zu gewinnen und zugleich national zu machen. Darum hat sie Alles vermieden, was den Arbeiterstand kränken könnte, d. h. sie vermied, die Sozialdemokratie zu verletzen und anzugreifen. Der Gegensatz gegen die Sozialdemokratie ward verschleiert, dafür ward die Parole ausgegeben: Der Junker ist der Feind. In solche Losung konnten die Arbeiter mit Jubel einstimmen ... Wir aber lehnen sie mit Entschiedenheit ab. Ich bin nicht in den nationalsozialen Verein eingetreten, um eine antikonservative und demokratische Bewegung zu fördern und die konservative Partei um jeden Preis zu zerstören. Was kann Das nützen? ... Die Arbeiter sind bereits in der Sozialdemokratie stark organisirt. Und was haben sie erreicht? Sie sind außer Stande, den Staat zu erobern. Der entscheidende Einfluß auf den Staat liegt nicht bei den Arbeitern, sondern bei den Gebildeten. Darum: die Gebildeten gilt es zu gewinnen. Sie sind in gewissem Sinne der Staat; sie beherrschen ihn ... Die Gebildeten aber gewinnen wir nicht dadurch, daß wir die Konservativen angreifen, auch nicht durch demokratischen Aufzug. Wir gewinnen sie allein dadurch, daß wir ihnen begreiflich machen, wie nur in unserer Idee die Macht liegt, die die Sozialdemokratie überwindet. Nur die Unterstützung des Berechtigten in der Arbeiterbewegung durch eine bürgerliche Partei vermag

die Macht der Sozialdemokratie über die Arbeiterschaft zu brechen. Das Liebäugeln aber mit der Demokratie und Sozialdemokratie bewirkt das Gegentheil des Erfolges. Darum: Schwenkung nach rechts!"

Diese ungemein charakteristischen Worte waren gesprochen zur Unterstützung einer Resolution, die Sohm und seine Gesinnungsgenossen eingebracht hatten und die ebenfalls hier abgedruckt werden muß. Sie lautete:

„Nachdem der nationalsoziale Verein seit seinem Bestehen und besonders durch die einmüthige ideelle und materielle Unterstützung der hamburger Strikenden keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß er für die Emporentwickelung der arbeitenden Bevölkerung rücksichtlos eintritt, erklären die zum nationalsozialen Vertretertage versammelten Delegirten ausdrücklich, daß aus unserem Eintreten für die Arbeiterbewegung keine Billigung sozialdemokratischer Tendenzen zu folgern ist. Unter allen Umständen lehnen wir das wirthschaftliche Ziel der Sozialdemokratie, die ‚Vergesellschaftung der Produktionmittel', als Gegenstand politischer Aufgabe und Verhandlung ab; und eben so wenig hat unsere monarchische und nationale Gesinnung mit dem Republikanismus und Internationalismus der Sozialdemokratie Etwas gemein. Wir erstreben die Emporentwickelung der arbeitenden Bevölkerung auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftordnung und zum Heil des Deutschen Reiches. In diesem Streben treten wir allen reaktionären, auf Minderung der Volksrechte gerichteten Bestrebungen der konservativen oder einer anderen Partei mit Entschiedenheit entgegen. Wir erklären aber, daß wir das Eigenthümliche und Richtunggebende unserer Bewegung nicht in der Bekämpfung der konservativen oder sonst einer national gesinnten Partei, sondern in der Bekämpfung der Sozialdemokratie erblicken. Und zwar darum, weil wir in der sozialdemokratischen Partei heutzutage das größte Hinderniß für die Arbeiterbewegung sehen Die Bekämpfung der Sozialdemokratie ist Pflicht im Interesse des Arbeiterstandes — nur auf dem Boden und unter den Feldzeichen eines mächtig aufblühenden Nationalstaates wird die Arbeiterbewegung zu ihrem Ziele gelangen — und eben so im Interesse des Deutschen Reiches: allein durch die moralische und wirthschaftliche Hebung der Arbeitermassen und deren Gewinnung und Eintreten für die nationale Macht kann das Reich die materielle und die ideelle Kraft gewinnen, deren es für sein Dasein und seine Fortentwickelung, für die Politik eines größeren Deutschlands, unerläßlich bedarf. Die Bekämpfung der Sozialdemokratie ist Pflicht im Dienst sowohl des nationalen wie des sozialen Gedankens.

Der nationalsoziale Vertretertag protestirt dagegen, daß unsere Bewegung als eine Spielart der Sozialdemokratie, überhaupt als eine demagogische, antimonarchische Richtung, aufgefaßt wird. Er erwartet vom Vorstande, daß er das öffentliche Vorgehen des Vereins im Sinne des vorhin dargelegten Grundgedankens unseres Vereins regelt."

Um diesen Antrag zu pariren und die Entwickelung des nationalsozialen Vereins auf der Linie des ersten Jahres festzuhalten, brachte ich sofort einen Gegenantrag ein, dessen Wortlaut ebenfalls hierher gehört:

„Der Unterzeichnete beantragt, daß der Erfurter Vertretertag folgende Resolution beschließe:

Innerhalb unserer nationalsozialen Bewegung machen sich immer deutlicher zwei einander entgegengesetzte Richtungen geltend. Die eine betont vorwiegend den nationalen, die andere mehr den sozialen Gesichtspunkt. Die erste fühlt sich deshalb mehr den sogenannten staaterhaltenden Parteien, insbesondere der konservativen, verwandt. Sie sieht die Hauptaufgabe der Nationalsozialen in der Gewinnung der diesen Parteien bisher angehörenden sogenannten Gebildeten für den Gedanken der sozialen Reform. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie erscheint ihr in Konsequenz Dessen als maßgebend für die ganze Bewegung. Die andere Richtung sieht den Beruf der Nationalsozialen dagegen vorwiegend in einer eigenartigen und energischen Vertretung der Interessen des arbeitenden Volkes. Dem entsprechend, nimmt sie auch zur Sozialdemokratie eine andere Haltung ein. Sie ist sich allerdings auch der vielen und großen Unterschiede bewußt, die zwischen den Nationalsozialen und der Sozialdemokratie vorhanden sind. Doch erkennt sie auch die großen Verdienste der Sozialdemokratie um die Emporentwickelung der arbeitenden Bevölkerung unumwunden an. Insbesondere findet sie in ihr namentlich in der letzten Zeit in immer stärkerem Maße Ansätze zu einer Entwickelung nach der nationalen und praktisch reformerischen Seite hin. Um nun alle Mißverständnisse zu vermeiden, erklärt der Delegirtentag, daß die Taktik der zuletzt erwähnten Richtung, wie sie schon von den sogenannten jüngeren Evangelisch-Sozialen und im letzten Jahr vom nationalsozialen Verein mit Erfolg angewendet worden ist, auch in Zukunft allein maß- und richtunggebend für die Haltung des Vereins sein kann."

Diesen Antrag begründete ich nach der Rede Sohms in dieser scharf entgegengesetzter Weise. Ich sprach offen aus, daß Das, was Sohm beseitigt wissen wolle, für die nationalsoziale Politik das einzig Richtige sei. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie sei der Kampf gegen die Arbeiterbewegung überhaupt:

„Hacken Sie auf jene los, so verletzen Sie auch die Arbeiter. An eine Beseitigung der Sozialdemokratie ist nicht zu denken; dazu steht sie zu groß und geschichtlich begründet da. Wir können nur eine Umbildung und Veredelung anstreben. Wenn wir die Arbeit der Reaktion sehen, so können wir nicht wünschen, eine Spaltung der Sozialdemokratie, die ein Hort der Freiheit und des Fortschritts ist, zu erstreben. . . . Unsere Taktik gegen die beiden Richtungen in der Sozialdemokratie muß sein: abweisend gegen die revolutionäre, annähernd an die reformerische Richtung. In der Sozialdemokratie sind schon große Umwälzungen vor sich gegangen. Die Stellung zum Christenthum ist bereits eine andere geworden; auch die internationalen Neigungen ändern sich. Weiter ist an den züricher Kongreß und die Debatten über die Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen zu erinnern. Die Umbildung ist im besten Fluß. Und nun sollen wir, wie zur Zeit des Sozialistengesetzes, auf sie losschlagen? . . . Da thue ich nicht mit. . . . Die Wirkung des Antrages Sohm wäre, daß aus dem nationalsozialen Verein eine Kohorte von Sozialistentötern würde; und ein Sozialistentöter will ich nicht sein."

Das Ergebniß der sehr erregten Debatte war eine Art von Kompromiß. Sowohl Sohms als mein Antrag wurden abgelehnt und dafür folgender Beschluß gefaßt:

1. Wir lehnen es ab, eine einseitige Interessenvertretung des Arbeiterstandes zu sein, weil das egoistische Ziel einer solchen Interessenvertretung unverträglich wäre mit unseren nationalen und sozialen Grundgedanken und weil der Arbeiterstand ganz besonders, aber keineswegs ganz allein der Besserung seiner Lage bedarf.

2. Wir stehen in einem scharfen Gegensatze zur marxistischen Sozialdemokratie, weil diese Richtung nicht national und zugleich ein schweres Hinderniß einer gesunden Entwickelung Deutschlands und des Arbeiterstandes ist. Wir werden daher die sozialdemokratische Partei mit allen tauglichen Mitteln bekämpfen. Wir halten aber Polizeimaßregeln nicht für tauglich, sondern für schädlich und werden allen Versuchen, mit solchen vorzugehen, nachdrücklich entgegentreten.

3. Von den „nationalen Parteien“ (Konservative und Nationalliberale) trennt uns ihr antisoziales Verhalten. Wir werden diese Parteien bekämpfen, so weit sie egoistische Klasseninteressen vertreten, und werden im nationalen und sozialen Interesse insbesondere uns zur Aufgabe machen, die Uebermacht des mobilen Kapitales und des Großgrundbesitzes zu brechen. Wir wissen aber, daß innerhalb dieser Parteien weite Kreise soziales Verständniß haben, und werden deren Bestrebungen eben so fördern wie die derjenigen Sozialdemokraten, die für den Gedanken einer nationalen Sozialreform empfänglich sind.

Diese Resolution ist seitdem unangefochten bis heute bestimmend für die Haltung der Nationalsozialen gegenüber den anderen Parteien gewesen. Und ihrer innersten Gesinnung nach verlangt die Resolution sichtlich eine freundlichere Haltung gegenüber den nationalen Parteien als gegenüber der Sozialdemokratie. Thatsächlich aber wurde sie von der Allgemeinheit der nationalsozialen Anhänger — auch von Naumann — so ausgelegt, daß man in den nationalen Parteien wie in der internationalen der Sozialdemokratie gleich große und starke Gegner zu sehen habe, daß ein gleich tiefer Graben die Nationalsozialen von dieser wie von jenen trenne und daß darum der nationalsoziale Kampf nach zwei Seiten, gegen beide Fronten, mit gleicher Energie zu führen sei. Unbedingt sicher aber geht aus dieser Resolution jedenfalls das Eine hervor: der Delegirtentag von 1897 wollte nicht, daß die Nationalsozialen eine proletarische nationalsozialistische Partei, eine Interessenvertretung der Arbeiter, seien. Der Delegirtentag hatte also im Grunde gegen meine Auffassung entschieden. Freilich hatte er sich aber auch Sohms Auffassung nicht angeeignet. Es steht nicht in der Resolution, daß die Nationalsozialen nun die Interessenvertretung anderer sozialer Schichten bilden oder werden sollten. Auch davon ist nichts zu lesen, daß sie, wie Sohm es gewünscht hatte, eine bürgerliche Partei würden. An das Alles dachte man damals nicht. Das wollte man nicht. Vielmehr abstrahirte man damals von allen speziellen Interessenvertretung-Absichten und ging, wenigstens positiv, der Entscheidung für das rein bürgerliche Lager noch aus dem Wege. Damals entstand wohl — sicher aber verbreitete sich — das Wort Naumanns von der Zusammenfassung des Nationalen und Sozialen

als dem Ziele, ein Wort, das seitdem von ihm gern und oft gebraucht und das auch bei der Auseinandersetzung über meinen Austritt aus dem nationalsozialen Verein von ihm wiederholt worden ist. In diesem Wort ist eine gewiß theoretisch annehmbare Aufgabe formulirt und dabei das „Soziale" sicher ehrlich aufgefaßt; in diesem Wort wird aber den Nationalsozialen eine andere Aufgabe gestellt, als sie ihre früheren Leiter wenigstens im ersten Jahr ihrer politischen Existenz verfolgten. Sozial ist eben nicht identisch mit Sozialistisch. Dies Wort Naumanns sowohl wie jene vom Delegirtentag angenommene Resolution beweisen eben, daß man meine früher skizzirte Auffassung unbedingt ablehnte.

Nun kann man mir entgegenhalten: Wenn Dem so war, — warum trenntest Du Dich nicht damals schon von den Nationalsozialen? Mancher hat es mir damals auch mehr oder weniger nahe gelegt. Ich that es dennoch nicht, weil ich noch immer hoffte, an mein Ziel zu gelangen und die eben gefaßte verhängnißvolle Resolution wieder zu beseitigen; ferner, weil ich damals in meiner inneren Entwickelung nicht weit genug gewesen wäre, um einen entschlossenen Schritt außerhalb des Vereins thun zu können; und drittens auch deshalb, weil der Wahlkampf bevorstand: ich hielt es mit der Treue eines bisherigen Freundes nicht für vereinbar, die Anderen in den Kampf ziehen zu lassen und selbst unthätig zu Hause zu bleiben. So stellte ich mich entschlossen, aber provisorisch auf den Boden der neuen Resolution, nahm die neue Taktik des Kampfes gegen beide Fronten mit auf und agitirte, so gut ich vermochte, für die nationalsozialen Kandidaturen. Aber ich ließ mich nicht selbst als nationalsozialen Kandidaten aufstellen. Ich bin der Einzige unter den mehr führenden Männern, die überhaupt für eine Kandidatur abkömmlich waren, der sich nicht aufstellen ließ, obgleich schließlich aus einer ganzen Reihe von Wahlkreisen Aufforderungen dazu vorlagen.

In dem ganzen Wahlkampf hat dann in der nationalsozialen Agitation in der That ein ganzer und einheitlicher Zug geherrscht und Keiner, glaube ich, hat gegen die verabredete Taktik gesündigt. Die eine Wirkung dieser Taktik und der gesammten nationalsozialen Wahlarbeit ist allgemeiner bekannt: in elf Wahlreisen erhielten ihre Kandidaten zusammen rund 26 500 Stimmen. Keiner aber wurde gewählt. Wenig bekannt aber ist die andere Folge dieser nationalsozialen Wahlbetheiligung und ihrer Resultate: daß durch sie die nationalsoziale Bewegung thatsächlich zu einer bürgerlichen Parteigruppe geworden ist. Und nicht an neuen Resolutionen, die etwa gefaßt wurden, nicht an Programmänderungen, die vorgenommen wurden, zeigte sich Das, sondern klipp und klar an dem Beschluß über die Betheiligung an den Stichwahlen. Das Ergebniß war, daß „bestimmte Empfehlungen stattfanden für nationalliberale Kandidaten auf Grund ihrer Zusicherung, gegen eine

Beschränkung des Wahlrechtes und der Koalitionfreiheit eintreten zu wollen, in Dithmarschen, in Leipzig-Stadt und Jena, daß eine Warnung vor einem solchen Kandidaten in Friedberg-Büdingen stattfand und daß im Uebrigen Freiheit der Stimmabgabe gerathen wurde für die anderen in Betracht kommenden Wahlkreise". Dies Letzte war das Aeußerste; eine Empfehlung, für auch nur einen sozialdemokratischen Kandidaten einzutreten, war nicht möglich. Ich weiß, daß Naumann Das persönlich nicht recht war; aber er, als Führer der jungen Bewegung, deren innerste Stimmung und Richtung er zum Ausdruck zu bringen sich für verpflichtet fühlte und der er auch seine persönliche Ueberzeugung unterordnen zu müssen glaubte, hat dann diesen Stichwahlbeschluß nicht nur selbst tapfer vertreten, sondern, scharfsinnig, wie er ist, auch die einfach unwiderstehlich wirksam gewesene Ursache klar erkannt und in seinem Jahresbericht auf dem letzten Delegirtentag in Darmstadt, im Herbst 1898, offen ausgesprochen:

„Wir mußten in Anschlag bringen: Woher kamen die Stimmen zu uns? Und wir konnten uns nicht darüber täuschen, daß die Stimmen aus dem sozialdemokratischen Lager nicht so zahlreich waren. Sie wären zahlreicher gewesen, wenn die Flottenfrage die Parole für die Wahl gewesen wäre. Denn dann wäre bestimmter Anlaß gewesen, daß aus sozialdemokratischen Kreisen Diejenigen sich loslösten, die in nationalen Fragen das alte Schema zu verlassen dachten. Diesmal aber fand die Wahl statt unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung von Freiheitfragen. So war wenig Aussicht, daß Leute, die in der sozialdemokratischen Partei die Erhaltung der Freiheit gesichert fanden, von ihr weggingen. Und so blieben als Hauptbestandtheile unserer Wähler bisherige Freisinnige, Nationalliberale und Konservative."

Also mit anderen Worten: das Gros der durch die Wahlen neu gewonnenen Anhänger bildeten Leute aus dem bürgerlichen Lager, eben so wie es die Mehrzahl der Anhänger schon bisher gewesen war, was aus jener mitgetheilten erfurter Resolution zur Evidenz hervorging. Und die Masse dieser neuen Anhänger vollbrachte, was die Mehrzahl der bisherigen noch nicht geleistet hatte: sie stempelten durch jenen Stichwahlbeschluß die nationalsoziale Bewegung endgiltig zu einer bürgerlichen Parteigruppe.

Eine sehr drastische Bestätigung der Richtigkeit dieses Satzes sollte bald nachher folgen. Etwa vierzehn Tage nach jenem Stichwahlbeschluß entspann sich abermals eine sehr erregte Diskussion zwischen Sohm und mir, — im Grunde über das alte Thema, ob die Nationalsozialen bürgerlich oder proletarisch sein, mit den „Gebildeten", den staaterhaltenden Gruppen oder den Arbeitermassen gehen sollten. Sohm forderte das Erste, gestützt auf den Stichwahlbeschluß, ganz konsequenter Weise, wenn auch in nicht sonderlich gelungener Formulirung; das Zweite vertrat ich, als einen letzten Versuch, zu meinem Ziel zu kommen, vielleicht zum Theil in allzu heftiger

Form. Aber Das war erklärlich: es galt mein Sein oder Nichtsein bei den Nationalsozialen. Man weiß, daß diese Diskussion, an der sich schließlich noch Andere betheiligten, keinen definitiven Abschluß fand und daß ich mit meinen Anschauungen nicht durchdrang. Ich blieb im Grunde beinahe allein. Die Probe auf das Exempel war gemacht und ein neuer Beweis gegen den proletarisch-sozialistischen, für den bürgerlich-sozialen Charakter der jungen Parteibildung war geliefert. Ich aber schwieg seitdem.

Ganz konsequent fiel denn auch die Haltung der Nationalsozialen gegenüber der oeynhäuser Kaiserrede so aus, wie sie für eine bürgerliche Gruppe gerathen war. Eine proletarisch-sozialistische Gruppe hätte nur den Aufschrei der bedrohten Existenz gefunden und wohl oder übel ihre nationalen Gesinnungen, so weit sie monarchische waren, einer Revision unterwerfen müssen. Statt Dessen erfolgte eine — für eine bürgerliche Gruppe allerdings ganz kräftige — Protestresolution und eine Rede Naumanns über das deutsche Kaiserthum, die zwar aufrichtigen Schmerz und Enttäuschung zum Ausdruck brachte, daneben aber auch Stellen enthielt, die wie ein Erklärung-, ja, beinahe könnte man sagen: wie ein Entschuldigungversuch aussahen. Das war die Haltung einer bürgerlichen Gruppe, nicht einer proletarischen, die sich durch jene Rede bis ins innerste Mark getroffen gefühlt und sich gerüstet hätte, um das ganze Wohl und Weh ihrer Parteianhänger zu kämpfen. Ja, noch mehr: als kurz nachher der Kaiser seine Fahrt nach dem Orient antrat, war bei dem Gros der Nationalsozialen eitel Enthusiasmus, Oeynhausen schien vergessen und man wandte sich mit einer auffälligen Antheilnahme der orientalischen Frage und in Verbindung damit überhaupt den auswärtigen und Machtfragen zu, wobei man allerdings auf die zwei ersten Paragraphen der Grundlinien zurückgreifen konnte. Diese beinahe den ganzen vergangenen Winter ausfüllende Beschäftigung mit auswärtiger, kolonialer und Weltmachtpolitik wäre unter den heutigen innerpolitischen Verhältnissen einer wirklich proletarisch-sozialistischen Partei ganz gewiß nicht möglich gewesen; sie ist nur ein neuer Beweis dafür, daß die Mehrzahl der heutigen Nationalsozialen im Grunde in das bürgerliche Lager hineingehört. Ja, man kann, ohne den Boden der Thatsachen zu verlassen, behaupten, daß der Nationalismus der Nationalsozialen, wie er sich seit Oeynhausen entwickelt hat, heute für sie geradezu oberstes politisches Prinzip geworden ist. Als auf dem ersten Delegirtentag 1896 ein Herr die Frage der Prävalenz des Nationalen über das Soziale oder umgekehrt des Sozialen über das Nationale anregte, ward sie als unwichtig bei Seite geschoben; jetzt ist sie thatsächlich und praktisch entschieden: der Nationalismus ist in Gesinnung, Programm und Politik der Nationalsozialen führend geworden. So darf man zusammenfassend sagen: die kleine nationalsoziale Partei ist heute jedenfalls keine proletarisch-sozialistische, sondern eine bürgerlich-nationalistische Gruppe. Und weil

diese Entwickelung mit meinen Absichten und Wünschen unvereinbar ist, habe ich keinen Platz mehr bei den Nationalsozialen.

Zum Beweis dafür, daß ich mit meiner Beurtheilung nicht allein stehe, kann ich noch Adam Röder, den Leiter der konservativen „Badischen Landpost", der allerdings nie ein Freund der Nationalsozialen, noch weniger aber mein Freund war, anführen. Er urtheilt eben so, nur daß er sein Urtheil auf Naumanns Person zuspitzt, — eine Form, die ich mir nicht zu eigen machen möchte. Er sagt — und die „Hilfe" hat es eigenthümlicher Weise unter den selben „Preßstimmen" abgedruckt, die die ersten ungenauen Nachrichten über meinen Entschluß brachten —:

„Die Nationalsozialen haben eine interessante Entwickelung durchgemacht, die sich am Auffälligsten am Vater der Partei, Naumann, vollzog. Wir haben es uns angelegen sein lassen, diese Entwickelung zu verfolgen und in ihren jeweiligen Phasen zu konstatiren, eine Entwickelung, die von uns als eine vollständige Aufgabe der ursprünglichen Prinzipien bezeichnet wurde, mit welchen Naumann in die politische Arena trat. Merkwürdig! Es hat uns nicht unerhebliche Mühe gekostet, die Genossen in unserem eigenen Lager über den ausgesprochen sozialistischen Charakter der naumannschen Agitation-Accente aufzuklären, ein Beweis dafür, bis zu welcher Verschwommenheit die politisch-wirthschaftlichen Meinungen gediehen waren, sobald es sich darum handelte, zwischen Sozial und Sozialistisch, zwischen Reformen auf dem überkommenen Boden der historischen Eigenthums- und Sozialordnung und einem grundlegenden ökonomischen Bruch mit ihr zu Gunsten der Einführung der sozialistischen Produktion- und Gesellschafteinrichtungen zu unterscheiden. Und Naumann war in der ersten Periode seines Auftretens — eben in jener, in welcher sich die gefühlvollen Seelen von dem vermeintlichen konservativ-sozialen Pfarrer nicht trennen konnten — ein veritabler Sozialist. Die Umgestaltung der modernen Produktion- und Eigenthumsordnung nach klassisch-sozialistischem Rezept war der Boden naumannscher Agitationarbeit. Heute hat Naumann diesen Boden längst verlassen. Das Merkwürdige daran ist, daß diese Umwandlung geschehen konnte, ohne daß sie in der öffentlichen Meinung tiefere Eindrücke hinterließ. Das kann sicher nicht mit der Bedeutunglosigkeit der Person und der Sache begründet werden; denn was man auch sagen möge: die unbezweifelbare Reinheit der Absichten Naumanns sowohl wie das Maß intellektueller Energie, mit der sie vertreten werden, lassen die Schatten der Gleichgiltigkeit, in welcher die Routiniers der politischen Mache oft neue Personen und Strebungen vegetiren lassen, nicht aufkommen. Der ‚geistige Schwung', mit dem die bürgerliche Presse in diesen Dingen redigirt wird, ist wohl der einzige Erklärungsgrund, der die Konversion Naumanns unter Nichtbetheiligung der Oeffentlichkeit erklärbar macht. Das exakt Sozialistische hat Naumann abgestreift ... Die Entwickelung der Nationalsozialen zu einer radikalen bürgerlichen Reformpartei ist in vollem Fluß. . ."

Ich habe Dem, obgleich es vom Herrn Adam Röder stammt, nichts hinzuzufügen. Ich kann nicht mehr nationalsozial sein.

Nur Eins habe ich hinzuzufügen: Trotz dieser Entwickelung der National-

sozialen von gewissen proletarisch-sozialistischen Ansätzen zu einer bürgerlich-nationalistischen Partei ist das sozialreformatorische Prinzip, das sie, in Konsequenz ihrer nationalen Gesinnung, erfüllt und das sie bis auf den heutigen Tag treulich hochgehalten haben, wenn man gerecht sein will, nicht außer Acht zu lassen. Und ich am Allerwenigsten möchte mich zu einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen. Aber das — bei einzelnen Anhängern der Bewegung obendrein noch sehr temperirte — sozialreformerische Prinzip ist völlig verschieden von dem „exakt sozialistischen", wie Adam Röder es mit Recht nennt, von dem Prinzip, das auf nichts Anderes als auf die allmähliche Sozialisirung der Gesellschaft und Demokratisirung des Staates ausgeht. Die Mehrzahl der Nationalsozialen steht auf dem Boden der heutigen individualistischen Wirthschaft und Produktion und vertritt von ihr aus Reformen zu Gunsten des Arbeiterstandes, die zuletzt aber doch auf eine Stärkung und Erhaltung der heutigen Gesellschaftformen hinarbeiten. So weit es sich um solche Reformen handelt, durfte Naumann in seiner Debatte mit dem „Vorwärts" über meinen Austritt sagen: „Es giebt keinen einzigen Fall, wo wir ein praktisches Arbeiterinteresse nicht mit allen uns verfügbaren Mitteln vertreten hätten." Und es ist in der That die pure Wahrheit, wenn er versichert, daß sie für dieses Eintreten nichts als Mühe, Undank, Kampf und Mißverständnisse ernten. Die Nationalsozialen sind die konsequentesten und muthigsten Verfechter einzelner wichtiger Arbeiterinteressen und einer ehrlichen Sozialreform im bürgerlichen Lager. Aber doch nur einer Sozialreform und einer auf bürgerlichem Boden. Proletarischer Sozialismus ist ihnen fremd.

Ich glaube auch nicht, wie mancher Andere, daß diese sozialreformerische Arbeit überflüssig, aussichtlos oder gar vom Uebel ist. Im Gegentheil: ich halte sie für ein nothwendiges Glied in der Kette der sozialpolitischen Entwickelung der Gegenwart und für einen werthvollen Bestandtheil des bürgerlich-politischen Lebens. Mag sein, daß die Nationalsozialen der Grundstock einer zukunftreichen nationalen, bürgerlich-sozialen Reformpartei werden. Die Ereignisse der jüngsten Wochen, das Vorgehen Berlepschs, Bassermanns und Anderer, das neubelebte Hervortreten Stoeckers, mögen eine solche Gestaltung der Dinge näher rücken. Ich wünsche meinen bisherigen Parteigenossen auch aufrichtigen Herzens Glück für ihre weitere Arbeit im bürgerlichen Lager. Aber mein Herz hängt nicht an dieser Arbeit.

Paul Göhre.

Die Persönlichkeit Jesu*).

Auf Jahrmärkten sieht man manchmal das „wahrhafte und wirkliche Bildniß unseres Herrn Jesu Christi". Dieses Bild ist nichts werth. Es ist eine geistlose Wiedergabe des landläufigen Christustypus, der so wenig richtig ist wie das seelische Bild dieses göttlichen Menschensohnes, das in unseren Ländern kursirt. Ja, sicherlich noch weit weniger. Woher auch soll ein richtiges Bild kommen? Zu seiner Zeit gab es in Palästina weder Portraitmaler noch Photographen, — und einem heidnischen Bildhauer hat Jesus wahrscheinlich nicht gesessen. Von Lukas, dem Evangelisten, geht die Sage, daß er Maler gewesen sei. Der könnte den Heiland ja wohl portraitirt haben, wenn er ihn je gesehen hätte. Von den Evangelisten, mit Ausnahme des Johannes, hat ihn keiner gesehen; sie lebten reichlich ein Jahrhundert später als der Heiland und haben ihre Aufschreibungen nur nach mündlichen Ueberlieferungen machen können. Und dennoch ist uns die Schrift der Evangelisten das wichtigste, ja, geradezu das einzige verläßliche Dokument der Persönlichkeit Jesu, aus dem man sich ein Bild der Gestalt und der geistigen Wesenheit vielleicht konstruiren kann.

Aus den Berichten der vier Evangelisten nun habe ich ein Bild Jesu zusammengestellt, in dem er mir leibhaftig, mit den Hauptzügen seines Charakters, klar und einheitlich vor Augen steht. Ich hatte für dieses selbst konstruirte Bild gerade so viel und so wenig Recht wie je Einer, der eben auch sonst nichts als die Evangelien zur Grundlage besessen. Aber welch ein anderer Jesus ist es, der dem unbefangenen Evangelienleser entgegentritt, als der Jesus, den uns die Ausleger des Mittelalters überliefern!

* * *

Am Jordan hielt sich ein Mann auf, der ein neues Gottesreich predigte, die Nähe des erwarteten Messias verkündete, die Leute, die ihn anhörten, zur Buße aufforderte und sie zum Zeichen der Gemeinschaft mit Wasser taufte. Unter der Menge, die sich um diesen Propheten Johannes versammelte, ward eines Tages ein noch junger Mensch gesehen, ein Zimmermann aus dem nahen Nazareth, der sich ebenfalls taufen ließ. Kurze Zeit später trat dieser Mensch selbst als Volksprediger auf. Er zog durch die Länder Galiläa, Samaria und Judäa auf und ab; und überall, wo er sich zeigte, war ein großer Volksandrang. Sie hörten seine Predigten, die zu-

*) Diese Skizze des steirischen Dichters ist in Oesterreich von der Censur beanstandet worden. Felix Austria!

erst auf dem Grunde der Gesetze Mosis standen, diese aber an Strenge und doch auch wieder an Milde weitaus übertrafen. Die Leute geriethen bei seinem Nahen in Verzückungen. Es geschahen Wunder. Doch ward er manchmal ärgerlich, wenn sie Wunder von ihm verlangten und ohne solche nicht glauben wollten. Es muß ein sehr auffälliger Mensch gewesen sein, obschon er sich nicht anders kleidete als Andere. Er muß ein überaus faszinirendes Wesen gehabt haben. Ich denke mir ihn schlank und hager, mit einem Untergewand und einem langen Wollenrock. Sein Bart jung und dünn, sein Haar mähnig, schwarz, fast ins Bläuliche schimmernd, sein Gesicht blaß, seine Lippen voll und tiefroth, seine weit auseinander stehenden Augen mit einem Feuer, das Alles ergriff. Er trug weder Hut noch Stab, an den Füßen aber wahrscheinlich Sandalen. Denn barfuß die weiten, steinigen Wege zu gehen, dafür ist in seiner Lehre kein Zweck angedeutet. Jesus war nichts weniger als etwa ein Asket. Er ertrug die größten Beschwerden klagelos, mit Ruhe, aber er suchte sie nicht auf. Vom Fasten ist wohl einmal die Rede, doch im Sinne der geistigen Sammlung. Oft rügte er die Juden, weil sie das Schwergewicht ihrer Religion auf äußerliches Fasten, öffentliches Beten und andere formelle Uebungen legten. Er ließ sich gern zu Gastmählern einladen, war ein frischer Esser und Trinker und liebte wohl eingerichtete Speisesäle. Er selbst scheint gar nichts von realem Werth besessen zu haben, aber er forderte von Anderen, die Etwas besaßen, den Unterhalt für sich und seine Jünger. Er kannte nur geistige Familienbande, keine anderen, wollte aber die Ehe, wo sie bestand, streng gehalten wissen und verdammte schon den Ehebruch der Gesinnung. Die Form seines Auftretens war nicht sanftmüthig und bescheiden, vielmehr energisch und selbstbewußt. Er gab keinen Trost in jenen süßen Worten, womit weichherzige, moderne Menschen einander trösten. Jesus war nicht sentimental. Seine Worte waren sehr oft herb, zornig oder mit bitterer Ironie durchsetzt. Am Widerwärtigsten waren ihm die Wortdeutler, Heuchler und Mucker; da hielt er es weitaus lieber mit offenen Sündern. Seinen Gegnern aber fluchte er hart. Die Größe seiner Sanftmuth und Feindesverzeihung trat erst bei der Erfüllung seines Geschickes zu Tage. In ihm war der stolze, göttliche Muth einer Persönlichkeit, die überzeugt ist, daß ihr nichts geschehen kann, weil der sterbliche Leib nichts, die unsterbliche Seele Alles ist. Dieses Bewußtsein hat ihn zum Unüberwindlichen gemacht. Ziemlich trotzig dürfte er einhergeschritten sein, ohne viel zu grüßen und zu danken. Wohl an drei Jahre mochte er durchs Land gezogen sein, stets begleitet von einem ungeduldigen oder begeisterten Anhang. Im Freien hielt er mit dem Volke seine Mahlzeiten, im Freien hat er wohl auch oft übernachten müssen. Er redete davon, daß er der Abgesandte des himmlischen Vaters sei, daß

er den Menschen das Heil bringe; wenn sie aber direkte Fragen an ihn stellten, so antwortete er oft ausbiegend oder in Gleichnissen.

Gern sprach er in Gleichnissen, unbekümmert, ob sie sich mit seinen Gedanken ganz deckten. Man darf deshalb nicht Alles wörtlich nehmen wollen und nicht glauben, Alles verstehen zu müssen. Dazu gehört eine gründliche Kenntniß der jüdischen Geschichte und der Sitten jener Zeit.

Jesu Lehre ist nach unserer Auffassung streng über alle Maßen. Es giebt heute sicherlich keinen Christen in der ganzen Welt, der ganz nach dieser Lehre leben könnte. Wenn man aber die menschliche Natur so zurückschlagen könnte und wenn es die Mehrzahl der Menschen zu Stande brächte, — dann freilich wäre das Reich Gottes erschienen. Das heitere Reich, das von keiner Erdennoth gefährdet werden kann, weil es innerlich ist. Dann wären aber auch alle Staaten und irdischen Reiche gefallen.

Du sollst nichts wollen, als nur in den Tag hineinleben, und nicht an morgen denken. Du sollst ohne Sack und ohne Stab und ohne zweiten Rock wandern und Dir genügen lassen an wilden Früchten. Du sollst zufrieden sein, wenn mitleidige Menschen Dich in ihr Haus aufnehmen. Dein ganzes Leben und Streben sei ausgefüllt einzig nur von der Liebe zum himmlischen Vater und zum Nächsten. Und auch die Feinde sollst Du lieben; aber Du wirst ja endlich keine mehr haben, denn die Anspruchlosigkeit und Nachgiebigkeit wird alle Reibungen aufheben. Also soll man in unschuldiger Frohheit hinwandeln mit einer Religion und Philosophie, die fast an unser altes Handwerksburschenlied erinnert: Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt, juchhe!

* * *

Das ist es, was Jesus gemeint hat. So lese ich es aus der Bibel, — aber Jeder liest es anders. Je nach dem Charakter des Lesers, dem Mittelsmann oder Deutler wird Christus ein Anderer. Die christliche Lehre braucht aber keinen Mittelsmann. Wenn sie einer besonderen Auslegung bedürfte, so hätte Christus nur zu den Schriftgelehrten und Theologen gesprochen und nicht unmittelbar zum Volke, zu seinen Jüngern, die einfältige Menschen waren. Jeder soll das Wort Christi nehmen, wie er es fassen und tragen kann. Was er daran etwa heute nicht versteht, Das versteht er morgen.

Mich nimmt es nicht wunder, daß sie diesem „Volksaufwiegler“ nach dem Leben strebten. Hätte die Menge diese gerade für arme und geknechtete Leute so passende Lehre angenommen, so wäre da weder ein jüdisches noch ein römisches Reich möglich gewesen. Und selbst moderne Staaten: wenn sie kirchlich sind, so sind sie deshalb lange noch nicht christlich. Man denke sich heute einen Volksredner so, wie Jesus sprach. Was würde mit ihm geschehen?

Und doch ist es eine Lehre, die nicht mehr aus der Welt verschwinden kann. So oft die Ueberkultur sich an eigenem Ekel erbricht, so oft die Menschheit ihre weltlichen Bestrebungen und Siege unter großen Katastrophen zusammenbrechen sieht, wird die Sehnsucht wach nach solchen Zuständen, die Jesus mit dem Worte „Das Reich Gottes“ bezeichnet hat. Dann wird Freude, was früher zur Last gewesen, dann kommen die Anpassungen, die Wunder, — und Alles geschieht wieder, was der Homunkel hochmüthig abgeleugnet hat.

Jesus hat den Menschen gekannt. Nicht just den von heute oder den damaligen von Palästina, Egypten oder Rom, sondern den Menschen schlechthin. Wir sagen, seine Lehre sei übermenschlich, es sei für den Erdgeborenen unmöglich, daß er sie erfülle, sie verlange zu viel. Und es ist gerade umgekehrt. Entgegen der nimmersatten Civilisation, die ihre Leute verzehrt, verlangt Jesus nichts, als daß der Mensch ein bedürfnißloses, heiteres, unschuldiges Kind sei. Wäre ihm Das nicht möglich im Leben mit Anderen, so sondere er sich ab. Wirkliche Christen werden immer Sonderlinge sein.

Graz. Peter Rosegger.

Eine Harrende.

Von dem Gesicht konnte ich nicht loskommen; immer wieder stahl sich mein Blick hin, auf die Gefahr, für zudringlich und ungezogen gehalten zu werden.

Es giebt schöne Gesichter, die uns nichts sagen... Verzeihung, daß ich die altbackene Wahrheit ausspreche, allein sie wurde mir wieder neu und lebendig, als ich diesen Frauenkopf betrachtete, der, weder schön noch jung, dennoch anziehend wirkte wie ein Räthsel, das man lösen, wie ein Geheimniß, das man ergründen möchte. Das Schicksal hatte diese Züge gezeichnet. Aber nicht äußere Geschehnisse waren darauf eingemeißelt, nur innere, seelische. Das Mädchen war wohl sein ganzes Leben hindurch mehr leidend als thätig gewesen; zum Schaffen bestimmt — ist Das nicht jedes Weib? —, hatten die Verhältnisse es zum Harren und Dulden verurtheilt. Sie erschien wie Jemand, der an einem Strom sitzt: fröhliche Menschen gleiten in Kähnen auf dem blauen, leuchtenden Wasser hin, hart arbeitende Schiffer ziehen auf Flößen vorüber... Am Ufer bleibt sie allein, nicht arbeitend und nicht genießend, ewig nur Zuschauerin. Die Hände im Schoß gefaltet, doch fern von frommer Ergebenheit, starrt sie das Leben an. Halb erregt es ihr Schrecken und Neid, halb Grauen und Bewunderung; vor Allem aber Eins: Sehnsucht, Sehnsucht. Mag es sein, wie es will: es ist doch Leben, Wärme, Bewegung, während sie,

ewig unbetheiligt, immer nur Zuschauerin, am fließenden Strome zu Stein erstarrt. Freilich: ihre Hand blieb fein, von groben Schwielen frei, ihr Auge klar, sinnlicher Leidenschaft fremd. Ihr jungfräulicher Körper ist unberührt, doch ungestilltes Verlangen hat ihn geschwächt und verzehrt. Körper und Geist haben sich nicht ausgelebt ... sie warten, warten auf das Glück ...

Noch immer? Das Mädchen ist ja nicht jung, — verwelkt, ehe es geblüht hatte, müde, ehe es gewandert war.

„Sie starren das Freifräulein von S ... so an! Sehen Sie sie heute zum ersten Male?" fragte eine Stimme neben mir. „Nehmen Sie sich in Acht; es ist gefährlich, sie zu ärgern."

Ich war zusammengezuckt, wie es wohl geschieht, wenn man aus tiefem Sinnen geweckt wird. Ein mir befreundeter Schriftsteller, Dr. Mirman, war in der Gesellschaft, in der wir uns befanden, neben mich getreten und hatte die Worte leise an mich gerichtet.

„Ja, ich sehe die Dame heute zum ersten Male. Selbstverständlich will ich sie nicht erzürnen; sie interessirt mich ja gerade."

„Das kommt daher, daß sie den Typus der vornehmen Frau, des Opfers der Gesellschaft, fast vollkommen darstellt. Was man auch sagen mag: der Katholizismus, besonders so, wie er früher gehandhabt wurde, hat doch seine Berechtigung. Er versteht sich auf die Seelen, auf Das, was der Mensch braucht. Wäre Baronesse Leonie katholisch, so ginge sie wahrscheinlich in ein Kloster, würde den Anweisungen ihres Seelsorgers gehorchen und fände in der strengen Tagesordnung eine Beschäftigung, ja, eine Lebensaufgabe. Sie würde ihren Körper durch frühes Aufstehen und anstrengenden Gottesdienst ermüden und ihren Geist durch Gebete und Formeln einschläfern; sie sähe vor Allem keine Anderen als Solche, die in gleicher Lage wären, sie schaute dem Leben und Genießen nicht zu. Hinter den Klostermauern, im Klostergarten umfinge die Resignation sie mit weichen Armen ... Aber so wartet die Unglückliche, sie weiß vielleicht selbst nicht, worauf. Und wenn es käme, nämlich Das, was sie für das einzige Glück hält, die Ehe, dann würde sie gar nicht den Muth haben, es festzuhalten. Und wie sollte es kommen? Sie ist nicht mehr jung, verblüht und nie schön gewesen, ganz arm und dabei so bitter, so hoffnunglos traurig."

„Aber doch jeder Zoll eine Dame", sagte ich einlenkend.

„Nun ja, natürlich. Vielleicht macht sie dadurch gerade einen so vornehmen Eindruck, weil sie müde, unnatürlich und absprechend ist."

„Oho!"

„Doch, doch. Wäre sie ein unbefangen lustiges, zufriedenes Wesen — es giebt ja auch solche unter den harrenden Frauen —, dann würde sie bei Weitem nicht so distinguirt und interessant scheinen."

„Warum hat sie sich nicht verheirathet?" fragte ich.

„Sie lebte bei ihren alten Eltern, bis diese starben und sie selber alt war. Die Eltern fanden es angenehm, daß sie zu Hause blieb. Baronesse Leonie hatte wohl auch nie Gelegenheit, Herren wirklich kennen zu lernen. Sah sie einmal einen jungen Mann, so war sie stets von einem Kranz altadeliger, die Nasen rümpfender Tanten umgeben, die jeden Freier verscheuchten. Und nun? Sie ist eben arm und verblüht."

„Aber sie verkehrt in den besten Kreisen?“

„Gewiß, man läßt sie nicht fallen. Es ist zwar manchmal den Leuten unbequem, sie einzuladen; man stöhnt: ‚Es sind immer so viel mehr Damen als Herren da. Doch Leonie muß eingeladen werden! Das sind wir ihren Verwandten schuldig und überdies . . . sie redete sich den Mund ab, sie ließe kein gutes Haar an uns, wenn wir es nicht thäten.‘“

Ich lachte: „So furchtsam sind die Leute?“

„Ja,“ entgegnete mein alter Freund, „selbst die Hausherren. Manchmal haben sie vor nichts auf der Welt Angst als vor der üblen Laune ihrer Köchin oder vor der spitzen Zunge eines unvermählten Gesellschafterbstückes wie dieses da.“

„Sie thun der Freiin gewiß Unrecht, Doktor.“

„Vielleicht,“ entgegnete Mirman reuig, „ich kann mich wenig in ein Leben hinein denken, das so blutleer und schattenhaft ist. Man sollte nur Mitleid für sie empfinden.“

„Hat sie kein Talent, keine Beschäftigung? Wie lebt sie?“ forschte ich.

„Sie bezieht aus einer adeligen Stiftung eine kleine Rente und lebt in einer Pension, die wenig kostet, in der sie sich aber durch ihren Namen und ihre scharfe Zunge eine Art Stellung errungen hat. Eine Beschäftigung hat sie nicht, ein Talent noch viel weniger.“

„Mein Gott, welche Existenz! Was thut sie nur den ganzen Tag?“

„Sie steht auf, geht an den Pensionfrühstückstisch, liest die Zeitung, macht Besuche, ißt, schläft . . . und so weiter. Außerdem wird sie eingeladen, überall hin. Die Sorge für ihre Kleidung giebt ihr eine gewisse Beschäftigung; die Toilette soll nach Etwas aussehen und darf doch nicht theuer sein.“

„Und damit begnügt sie sich?“

„Durchaus nicht; sie harrt, harrt. In jeder Saison hofft sie, einen Mann zu finden. Sprechen Sie mit ihr, dann glauben Sie, mit einem Mädchen von siebenzehn Jahren zu reden. Sie giebt die Hoffnung nicht auf. Ich bin überzeugt, wenn sie still für sich in ihrem Stübchen sitzt und die weißen, wohlgepflegten Hände in den Schooß legt, beschäftigt sich ihr Träumen damit, wohin sie ihre Hochzeitreise machen wird. Sie schwankt zwischen Rom und Paris, wette ich.“

„Könnte sie sich nicht bei wohlthätigen Veranstaltungen nützlich machen?“

„Gewiß, aber Das bereitet ihr kein Vergnügen. Es greift sie an, meint sie.“

„Schrecklich!“

„Hatte ich nicht Recht, als ich sagte, daß die Klöster eine vorzügliche Einrichtung waren? Für manche Leute? Die Baronesse würde den Heiland als ihren Bräutigam betrachten und glücklich sein. Es giebt eben Menschen, die . . . doch still, sie sieht uns an, sie kommt auf uns zu. Ich muß bekennen, daß selbst ich, trotz meinem Alter, mich vor ihren Heirathplänen nicht sicher fühle. Seit ich Wittwer geworden bin, starrt sie mich immer ganz eigenthümlich an. Ah . . . Guten Abend, Baronesse!“

Ich zog mich zurück und ließ meinen Freund die Gefahr allein bestehen.

G. von Beaulieu.

Felix Austria.

Geehrter Herr Harden,

Ich vermuthe, daß ich mit den folgenden Darlegungen Ihre Zustimmung nicht finden werde; doch hoffe ich, daß Sie, getreu dem Programm, das Sie für die „Zukunft“ aufgerichtet haben, auch der widersprechenden Meinung das Wort nicht abschneiden werden. Für Sie ist die österreichische Frage eine Frage der auswärtigen Politik und Sie glauben, das bismarckische Erbe zu hüten, wenn Sie gegenüber dem befreundeten Staate das Prinzip der Nichteinmischung beobachten. Mögen Verträge und Freundschaftverhältnisse von den Parlamenten bestätigt und bei fürstlichen Besuchen von der Volksmenge akklamirt werden, so sind doch weder die leicht befriedigten Zuschauer in den Straßen noch die Parlamente die wirklichen Pazifzenten. Es sind andere Potenzen, die da „binden und lösen“, und diese müssen bei guter Stimmung erhalten, in ihren Empfindlichkeiten geschont und in jedem Augenblick von der Sorge freigehalten werden, als wolle man sich zu ihrem kritischen Vormund aufwerfen. Jedermann schließt ein Bündniß zu seinem eigenen Nutzen; und als die deutsche Politik den gasteiner Vertrag und seine Verlängerung schuf, geschah es nicht dieser oder jener Partei, diesem oder jenem Volk in Oesterreich zu Liebe, sondern, weil Deutschland im Ernstfalle die achthunderttausend Mann der österreichischen Armee sich zur Seite wissen wollte. Das war für Ihren großen Fürsten die Hauptsache; und es gehörte die ganze Beschränktheit unserer trübsäligen Leuchten dazu, um es zu verkennen. Sie entsinnen sich des Augenblickes, wo dieses Verkennen und Nichtbegreifenwollen am Stärksten zu Tage trat. Es war, als Fürst Bismarck das Wort von den Herbstzeitlosen sprach. Fehlte doch nicht viel, so hätte man ihn darum für einen Verräther am Deutschthum erklärt. Wollte er um des Theiles willen nicht das mühsam errungene Ganze kompromittiren, so mußte er das auf vorgeschobener Stellung isolirte Detachement sich selbst, der eigenen Klugheit und Ausdauer überlassen. Wenn wir als Gymnasiasten lasen, daß auf den Wink des Feldherrn Freiwillige sich auf einen verlorenen Posten begaben, um ihn zu halten und, wenn es sein mußte, dort auch zu sterben, dann ging uns ein Schauer durch die Glieder und wir ahnten, was Heldenmuth und Heldenpflicht ist; den Wink des Fürsten Bismarck, sein Kommando, das Rath und Bitte zugleich war, haben wir aber nicht verstanden und noch heute verstehen wir Diejenigen nicht, die dem deutschen Volke zurufen, es sei gefährlich, allzu viel Mitgefühl mit der deutschen Sache in Oesterreich an den Tag zu legen, und bei der Wahl zwischen der österreichischen Bundesgenossenschaft und dem Wohlergehen der Deutschen in Oesterreich sei die Bundesgenossenschaft das Wichtigere. Dies, geehrter Herr

Harden, ist ja auch Ihr und der Ihrigen Standpunkt; und ich gebe zu, daß Sie, wenn man die Dinge leidenschaftlos erwägt, richtig rechnen und daß es thöricht ist, von Ihnen mehr zu verlangen, als Sie bieten. Aber wenn es wahr ist, daß Lots Weib zu Grunde ging, weil sie sich dorthin umsah, wo nicht ihr Geschick lag und wenn es darum für Sie angemessen sein mag, die Verhältnisse in Oesterreich nur mit Nüchternheit zu betrachten, so ist es doch für uns nicht möglich, den Schrei der Entrüstung zu ersticken.

Aber freilich kann das Schreien allein nicht helfen. Die Slaven sind in der Ueberzahl, durch zwanzig Jahre ließ die Regirungskunst sich angelegen sein, dieser Ueberzahl auch die Macht in die Hände zu spielen, und die meisten Deutschen schicken sich heute mit tiefer Niedergeschlagenheit in den Gedanken, daß die Umwandlung Oesterreichs in einen slavischen Staat nicht mehr aufzuhalten sei. Würde diese Entwickelung selbst durch starke Retorsionen um fünf oder sechs Jahre aufgehalten: was wäre damit gewonnen? Ihrem Gustav Freytag genügten in seiner Apologie des deutschen Bürgerthumes Männer, wie sein Fink und sein Anton, als Gegengewicht gegen den vordrängenden Polonismus; bei uns träumt nicht einmal mehr der Romandichter von solchen Möglichkeiten. Und wäre es denkbar, daß wir wieder ein willensstarkes deutsches Kabinet bekämen: wo wäre die Konzentration im eigenen Volke, auf die es sich stützen, und die wohlwollende Hand von oben, die es halten würde? Nach einer Spanne Zeit müßte es wieder weichen und der Slavismus, stark durch seine Zahl wie durch die Begünstigung der Hofburg und Roms, bräche mit verdoppelter Kraft wieder hervor. Zuweilen träumt man noch von Ministerveränderungen; aber ob Badeni oder Thun oder ein Anderer: es sind nur untergeordnete Figuren in dem großen Spiel. Sehen Sie doch, was sich seit Badeni ereignet hat. Wurde den Deutschen nicht nachgegeben, stürzte er nicht ihretwegen und mußte Hals über Kopf Wien verlassen, wurde nicht der versöhnlichere, deutschere Gautsch und dann der jetzige Ministerpräsident Graf Thun berufen, der den Czechen schon einmal den Herrn gezeigt hatte und ihnen tief verhaßt war? Und nun: hat er die polnische Erbschaft ausgeschlagen? Keineswegs; er ist weiter gegangen als Badeni. Hatten dessen Sprachenverordnungen das deutsche Böhmen dem Slavismus preisgegeben, so hat Graf Thun mit dem selben Dietrich auch Mähren und Schlesien dem Czechenthum geöffnet. Und hätte er es nicht gethan, so wäre es ein Anderer gewesen. Die Personen können höchstens Denjenigen interessiren, der die Verschiedenheit der politischen Mittel und Methoden studiren will. Etwa wie Graf Badeni das Abenteurerstück Benjowskis wiederholte, der eines Tages von Sibirien nach Madagaskar kam, um dort zu regiren, und wie der plumpe Sarmate, der Verstellung unfähig, am lichten Tag einen Einbruch versuchte, bei dem er den Hals brach; oder wie der aalglatte Gautsch, Pessimist und Ich-Mensch

zugleich, Ministerpräsident wurde, um eben einmal in seinem Leben auch Ministerpräsident gewesen zu sein, und wie er vermied, politische Absichten zu haben, wo er jede Absicht für ruinös ansah, Rathschläge zu geben, wo ihm aller Rath vergeblich schien, und sich an einem Feuer zu verbrennen, das er nicht löschen konnte. Und wußte Graf Thun Rath? Ach nein; aber als der gewiegtere Psycholog wußte er, daß der Schauplatz des Volksaufruhres gegen Badeni Wien gewesen war: Wien, wo alles Feuer nur Strohfeuer ist, wo die Leidenschaften nicht lange vorhalten und das Wichtigste an Interesse und Nervenreiz verliert, wenn es über die Stunde der ersten Erregung hinaus währt. Graf Badeni hatte die Dinge nach Barbarenart mechanisch aufgefaßt und gemeint, daß es leichter sei, ein Gesetzchen als einen zusammenhängenden Komplex von Verfassungsgesetzen zu konfiszieren, — und Das war eine Auffassung, die in Oesterreich nicht ohne Weiteres lächerlich macht. Was aber wirklich absurd und erbitternd war, Das war, daß er die Polizei ins Parlament führte, um eine neue Geschäftsordnung zu oktroyiren, und damit es der Polizei unmöglich würde, noch einmal ins Haus zu gelangen, sperrte nun sein Nachfolger das Haus und begann, ohne Parlament zu regiren. Das war das Novum, das Graf Thun in die Methode der Krankenbehandlung brachte. Und klagt irgendwer über Ungesetzlichkeit? Ist die Verfassung kassirt? Wird contra legem regirt? Keineswegs! Nichts schien ihm auch überflüssiger und schädlicher, als offen zum Absolutismus zurückzukehren, denn eine Aufhebung der Verfassung wegen Unversöhnlichkeit der Parteien im Parlamente wäre, wie er kalkulirte, das offene Geständniß der Unversöhnlichkeit der Völker gewesen. Wenn man sich erinnert, daß es ein Schönererprogramm giebt, daß die Czechen nach Moskau pilgerten, daß Pater Stojalowski — wie vor ihm der ruthenische Pfarrer Naumowicz — mit Rußland in Verbindung steht, daß die Polen mit jedem ihrer Lieder ihre politische Haltung desavouiren und daß unten im Süden die italienische und die serbische Frage lauert: dann wird man die Angst begreifen, die von dem Schritt zurückhielt, der den mühsälig aufrecht erhaltenen Schein einer Einigkeit der Völker in kardinalen Staatsfragen zerrissen und Europa den Beweis erbracht hätte, daß Oesterreich nur noch mit künstlichen Klammern zusammengehalten sei. Darum versagten sich die absolutistischen Neigungen ihre letzte und sichtbarste Befriedigung, obgleich die Aufregung in der Bevölkerung längst wieder erloschen und Alles eher denn eine Wiederkehr der Straßendemonstrationen zu befürchten war. Und war denn überhaupt dieses letzte drastische Mittel nöthig? Gab es keins, das den Absolutismus zuließ und das den gehaßten Namen vermied, das das Parlament bei Seite schob, ohne es zu töten, und das den Obstruktionstürmen ein Ende machte, dieser täglichen Ausstellung unserer Wunden auf einer Schaubühne, auf der nun auch schon physisch Volk mit Volk in der

Person seiner Vertreter auf einander los zu schlagen begonnen hatte? Gab es kein solches Mittel? O ja, da stand der Paragraph 14 in der Verfassung: eine Waffe aus dem Staatsgrundgesetz gegen das Staatsgrundgesetz! In all ihrer professoralen Weisheit hatten nämlich die Gesetzgeber des Jahres 1867 auch den Fall ins Auge gefaßt, daß es nothwendig werden könnte, in Abwesenheit des Reichsrathes unaufschiebbar Verfügungen zu treffen, auch solche, die sonst nur der Legislative vorbehalten sind; und für solche dringende Fälle ward der Regirung das Recht gegeben, unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten und gegen nachträgliche Idemnität Verordnungen zu erlassen: also zu thun, was sie auch thun würde und thun müßte, wenn ihr das Recht dazu nicht ausdrücklich zugesprochen wäre. Denn wenn etwa in Abwesenheit des Reichrathes die Pest oder die Cholera ausbricht oder wenn in Abwesenheit des Reichsrathes Laibach durch ein Erdbeben in Trümmer gelegt wird und durch Hochwässer in den Alpen Tausende von Menschen ruinirt werden: zweifelt man, daß die Regirung auch ohne spezielle gesetzliche Autorisation Gelder für die Nothleidenden flüssig machen darf? Ja, wäre es nicht die äußerste Pflichtverletzung, wenn eine der ausdrücklichen Autorisation des Paragraphen 14 entbehrende Regirung die nöthige sofortige Hilfe in solchen Fällen aus dem Grunde verweigerte, weil die Verfassung darüber schwiege? Was Paragraph 14 bestimmt, ist also von selbst in dem Begriffe der Regirungsgewalt und ihrer Pflichten enthalten und es war mithin der reine Pickwick-Paragraph; denn ganz so votirten die berühmten Pickwickier ihrem Vorsitzenden das Recht, Briefe zu schreiben und Briefmarken darauf zu kleben. So war denn der Paragraph 14 der selbstverständlichste und überflüssigste Paragraph der Verfassung und er führte durch mehr als dreißig Jahre ein von Ueberschwemmten gesegnetes, herzlich unpolitisches Dasein, bis Graf Thun kam und — nicht einmal mit viel Raffinement — aus dem Nothhäkchen einen Haken machte, an dem er, ob formell anfechtbar oder nicht, das Parlament im eigenen Hause mitsammt der Verfassung aufhing. Um was handelte es sich? Einfach darum, aus dem anwesenden Parlamente, wenn es nicht zu einigen war, ein abwesendes zu machen: und wie leicht geht Das! Man nimmt ihm nichts von seinem Rechten, nennt es weiter „Hohes Haus“ und unterbreitet ihm Gesetzesvorlagen; mag es sie nicht, dann wird es beurlaubt und die Vorlagen treten auf Grund des § 14 in Kraft. Dann wird nach einiger Zeit, wenn das Gesetz es will, das Haus wieder versammelt und die Ratifikation verlangt; alsdann neue Beurlaubung und Verlängerung der Giltigkeitdauer der „Kaiserlichen Verordnung“. Und auf diesem Nothkarren, der Abhilfe für dringendste Augenblicksbedürfnisse bringen und, so zu sagen, Mundvorrath für die Armen und Elenden herbeischleppen sollte, sitzt also jetzt der ganze Staatsorganismus mitsammt allen Ansprüchen seiner Existenz als Passagier.

Ob es nicht trotz allen Bedenken würdiger gewesen wäre, der Krone zu einem offenen Vorgehen zu rathen? Man wendet noch ein, daß Ungarn sich im Jahre 1867 ausbedungen und im Ausgleichsinstrument es bindend stipulirt habe, Oesterreich dürfe nur verfassungmäßig regirt werden. Allein die Ungarn sind seitdem davon zurückgekommen, dieser Klausel einen imperativen Charakter beizulegen. Was sie damit gethan haben und zu welchen Folgen Das für sie führen kann, ist eine andere Frage; die Zukunft wird entscheiden, ob es politisch war, dem entwaffneten Todfeind um materieller Vortheile willen die Möglichkeit zu geben, sich wieder zu erheben und neu zu bewaffnen. Aber genug: sie, die durch jene Bestimmung einer absolutistischen Kamarilla in Wien für immer den Boden entziehen wollten, sie, die damit implicite sich selbst das Wort gaben, mit keinem Anderen als einem verfassungmäßig regirten Oesterreich Gemeinschaft zu halten, sie, die so oft schon mit Separation gedroht hatten, falls diesseits der Leitha die Verfassung angetastet werden würde: jetzt ließen sie sich von Wien aus zu „praktischer Politik“ bekehren; und schon Badenis Pläne wurden von Ungarn aus eifrig gefördert, als Banffy den unnachgiebigen Deutschen unablässig drohte, daß Ungarn im Nothfall auch mit einem nichtparlamentarischen Oesterreich das Ausgleichsgeschäft erledigen würde. Und eben so steht es, nachdem Banffy gestürzt worden ist. Auch dem Grafen Apponyi bangt nicht mehr vor der Wiederkehr einer Kamarilla-Herrschaft in Cisleithanien, auch Koloman und Stephan Tisza sind „praktische Naturen“, denen das wirthschaftliche Moment wichtiger ist als eine große politische Tradition und Maxime, und Herr von Szell wird, wenn es sein muß, mit jedem wie immer gearteten Oesterreich abschließen, ob nun in Form eines von den beiden Parlamenten sanktionirten Ausgleichs oder in Form einer Reihe von Provisorien oder einer Anzahl von Zoll- und Handelsverträgen, wie man sie mit einer auswärtigen Macht eingeht. Was beweist Das? Daß Ungarn zu haben ist und zu haben war und daß es nicht wahr ist, man habe in Wien aus Rücksicht auf Ungarns Pedanterie zu dem formellen Auskunftmittel des § 14 greifen müssen. Nein, es ließen sich der Krone auch andere Mittel anrathen, sehr viel ehrlichere und würdigere Mittel. Fürst Bismarck sagte es — und es ist wahr —, daß der Kaiser eine außerordentliche Autorität in seinen Landen hat und daß man auch außerhalb unserer Grenzpfähle auf ihn ein besonderes Vertrauen setzt. Wie nun, wenn einige Monate nach Badenis Sturz und nach wiederholt geführtem Beweise, daß das Parlament keiner Aktion fähig ist, eine Kundgebung des Kaisers erschienen wäre, die dargelegt hätte, was die Parteienwuth aus dem Reiche gemacht hat, und daß der um die Freiheiten und verfassungmäßigen Rechte des Volkes besorgte Fürst dadurch genöthigt worden sei, alle Gewalt wieder an sich zu ziehen, bis die Völker einsehen würden, was jedes durch den Hader mit dem

anderen an sich selbst gesündigt habe? Es bedarf keiner Versicherung, daß mich persönlich als konstitutionell gesinnten Bürger schon der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit mit Trauer erfüllt. Aber Jedermann hätte in der gegenwärtigen Situation begriffen, daß eine von dem Fürsten so motivirte Diktatur keine Befriedigung absolutistischer Gelüste sei und daß sie kein anderes Ziel verfolge als das, rasch zu enden. Im Auslande aber hätte ein Staat nur an Achtung gewinnen können, dessen Unterthanen durch den gefährlichsten Schritt, den ein Monarch thun kann, in ihrem Vertrauen zu ihm nicht erschüttert, sondern befestigt worden wären. Allein natürlich hätten die Berather der Krone auch fähig sein müssen, solche Akte der Großherzigkeit in ihren politischen Wirkungen zu begreifen; auch hätten diese Räthe nicht im Voraus von einer besonderen Sympathie für den einen und einer eben solchen Antipathie gegen den anderen Streittheil beseelt sein müssen; und endlich hätte ein solches Beginnen, wenn es nicht die schöne Einkleidung eines verbrecherischen Unrechts werden sollte, eine bei uns gänzlich unbekannte Fortsetzung verlangt. Da den verbitterten Nationen der wechselseitige Haß tief im Blute sitzt und das Ansehen jedes Anderen Dem gegenüber ohnmächtig ist, hätte der Monarch in eigener Person das Friedenswerk übernehmen müssen. Es giebt kaiserliche Sitze in Böhmen; brächte der Fürst dort, wie bisher in Gödöllö und Ischl, einen Theil des Jahres zu und versuchte geduldig und langmüthig, durch Störrigkeit, Trotz und Widerspruch weder erzürnt noch abgeschreckt, selbst der Verkünder seines Versöhnungsgedankens zu sein und überall mit der selben Beharrlichkeit auf die Parteiführer und ihre Gefolgschaften, ja, auf die Kleinen und die Kleinsten im Volke zu wirken: der Ueberredungsgabe seiner Autorität und seiner weißen Haare gelänge es vielleicht, die in Wuth verhärteten Gemüther rechts und links zu erweichen und die Streitenden zusammenzuführen ... Aber solche Gedanken werden hier, in dem Lande des Kleinmuthes, verlacht und höhnisch in die Kinderfibel verwiesen; deshalb verkroch man sich lieber hinter den § 14, mit dem jetzt Oesterreich regirt wird. Und während seiner Herrschaft werden Besuche bald mit dem liberalen Herrn von Chlumecky, bald mit dem prager Herrn Schlesinger ausgetauscht, — nur, damit es aussehe, als ob man noch mit den Deutschen ernstlich verhandle und damit das naive Ausland glaube, es stände bei uns noch nicht so schlecht. Denn wo Verhandlungen gepflogen werden, da zerschlägt man einander wenigstens noch nicht die Köpfe; und so lange man an einem Tisch sitzt, scheint eine Versöhnung immer noch denkbar.

Und was sagt die Bevölkerung dazu? Thörichte Frage! Die slavische ist zufrieden und die deutsche ist ohnmächtig. Erwartet das Slaventhum doch geradezu von dieser Politik, daß sie ihre Absichten krönt, und sieht schon das wiener Parlament zertrümmert. Vor zwanzig Jahren betrat Graf

Taaffe den Weg der Schachergeschäfte mit den Slaven; aber damals standen die Czechen noch schüchtern an der Thür und Graf Taaffe war Diplomat genug, ihnen den Wiedereintritt in das Parlament und ihre Abstimmungen nicht gleich voll zu vergüten, sondern von Fall zu Fall in kleiner Münze zu lohnen. Diese Klugheit, sie immer bei Appetit zu erhalten, erstarb mit ihm, und womit er sie stückweise durch Jahrzehnte geködert und gefüttert hätte, Das wurde ihnen eines Tages in einem einzigen großen Kloß verabreicht, — und seitdem giebt man ihnen noch täglich mehr. Sie hatten unter Badeni im Justizministerium den ihnen freundlichen Grafen Gleispach; als Badeni fiel, wurde Gleispach zur Leitung der steirischen Gerichte berufen und slovenisirt jetzt Südsteiermark. Unter Badeni ergingen die Sprachenverordnungen für Böhmen, nach ihm wurden sie auf Schlesien ausgedehnt. Unter Badeni hatte der Oberste Gerichtshof die Einschmuggelung des Czechischen in die geschlossenenen deutschen Sprachgebiete als illegal zurückgewiesen und unter Thun trat der Czeche Habietinek, Minister im Kabinet Hohenwart, an die Spitze des Obersten Gerichtshofes, der die frühere Entscheidung umstieß und die Sprachenverordnungen für giltig erklärte. Ein unbekannter Gerichtsrath ersann eine passende Motivirung — er verfiel auf ein Reskript Kaiser Ferdinands aus dem Jahre 1848! — und wurde dafür Vizepräsident des prager Oberlandesgerichtes. Und noch andere, eben so sprechende Thatsachen! Der polnische Bauer Potoczek war der Erste, der in den Stürmen unter Badeni mit der Faust auf das Haupt eines deutschen Abgeordneten dreinschmetterte; unter dem neuen Regime schlug Graf Thun Herrn Potoczek für das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone vor. Herr Abrahamowicz war der Präsident, der unter Badeni dem Parlament die gescheiterte Geschäftsordnung oktroyiren wollte und die Polizei herbeirief: jetzt wurde er Geheimrath und Excellenz. So werden die Czechen, wird Alles, was zu ihnen hält, begünstigt. Naturgemäß bleiben die autonomen staatlichen und städtischen Behörden nicht zurück. Bei Offertausschreibungen bevorzugen sie in Böhmen den czechischen Lieferanten, bei hundert Darlehnskassen den czechischen Gewerbetreibenden, Landwirth und Fabrikanten, — warum sollte also der Czeche mit dieser Politik nicht zufrieden sein? Für den Deutschen aber ist unter solchen Umständen zu dem Schmerz über den Untergang des alten Charakters des Gesammtstaates ein neues Leid hinzugetreten: die Existenzsorge beginnt ihn zu quälen. Früher war er überall im Reiche lebens- und heimathberechtigt; nach einander gingen ihm Ungarn und Polen verloren und jetzt steht die Freizügigkeit für ihn überhaupt nur noch auf dem Papier. Wenn selbst der Deutschböhme sich mit dem Czechischen befreunden wollte: für den wiener, den tiroler, den steirischen Deutschen wird Böhmen ein verschlossenes Land. Und wenn der Deutschböhme trotz der Kenntniß des Czechischen in seinem Lande hungert: nach Süd-

steiermark, Krain, Triest, Südtirol kann er nicht wandern, weil es ihm an der Kenntniß des Slovenischen, Italienischen, Kroatischen fehlt. So bleibt Jeder an seine eigene Scholle gebunden und leider wird diese nicht in der Provinz allein, sondern auch hier in Wien schon zu eng, um all die vielen Brot Heischenden zu ernähren. Aerzte, Advokaten, Techniker, Lehrer der verschiedenen Grade, wohin mit ihnen? Hinab ins Proletariat!

Muß man noch vollständiger sein, an den sonstigen wirthschaftlichen Zustand, an die geistige Verfassung hier erinnern, an den Klerikalismus, der wieder an der Herrschaft ist, und an die Führerlosigkeit, die Rathlosigkeit, die unsägliche Zerrissenheit der Deutschen? Der politische Diagnostiker wird leicht darzulegen vermögen, daß Dies die natürliche Folgen früherer politischer Verschuldungen sind. Zugegeben. Aber was beweist Das? Ist die Lage darum eine bessere, wenn uns die Wurzeln bekannt sind, aus denen die Krankheit stammt?

Wien. Michel von Wien.

Kämpfender und passiver Realismus.

Arne Garborg hat einmal die Kunst den freien Ausdruck der Menschenseele genannt: selbst „kranke“ Lieder singe sie mit unbestreitbarem Rechte; wenn die Zeit krank sei, so müsse sie auch kranke Lieder singen. Zeigt sie selbst die Anzeichen von mißmuthiger Enttäuschung und von Verfall, so trete Das in der Literatur zu Tage, — müsse zu Tage treten.

Ich antwortete darauf, wenn die Zeit krank wäre, dann müßten wir Alle bis auf den letzten Mann gegen die Krankheit kämpfen, und wenn die geistige Seuche der Zeit in der Dichtung hervortrete, dann müßten wir sie gerade hier mit aller Macht angreifen.

Die Psychologie lehrt, daß in der Regel jede Vorstellung mit einem Element des Wollens verbunden ist. Der menschliche Gedanke ist seinem Ursprunge nach nicht passiv beschaulich. Wie Pallas Athene springt er gerüstet aus dem Hirn hervor, wenn auch nicht gleich ihr in voller Rüstung geboren.

Der Verfall oder das sogenannte Dekadente in einem großen Theil der modernen Literatur besteht meiner Meinung nach hauptsächlich darin, daß die Dichter versucht haben, den Gedanken zu entwaffnen, versucht haben, eine unkriegerische und waffenlose Vorstellung des Lebens einzuführen. „Nous sommes et nous resterons des bêtes, et l'instinct nous domine“, sagte Guy de Maupassant. Und Das ist das Motto für Alle, die den menschlichen Gedanken in

ihren Dichtungen stillschweigend oder gar mit lauter Stimme seiner Souverainetät entsetzten. „Laster und Tugend sind eben so natürliche Produkte wie Vitriol und Zucker.“ „Im Reiche der Natur giebt es keinen Schmutz.“ „Es giebt nur ein vollkommenes Wesen und Das ist die Natur.“ „Ihr Widerstand zu leisten oder sich über sie zu beklagen, wäre kindisch und thöricht.“ So hatte sich einst Taine geäußert. Zola legt seinem Dr. Pascal die Worte in den Mund: „Ich fange an, zu glauben, daß es am Gesündesten ist, der natürlichen Entwickelung ihren Lauf zu lassen... Kann es ein löbliches Beginnen sein, die Natur verbessern, in ihr Werk eingreifen, ihre Absichten durchkreuzen zu wollen?“

Solche Anschauungweise mußte auch dem artistischen Wahn besonders willkommen sein, den Arbeiten und Kämpfen der bürgerlichen Gesellschaft fern zu bleiben, sich über den ganzen „menschlichen Ameisenhaufen“ zu erheben, die Perspektive zu genießen und sich an die artistische Wirkung der angeschauten Vorgänge zu halten. Man denke an den Helden in Ibsens prächtigem Gedicht „Paa Vidderne“ (Auf Hochgebirgsweiten).

Der Realismus, der die Uebel des Lebens nur konstatiren und anschaulich schildern will, beruht auf einer Abschwächung der Kampflust gegen das Kranke. Er unternimmt eine Reinkultur von Wirklichkeitbildern, die, so weit irgend möglich, von dem normalen Willenselement der Vorstellungen befreit sein sollen. Was von Kampflust übrig bleibt, richtet sich nicht gegen die moralischen Krankheiten, sondern gegen das Nicht-Künstlerische.

Eben so wie der selbe Luftdruck in unseren Zimmern herrscht wie draußen im Freien, so pflegt meistens in der Literaturkritik sich die selbe Richtung geltend zu machen wie in der Literatur selbst. Daher Flaubert: „Man muß Literaturkritik ohne jede moralische Vorstellung ausüben.“ Er wollte, wie Taine, daß die Kunstkritik sich die Naturwissenschaft zum Vorbild nähme. „Wenn man eine Zeit lang den menschlichen Geist und seine Schöpfungen mit eben der Unparteilichkeit behandelt haben wird, mit der man in der Naturwissenschaft die Materie studirt, so wird man einen gewaltigen Fortschritt zu verzeichnen haben. Das ist das einzige Mittel, das der Menschheit ermöglicht, sich ein Wenig über sich selbst zu erheben.“ Der französische Naturalismus, der einen so großen Einfluß auf die Meisten unserer Autoren und Kritiker gehabt hat, stützte sich also auf die Illusion, daß es ganz besonders „naturwissenschaftlich“ wäre, eben so unparteiisch auf das Menschenleben zu sehen wie auf die physischen Phänomene. Aber auch der Naturforscher hat von je her Partei ergriffen, nämlich die Partei des Menschen, und versucht, die Naturkräfte zu bezwingen. Von je her hat die Naturwissenschaft Krieg geführt, so unausgesetzt, wie die Römer einst mit den Barbaren. Nur daß der Krieg der Naturwissenschaft unendlich größer und schöner gewesen ist, — der gewaltigste Eroberungskrieg der Geschichte.

Nichts ist belehrender, als daß selbst in Frankreich wissenschaftliche Kämpfer wie Pasteur und Genossen zu gleicher Zeit mit Zola und Maupassant lebten.

Zola berief sich auf Claude Bernard, den Begründer der experimentalen Medizin. Aber gerade Claude Bernard sagt: „Die aktive Rolle der experimentalen Wissenschaft bleibt nicht bei den physisch-chemischen und physiologischen Wissenschaften stehen; sie erstreckt sich auch über die historischen und moralischen Wissenschaften. Man ist zur Einsicht gelangt, daß es nicht genügt, dem Guten

und Bösen gegenüber unbetheiligter Zuschauer zu bleiben . . . Die moderne Moral erstrebt eine bedeutendere Rolle: sie forscht nach den Ursachen, sucht sie zu erklären und auf sie einzuwirken; sie will mit einem Wort das Gute und das Böse beherrschen, das Eine hervorrufen und entwickeln und das Andere bekämpfen, um es auszurotten.“ Die Streitbarkeit und das Siegesbewußtsein der modernen Naturwissenschaft wehen uns aus diesen Worten entgegen.

Wollen wir eine Dichtung, die der Naturgeschichte des Lebenden entspricht, so muß sie eine Kampfesdichtung sein. Es ist unnatürlich, wenn der Dichter versucht, neutraler Zuschauer zu bleiben. Die Kunst kann sich nicht vom Leben fernhalten, also auch nicht vom Kampf um das Leben und eben so wenig von der Moral, die einen wesentlichen Theil unseres Kampfes um das Leben ausmacht. Die Künstler müssen einen Platz unter dem Militäradel der Neuzeit fordern; denn sie haben den Adel und die Pflichten der Begabung. Sie müssen in den gewaltigen unblutigen Krieg der Gegenwart ziehen, in dem schon die Gedanken Geschosse sind, die weit tiefer eindringen als das harte Metall.

Die Naturwissenschaft hat uns neue, großartige Perspektiven in das unendlich Große und in das unendlich Kleine eröffnet. Früher wußten die Menschen nicht, daß sie im Verhältniß zu den gewaltigen Räumen und Zeiten der Natur nur Eintagsfliegen oder flüchtige Flocken sind. Als es galt, den Erdkörper abzukühlen und bewohnbar zu machen oder lebende Wesen von mehr und mehr zusammengesetzter Art zu erzeugen, eilte die Natur nicht. Ihre unbewußten Kräfte werden ja nimmer müde, während wir schon ermatten, wenn wir nur an den unfaßbar großen und langsamen Prozeß der Entwickelung denken.

Die Mehrzahl der nervösen Menschen unseres Jahrhunderts wurde durch diese kolossale Zeitverschwendung der Natur und durch ihren nach allen Richtungen hin verschwenderischen Haushalt völlig verwirrt. Wenn die Erde zur Wohnstätte für die Menschen bestimmt war, wozu dann alle die anderen Thierarten? Die Unmenge von Pflanzen ließe sich eher erklären. Sie gehören ja mit zur Ausschmückung unserer Wohnstätte und sammeln auch Sonnenwärme für uns auf, haben sie sogar in unterirdischen Kellern für uns aufgespeichert. Das können wir uns also gefallen lassen. Allein was soll dieser Haufe von Thieren, die uns eine Menge von Beschwerden verursachen und leben wollen wie wir selbst?

Je mehr die Naturwissenschaft über die Natur siegte, desto größer wurde die Zahl neuer Feinde, die vor unseren Blicken auftauchten. Ob es eigentlich einen Zweck haben konnte, gegen die Natur zu kämpfen? Ob uns überhaupt die Erde gehört? Schon lange, ehe wir zum Tisch des Lebens geladen wurden, sind so unendlich viele andere Gäste gebeten worden. Die Natur ist gastfrei und führt ein großes Haus; aber man kann sich nicht so leicht bei ihr heimisch fühlen. Ob sie nicht doch vielleicht zu Viele eingeladen hat?

Es ist mehr als zweifelhaft, ob wir an Noahs Stelle Exemplare von allen erreichbaren Lebewesen auf die neue, gereinigte Erde mit hinüber genommen hätten: aber nun sind sie einmal da und wir müssen mit ihnen auskommen, so gut es eben geht. Vielleicht ist es das Beste, die Natur für das Ganze sorgen zu lassen und uns nicht zu viel einzumischen. Das waren drückende Gedanken. Vielen verschaffte es Erleichterung, die Natur noch größer zu machen, als sie in Wirklichkeit ist, und den unbewußten Naturkräften Etwas von der

Geschlossenheit und dem Zusammenwirken des menschlichen Organismus zu leihen. Man erneuerte den alten Gedanken, daß die Natur ein großes, allwirkendes Wesen sei. Eine einzige gewaltige Maschine, an der wir Menschen nur als ganz kleine Rädchen oder vielleicht auch nur als empfindliche Zeiger oder Schlagwerke fungiren. Unser Gefühl und unser Bewußtsein registriren einen Theil Dessen, was in der Natur vorgeht, ohne doch entscheidenden Einfluß zu besitzen. Der Gedanke ist ein passiver Zuschauer. Die Naturwissenschaft trägt jedenfalls indirekt zum Theil Schuld daran, daß die halb mythologische Auffassung, die die alten Stoiker von der Natur hatten, wieder auftauchte. Der große Gedanke von der Einheit der Natur ist von je her mystischen Verzerrungen ausgesetzt gewesen. Hinzu kam, daß wirkliche Naturforscher von Rang, so z. B. Huxley, hin und wieder Behauptungen aufstellten, wie: „Das Bewußtsein der Thiere ist eben so wenig im Stande, ihren körperlichen Mechanismus zu modifiziren, wie die Dampfpfeife auf die Bewegung der Lokomotive einzuwirken vermag" und: „Die Seele steht zum Körper im selben Verhältniß wie das Schlagwerk einer Uhr zu deren gesammtem Mechanismus. Wir sind bewußte Automaten." Aber wozu haben wir Bewußtsein, wenn die Natur selbst nur ein gefühlloses Uhrwerk ist? Weshalb sollen wir mit unseren Schmerzensrufen Alarm schlagen, wenn dies Läuten keinen Werth hat? Weshalb soll unser Bewußtsein Etwas registriren, wenn unsere Gedanken nicht dazu dienen, den Gang der Maschine zu kontroliren?

Ja, sagte man, unser Bewußtsein ist nur eine Laune der Natur, ein Zufall, un accident heureux, ein glänzender Luxus. Der menschliche Gedanke wurde für diesen mythologischen Determinismus etwas Abnormes. Renan und Andere meinten, unser Bewußsein sei eine krankhafte Erscheinung, eine Gehirnkrankheit. Die Natur habe nicht gewollt, daß wir irgend Etwas fühlen sollten, weder Freude noch Schmerz. „Wie die Perle nur eine Krankheit der Perlmuschel ist, so ist auch das Bewußtsein (oder die Seele) in unserem Inneren eine Krankheit: die Perle der Natur." So sprach Renan mit volltönender Stimme. Also unsere Mutter, die Natur, war eine dumme, kranke Muschel und unser Gefühl, unser Gedanke ist ein prachtvoller Abszeß.

Der menschliche Gedanke mit all seinen Sehergaben sollte nicht viel mehr sein als die großen Feueraugen der Lokomotive, nicht im Stande sein, die Maschine vorwärts zu bewegen oder anzuhalten, nicht die Macht besitzen, einen Zusammenstoß oder eine Entgleisung zu verhüten! Und doch lehrt die Erfahrung, daß es weder einen Gedanken noch eine Vorstellung ohne bewegende Kraft giebt. Der Gedanke ist mit physisch bewegender Kraft unlösbar verbunden, obgleich diese auch durch eine andere Kraft neutralisirt werden kann, die mit anderen Vorstellungen verknüpft ist. Wäre die unbewußte Kraft einzig ausschlaggebend und unser Bewußtsein nur ein Schatten, so würde es ein schädlicher Luxus sein. Könnte das Gehirn das Ganze eben so gut ohne Bewußtsein verrichten, so sind wir anzunehmen genöthigt, daß das Bewußtsein gleich einer anderen Krankheit — Perle oder Nichtperle — längst aus dem Organismus ausgestoßen worden wäre. Im Kampf ums Dasein muß das Bewußtsein entweder nützlich oder schädlich gewesen sein. Jedes Organ und alle Theile eines solchen, die keinen Nutzen bringen, sind auf die Dauer schädlich und verschwinden mit der Zeit, wenn auch langsam. Aber das thierische Bewußtsein hat mehr und mehr zu-

genommen*). Und diesem Bewußtsein hat es der Mensch zu verdanken, daß er die Hegemonie über alle anderen Bewohner des Erdballs erlangt hat.

Wäre das Denkorgan unnütz, besäße es keine wirksame Kraft, so würde es auf der Hand liegen, es allenfalls mit dem Schwanzwirbel zu vergleichen, der bekanntlich den untersten Theil des Rückgrates bildet.

Es wird angenommen, daß zur selben Zeit, wo die Vorderbeine sich zu Armen gestalteten, der Schwanz überflüssig und unnütz, folglich auch schädlich wurde. Für diejenigen Geschöpfe, die aufrecht gingen, war es nicht angenehm, auf diesem Anhängsel zu sitzen oder mit ihm zu fallen, — und er verschwand bis auf das übrig gebliebene rudimentäre Gebilde.

Aber das Bewußtsein ist ein Antipode des Schwanzes. Es wohnt in der Hirnschale, die die Krone des Rückgrates darstellt und immer mehr erweitert und zur Wohnstätte für eine immer größere Anzahl von Gedanken geworden ist. Die Entwickelungsgeschichte zeigt, daß das Gehirn beinahe in dem selben Maße wuchs, in dem der Schwanz abnahm. Sicher ist das Gehirn dadurch gewachsen, daß der Gedanke einen immer größeren und feiner zusammengesetzten Apparat zur Leitung der Glieder nöthig hatte und daß er gleichzeitig eine immer größere Zahl der ihn umgebenden Naturkräfte sich unterwarf.

Wenn also die Natur — um die bequeme Personifikation beizubehalten — an der Zunahme der Denkfähigkeit mit einer so hartnäckigen Ausdauer während Hunderttausender von Jahren gearbeitet hat, von dem Aufdämmern der ersten Empfindung bei den niedrigsten Thierarten bis zur höchsten Stufe des heutigen Bewußtseins, so ist es unmöglich, sich Das als einen fortschreitenden Krankheitprozeß vorzustellen. Eben so wie sich Renan persönlich als reichen Erben einer ganzen Reihe von Ahnen fühlen konnte, die Geisteskraft erspart und aufgespeichert hatten, damit er eine gewaltige Summe auf einmal verausgaben konnte, so können wir Alle uns als Erben fühlen, für die die Natur Tausende und Abertausende von Jahren hindurch gesammelt hat. Für uns sind, dank einer genialen Zusammensetzung, die Kräfte der unbewußten Natur zu Gefühl und Gedanken geworden. Wir gehören zu den Gästen, die zu allerletzt gekommen sind; aber es wurde uns doch der Ehrenplatz eingeräumt. Der vornehmste Gast kommt immer zuletzt; und Das ist vielleicht ganz in der Ordnung.

Unsere Seele ist nur ein kleiner Tropfen. Aber sie kann Sonne und Sterne widerspiegeln. Die Natur weiß nicht, wie groß sie ist. Aber wir wissen es. So etwa sprach Pascal. Die Natur wußte es nicht, bevor wir kamen. Wir sind ihr scharfes Auge hier auf diesem Himmelskörper. Ehe wir kamen, tappten ihre großen Kräfte im Finstern umher, stießen zusammen und hinderten einander. Der Gedanke hat die Gabe, die Kräfte zusammen wirken zu lassen. Seine Hauptkraft besteht darin, zu verbinden, zu „assoziiren". Wir lösen Verbindungen nur auf, um sie besser zu knüpfen. Wir zwingen die Kräfte der Natur, harmonisch für uns zusammenzuklingen. Das Endziel aller Ideale ist die Harmonie zwischen den menschlichen Kräften und allen übrigen Kräften in der Natur. Unser Organismus ist in gewisser Beziehung eine Maschine, in der der Maschinist

*) Diesen Gedankengang hat William James in seinen „Principles of Psychology" überzeugend entwickelt.

wohnt, — im Wesentlichen eine Idealisirungmaschine. Wir sind da, um die Natur zu idealisiren. Der Gedanke ist unser Versuchslaboratorium. Hier werden die Dinge zuerst umgeformt und verbessert; später draußen in der äußeren Wirklichkeit. Der Gedanke ist die umgestaltende Macht.

Man hat die ganze Natur mit einer Maschine verglichen. Aber Maschinen sind ja das Werk des menschlichen Gedankens. Nichts beweist Das besser, als daß selbst die Physik nicht aufhören kann, die Natur zu idealisiren, und zwar gerade durch richtiges und realistisches Denken. Die Maschine ist ein Stück menschlich geschaffener Natur. Eine Dampfmaschine im Betrieb ist eine Verbindung unbewußter Stoffe, die von einem menschlichen Gedanken geleitet wird. Feuer und Wasser, die man sich früher als Erbfeinde dachte, wirken vereint, um eine junge, elastische Kraft zu erzeugen, die beide Eltern übertrifft und mit geringer menschlicher Unterstützung übermenschliche Arbeit verrichtet. Aehnlich ist es in der Botanik, die unausgesetzt eine Menge Pflanzen idealisirt, vereinfacht und variirt. Die Zoologie kann nicht davon absehen, die für uns nützlichsten Thierarten und im Laufe der Zeit hoffentlich uns selbst zu idealisiren. Die Hausthiere werden kräftiger und schöner durch künstliche Auswahl und sorgfältige Züchtung. Und endlich verlangt die Wissenschaft, daß wir mit uns selbst experimentiren sollen, wenn auch nicht gerade auf die selbe Weise wie mit den Hausthieren, die unsere Sklaven sind. Die Wissenschaft vom Menschen wird mehr und mehr praktisch und drängt zur Entwickelung einer höheren Menschenrasse.

Die unbewußte Natur hat Fehler begangen, die wir vermeiden können. Der Gedanke erhellt unseren Weg wie die beiden Feueraugen der Lokomotive, nur mit dem Unterschied, daß die Feueraugen des Gedankens zugleich die Maschine leiten und sogar ihre Fahrgeschwindigkeit erhöhen. Ja, der Gedanke wird schließlich der alleinige Maschinist.

Die verhältnißmäßig passiv beschauende Dichtung steht im Zusammenhang mit der Unterwerfung unter die Allmacht der nicht-menschlichen Natur. In diesem Sinne verdient sie den Namen „Naturalismus“. Aber diese Kunst verkennt die Kraft des menschlichen Gedankens. Deshalb mußte sich ihr Dichtergedanke damit begnügen, die Rolle des passiven Zuschauers zu spielen, und deshalb wurden ihre Gestalten willensschwach, theilweise sogar „moralische Idioten“, ohne normale Kampflust gegen das Krankhafte.

Einem neuen Glauben wird eine neue aktive, vorwärts stürmende Kunst folgen. Der Dichter wird sich nicht mehr darauf beschränken, Thatsachen zu reproduziren, sondern selbst neue Thatsachen produziren und durch das Studium Dessen, was bereits vorhanden ist, Dasjenige schaffen, was vorhanden sein sollte.

Die Naturwissenschaft hat uns gelehrt, daß die große Zeit der Schöpfung noch nicht vorüber ist. Die Schöpfung geht heute vor sich wie zur Urzeit. Die Welt ist jung und reich an noch unerschlossenen Lebensformen und der menschliche Gedanke wird mehr und mehr dazu befähigt sein, am Werke der Schöpfung thätigen Antheil zu nehmen. Der Naturalismus hat tiefe Wurzeln geschlagen. Aber eine neue Idealkunst, ein neuer Humanismus wird aus dem Glauben an die schöpferische Kraft des menschlichen Gedankens erblühen.

Dr. Christian Collin,
Dozent an der Universität Christiania.

Selbstanzeigen.

Kirchenglaube und Vernunftreligion oder Christenthum Christi. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von J. G. Findel. Preis geh. 1,20 Mark.

Diese Schrift, die nach zwölf Jahren in zweiter Auflage erscheint, bestätigt in eingehender Darlegung Moltkes Ausspruch, daß das erziehliche und religiöse Element in allen Religionen die Moral ist. Sie geht aber noch einen Schritt weiter und versucht den Nachweis, daß Jesus selbst nicht Glaubens-, sondern Sittenlehrer war, daß das Christenthum Christi keine Dogmen aufstellt und daß alle kirchliche Dogmatik auf Mythologie hinausläuft.

Indem sie die Begriffe Religion und Glauben scheidet, die Mission Jesu darlegt und wahres und falsches Christenthum charakterisirt, will sie die Religion auch den wissensstarken, denkenden Zeitgenossen wieder näher bringen und sie, im Gegensatz zur Kirche, die keinen erziehlichen Einfluß mehr ausübt und nur noch terrorisirt, von Neuem zu einer heiligenden und einigenden Macht über die Gemüther der Menschen erhöhen.

Die lange vernachlässigte religiöse Frage hat neue Bedeutung gewonnen; in ihr wurzeln nach meiner Auffassung auch alle politischen und sozialen Fragen und das Bewußtsein dämmert auf, daß noch kein Volk auf die Dauer geblüht hat, das keine einheitliche Weltanschauung besaß. Der Ruf: „Los von Rom“, d. h. vom lebendigen Papste, genügt angesichts der Fortschritte der Naturwissenschaft, der historischen Kritik und der vergleichenden Religiongeschichte nicht mehr. Auch der papierne Papst muß fallen. Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach.

Leipzig. J. G. Findel.

Im Hörselberg. Lustspiel. Verlag von Schöpping, München.

Aus zwei Gegensätzen entsprang dieses Werk. Aus einem bitteren Lachen über die hohen und feierlichen Worte einer Gesellschaft, die mit Allem, sogar mit ihren Idealen, ein kindliches Spiel treibt, und aus einer warmen Freude an der Natur, die so wunderbar gelassen über pathetische Bocksprünge und Geberden hinwegschreitet zu ihren ewig gleichen Zielen. Technisch stehe ich auf dem Standpunkt, daß jede Kunst, die zur Menge spricht und von ihr begriffen werden soll, der überlieferten guten Konventionen um so weniger sich entschlagen darf, je höhere Ansprüche an ein schnelles und richtiges Verständniß gestellt werden.

München. J. Merkl.

Traum und Wahrheit. Gedichte einer einsamen Seele. Deutscher Autorenverlag, Berlin.

„Meine Liebe, wie konnten Sie nur solche Sachen schreiben?“ säuseln alle „jungen Mädchen zwischen vierzig und fünfzig“ und wenden sich schaudernd von Einer ab, die sich frei und frank eine alte Schachtel nennt. Und noch etwas Schreckliches für zartbesaitete Gemüther, die so gern das Leben — der anderen Leute wohlgemerkt! — durch die rosigste Brille sehen: ich nenne offen mein

Schicksal ein hartes und schweres, ohne irgend einen „versöhnenden Abschluß". Der für mich versöhnende Abschluß ist es ja nicht für solche Damen! Für sie ist der Tröster, der den Müden sein Schlummerlied singt, ein scheußliches Gerippe, vor dem sie sich fürchten, obwohl sie von dem selben Gerippe erwarten, daß es ihnen die Pforte zum Himmel erschließt. Denen, die ihn kennen, so wie ich, den Stillen, Bleichen mit den nachtdunklen Augen, und die sich der Stunde freuen, da er sie befreien wird, sind meine Verse zugedacht.

Düsseldorf. Anna von Krane.

Hainot. Die Liebe zweier Weltkinder. Leipzig, Verlag von Walther Fiedler. Preis 3,50 Mark.

Mit diesem vierten Epos in der Sangesweise meines verewigten Landsmannes Josef Victor von Scheffel trete ich aus dem leisen Bann der Romantik, der die „Nachtigal von Sesenheim" und den „Pfeifer von Dusenbach" beherrschte, auf das freie Feld realistischer Moderne, die sich die Hörner abgestoßen hat, ohne deshalb zum philiströsen Schaf zu werden. Für fromme Leute, für Freunde der Lex Heinze und für Leser von Traktätchen ist mein Hohelied der „freien Liebe" nicht geschrieben: es erzählt eine mit Humor durchwürzte, aber ernste Geschichte vom Rechte des Herzens, die in jedem Zuge erlebt ist, wenn sie sich auch nicht sklavisch an das wirkliche Begebniß hält. Die Lüge des Eheringes, ein seltsam Kapitel .... Mein Lied hält es mit Konrad Telman: „Frei sich gefesselt finden, Das muß wohl Liebe sein!"

Gustav Adolf Müller.

Schicksale einer Seele. Verlag von S. Fischer, Berlin.

In drei Romanen wollte ich drei Frauengenerationen des neunzehnten Jahrhunderts schildern, deren Repräsentantinnen, den Durchschnitt zwar überragend, doch Typen ihrer Zeit sein sollten. Ich wollte sie schildern, aufsteigend aus dem ersten Dämmern des Morgengrauens der Erkenntniß bis zum hellen, verheißungvollen Frühlicht, das den Glanz der Mittagssonne ahnen läßt, die erst über den Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts aufgehen wird. Der Roman „Schicksale einer Seele" hätte der erste in der Reihenfolge sein müssen. Er erzählt das Leben einer Frau, die heute in den sechziger Jahren stehen würde. Er will ihr anfangs noch dunkles Ringen um ihrer Seele Sein oder Nichtsein veranschaulichen. Sehnsüchtiges, leidenschaftliches Suchen nach sich selbst ist das Wesen dieser Frau, ein Drang, aus dem vegetativen Dasein, aus den kalten Schatten der flachen Ebene hinauszugelangen, hinauf zu den in der Sonne funkelnden Gipfeln. Eine Fremde, die eine Heimath sucht, eine von der Sinnenwelt Enttäuschte, die schließlich, von geheimnißvollen Ahnungen durchzittert, ins Uebersinnliche hineindämmert. Die theoretische Erkenntniß, zu der ihre Intelligenz gelangt ist, bleibt fruchtlos, mußte fruchtlos bleiben, weil der Weg zum Ziel — Befreiung der ureigenen Individualität aus der Vergewaltigung der Jahrhunderte — noch in dämmernde Nebel gehüllt, weil die Zeit für die Verwirk-

lichung ihrer Ideen noch nicht erfüllt ist. In dem zweiten Roman: „Sibilla Dalmar" (er ist vor zwei Jahren erschienen) hatte ich das Lebensbild einer Frau, die heute etwa vierzig Jahre alt sein würde, gezeichnet. Der Weg, der zum Ziele führt, liegt schon klar vor den Augen der Heldin, er ist aber uneben, dornig, gefahrvoll, beschreitbar nur für energische Charaktere, denen Schwierigkeiten ein Sporn zum Vorwärtsdringen sind. Diesen sonnenlosen Weg zu gehen, war über Sibilla Dalmars Kraft. Der dritte Roman „Christa Rubens" wird der eben aufblühenden jungen Generation gewidmet sein. Meine drei Frauengenerationen würden also die Lebensbilder von Großmutter, Tochter und Enkelin entrollen. Alle drei Romane dienen der Illustration des pindarischen Spruches: „Werde, die Du bist!" Hedwig Dohm.

Maifrost.

Die Firma John Henry Schröder & Co. gilt seit Jahrzehnten als das vornehmste deutsch-englische Haus. Jetzt läßt sie ruhig geschehen, daß ihr guter alter Ruf dazu dient, die Trust-Aktien des amerikanischen Kupferringes auch in Europa abzusetzen. Seine eigenen Milliarden scheint Mr. Rockefeller, der Petroleum-König, an den Kupferring nicht wagen zu wollen; er wendet sich an das Publikum und hat die Kühnheit, in einer Zeit, wo große und wichtige Theile der europäischen Industrie schon unter der ungeheuren Vertheuerung des Kupfers leiden, Aktien im Betrage von 75 Millionen Dollars in Europa auszubieten, um seinen Ring zu Stande zu bringen. 75 Millionen Dollars: so ist es in dem Prospekt nachzulesen, der jetzt in englischen und deutschen Zeitungen veröffentlicht wird, und noch hat bisher kein Blatt gegen diese Zumuthung protestirt, trotzdem, wenn der Ring bricht, die Aktionäre den Schaden haben. Aber es scheint doch, als ob John Henry Schröder & Co. kaum mit der einfachen Bemerkung im Prospekt, daß sie von Lewison Brothers in New-York zur Entgegennahme von Zeichnungen beauftragt seien, auskommen werden. Vor einer dreifachen Steigerung ihrer Selbstkosten steht heute die Industrie: durch den hohen Zinssatz, dessen vorübergehende Erleichterung nur wenig bedeuten kann, durch die steigenden Löhne, die sich immer nur den vorigen, nicht den zukünftigen Dividenden anpassen können, und endlich durch die beispiellosen Preise der Rohstoffe. Darin liegt die größte Gefahr, weil die meisten Hütten und Fabriken, ohne in wüste Spekulationen zu gerathen, sich größere Vorräthe von Kupfer, Zink, Blei, Erzen, Hartgummi u. s. w. nicht lieferungmäßig sichern konnten. Das eben so gierige wie unwissende Publikum kauft die Aktien von Kupferwerken oder Gummi-Fabriken, wenn die Preise der Rohstoffe steigen; es ahnt nicht, daß in Folge der Materialvertheuerung bereits mit Schaden gearbeitet wird. Bei Eisenerzen, dem Brot unserer Hütten-Industrie, spielen übrigens die Pläne des spanischen Finanzmisters eine besondere Rolle. Er will zur Aufbesserung seines Budgets einen Ausfuhrzoll auf Erze legen und dieser Zoll wird von uns getragen werden müssen, da im ausländischen Erzehandel der Käufer den Verkäufer sucht. Schwedische Eisenerze sind übrigens jetzt zum ersten Male durch eine duisburger Rhederei auf dem Kanalwege nach Dortmund gebracht worden; die Strecke von 270 Kilometern wurde binnen vier Tagen ohne Betriebsstörung zurück-

gelegt. Es ist immer gut, auch in den Zeiten des Aufschwunges schon den unvermeidlichen Niedergang ins Auge zu fassen, und es giebt auch heute Großindustrielle, die sehr pessimistisch urtheilen; schon wird vom „Totentanz“ der Industrie gesprochen. An Beschäftigung wird es einstweilen ja nicht fehlen; was befürchtet und vorausgesagt wird, ist vielmehr ein Zurückgehen der Erträgnisse und vor Allem ein Zusammenbruch des gethürmten Kursgebäudes. Daß die Kurse übertrieben hoch sind, läßt sich auch nicht leugnen; der flüchtigste Blick in den Kurszettel lehrt es. Besonders kleinere Papiere haben erstaunliche Erhöhungen erfahren. So ist Stolberger Zinkhütte im letzten Vierteljahr um mehr als hundert Prozent gesteigert worden, und zwar nicht einmal, weil Zink so viel theurer geworden ist, sondern wegen einiger Kohlengruben, auf die die Hütte früher so wenig Werth legte, daß sie überhaupt in der Bilanz nicht figurirten. Lange war dieses Unternehmen in französischen Händen, hatte also die selbe Vorgeschichte wie so viele andere deutsche Montanwerke.

Das Publikum merkt noch immer nicht, daß es stets von Neuem das dupirte Opfer von Kartenkunststücken wird und daß den Kauflustigen einfach bestimmte Papiere in die Hände gespielt werden. Man hat sicher geglaubt, daß die großen Kommissionbanken auf die Erweiterung der Engagements drücken würden. Aber seit dem Beginn des erleichterten Geldstandes war die Strenge zu Ende und unversehens war es möglich geworden, zur selben Zeit noch andere Aktiengattungen zu berücksichtigen. Als die Börse sich dann plötzlich Bankwerthen zuwandte und geheimnißvoll von glänzenden Geschäften der Handelsgesellschaft geredet wurde, meinten die Börsenberichte, daß der Spekulation ihre Engagements in Montanwerthen zu groß geworden seien; sie sei deshalb bestrebt, sich herauszuziehen, und werde sich den bisher vernachlässigten Bankaktien zuwenden. Das hat sich aber nicht bestätigt. Im Gegentheil: Diskontokommandit, Kreditaktien, Dresdener, Darmstädter Bank und vor Allem Handelsgesellschaft gingen in die Höhe, ohne daß Gelsenkirchener oder Laura im Geringsten zurückgingen. Zu Gunsten von Bankaktien liegen heute schon wichtige Anhaltspunkte vor. Denn die ersten vier Monate des Jahres sind fast überall glänzend verlaufen; und wenn unsere ersten Banken mit großem Löffel zugelangt haben, so sind die anderen, die mit kleineren Löffeln schöpfen, doch auch nicht schlecht weggekommen. Die Aktionäre rechnen auch damit, daß, sobald die Tantiemen jetzt gesetzlich erst nach den Reversen und Abschreibungen fixirt werden, kein Verwaltungrath ein Interesse mehr daran haben kann, daß die Erträgnisse nicht voll ausgeschüttet werden. Auf die nothwendigen stillen Reserven — beispielsweise bei der Deutschen Bank — hat Das freilich keinen Einfluß. Einen Triumph hat unser Bankwesen bei der Auszahlung der 20 Millionen Dollars gefeiert, die die Union an Spanien zu zahlen hatte. Trotzdem die ganze Summe an den französischen Botschafter überwiesen worden war und trotzdem der Crédit Lyonnais eine Filiale in Madrid hat, war die Deutsche Bank in der Lage, dem spanischen Staat die billigsten Bedingungen zu stellen. Da ein großer Theil des Geldes wahrscheinlich in London und Paris für den Coupondienst zur Verfügung bleiben muß, wird die Deutsche Bank vermuthlich mit Wechseln auf London und Paris gezahlt haben, hat also anscheinend mehr davon in ihrem Portefeuille gehabt als der Crédit Lyonnais. Spötter haben gefragt, wie viel unter den bekannten spanischen Verhältnissen von dem Millionensegen an fremden Händen hängen geblieben sein mag.

Das könnte man auch bei manchen Gründungen fragen, vor Allem da, wo die Belgier uns oder den Engländern in Rußland den Rang ablaufen. Oft handelt es sich nur darum, wer zuerst den Muth zu Trinkgeldern in großem Stil findet. Jedenfalls ist unseren Banken und selbst solchen, die etwas zurückgeblieben sind — wie etwa die Diskontogesellschaft —, eine Universalität nachzurühmen, die anderswo kaum erreicht wird. Das danken sie aber weniger der Initiative ihrer Direktoren als der gewaltigen Entwickelung der deutschen Technik. Selbst Herrn Direktor Siemens wäre es ohne seine nahe Verwandtschaft mit ersten Großindustriellen kaum gelungen, Bank- und Fabrikwesen so eng zu verbünden. Uebrigens dauert das gespannte Verhältniß zwischen den übrigen Banken und der Deutschen Bank noch immer fort: die angeblich unkollegialische Uebernahme der dreiprozentigen Anleihe wird nicht so schnell vergessen. Dr. Siemens soll sich gewisse Rücksichtlosigkeiten jetzt sogar noch leichter erlauben können, da er sich mehr als früher durch Beschlüsse seiner Kollegen gedeckt sieht und persönlich weniger hervorzutreten genöthigt ist. Die Deutsche Bank und ihre Konsortialfreunde müssen übrigens noch gewaltige Posten der neuen Anleihen auf Lager haben. Deutsche Renten werden noch immer vor den Abgaben des Publikums recht mangelhaft geschützt. So fiel kürzlich in Leipzig die neue sächsische Rente wegen der Auflösung des Garantie-Konsortiums um nicht weniger als anderthalb Prozent. Was soll dann erst in Kriegszeiten werden, wenn solche Schwankungen im tiefsten Frieden und inmitten eines allgemeinen Aufschwunges an einer Börse möglich sind, die telegraphisch und telephonisch jeden Augenblick mit Berlin verkehren kann?

Neu ist das Auftreten von Konsortien in der Art, wie jetzt die jungen Aktien mancher Großbanken dem Publikum zugänglich gemacht werden. So hatte die Berliner Handelsgesellschaft ihr Kapital von 80 auf 90 Millionen zu bringen; statt nun aber den Aktionären diese zehn Millionen zur Verfügung zu stellen, überließ sie den ganzen Betrag einem Garantie-Konsortium zu einem Kurs, der keinesfalls höher als 140 Prozent, sondern eher niedriger war. Das Konsortium war nur verpflichtet, den Aktionären 8 Millionen zu 140 anzubieten. Man kann danach den Gewinn des Garantie-Konsortiums ungefähr berechnen. Auf zwei Millionen den Zwischenkurs von 140 bis 165 Prozent, wie er neulich war, = 500 000 Mark. Ferner für etwa eine Million Mark Aktien, die von den alten Aktionären nicht verlangt wurden, weil sie, wie üblich, die betreffende Bekanntmachung nicht gelesen haben, = 250 000 Mark. Endlich dürfte der Uebernahmekurs für das Konsortium nicht 140, sondern nur 137 gewesen sein, was auf die 10 Millionen noch 300 000 Mark ausmacht. Im Ganzen also ein Konsortialgewinn von ca. 1 050 000 Mark. An dieser Berechnung werden die Offiziellen im Kleinen Manches berichtigen können; die Summe wird aber wohl so ziemlich stimmen. Einen ähnlichen Nutzen hat die Diskontogesellschaft bei der Ausgabe der jungen Aktien ihren Konsortialfreunden zugewandt. Das Kapital wurde von 115 auf 130 Millionen erhöht und es war rechnerisch allerdings nicht möglich, das Bezugsrecht von den alten voll auf die neuen Aktien überzuleiten. Doch wurden nur $14^3/_8$ Millionen zu 160 den Aktionären zur Verfügung gestellt, während die übrigen $^5/_8$ dem Garantie-Konsortium blieben, das dabei einen Zwischengewinn bis zur Höhe von 150 000 Mark erzielen konnte. Außerdem waren

aber die 15 Millionen zu 157 dem Konsortium gegeben worden, das also bei Ausbietung des Bezugsrechtes an die alten Aktionäre zu 160 einen Zwischengewinn von 450000 Mark hatte. Dazu kommen noch für ungefähr eine halbe Million Mark Aktien, die nicht bezogen wurden, = 112000 Mark bei der Kursdifferenz zwischen 160 und 185. Also im Ganzen ein Gewinn von 718000 Mark. Warum konnte aber die Diskontogesellschaft kein Syndikat finden, das die neuen Aktien so übernahm, wie sie sie anzubieten hätte? Dabei wäre noch immer ein hübscher Profit geblieben, während das Risiko gleich Null ist; denn das Bezugsrecht wird bei Diskontokommandit oder Handelsgesellschaft ganz glatt in acht Tagen ausgeübt. Der Schaafhausensche Bankverein machte es anders: er übergab seine 25 Millionen Mark neuer Aktien einem Konsortium, das für seine Garantie nur den Rest der Aktien erhielt, die, wie ich schon erwähnte, die alten Aktionäre nicht nahmen. Auch die viel größeren Banken hätten einen besseren Schutz ihrer Aktionäre zu erreichen vermocht. Bei den Garantie-Konsortien für Industriepapiere besteht allerdings ein Risiko, wie mir scheint; denn trotz dem angeblichen Andrang des Publikums sind solche Emissionen selten schnell unterzubringen.

Der schweizer Markt ist wieder lebendig geworden; einheimische Käufe haben da die Kurse in die Höhe getrieben. Ueber die Reisen, die Herr Professor von Salis zwischen Berlin, Bern und Paris unternahm, habe ich Ermittelungen angestellt; es scheint, daß dieser Name in den Zeitungen doch über Gebühr in den Vordergrund gerückt wird. Nach dem Tode Guyer-Zellers erschien Herr Mendelssohn-Bartholdy von der Firma Warschauer als Verwaltungrath der Nord-Ostbahn zuerst in Zürich, um die Versöhnung mit der mächtigen Schweizer Kreditanstalt anzubahnen. Diese alte Alliirte der Nord-Ostbahn war von Guyer-Zeller gewaltthätig zurückgestoßen worden; da die Feindschaft zwischen dem Bund und Guyer-Zellers Bahnen nun beendet ist, giebt es für persönliche Verhandlungen wieder ein freies Feld. Bleichröders Beitritt bedeutet eine Stärkung der Kapitalsmacht. Natürlich erkannte man sofort, daß es wichtig ist, die Aktienposten zusammenzuhalten; mir wird erzählt, daß eine der schweizer Trust-Gesellschaften, die unter der Kontrole der züricher Kreditanstalt steht, den gesammten Aktienbesitz Guyer-Zellers, der noch immer bei etwa 40 Banken lombardirt ist, aufnehmen wird. Zu diesem Zweck werden Aktien und Obligationen dieser Gesellschaft vermehrt; die Aktien übernimmt das Konsortium, die Obligationen kommen zur Emission. Die Schweizer Kreditanstalt soll dafür von dem über Pari hinausgehenden Verkaufspreis der Nord-Ostbahn einen Gewinnantheil erhalten. Bei der pariser Reise des Herrn von Salis handelte es sich nur um die Geldbeschaffung für die neuen $15^1/_2$ Millionen Frcs. Nord-Ost-Prioritäten, die als gut fundirt auch bei den Franzosen wohl anzubringen sein dürften. Die neuen Großmächte haben die Zweischneidigkeit des dem Bunde günstigen Gerichtserkenntnisses erkannt. Der Staat hat sich um die Obligationen nicht zu kümmern und muß ein sehr viel größeres Kapital zurückzahlen; er hat im vorigen Jahre den Bahnen gekündigt, muß also im Jahre 1903 unbedingt ablösen. An diesen Vorbereitungen wird sich die deutsche Hochfinanz sicher nicht betheiligen, wenn der Bund in seiner abweisenden Haltung verharrt. Auch eine andere Hoffnung wird trügen: der Crédit Lyonnais wird sehr zurückhaltend bleiben müssen, wenn er nicht ein ungeheures Engagement eingehen will.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Mai 1899.

Der Sohn des Trostes.

Im Busch, nah bei der stillen Bureaukratenstadt 's Gravenhage, sind die Gesandten der mit Kulturfirniß getünchten Mächte vereint. Der Weiße Zar rief und Alle kamen. Nicht Alle gern. Manchen verdroß es, daß er, der in seinen Grenzen Gewaltige, dem Ruf Batjushkas folgen, dem kaum mannbar Gewordenen die Führerschaft überlassen mußte. Mancher hielt das Ganze für müssige Spielerei, die ernste, würdige Männer eigentlich nicht mitmachen dürften. Und Manchem schienen die heiligsten Güter der Nationen bedroht, da Gedanken, die sonst nur aus dem Murren und Grollen der Umsturzparteien hervorklangen, nun von Europas letztem Despoten die mystische Weihe empfingen. Sie kamen, — doch ohne Inbrunst, ohne den stärkenden Glauben, der auf neuer, noch unbetretener Bahn halb schon den Sieg verbürgt. Die Monarchen, die, auch auf den Ruf eines russischen Zaren, im September 1815 die Heilige Alliance schufen, hatten diesen Glauben. Ihnen war es gelungen, Bonaparte, das schreckende Ungeheuer der Apokalypse, niederzuzwingen, sie waren des Geistes voll und hatten wirklich, wie es in den Anfangssätzen der längst vergilbten Urkunde hieß, „die innige Ueberzeugung, daß es geboten ist, die Beziehungen und das Verhalten der Mächte auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, die uns die ewige Religion des göttlichen Erlösers lehrt." Dennoch wurde der Idealzustand nicht erreicht, den der schlaue Verfasser des Traktates so reizend geschildert hatte: „Die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens, die nicht etwa nur für das Privatleben be-

stimmend sind, sondern auch auf die Entschließungen der Fürsten unmittelbaren Einfluß haben, sollen fortan allein und unverkürzt für alle menschlichen Einrichtungen gelten.“ Und heute, da seit den Tagen der Frau von Krüdener fast ein Jahrhundert verstrichen ist, das Jahrhundert, das die Lehre von der Auslese der Tüchtigsten im Daseinskampf wachsen sah und, nach Dodels hübschem Wort, von Moses zu Darwin führte, — heute soll die Christianisirung des politischen Geistes gelingen? Frau von Suttner soll zu schauen beschieden sein, was dem feuchten Blick der Krüdener versagt blieb? Tolstoi, der neben der unerschrockenen und unermüdlichen Oesterreicherin heute hier zum Wort kommt, sieht in der haager Konferenz nur eine Heuchlerkomoedie und Romas großer Historiker Theodor Mommsen, der den Julius Caesar so gut und den Otto Bismarck so schlecht verstand, nennt sie einen Druckfehler in der Weltgeschichte, den zu kommentiren, eines ernsten Gelehrten unwürdig sei. Nur die lauen Laodicäer, denen die liberale Phrase zu Gebot steht, der soziale Muth aber fehlt und die ihr Klasseninteresse gern mit glitzernder Rede umgolden, nur sie jubeln laut in die mählich erwärmten Lüfte, verkünden den im Osten dämmernden Völkerfrühling und stimmen ihre Leitartikel pfingstlich, als wäre der Heilige Geist schon ausgegossen auf alles Fleisch.

* * *

In der Apostelgeschichte liest man vom Tage der ersten Pfingsten. Ein Brausen vom Himmel, ein Predigen in feurigen Zungen, die anders klangen denn vorher und Jeglichem seine Heimathsprache ins Ohr trugen, ein großes Wundern in der Menge, die bestürzt also sprach: „Sind nicht diese Alle, die da reden, aus Galilaea? Wie hören wir denn ein Jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind?“ So ist es stets, wenn ein Neues werden will: Jeder wähnt dann zunächst, nun nahe seinen besonderen Wünschen die Erfüllung, Jeder glaubt, in dem neuen Ton die alten, ihm vertrauten Schallbilder zu sehen. So wird es auch diesmal sein. Wenn das Haus im haager Busch wieder leersteht, wird jede Macht, jede Volksgruppe einen Triumphgesang anstimmen, weil Alles so gekommen sei, wie sie es vorausgesagt habe. Die Leute der Friedensliga werden sagen, ihr Gedanke sei im Busch zur Blüthe gereift, die Kriegerischen, der Liebe Müh sei vergebens gewesen, und die Sozialisten, es habe sich wieder einmal gezeigt, daß die Befreiung der Menschheit nur das Werk der Arbeiterklasse sein könne. Nur ein kleines Häuflein ernst Gestimmter, die nicht süßen Weines voll sind und nicht das

Heil und die Wahrheit in Händen zu halten behaupten, wird, wie einst die Schaar im Lande der Juden, unruhvoll fragen: Was will Das werden?

* * *

Ein Neues gewiß; ob auch ein Nützliches? Kein Energieaufwand geht völlig spurlos verloren; doch er kann in ganz anderer Richtung, zu ganz anderem Zweck wirken, als der Urheber ahnte. Es handelt sich um den Versuch, gewandelten Formen der Kultur, des Rechtes und der Wirthschaft einen Theil des christlichen Gedankeninhaltes zurückzugewinnen, — um einen Versuch, der auch in allen sozialistischen Bestrebungen sichtbar ist. Der Kampf um den Nahrungspielraum des Einzelnen und der Volkheiten, um gesellschaftliche und weltpolitische Geltung ist so hart, so unerbittlich grausam geworden, er wird mit so feinen, geräuschlos mörderischen Wehrinstrumenten geführt, daß die alte Sehnsucht nach einem das Menschengefühl befriedigenden Ausgleich wieder erwachen mußte. Das Jenseits ist, das bessere, gar so fern; vielleicht ist schon hienieden der Ausgleich möglich. Ein Zufall, der kluge Plan einer seit Kindesbeinen politisch fühlenden Britin, wirthschaftliche Noth oder ein unbestimmter Thatendrang weht den Funken in eines Zaren Hirn und das irre Flämmchen umzüngelt die von gezähmter Menschheit bewohnte Erde. Herrn Nikolai kann der Glaube nicht kränken, daß er wohl kaum klar wußte, was er begann, als er in eine demokratisirte und industrialisirte Welt seinen Lockruf ergehen ließ. Ihm mag Herr Witte, der ungewöhnlich begabte Dilettant, gesagt haben, in dem brach liegenden, mit einer rasch wachsenden Riesenbevölkerung übersäten Russenreich seien ernste Reformen, sei eine wirksame Förderung des Volksunterrichtes, des Körnerbaues und der Industrie erst möglich, wenn zu Land und zu Wasser eine Begrenzung der Rüstunglast, die Milliarden verschlingt, zu erreichen sei. Das wäre ein Ziel, wäre die Aufgabe eines slavischen Heilands. Der Großrusse hat kein kriegerisches Temperament; er trinkt Thee, raucht seinen Papyros und beugt sich fromm vor jeder himmlischen und irdischen Autorität. Wer über ein solches Volk herrscht, über einen in merkwürdig komplizirter Einheit der Weltanschauung erwachsenen Islam, Der kann so ziemlich Alles wagen: er läßt in seinen Münzen ja die Wahrheit prägen, — die Wahrheit, die er nützen kann. Rußland hat seine wichtigsten Siege durch lautloses Warten, durch kutusowische Apathie errungen und auf offenem Schlachtfeld oft schwere Niederlagen erlebt. Das Volk ist durch das Klima und durch die schnell wechselnden Thaten der Mono-

machen an jähe Wandlungen gewöhnt und wundert sich nicht, wenn, ehe noch der Schnee völlig schmolz, ringsum schon Blumen erblühen. Mit solchem Boden konnte der zweite Nikolaus rechnen; und aus der dünnen Oberschicht der Sapadniki droht ihm einstweilen keine Gefahr: noch ist der Mushikwall zu dicht, auch ohne Waffen zu stark. Mancher europäische Monarch, manche in Europa herrschende Klasse hat aber überhaupt keinen anderen Schutz mehr als die Armee; die wehrt wilde Wünsche des Proletariates ab, die erobert neue Absatzmärkte, treibt die Konkurrenten zu Paaren und erzwingt dem Händler die einträgliche Kundschaft. Rußland schafft sich erst jetzt eine Industrie, es hat den asiatischen Riesenmarkt vor der offenen Thür, die Kunden können ihm nicht entgehen und es braucht Ruhe, um den Uebergang in die Verkehrsformen des Kapitalismus ungestört vollziehen zu können Europa hat eine dem Großkapital verfrohndete, auf den Export angewiesene Industrie und braucht Heere, um ihr Raum zu erobern und die innere Kultivirung solcher Gebiete zu hindern, die es noch ein paar Jahrzehnte mindestens als Kolonien kaufmännisch ausbeuten möchte. Europa wird bereit sein, Organe für Funktionen zu schaffen, wie sie im bürgerlichen Verkehr die zur Versicherung des Lebens und Eigenthums gegründeten Gesellschaften, die Kartelle, Syndikate, Ringe erfüllen; und je nach dem Standpunkt und der Grundfarbe des Temperamentes werden die Meinungen darüber auseinandergehen, ob solche Neubildungen dem von Neid und Feindschaft umlagerten, kaum noch fest gefügten Deutschen Reich dauernd nützlich werden können. Den Christenfrieden aber, den der junge Romanow auf seiner sicheren Höhe träumt, kann kein in Europa Mächtiger gewähren, wenn er nicht willig ist, Opfer zu bringen, — Opfer an Macht, an Hoffnung, Ruhm und Gewinn.

Noch hat für das im Nebel verschwimmende Ideal, das man „Die Friedenssache“ nennt, kein Einziger ein ihn wichtig dünkendes Interesse geopfert, Keiner, auch der Weiße Zar nicht. Mit Reden, Artikeln, Brochuren stiftet man keinen neuen Glauben; dazu bedarf es der Blutzeugen. Der radikale Urchrist von Jasnaja Poljana hat Recht: sein Mittel ist unklug gewählt, sein Grundgedanke aber trifft das Wesen der Sache. Den Weg zur Wiege einer Religion, für die unter der Oberfläche die Zeit reif geworden war, hat immer das Blut der Märtyrer gedüngt. Wo sind die Blutzeugen der Friedenssache? ... Von den im Haag versammelten Herren, die nicht legitimirt sind, für das moderne Europa das Wort zu führen, will und darf Keiner dulden, daß seines Volkes Vortheil geschmälert wird; sie werden in Zungen reden, die anders klingen denn vorher und jeglichem Hörer seine Hei-

mathsprache ins Ohr zu tragen scheinen, und wenn die Reden verhallt sind, wird äußerlich Alles beim Alten sein. Und in den Völkern selbst regt sich kein Heiliger Geist, keine Bereitschaft, für ein neues Glaubensziel in Noth und Tod zu gehen. Das sieht nicht nach Pfingsten aus.

Nach Petri nützlicher Predigt erlebte die junge Christenheit andere Zeichen. Durch des Apostels Hand wirkte an dem vom Mutterleib Lahmen der Glaube ein Wunder: der seit der Geburt von mitleidigen Menschen Getragene richtete sich hoch auf, Schenkel und Knöchel standen ihm fest und er sprang gleich einem Böcklein und lobte den Herrn, der Solches vollbracht hatte. Und ein fast noch größeres Wunder geschah: ein Armer gab dem neuen Bund seine ganze Habe. „Joses, mit dem Zunamen von den Aposteln genannt Barnabas, Das heißet ein Sohn des Trostes, vom Geschlecht ein Levit aus Cypern, hatte einen Acker, verkaufte ihn, brachte das Geld und legte es zu der Apostel Füßen." Er hatte nicht viel; doch er gab, was er hatte, und seines Beispieles Kraft war größer als aller Thaumaturgen Zaubervermögen: die Armen folgten ihm und die kleinen Besitzer, — und ihrer treuen Gemeinschaft entkeimte das neue Heil ... Nein: die Zeit ist noch nicht erfüllt und noch kündet kein Sohn des Trostes ihr Nahen. Aus träger Winterstarrheit ist die nordische Natur erwacht, sogar aus niedrigen Festungfenstern blickt man auf lenzlich blühende Bäume und bald wird der Pfingstglocken heller Ton die Freudenmär von der Ausgießung des Heiligen Geistes durch die feiertägig belebten Lande tragen. Denen aber, die ernsten Sinnes und nicht süßen Weines voll in den haager Busch schauen, zeigt sich am umwölkten Himmel kein Friedenszeichen und kein Sohn des Trostes kommt, mit froher Opferthat ihre bangen Zweifel in das Dunkel zu scheuchen, dem für Europa die Pfingstsonne entsteigen soll.

Die Waffen nieder!

Was sich nun im Haag abspielen wird, bei der Berathung, die der Einberufer selbst ein „Vorzeichen des nächsten Jahrhunderts“ genannt hat, Das wird — um noch einmal mit Nikolaus dem Zweiten zu reden — nur der „Keim“ des Neuen sein, dessen Entwickelung dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten bleiben wird.

Daß das Ziel der Konferenz auf den ersten Wurf erreicht werde, ist physisch und moralisch ausgeschlossen, — nicht etwa, weil die gestellten Aufgaben an sich unlösbar wären, sondern weil die Elemente, die da zusammenkommen, der Mehrzahl nach innerlich diesen Aufgaben noch widerstreben. Erst nach und nach kann ein intergouvernementaler Areopag entstehen, der die zweifelnden und feindlichen Elemente entweder ausscheidet oder durch die sieghafte Macht der Idee bekehrt und in sich aufnimmt.

Im Jahre 1892, als die vierte interparlamentarische Konferenz zu Bern tagte, veranstaltete die schweizer Regirung ein Bankett, auf dem der spätere Bundespräsident Schenk die Worte sprach: „Es freut mich, die Volksvertreter verschiedener Nationen versammelt zu sehen, um über Frieden und Schiedsgerichte zu berathen; noch mehr werde ich mich aber an dem Tage freuen, wo die Bevollmächtigten verschiedener Regirungen zu dem selben Zweck zusammentreten. Und dieser Tag wird kommen.“

Er ist gekommen!

Noch freudiger wäre freilich der Tag zu begrüßen, an dem, statt der mit allerlei Instruktionen und mit gebundener Marschroute versehenen Abgesandten, die Staatsoberhäupter selbst sich versammelten, um über die Befreiung der Völker von der Last der Rüstungen Rathes zu pflegen. Vielleicht wird einst auch dieser Tag noch kommen.

Wir stehen vor der ersten offiziellen internationalen Friedenskonferenz, — und diese Thatsache ist einstweilen schon merkwürdig genug.

Seit dem Erscheinen des Zarenmanifestes ist so viel genörgelt, gekrittelt, verdächtigt und daneben auch — als handelte es sich um die unwichtigste Lappalie — so beharrlich geschwiegen worden, daß sein Ziel und sein leitender Grundgedanke dem Bewußtsein der Mitwelt beinahe verloren gegangen sind. Vielleicht sogar dem Bewußtsein der meisten Delegirten. Auf ihren Pulten wird das Programm des zweiten murawiewschen Rundschreibens mit seinen acht Paragraphen liegen; aber gut wäre es, wenn von den Wänden des Berathungsaales in flammenden Schriftzeichen die Worte leuchteten, die als eine frohe Botschaft durch das erste Manifest in die Welt hinausgetragen wurden:

„Dem Unheil vorzubeugen, das die ganze Welt bedroht: Das ist heute die höchste Pflicht aller Staaten!“

„Allen Völkern die Sicherung der Wohlthaten des wahren und dauernden Friedens!“

„Die jetzt in unproduktiver Weise verbrauchten Kräfte ihrer natürlichen Bestimmung, der Volkswohlfahrt, zuführen!“

„Solidarische Weihe der Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit!“

„Mit Gottes Hilfe sei die Konferenz ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts!“

Der Geist dieser Sätze sollte die Delegirten erfüllen und auch der lauschenden und harrenden Mitwelt gegenwärtig bleiben. Denn sie hat ein begründetes Anrecht darauf, daß das feierlich verkündete Heil, in dessen Namen die Abgesandten aller Mächte einberufen wurden und dem Rufe folgten, verwirklicht werde.

Nicht möglich, sagen die Gegner. Ueberaus schwierig . . . unübersteigliche Hindernisse, sagen die sogenannten Praktiker. Nun, die Unmöglichkeit müßte erst bewiesen werden; und Hindernisse können bei gutem Willen hinweggeräumt werden. Die Konferenz ist ja nicht einberufen, um die Verwirklichung der aufgestellten Ziele durchzuführen, sondern, wie es ausdrücklich im Text des Manifestes hieß, um die Mittel zur Verwirklichung zu suchen. Man spricht von einer Abrüstungskonferenz. Das ist ein falsches Schlagwort, das sich leider beinahe eingebürgert hat. Das Wort „Abrüstung“ kommt in dem ganzen Manifest nicht vor. Der Zar forderte die Regirungen nur auf, die Mittel zu suchen, die dem jetzigen zum Verderben führenden Zustand einander überbietender Rüstungen — dem latenten Feindschaftzustand — ein Ende machen und einen wahren, dauernden Frieden herbeiführen könnten. Es ist also ganz und gar eine Friedenskonferenz, zu der die Einladungen ergangen sind. Natürlich: wenn jene Mittel gefunden — und in der Folge angewendet — werden, die „den Frieden sichern“, so fällt die Veranlassung zu fortgesetzter Kriegsbereitschaft hinweg. Die Abrüstung kann aber erst eintreten, nachdem das Ziel erreicht sein wird; sie kann nicht der Weg sein, der dahin führt. Also ist es ganz müßig, sich den Kopf über Modalitäten dieser Abrüstung zu zerbrechen oder die Schwierigkeiten und Gefahren — meinetwegen auch die Unausführbarkeit — einer vorgängigen Ablegung der Kriegsrüstung hervorzuheben. In der That: so lange die Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten auf einem Zustand rechtloser Feindsäligkeit, auf Gewalt und Hinterlist beruhen, ist eine Abrüstung unausführbar und würde niemals die Gewähr des „wahren“ Friedens bieten. Wird dieser Zustand beseitigt, so folgt die Abrüstung — ohne Schwierigkeiten — von selbst nach.

Von den acht Punkten des zweiten murawiewschen Rundschreibens betreffen fünf die Humanisirung des Krieges. Davon war in der ersten Botschaft nicht die Rede und es handelt sich da wohl nur um eine Konzession an Die, denen noch immer der Krieg als etwas Unvermeidliches gilt. Eben

so war es auf den ersten privaten Friedenskongressen und interparlamentarischen Konferenzen. Auch da wurden solche Fragen aufgeworfen, von den konsequenten Friedensfreunden aber als sie nicht angehend zurückgewiesen und schließlich von den Tagesordnungen abgesetzt. Die Milderung der unausbleiblichen Kriegsgräuel ist ganz gewiß auch erstrebenswerth, aber nicht Sache Derer, die ihre Kraft dafür einsetzen wollen, daß es überhaupt nicht zu diesen Gräueln komme. Frédéric Passy sagt treffend: „Man humanisirt das Gemetzel nicht, weil es gar zu abscheulich geworden ist, sondern man empfindet Abscheu davor und will es unmöglich machen, weil man sich humanisirt hat."

Die Anhänger des Krieges, die Feinde der ganzen Friedensbewegung haben sich denn auch sofort darauf geworfen, die auf Erweiterung der Genfer Konvention abzielenden Programmpunkte als das einzig Erreichbare hinzustellen; und ein großer Theil der Presse hat sich bemüht, die allgemeine Erwartung darauf herabzustimmen. Wie gewissenlos es ist, von vorn herein zu proklamiren, daß alle Welt zufrieden sein würde, auch wenn der Abgrund nicht geschlossen wird und nur einige Erleichterungen des Loses der unglücklichen Opfer vereinbart werden, — wie gewissenlos und herzlos Das ist, sehen diese Berather der öffentlichen Meinung vermuthlich nicht ein. Zum Glück begreift das Programm aber noch Anderes. Der achte Paragraph lautet:

„Grundsätzliche Annahme der guten Dienste, der Vermittelung und des fakultativen Schiedsgerichts, um bewaffnete Konflikte zu verhüten; Verständigung über ihren Anwendungmodus und Einführung eines einheitlichen Verfahrens in ihrer Anwendung."

Daß die Gegenstände, die mit den Bestrebungen des Rothen Kreuzes zusammenhängen, die Konferenz ausschließlich in Anspruch nehmen werden, ist also nicht zu befürchten; denn in der aus dem Haag versandten Einladung heißt es, „daß auf der Konferenz sämmtliche im diesjährigen Rundschreiben hervorgehobenen und alle anderen Fragen erörtert werden sollen, die mit den im Rundschreiben vom vierundzwanzigsten August 1898 erörterten Gedanken im Zusammenhang stehen."

Diese Gedanken sind inzwischen nicht verblaßt. Unbeirrt durch Alles, was seitdem geschrieben und gesprochen worden ist, hält der Zar an seinen Idealen fest. In dem kaiserlichen Handschreiben an den Botschafter Staal, das der russische „Regirungbote" am Ostersonntag veröffentlichte, heißt es:

„Georg Georgjewitsch! Ihre Verdienste (friedliche Beilegung politischer Differenzen und Festigung des freundschaftlichen Verhältnisses zu England) veranlassen mich, Sie mit den Pflichten der Vertretung Rußlands auf der im Haag zur Erleichterung der Last der Rüstungen und zur Sicherung des Weltfriedens einberufenen Konferenz zu betrauen. Ich bin überzeugt, daß Sie aus Ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an Thron und Vaterland die Kraft schöpfen werden, um

Ihre Mission erfolgreich durchzuführen und dadurch zur Förderung dieser mein Herz so nahe angehenden Frage beizutragen."

Mit dem bloßen Schutz des Privateigenthumes in einem künftigen Seekrieg kann weder der Sehnsucht der Völker noch dem Herzen des Zaren Genüge gethan werden.

Uebrigens tritt seit neuester Zeit die Frage auf: Wie wird es überhaupt noch möglich sein, künftig Kriege zu führen? Auch diese Frage wird die Konferenz beschäftigen. Schneller vielleicht als durch theoretische Grübelei oder durch Studienkommissionen wird sie durch die sich täglich häufenden Erfindungen beantwortet werden. Flüssige Luft, Entsendung elektrischer Ströme ohne Draht, Flugmaschinen: Das sind die Vorboten einer Aera, in der der Krieg einfach technisch unmöglich sein wird. Aber selbst bei der heutigen Lage der Dinge ist diese Frage schon von großer Bedeutung. Sie wird in dem Werk des Staatsrathes Bloch — einem Werk, dem der Kaiser von Rußland besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat —, klar formulirt und es ist zu wünschen, daß es keinem der nach dem Haag entsandten Delegirten unbekannt geblieben sein möge. Denn Das ist ja sicher: nicht nur Zweifler, sondern auch entschiedene Gegner werden an den Berathungen theilnehmen. Aber sie können in den Bannkreis der Idee gezogen werden, in deren Namen sie versammelt sind, und aus der Konferenz muß Gutes hervorgehen, wären es auch nur einige Anfänge, einige Fundamente zum künftigen Weltbau des Rechtes. Der Delegirte einer großen Macht und ihr bevollmächtigter Minister — seinen Namen darf ich ohne Erlaubniß nicht preisgeben — schrieb mir vor wenigen Tagen:

„Ich glaube, und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr glaube ich, daß die Konferenz sich der Nothwendigkeit nicht wird entziehen können, etwas Gutes zu schaffen, — mehr, als man erwartet. Die Mitglieder werden die Offenbarung der lebendigen Welt fühlen, die Wünsche der Menschheit und der nahen, fürchterlichen Gefahren, die Europas Ruhe bedrohen ...

Keine der im Haag vertretenen Regirungen wird sich der Unpopularität, der Unzufriedenheit, dem Gelächter der Volksmassen aussetzen wollen, die durch ein Scheitern oder durch einen elenden Trugerfolg hervorgerufen würden.

Man wird also, freiwillig oder widerwillig, etwas Gutes bieten und, einmal auf diesem Pfade, bis ans Ende gehen müssen. Man wird nicht mehr innehalten können, — innehalten dürfen."

Daß der Mann, der mir also schrieb, nicht der Freiherr Karl von Stengel ist, brauche ich nicht zu versichern. Die Ernennung des Verfassers der Spottschrift „Der ewige Friede" zum deutschen Delegirten an der Konferenz — eine Ernennung, die auch in Deutschland selbst Proteste von vielen Seiten hervorgerufen hat — ist in weiten Kreisen schmerzlich empfunden worden. Die Auftraggeber des münchener Professors gehören zu den Zweiflern. „Es ist ein Fehler in der angestellten Rechnung": so sprach vor den Märkern mit Bezug auf die

Konferenz der Deutsche Kaiser, der den Frieden liebt und den Frieden will, den Krieg aber für unvermeidlich hält. Wäre dieser Zweifel aus seiner Seele zu bannen: bei wem könnten dann die Pläne des Zaren einen feurigeren und mächtigeren Helfer finden als gerade bei ihm? Bei ihm, der „die persönliche Verantwortung dem Herrscher im Himmel gegenüber“ so häufig und so stark betont hat und der von dem „erhabensten und ergreifendsten Eindruck“ sprach, als er auf dem Oelberg gestanden hatte, — auf der Stelle, wo „der größte Kampf, der je auf Erden ausgefochten worden ist, der Kampf um die Erlösung der Menschheit, ausgefochten wurde“?

Ausgefochten? Nicht doch. Noch ist die Menschheit unerlöst, noch schütteln Krieg und Haß, Neid und Ueberlistung ihre Schlangen.

Diese Uebel aus der Welt schaffen zu wollen —: Das ist doch wohl kein „Fehler in der Rechnung“, sondern nur eine Fortsetzung des großen, noch unausgefochtenen Erlösungskampfes.

Jedenfalls wird der Deutsche Kaiser mit tiefer Aufmerksamkeit das im Haag begonnene Friedenswerk verfolgen; und wird auch er von jenen Ideen ergriffen, die das Ziel der Bewegung bilden, so würde er berufen sein, sie in ungeahntem Tempo zu beschleunigen. Moritz von Egidy, der ein Kämpfer für den Frieden geworden und ein monarchisch-gesinnter treuer Soldat geblieben war, ließ niemals von der Hoffnung ab, einst vor den Herrscher hintreten zu können und ihm zu sagen, was im Gewissen der Zeit lebt, was im Herzen des Volkes pulsirt. Des Volkes! Da mußte man nun staunend erfahren, wie ablehnend, wie kalt sich gerade die Klassen der Konferenz gegenüber verhalten, die den Militarismus sonst zu bekämpfen nicht müde werden, und wie sie durch diese Haltung ihren eigenen Gegnern in die Hände arbeiten. Die Sozialdemokratie will nicht zugeben, daß von der Bourgeoisie oder gar von dem verhaßten russischen Autokraten etwas Gutes kommen könne. Auch sie will den Völkerfrieden, aber ihr Mittel ist die vorherige Verwirklichung ihres Programmes. Freilich würde, wenn dieses Programm durchgeführt wäre, auch der allgemeine Friede gesichert sein. Aber ist Das nicht ein sehr weiter und sehr zweifelhafter Weg? Ist es zum Mindesten nicht ersprießlicher, diesen einen Punkt von den übrigen Programmpunkten zu trennen und ihn schon jetzt von Denen, die gegenwärtig die Macht dazu in Händen haben, erledigen zu lassen? Kann der demokratische Sozialismus überhaupt seine anderen Forderungen durchsetzen, wenn das Gewaltsystem fortbesteht und zu weiterem Ruin und Elend, zu verheerenden Zukunftkriegen und zu Millionenmetzeleien führt? Die soziale Frage will doch auf dem Entwickelungwege gefördert werden; der Militarismus hemmt aber die Entwickelung. Ein künftiger Krieg wird die Kultur nicht nur stören, sondern zurückschleudern.

Da steht ein wankendes, unwohnliches Gebäude. Besonders ein

Söller droht stündlich einzustürzen. Sein Besitzer erklärt, ihn abtragen zu wollen. „Dir trauen wir nicht!“ rufen die Leute unten. „Wir helfen Dir auch nicht ... wir wollen ja das ganze Haus neu aufbauen, dann droht auch von diesem Söller uns keine Gefahr mehr.“ Sprachens, entwarfen die Pläne für das neue Haus, — und dieser Theil des Hauses, das gefährlichste Stück des morschen Baues, stürzte auf die Leute herab und begrub sie sammt ihren Plänen unter Geröll und Schutt ...

Erfreulicher Weise haben nicht überall die Arbeiter diese ablehnende Haltung eingenommen. Die englische organisirte Arbeiterschaft hat einen Aufruf an die festländischen Kameraden gerichtet, der mit den Worten schließt:

„Beim Gedanken an all das Leid, das vom Militarismus ausgeht, und an den großen Nutzen, der der Industrie erwachsen würde, falls einmal wirklich seinem Umsichgreifen Einhalt gethan werden könnte, sind wir so tief bewegt, daß alles Andere, was uns trennt, schweigen muß, um uns die Möglichkeit zu geben, uns zu einigen zur kräftigen Unterstützung des Vorschlages des russischen Kaisers und Euch dringend aufzufordern, Euch unserem Kreuzzug des Friedens anzuschließen. Freunde! Die Arbeiter der ganzen Welt haben hinter sich eine lange, finstere Nacht unsäglicher Leiden, deren Ursache der Krieg mit allen seinen schrecklichen Folgen war. Freuen wir uns deshalb, daß ein Lichtstrahl (selbst wenn er von Rußland ausgeht) uns das Morgenroth eines glücklichen Tages verkündet!“

Wie lange wird die Zeit dauern, die den ersten Morgenstrahl vom Tage trennt? Das weiß Keiner. Entwickelung ist die Losung der Gegenwart. Auch die intergouvernementale Konferenz ist eine Institution, die der Entwickelung bedarf, die also — Das ist der Friedensfreunde liebste Hoffnung — zu einer dauernden Institution werden möge. Dadurch würde auch der Außenwelt Zeit gewährt, sich fortzuentwickeln: Verständniß, ernster Wille und Begeisterung müssen überall noch wachsen. Daß Dies geschehen wird, kann man zuversichtlich hoffen, wenn man sieht, welche Strecke bereits von den ersten verspotteten Versuchen bis zu der haager Konferenz zurückgelegt worden ist, auf die jetzt ganz Europa seine Blicke richtet.

Als Richterin wird die Nachwelt walten. Schwere Anklage wird sie gegen Die erheben, die sich bemühen, den Geist zu töten, der die bedrohte Kultur retten will. Klio hält sinnend ihren Griffel in der Rechten; aber der Band „Kriegsgeschichte“ dürfte ausgeschrieben sein. Sie trägt noch immer Helden- und Ruhmesthaten und Schandthaten ein, aber das Buch, das sie jetzt zur Hand genommen hat, heißt: Kulturgeschichte. Da werden die Thaten unter neue Werthtabellen eingeordnet werden.

Schloß Harmansdorf in Nieder-Oesterreich. **Bertha von Suttner.**

Die Friedenskonferenz.

Graf Ljow Nikolajewitsch Tolstoi erhielt aus Schweden neulich den folgenden Brief:

Sehr geehrter Ljow Nikolajewitsch!

Da wir Ihre Sympathie für die Menschen kennen, die auf hohem sittlichen Niveau über die sie umgebende Menge hervorragen und von ihr aus Mißverständniß Verfolgungen erdulden, rechnen wir Unterzeichneten auf Ihre wohlwollende Hilfe.

Während der letzten zehn Jahre sind mehr als dreißig makellose junge Leute zu Gefängniß und zu Strafarbeiten — manche zu drei- bis viermonatigen — verurtheilt worden, weil sie, ihren Ueberzeugungen folgend, den Militärdienst verweigerten. Gegen solche Maßregelungen wurden in letzter Zeit viele Stimmen laut, und nachdem aus diesem Anlaß im Jahre 1898 eine Anfrage an den Reichstag ergangen war und die zweite Kammer sich bewogen gefühlt hatte, eine Bittschrift an Seine Majestät zu richten, übergab die Regirung die Frage, ob Jemand, dessen Gewissen ihm verbietet, Waffen zu tragen, in Friedenszeiten davon befreit und statt Dessen zu geeigneten Arbeiten angehalten werden könne, zur Berathung an ein besonderes Komitee.

So steht jetzt diese Frage bei uns.

Aber sie hat nicht allein für unser Land eine Bedeutung: sie muß als eine, die die ganze Menschheit angeht, auch in anderen Ländern erörtert werden.

Das bestehende System der Militärpflicht schuf Märtyrer in Norwegen, Dänemark, Deutschland, Oesterreich, Rußland und überhaupt in der ganzen christlichen Welt; überall kam es vor, daß junge Leute, die nichts weiter thun wollten, als ihrem Gewissen gemäß handeln, das nämliche Schicksal theilten: sie wurden überall zu den Verbrechern gezählt und mit ihnen verurtheilt.

Niemand weiß Das besser als Sie, Herr Graf, und Niemand verstand besser als Sie, das Uebel zu bekämpfen. Aber wir wissen nicht, ob Sie daran gedacht haben, daß es vielleicht angezeigt wäre, diese Frage namentlich jetzt den Regirungen zu unterbreiten, jetzt, wo man sich zur großen Abrüstung-Konferenz vorbereitet; und daher möchten wir Sie bitten, darüber nachzudenken. Es scheint uns, daß diese Frage nie rechtzeitiger angeregt werden könnte als jetzt, wo die Vertreter der Regirungen der großen Kulturstaaten sich versammeln sollen, um Mittel für die Linderung der Leiden des Krieges ausfindig zu machen. Da es sich hierbei nicht nur um eine Verringerung von Summen handelt, die für Kriegsrüstungen verausgabt werden, sondern auch, wie wir hoffen, darum, den Kriegen selbst entgegenzuwirken oder wenigstens die Möglichkeit ihres Entstehens oder nur ihre Schrecken zu vermindern, werden die versammelten Regirungvertreter unsere Erklärung anhören müssen; denn der Zweck des Kongresses würde nicht gestatten, eine so wichtige, im Interesse der Menschlichkeit liegende Erklärung zu ignoriren. Berücksichtigen die Mitglieder des Kongresses unsere Erklärung nicht, so zeigen sie damit der ganzen Welt, daß ihnen humane Absichten fehlen, wie man sie von Leuten verlangen muß, die die edlen und humanen Ideen des friedliebenden Zaren verwirklichen wollen.

Wie weit man diese Ideen verwirklichen wird, ist nicht vorauszusehen. Angesichts einer verworrenen Lage, die in jüngster Zeit die ganze Welt in Brand zu setzen drohte, sind erhebliche Resultate von der Konferenz kaum zu erwarten. Würde man sich aber entschließen, dem Beispiel Schwedens folgend, den Regirungen, die es angeht, die Frage vorzulegen, was mit den Leuten geschehen soll, die sich aus religiöser Ueberzeugung weigern, die Militärpflicht zu erfüllen, so würde die Konferenz sicherlich nicht ohne Bedeutung bleiben. Auf diese Weise wird eine vollständige Entwaffnung freilich nicht erreicht, sondern die Zahl der Truppen wird höchstens um ein paar hundert Mann, die von der Theilnahme an den Rüstungen befreit werden, verringert; damit wäre aber immerhin der erste Schritt zum eigentlichen Ziel gethan.

Man wird nun sagen: Wenn es Jedem freigestellt wird, den Forderungen seines Gewissens folgend, den Militärdienst abzulehnen, so entsteht daraus ein allgemeiner Militärstrike. Es genügt, darauf zu erwidern, daß es sich hier nicht um eine Befreiung von Bürgerpflichten, sondern um die Verwandlung der Militärpflicht in eine andere Pflicht handelt, die den Forderungen des Gewissens nicht widerspricht, wie z. B. die Pflicht zum Forstdienst, zur Trockenlegung von Sümpfen, zu Eisenbahnarbeiten und ähnlichen Diensten.

Wenn nun aber eine zu große Anzahl von solchen Leuten vorhanden ist? Was kann Das schaden? Wir bekommen dann ein Kulturheer, das produktive und nützliche Arbeit verrichtet. So könnten sich die Heere allmählich in gesellschaftliche Heilsarmeen umbilden, die Sümpfe urbar machen, Wohnungen bauen, Wüsteneien in fruchtbare Fluren verwandeln, auf denen sich Arme ernähren können.

Das Problem der Abrüstung würde dann die natürliche Lösung finden, die durch keine gesetzgeberischen Maßregeln, so wohlgemeint sie auch sein mögen, erreicht werden kann.

Man könnte noch einwenden, daß es unverständig wäre, das zarische Programm der Friedenskonferenz mit Nebenfragen zu belasten; aber wir glauben, daß Dies keine Nebenfrage, sondern die Hauptfrage ist und daher in erster Linie erwogen zu werden verdient. Das, hochverehrter Herr Graf, kann Niemand besser begreifen als, Ihren Schriften nach, Sie. Wir bitten Sie deshalb ehrerbietigst, die Aufmerksamkeit des Zaren, seiner Minister und des Publikums darauf zu lenken.

Mit dem Ausdruck unserer größten Hochachtung haben wir die Ehre, uns verehrungvoll zu unterzeichnen:

Vier Reichstagsmitglieder, ein Journalist, ein Redaktionsekretär, zwei Professoren, fünf Pastoren, ein Militärarzt, ein Missiondirektor, ein Lehrer und Andere.

Auf diesen Brief hat Graf Tolstoi geantwortet:

Geehrte Herren!

Der in Ihrem prächtigen Brief ausgedrückte Gedanke, daß die allgemeine Entwaffnung auf dem leichtesten und sichersten Wege durch die Weigerung Einzelner, sich am Militärdienst zu betheiligen, erreicht werden kann, ist ganz richtig. Ich glaube sogar, daß Dies das einzige Mittel ist, die Menschen von dem beständig wachsenden fürchterlichen Elend des Militarismus zu befreien. Aber Ihr Gedanke, daß die Frage, auf welche Art

und wodurch die Militärpflicht Derer, die ihre Mitmenschen nicht töten wollen, ersetzt werden könnte, auf der bevorstehenden Konferenz angeregt und erörtert werden solle, scheint mir durchaus verfehlt zu sein. Erstens, weil diese Konferenz nichts Anderes sein kann als eine der heuchlerischen Veranstaltungen, deren Zweck ist, nicht nur keinen Frieden und keine Verminderung des Militarismus herbeizuführen, sondern die im Gegentheil den Zweck verfolgen, dieses Uebel vor den Menschen zu verbergen, indem sie, um uns angeblich von dem Uebel zu erlösen, falsche Mittel vorschlagen und dadurch die Augen der Menschen von dem einzigen Rettungmittel abwenden.

Man sagt, der Zweck der Konferenz solle, wenn auch nicht die Abrüstung, so doch die Sistirung der Rüstungen sein. Man nimmt an, auf dieser Konferenz würden die Regirungen selbst oder ihre Vertreter sich darüber verständigen können, daß die Rüstungen nicht weiter vermehrt werden sollen. Wenn sich Das nun wirklich so verhält, dann entsteht unwillkürlich die Frage: Wie werden die Vertreter der Mächte verfahren, die, während die Konferenz tagt, zufällig schwächer als ihre Nachbarn sind? Diese Regirungen werden doch wohl kaum damit einverstanden sein, auch in der Zukunft schwächer als ihre Nachbarn zu bleiben. Wenn sie aber einwilligen, schwächer zu bleiben, und sich auf den Schutz der Konferenzbeschlüsse verlassen, so könnten sie auch noch schwächer sein und sich jeden Aufwand für ihre Heere sparen.

Soll es aber die Aufgabe der Konferenz sein, die Kriegsstärke der Staaten auszugleichen und an diesem Ausgleich festzuhalten, so entsteht danach — angenommen, eine solche, fast unmögliche Ausgleichung könnte erreicht werden — unwillkürlich die Frage: Weshalb sollten sich dann die Regirungen auf das Maß der jetzt vorhandenen Rüstungen festlegen und nicht damit herabgehen? Weshalb ist es z. B. nothwendig, daß Deutschland, Frankreich, Rußland je eine Million Soldaten halten und nicht 999000, nicht 900000, nicht 400000, 300000, nicht 1000? Wenn vermindert werden kann: weshalb dann nicht bis zum Minimum gehen? Und schließlich: weshalb denn nicht statt der Heere einzelne Kämpfer nach dem Beispiel von David und Goliath aufstellen und die internationalen Konflikte nach dem Siege des Einen oder des Anderen entscheiden?

Während der Belagerung von Sebastopol machte ein Fürst Urussow, der durch seine Tapferkeit und als einer der besten europäischen Schachspieler seiner Zeit bekannt war, dem Chef der Garnison, General Séquin, den Vorschlag, statt um den Besitz der Tranchée vor der fünften Bastion, die schon mehrmals aus einer Hand in die andere übergegangen war, mit den Waffen zu kämpfen, eine Schachpartie darüber entscheiden zu lassen. Daß es weit besser gewesen wäre, auf der Tranchée Schach zu spielen, als Menschen zu töten, ist zweifellos; aber Séquin ging auf Urussows Vorschlag nicht

ein, denn er wußte: wenn sein Champion auch verloren hätte, so hätte doch Niemand den englischen Oberbefehlshaber gehindert, Bataillone mit Bajonnetten zu schicken, um die Tranchée zurückzuerobern, sobald unsere Soldaten sie nicht mehr vertheidigt hätten. Eben so können auch die Mächte sich nicht darauf einlassen, ihre Heere zu vermindern, denn sie können niemals überzeugt sein, daß nicht ein neuer Napoleon oder Bismarck kommt, der sich um keinen Vertrag kümmert und Alles, was er sich zueignen kann, mit Gewalt nehmen wird.

So lange es noch Heere giebt, sind sie nothwendig, um — wenn auch nicht neue Eroberungen zu machen, so doch — mit Gewalt Das festzuhalten, was einmal mit Gewalt erworben war. Erwerben und behalten kann man eben nur durch Siege. Es siegen aber immer nur les bataillons; und wenn daher die Regirungen Heere halten, so müssen es möglichst starke sein. Darin besteht die Pflicht jeder Regirung und die Existenzberechtigung der Armeen.

Die Regirung kann in der inneren Verwaltung sehr viel thun: sie kann das Volk befreien, aufklären, bereichern, Wege und Kanäle bauen, Wüsten kolonisiren, öffentliche Arbeiten anordnen, aber Eins kann sie nicht thun, — eben Das, wozu die Konferenz einberufen ist: sie kann nämlich ihre Militärmacht nicht verringern.

Erstens können die Regirungen freiwillig ihre Heere nicht nur nicht verringern, sondern sie können auch mit ihren Rüstungen nicht innehalten, und zwar jetzt um so weniger, weil Alle danach streben, neue Besitzungen in Asien, in Afrika und in Europa zu erwerben. Alle sind auch gezwungen, einen Theil ihrer Besitzungen, deren Bewohner sich zu befreien wünschen, mit Gewalt festzuhalten. Zweitens kann die aus Gewissensbedenken erfolgte Weigerung Einzelner, die Militärpflicht zu erfüllen, die Konferenz auch deshalb nicht beschäftigen, weil eine willkürliche Verringerung der Truppenzahl die Grundlagen der Macht jeder Regirung untergraben würde.

Mit den Leuten, die sich aus Gewissensbedenken von der Militärpflicht lossagen, verfährt jede Regirung eben so — nur vielleicht minder roh —, wie es die russische Regirung mit den Duchoborzen that. Zu der selben Zeit, wo sie der ganzen Welt ihre angeblich friedlichen Absichten verkündete, peinigte, vernichtete und vertrieb sie die allerfriedliebendsten Menschen Rußlands, nur, weil sich diese Menschen weigerten, Militärdienste zu leisten. Ganz eben so verfuhren und verfahren noch jetzt alle europäischen Regirungen, wenn es sich um Militärdienst-Verweigerungen handelt. So verfährt die österreichische, die preußische, die französische, die schwedische, die schweizerische, die holländische Regirung; und sie können nicht anders handeln. Denn da sie ihre Unterthanen durch Gewalt, die von dem disziplinirten Heer ausgeht, beherrschen, so können sie unmöglich die Verringerung dieser Gewalt — und folglich auch

ihrer Macht — durch zufällige Stimmungen von Privatpersonen gestatten, und zwar um so weniger, weil dann aller Wahrscheinlichkeit nach, sobald solche Weigerungen gestattet würden, jene furchtbare Mehrzahl der Menschen (Niemand tötet gern oder läßt sich gern töten) dem Militärdienst die Arbeit vorziehen würde. Gestattet man aber, den Militärdienst zu verweigern und dagegen andere Dienste zu leisten, so finden sich sehr bald so viele Arbeiter ein, daß zu wenige Soldaten übrig bleiben, um die Arbeiter zur Arbeit zu zwingen. Die mit ihrer Redseligkeit in Konfusion gerathenen Liberalen, Sozialisten und andere sogenannte Fortschrittsmänner können sich einbilden, daß ihre Reden in den Parlamenten und Versammlungen, ihre Verbände, ihre Strikes, ihre Brochuren für den Fortschritt der Menschheit sehr wichtig sind und daß die Weigerungen einzelner Menschen, den Militärdienst zu leisten, nur bedeutunglose Erscheinungen sind, die man nicht zu beachten braucht; aber die Regirungen wissen sehr wohl, was für sie wichtig und was unwichtig ist. Sie gestatten daher gern donnernde Reden in den Reichstagen und sozialistische Demonstrationen, weil sie wissen, daß solche Erscheinungen sehr nützlich sind, denn sie ziehen die Aufmerksamkeit der Völker von dem für die Regirungen wirklich gefährlichen Befreiungmittel ab. Mehr als Alles in der Welt fürchten sie das Erwachen der Menschenwürde bei den einzelnen Menschen und die daraus entstehenden Weigerungen, den Militärdienst oder die für Kriegszwecke bestimmten Steuern zu leisten; diese Weigerungen werden sie niemals offen gestatten, sondern die sich Weigernden stets heimlich bestrafen und aus der Gesellschaft entfernen.

So lange die Regirungen nicht nur neue Besitzungen erwerben (Philippinen, Port Arthur), sondern die erworbenen auch behalten wollen (Polen, Indien, Elsaß, Algier, Egypten) und so lange die Regirungen ihre Unterthanen durch Gewalt regiren, müssen auch die Regirungheere beständig vermehrt werden. Man wird es Privatpersonen niemals gestatten, sich vom Militärdienst loszusagen und dafür Arbeit- oder Geldleistungen zu substituiren, sondern man wird solche Weigerungen stets heimlich unterdrücken.

Die Heere werden nur dann vermindert und abgeschafft, wenn die Menschen aufhören, sich freiwillig zu rechtlosen Sklaven anderer Menschen zu machen, indem sie sich einer thierischen Dressur unterwerfen, die man Disziplin nennt. Die Menschen werden aber erst dann diese Dressur abschütteln, wenn die menschliche Würde in ihnen erwacht. Die menschliche Würde kann aber erst erwachen, wenn unter den Menschen wahre Aufklärung verbreitet wird. Nicht die Aufklärung, durch die der Mensch, der sich alle Wissenschaften angeeignet hat und sich alle neuesten Erfindungen nutzbar machen kann, das Recht der Herrschaft Dieser über die Handlungen Jener anerkennt und daher die Möglichkeit, böse Handlungen zu begehen, deren Verantwortlich-

keit er Anderen überläßt, gestattet, sondern die andere Aufklärung, bei der der Mensch seine Freiheit — die ja die Grundlage seiner Menschenwürde ist — nicht anderen Menschen in die Hände giebt, sondern bei der er stets sich selbst für seine Handlungen verantwortlich macht. Nur dann, wenn diese wahre Aufklärung verbreitet sein wird, können die Heere vermindert und abgeschafft werden. Aber dann wird diese Verminderung und Abschaffung nicht mit dem Willen der Regirungen, sondern wider ihren Willen stattfinden.

Kürzlich wurde berichtet, ein amerikanisches Regiment habe sich geweigert, nach Ilo-Ilo zu gehen. Diese Nachricht wurde als etwas ganz Erstaunliches geschildert. Aber man müßte sich eigentlich darüber wundern, daß alle Regimenter der Russen, Deutschen, Franzosen, Italiener und Amerikaner, die in letzter Zeit gekämpft haben, nicht das Selbe gethan, sondern sich nach der Laune anderer, ihnen fremder, Menschen zum Töten von Menschen anderen Stammes hergegeben haben. Denn wenn in unserer Zeit Menschen in den Krieg ziehen oder wenn sie in den Militärdienst treten und sich in die Sklaverei solcher Menschen begeben, die sie nicht achten, so geschieht es doch nur, weil diese Menschen sich im Zustande der fürchterlichsten sittlichen Barbarei befinden.

Sollen daher die Heere vermindert oder abgeschafft und das durch sie entstandene Böse vernichtet werden, so sind dazu nicht Regirungskonferenzen nöthig, sondern nur eine wahre Aufklärung der Bürger, die von den Regirungen auf die schlauste Weise — namentlich auch durch solche Konferenzen wie die durch das russische Rundschreiben einberufene — getäuscht werden. Um die Heere zu vermindern und abzuschaffen, ist es nöthig, die wahre Aufklärung so zu verbreiten, daß die Berichte über die bevorstehende Konferenz nicht, wie jetzt, mit beifälliger Zustimmung, sondern mit Verachtung und Hohn oder gar mit Entrüstung aufgenommen werden; dagegen sollten die jetzt verheimlichten und unbekannten Verweigerungen des Militärdienstes, als Beispiele des Heroismus leidender Menschen für Freiheit und Fortschritt, der ganzen Welt bekannt gemacht werden. Die Heere werden nur dann abgeschafft, wenn die öffentliche Meinung die Bedeutung dieser heroischen Menschen und des Betruges, den sie beseitigen, einsehen wird. Nur dann können die Heere vermindert und schließlich abgeschafft werden; es wird dann eine neue Aera für die Menschheit beginnen.

Ich meine deshalb, daß die Weigerungen, den Militärdienst zu leisten, Erscheinungen von außerordentlicher Wichtigkeit sind. Daß sie die Menschen vom Elend des Militarismus befreien werden, ist ganz richtig. Aber Ihr Gedanke, daß die Konferenz dazu beitragen könnte, ist durchaus irrthümlich. Die Konferenz kann der Welt nur Sand in die Augen streuen und das einzige Rettung- und Befreiungmittel verschleiern.

Ljow Nikolajewitsch Tolstoi.

Das Reh.

Ein Pfingstmärchen.

Es ist lange, lange her. Als der Urgroßvater noch in der Wiege lag, sagten die Leute schon: „Es ist lange her“, wenn sie von dieser Geschichte sprachen. Sie hat sich begeben, als der geheimnißvolle Geist des Waldes noch vernehmliche Worte zu den Menschen sprach, und Das ist wirklich lange her. Jetzt schweigt der Wald, wenn der Geist sich wie Duft über ihn breitet, und still wirds ringsum, so still, daß man das große Herz der Natur klopfen hört. Aber nur die Menschen, die leise gehen und keine Blume zertreten, fühlen und verstehen den Geist, wenn er naht, und grüßen ihn in andächtigem Erschauern. Die Anderen sagen, er sei tot.

Damals also stand im dichtesten Harzwald ein kleines Haus und da wohnte der alte Förster mit seiner lieben, alten Frau. Das Haus war so alt, daß es überlegte, an welchen Baum es sich anlehnen sollte; alt war Treff, der blinde Hühnerhund, der nur noch im Traum jagte, und alt war Zack, der fette Teckel, der den ganzen Tag in der Sonne schlief. Jung aber war der Sohn der beiden Alten und noch jünger der schlanke Jägerbursch mit den goldenen Locken. Herman, der Sohn, war ein stattlicher Jäger, groß und stark wie ein Eichbaum im Walde, und dabei war er gut, von Herzen gut; davon konnten Treff und Zack erzählen. Und auch die kleinen Mädchen sagten es, wenn er sie nach einem Gewitter über den angeschwollenen Bach trug und sie sich fürchteten.

Am Vorabend des Pfingstfestes saßen die beiden Alten wieder einmal vor der Thür in dem kleinen Garten und warteten auf die Heimkehr des Sohnes. Der Flieder duftete, daß es Einem leid that, nur eine Nase zu haben, und fern am plätschernden Bach flötete leise die Nachtigal. Die Mutter wollte stricken, den Vater aber schläferte und er gähnte oft laut, so daß er damit die Mutter ansteckte, die dann auch gähnte, aber still für sich hinter ihrem grauen Strickstrumpf. Endlich hörte man Schritte. Herman kam. Erst sahen die Eltern seinen hohen Jägerhut mit der spitzen Feder, dann blickte das gebräunte, bärtige Antlitz über die niedrige Mauer und endlich trat die kräftige Gestalt durch die schmale Pforte in das Gärtchen. Herman rief nicht: „Guten Abend!“; er lüftete auch nicht den Hut: seine ganze Aufmerksamkeit war auf Das gerichtet, was er im Arme trug. „Mutter“, sagte er, „ich bringe Dir Etwas mit“; und damit legte er ein kleines, braunes, zierliches Reh in ihren Schoß. „Ach Du meine Güte! Ach das arme kleine Thier!“ rief die Mutter und streichelte es; der Vater schob die Brille auf die Stirn, beugte sich kopfschüttelnd über das Rehchen und sagte nichts; Treff schnüffelte, was er nur konnte, und selbst der fette Zack wachte auf,

stellte sich auf seine drei gesunden Beine, zog das lahme nach und betrachtete den Neuling aufmerksam. „Ich fand das Thierchen an der Quelle unter einem Busch", erzählte Herman, „und will es aufziehen. Es soll in meiner Stube schlafen." Damit nahm er der Mutter das Reh ab und trug es sorgsam hinein, breitete ein weiches Fell vor seinem Bett aus und legte den Findling darauf. Das Reh ließ sich Alles ruhig gefallen; scheu sah es seinen Beschützer an und zitterte zuweilen am ganzen Körper. Als Herman aber liebkosend über das braune Haar strich und sagte: „Sei ruhig, Rehchen, Dir geschieht kein Leid", da kauerte es sich zusammen und schlief ein.

Herman schlief auch. In der Nacht däuchte ihn, seine Stube sei hell wie beim Vollmond und frischer Waldesduft ströme zum Fenster herein; aber Das mußte wohl ein Traum sein, denn die Läden waren geschlossen und der Mond, der im letzten Viertel stand, war recht blaß von der langen Reise um die Welt. Als Herman am anderen Morgen erwachte und die Läden aufstieß, stand die Sonne schon hoch am Himmel. „Heute ist Pfingsttag", rief er... Weiter kam er nicht, denn, sprachlos vor Ueberraschung, starrte er auf die Decke vor seinem Bette. Das Reh war fort und an seiner Stelle lag ein reizendes kleines Mädchen, das sanft schlummerte. Eilig holte Herman seine Eltern herbei, die so schnell kamen, wie ihre alten Füße es erlaubten, Treff und Zack hinterdrein. Alle umstanden staunend das kleine Wesen, das in einem rehfarbigen Röckchen mit hochgerötheten Bäcklein dalag und schlief, eine Hand am Munde, die andere unter dem braunlockigen Kopf. Während die Alten noch dastanden und den Kopf schüttelten, hob Herman das Kind zärtlich von der Erde auf und hielt es in seinen Armen. Da schlug es die Augen auf und sah ihn groß an. Es durchzuckte ihn: Gerade so hatte gestern das Reh ihn angesehen! „Mutter", rief er und drückte die Kleine an sein Herz, „wir behalten den Findling; nicht wahr, Vater? Wie ein Sonnenstrahl ist er am Pfingstmorgen ins Haus gekommen."

Und die Kleine blieb da und wurde bald Aller Liebling. Der Vater streichelte sie und die Mutter nähte ihr braune Röckchen, Treff und Zack jagten mit ihr und der blonde Jägerbursch mit dem Flaum auf der Oberlippe zimmerte ihr einen Wagen für den Sommer und einen Schlitten für den Winter. Man nannte sie kurzweg „unser Reh", oder auch „Maiblümchen", weil sie im Monat Mai vom Himmel gefallen war. Bald stopfte Maiblümchen dem Vater die Pfeife und lernte bei der Mutter stricken, half gern, wo sie konnte, und hatte ein liebliches, glückfäliges Gesicht. Am Vertrautesten war sie jedoch mit Herman. Anfangs weinte sie, wenn er auf die Jagd ging, aber bald verstand sie, daß er wieder käme, legte sich auf die Mauer in den Sonnenschein und lugte und lauschte hinaus. Wenn dann von Weitem sein Hifthorn klang, klatschte sie vor Freude in die Hände und flog ihm

entgegen wie der Wind; er fing sie auf und im Nu hing sie an seinem Halse und ließ sich von ihm hineintragen.

Jahre vergingen. Maiblümchen wuchs und wurde ein großes Mädchen, das sich nicht mehr von Herman tragen ließ und nicht mehr die Krähen aufscheuchte. Sanft und schön blieb sie immer, aber Eins war sehr traurig: sie hatte nicht sprechen gelernt. Kein Mensch hatte noch je ein Wort von ihr vernommen; nur ihre braunen Augen redeten.

Da kam wieder einmal der Pfingstsonnabend ins Land. Herman kehrte früher als sonst aus dem Walde heim und brachte einen ganzen Strauß duftender Maiglocken; den wollte er seinem Liebling geben. Es dunkelte schon, als er vor der Gartenpforte stand, und im finsteren Walde schrie klagend ein Käuzchen. Sein scharfes Auge ersah schnell die schlanke Gestalt, an die er dachte. Maiblümchen saß im Grase, einen Arm über Treffs Hals gelegt, den anderen emporgehoben, um einen blühenden Strauß zu fassen, den der blonde Jägerbursch ihr reichte. Sie sahen einander an und Maiblümchen lächelte; er wandte sich ab und ging ins Haus und sie beugte sich vor und sah ihm nach. Herman lehnte sich draußen an die Gartenmauer; er fühlte einen stechenden Schmerz im Herzen. Da hörte er einen leisen, weichen, süßen Ton; er strengte seine Augen an und spähte durch die Pforte: Niemand war zu sehen. Nein, wahrhaftig! Maiblümchen wars, Maiblümchen bewegte die Lippen: sie sang! Er lauschte athemlos und verstand jedes Wort:

Komm mit mir, ich zeig' Dir den schönsten Ort,
Den lieblichsten Ort in dem Walde!
Und gingest Du immer und immer fort,
Du fändest doch nie einen schönern Ort.
La la la! Mein Plätzchen im Walde!

Da sitz' ich so heimlich im grünen Moos
Und ducke mich unter die Zweige.
Die Hände ruhen gefaltet im Schoß,
Ein Käferchen klettert empor vom Moos,
Ich helf' ihm hinauf in die Zweige.

Ein Reh will vorüber, ein schlankes Reh,
Groß sieht es mich an und ich nicke:
O bitte, komm, komm, ich thu Dir nicht weh,
Du liebes, braunäugiges, kleines Reh . . .
Was eilt es davon, wie ich nicke?

Das Eichkätzchen nascht von den Eicheln am Baum
Und wirft mir die Schalen herunter,
Es klettert hoch oben, ich seh' es kaum,
Die Eidechse schlüpft aus dem Spalt im Baum
Und gleitet geschmeidig herunter.

Da sitz' ich so heimlich und lausche still
Dem schweigenden Völkchen im Walde,
Und wenn ich von Herzen weinen will,
Dann such' ich mein Plätzchen, so traulich still,
Und plaudre von Dir mit dem Walde.

Kaum hatte Maiblümchen geendet, da sprang Herman auf sie zu. Seine Augen blitzten, seine Stimme bebte. „Von wem plauderst Du mit dem Walde?“ rief er zornig und faßte ihren Arm. Sie war sehr bleich geworden und wich scheu zurück. „Sprich!“ rief er herrisch, „sprich! Kannst Du singen, so kannst Du auch sprechen.“ Das Mädchen sah ihn angstvoll flehend an, er aber faßte sie und stieß sie gewaltsam von sich. „Heuchlerin!“ rief er, „ich habe Dich geliebt, nun hasse ich Dich!“ Barsch wandte er sich und ging ins Haus. Maiblümchen war mit einem leisen Wehlaut zusammengebrochen und lag regungslos im Grase.

Am späten Abend, als die Eltern Maiblümchen Gutenacht sagen wollten, war sie nicht zu finden. Niemand hatte sie gesehen; aber ein kleines braunes Reh war an der alten Christel vorbeigehuscht, als sie zum Brunnen vor dem Gartenthor ging, um Wasser zu schöpfen.

Herman konnte nicht schlafen. Der süße Gesang klang in ihm nach und der flehende, todestraurige Blick der braunen Augen hatte sein Herz getroffen. Er schlich unruhvoll aus dem Hause. Ueber der niederen Gartenmauer schwankten und winkten geheimnißvoll die hohen Bäume; leise strich die Nachtluft durch die dichten Zweige; ein kühler, duftender Hauch lockte ihn in den Wald. War Maiblümchen vielleicht dort? Er rief, erst sanft und leise, dann immer lauter und schließlich setzte er sein Hifthorn an und blies, daß ihm das Herz in der Brust springen wollte. Erschreckt blusterten die verschlafenen Vögel in den Baumkronen durch einander — Dergleichen hatten selbst die ältesten Eulen noch nicht erlebt — und der Mond strengte sich an, um einen Blick durch die dunklen Zweige auf den Ruhestörer zu werfen. Aber wie kunstvoll Herman auch blies, ihm wurde keine Antwort. Er durchstreifte den Wald, bis der Morgen graute. Endlich sank er gebrochen am Fuß einer alten Eiche nieder und rief zum letzten Male: „Maiblümchen verzeih' mir und kehre zurück!“ Dann schloß er die Augen. Da wars ihm, als rausche es in der Baumkrone und als senke sich ein kühler Duft auf ihn herab. Der Geist des Waldes wars, den seine Reue rührte. „Laß ab von Deinem Wahn“, sprach er mild; „so wenig wie zertretene Blumen wieder blühen, so wenig kann die gekränkte Seele wieder Dir gehören. Hättest Du sie genug geliebt, sie würde bald auch die Sprache gefunden haben.“

Herman weinte heiße Reuethränen. „Hast Du keinen Trost für mich?“ rief er. „Werden wir Menschen nie dahin kommen, genug zu lieben?“

Und der Geist des Waldes sprach: „Wie jetzt der Morgen dämmert, so wird auch einst der Tag der Liebe und der Schönheit über der Welt anbrechen.“

„Und wann?“ flehte Herman. „Wann?“

„Wenn dieser Baum so groß sein wird, daß ein Eichkätzchen zwölf Stunden gebraucht, um von der Wurzel zum Wipfel zu gelangen, dann soll die Krone des Baumes eine goldene Eichel tragen. Nach tausend Jahren wird der erste Strahl der Sommersonnenwende sie schmelzen, daß ein leuchtend Ei herausfällt. Das wird ein Adler auf den höchsten Berg der Erde tragen und dort ausbrüten. Hebt er sich nach abertausend Jahren vom Neste, so schwingt sich eine weiße Taube über die Welt, und wohin das Licht ihrer schimmernden Flügel fällt, da ist der Tag der Liebe und Schönheit über der feiernden Erde angebrochen. Dann verstehen die Menschen wieder die Thiere und das Gemurmel des plätschernden Baches und das Rauschen meines Waldes; das Seufzen aller Kreatur ist gestillt und ein glückliches Lachen füllt harmonisch das All. Jeder Mensch, der stark und treu ist, kürzt die Frist um hundert Jahre ab, jeder, der Liebe kränkt, verlängert sie.“

Herman war in Schweigen versunken; dann entschlummerte er erschöpft und erwachte erst, als der Morgen jugendfrisch auf die Berge stieg und der Kuckuck aus Leibeskräften schrie, damit der Wiedehopf es endlich lerne. Aber der Wiedehopf kam doch immer wieder aus dem Takt und sang einen Ton zu viel.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Giosuè Carducci.

Eiserne Arbeitkraft und angeborene Liebe zur Kunst, fessellose Phantasie und ein leidenschaftlich heftiges Gemüth, das, schrankenlos in Liebe und Haß, unversöhnlich im Kampf gegen alle Ungerechtigkeit und Feigheit, doch auch empfänglich ist für die zartesten Gefühle: Das sind die auszeichnenden Züge Giosuès Carducci. Die großen Kämpfe der modernen Wissenschaft stürmen durch sein glühendes und titanisches Temperament und doch erreicht ihn Keiner im vornehmen Erfassen des antiken Geistes, in der geschickten Handhabung der klassischen Formen. Er weiß Altes und Neues in wunderbarer Harmonie zu vereinen, die kriegerische Satire des Archilochus mit der tragischen Ironie Heines, die zarte Mäßigung horazischer Gedichte mit der romantischen Kühnheit Victors Hugo; heute schenkt er uns den Hymnus an

Satan, morgen die Ode „Am Klitumnus". Ich halte ihn, ohne daß ich glaube, durch ein nationales Vorurtheil geblendet zu sein, für den größten lebenden Lyriker. Als Riese ragt er aus unserer unkünstlerischen Zeit hervor. Für mich besitzt Keiner, wie er, das Geheimniß aller Freuden und Leiden, Keiner die kühne mystische Gedankentiefe, Keiner die schöne und klare Sprache. Sein gesunder Instinkt bewahrte ihn vor jener krankhaften Reizbarkeit, die sich in mühsäligen Kleinschilderungen kundgiebt: dadurch steht er unvergleichlich höher als D'Annunzio, der neben ihm heute in Italien als Meister gilt. D'Annunzio könnte Franzose sein: er ist im Grunde stets Salonmensch; Carducci ist ganz Natur, Heide, Italer, Plastiker. Sein klassischer Geist führt ihn in die große griechisch-römische Vorzeit zurück, nicht, um kalte, begrabene Formen wiederherzustellen, sondern, um die Antike mit modernen Gefühlen zu durchdringen und zu neuem Leben zu erwecken.

Seine toskanische Heimath erklärt Vieles in ihm. Dort und in Umbrien, in Mittelitalien überhaupt, leben die großen italischen Traditionen, die durchaus heidnisch sind.

„Dort am Fuß der Berge im Eichenschatten
Aus den Quellen strömt Dein Gesang, Italia!
Ja, es lebten Nymphen allhier und Götter
Weihten dies Lager!

Mit den blauen, wallenden Schleiern tauchten
Einst Najaden auf und am stillen Abend
Riefen sie die bräunlichen Schwestern droben
Laut von den Bergen."

Hier, in Toskana, hat die Kultur der Renaissance ihre höchste Vollendung gefunden: Dante und Michelangelo sind hier geboren, Raffael erreichte hier seine reifste Entwickelung. Hier bildete sich recht eigentlich der harmonische, gesunde Kunstsinn des Italieners, der nur im alten Griechenland seinesgleichen hatte. In den Nebeln von Norditalien nähert sich der Volkscharakter dem französischen; er zeigt Spuren von Mystizismus und Neigungen zur Reflexion, die nicht mehr südlich sind. Man denke an Manzoni. Die quälende Hitze Süditaliens dagegen giebt den Bewohnern eine halbspanische Sinnesart: Aberglauben, Fanatismus, geistige Unselbständigkeit. Wäre Carducci nicht in Mittelitalien geboren worden, er wäre niemals der große heidnische Dichter geworden.

Seine erste Veröffentlichung waren die „Juvenilia" im Jahre 1857. Wie alle begabte Jugend begann er als Nachahmer seiner Vorgänger und als Sklave der Sinnlichkeit, die der Künstler allmählich zu meistern hat. Ein Jüngling ist selten originell: selbst Goethe und Shakespeare waren es nicht; ein Jüngling kann seine Sinnlichkeit nicht objektiviren; im Gegentheil:

die Kunst ist ihm ein Vehikel seiner Sinnlichkeit. So sind die „Juvenilia" unreif; auch die meisten leipziger Gedichte Goethes waren es.

„Nach dem Jahre 1861", so schreibt er selbst, „faßte ich den weisen Entschluß, die Verse bei Seite zu lassen und mich gänzlich philologischen und literarischen Studien zu widmen." Er bewies eine merkwürdige Vielseitigkeit. Die Gelehrsamkeit schwächte seine Inspirationen nicht, sondern unterstützte sie. Darf uns Das wundern? War Dante, war Goethe nicht ein wandelndes Lexikon? Daß Carducci Historiker und Kritiker war, hat, vereint mit dem edlen Bewußtsein des Mannes und Künstlers, am Meisten dazu beigetragen, seine Poesie beständig zu veredeln und zu bereichern. Dank dieser umfassenden Bildung flossen ihm seine Eingebungen sowohl aus der alten wie aus der modernen Kultur zu; diese allein hätte ihm nicht die Reinheit des Ausdruckes und der Umrisse erlaubt und in jener hätte er nicht die Vielseitigkeit und Tiefe des Gedankens gefunden, die ihn auszeichnet. Wenn man bedenkt, wie kritisch unsere Zeit ist, wie die ganze erkennbare Welt von der positiven Wissenschaft umspannt wird, so begreift man auch, wie es kam, daß die Lyrik ihren Inhalt und ihre Motive aus der Realität der Dinge, aus den Thatsachen der Geschichte zu nehmen begonnen hat. Aber dadurch, daß Carducci nicht nur Dichter, sondern auch Gelehrter war, gelang ihm später ohne Mühe der Uebergang von der wilden Parteisatire zu der reineren und vornehmen Art der „Odi barbare". Als Gelehrter war er sich der Kurzlebigkeit politischer Zeitgedichte voll bewußt.

Die „Levia Gravia" zeigten, welche Frucht das Studium der italienischen Klassiker dem Dichter getragen hatte; aber so kunstvoll die Nachahmung ausgefallen ist: sie ist doch noch eine Kunst zweiten Ranges. Ich vermag mich nur schlecht mit dem berühmten Gedicht „Der Karneval" zu befreunden. Es schildert die Gegensätze des sozialen Lebens, den übermüthigen Lärm des Ballsaales und die schweigende Noth der Dachkammer in greller Beleuchtung. Wohl fühlt man aus jeder Zeile, wie tief der Dichter von Dem, was er schildert, ergriffen war, aber die Worte der armen Leute sind klassisch, polirt, höfisch. „Ce n'est point ainsi que parle la nature", würde Molières Alceste, der unverbesserliche Apostel des neues Stils, sagen. So spricht die Natur weder bei Heine noch bei Victor Hugo noch bei Giusti. Der Schmerz des Armen soll seine eigene Sprache reden und nicht bei den Klassikern in die Schule gehen. Der gezierte Stil mag da wirken, wo der Dichter in eigener Person spricht; ein armes Weib, das sich dem ersten Besten hingiebt, um sich und die alte Mutter vor dem Hungertode zu retten, darf weder horazische Ausdrücke noch leopardische Gleichnisse auskramen, — sie, die nicht einmal weiß, daß Horaz und Leopardi überhaupt existirt haben. Auch in den „Nuove Poesie" (1873) herrschte trotz weiterem Fortschritt

die Imitation immer noch vor. Bald klingt ein Bild, bald eine Wendung von Lukrez oder Katull, bald von Dante, Petrarca oder Tasso an. Auch das Pasticcio hat seine Berechtigung, aber es sollte nichts Anderes scheinen wollen, als was es ist; wenn sich aber in den Gedichten, die sich als originell geben, die Anklänge an vergangene Stil- oder Gedankengewohnheiten zu sehr häufen, so ermüdet der Leser. Grazile, beinahe magere Formen nach Art des Giotto drängen sich hier mit Gliederverschlingungen, die an die Schule des Michelangelo erinnern, knappster dantesker Ausdruck steht unvermittelt neben üppigem Barock. Der Dichter hat sich noch immer nicht selbst gefunden. Victor Hugo hat ihn verführt, statt ihn abzuschrecken. Ein so großes Dichtergenie Hugo war: er hat eigentlich doch nur wenige lesbare Gedichte geschrieben. Er war nie im Stande, sich zu beschränken, und die Amplifikation war für ihn, wie für fast alle bedeutenden Köpfe, eine ständige Gefahr. Sie empfinden und sehen sehr viel auf einmal, in einem Gedanken, in einer Situation und möchten es auch jedem Leser zeigen: so geht jedes Maß verloren, wenn nicht der künstlerische Instinkt ihnen zu Hilfe kommt, sie warnt wie Mentor-Athene. Carducci hörte rechtzeitig auf die Stimme der Warnerin. Das beweisen die „Odi barbare" (1876 bis 98), die sein Ideal in voller Reife zeigen. Die Form ist vereinfacht, geebnet, geklärt und hat an Gewandtheit und Geschlossenheit überreich gewonnen, was sie an Künstlichkeit und äußerem klassischen Beiwerk verloren hat. Seine Kunst ist auf der Stufe höchster Vollendung angelangt und zeigt nichts mehr von dem Hebewerk, den Leitern und Gerüsten, die dem Aufbau gedient haben, so wie auch von der Bühne jeder sichtbare Mechanismus verschwindet, wenn die Proben beendet sind und das Drama wirklich anhebt. Schon Gabriello Chiabrera hatte vor zweihundert Jahren versucht, die altklassischen Metren in die italienische Literatur einzuführen. Carducci löste das Problem in der Weise, wie es auch Chiabrera gelöst haben würde, wenn seine Fähigkeiten der Größe seines Vorhabens entsprochen hätten. Er sah wohl ein, daß eine Rückkehr zu den klassischen Vorbildern förderlich sein mußte; nur war es ihm nicht gegeben, in den klassischen Geist einzudringen. Carducci vermochte es; und es giebt wenige Beispiele einer glücklicheren Vereinigung zweier Literaturen als seine Oden. Carducci ist der erste Dichter, dem es gelang, die antiken Metren in die italienische Literatur erfolgreich einzuführen. Daß der Form aber auch der Inhalt entsprechen mußte, Dessen war er sich voll bewußt, als er die Worte Platens:

> „Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
> Während die edlere Form tiefer Gedanken bedarf"

den Oden als Motto voranschickte. So ist es denn mehr noch als die Form der klassische Geist, durch den diese Gedichte wirken, — der Geist, der, von den Fesseln des christlichen Kirchenglaubens befreit, weder vor dem Teufel

und den Höllenqualen zittert noch in anbetender Verzückung vor Heiligenbildern kniet, sondern die Befreiung der Erde verkündet: hellenischer Pantheismus, gesunder Lebensgenuß und frohsinniger Kultus des Schönen.

Die strenge Geschlossenheit der Komposition, die Harmonie zwischen Form und Inhalt, die sichere Durchführung der Stimmungen und die Plastik der Darstellung, die besonders in den beschreibenden Partien hervortrit, räumen den „Odi barbare“ in der italienischen Poesie — und nicht in dieser allein — einen der ersten Plätze ein.

Meist von der Betrachtung der umgebenden Natur ausgehend oder anknüpfend an ein Ereigniß des Tages, verknüpft der Dichter die Gegenwart in seinem Geiste mit der ihn überall begleitenden Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit und die unsterblichen Heldengestalten des Alterthumes. Meisterhaft zeichnet er mit wenigen, aber festen Strichen den Charakter der Landschaft, so namentlich der historischen Stätten Roms und seiner Umgebung. Und daß er sich nicht auf Gewohntes beschränkt, sondern auch das scheinbar Widerstrebende, dem der engbrüstige Dichterling weit aus dem Wege geht, zu bewältigen weiß, zeigen die alkäischen Strophen, in denen er das Treiben auf einem Bahnhof schildert, ohne daß der geringste Gegensatz zwischen Stoff und Form hervorträte. Sehen und darstellen: Das hat Carducci von seinen klassischen Mustern gelernt; das antike Gewand ist ihm nicht das Wesentliche, wie man vielfach geglaubt hat, sondern natürliche Konsequenz seines Fühlens.

Carduccis landschaftliche Schilderungen Toskanas und der fetten Romagna sind von unnachahmlicher Frische und Kraft. Sie sind nie nur Schilderung: den charakteristischen Werth der „Odi barbare“, der sie der Weltliteratur einreiht, finde ich in der Belebung und Vermenschlichung der Natur, in der Art, wie der Dichter das Menschliche, oft das Persönlichste, in inneren Zusammenhang mit der Natur zu bringen weiß. Und nicht nur durch die eigenen, von der Landschaft angeregten Gefühle, auch durch die Menschen, die sich in ihr bewegen, durch ihre Geschäfte, Sorgen und Erlebnisse weiß er die Natur zu vermenschlichen. Die fruchtbaren Ebenen, die mit Oel und Wein bepflanzten Hügel, die reinliche Tenne und den offenen Pachthof, das milchweiße Gespann der schwerwandelnden Rinder, den ganzen Erdgeruch der bräunlichen Gefilde: Alles fühlen wir. Er grüßt Altitalien, Etrurien:

„Dich begrüß' ich, grünendes Land der Umbrer!
Dich auch, Gott des Quells, o Klitumnus! Freudig
Fühl' ich hier italischer Heimathgötter
Hauch um die Stirn!“

Wahrlich: die alten Götter sind noch nicht gestorben und die große Vergangenheit Italiens lebt fort in den Strophen seines unsterblichen Dichters.

Mailand. Paolo Zendrini.

Der Weg zum Frieden.

Ueber das Wesen des Krieges ist, seit die Welt steht, viel gedacht und noch mehr gesagt worden. „La guerre, c'est le vol", meinte Voltaire; Anderen ist er ein Strafgericht Gottes, Manchem die Blüthe aller Lebensäußerungen der Menschheit. In Wirklichkeit ist er eine komplizirte Erscheinung von solcher Fülle wechselnder Merkmale, daß jeder Versuch erschöpfender Begriffsbestimmung durchaus hoffnunglos ist. Nicht einmal die Massenvernichtung menschlichen Lebens ist ein durchgreifendes Kennzeichen: zwischen dem Pistolenduell, bei dem die Gegner in die Luft schießen, und dem Kampfe Napoleons gegen die Heilige Alliance liegen alle Grade eingeschlossen. Jeder Krieg ist vielmehr ein Unikum mit einzigen, nie wiederkehrenden Bedingungen seines Entstehens und seines Verlaufes; denn die Vorstellungen der Völker über das Begehrenswerthe variiren von der Schönen Helena, um die der Kampf vor Ilion entbrannte, bis zur Ausbeutung eines Erfindungpatentes oder einer Produktionleistung. Ist Das richtig, so verliert aber der Hauptsatz der heutigen Friedensapostel, das Faustrecht habe aufgehört, also könnten und müßten die Kriege ebenfalls aufhören, seine Beweiskraft; und die Frage, ob ein ewiger Friede denkbar sei, erscheint ohne verständlichen Inhalt. Sie fragt zu viel.

Aber auch, wenn man das Gesichtsfeld auf das Nächstliegende und deutlich Erkennbare, auf die letzte Vergangenheit und die nächste Zukunft, beschränkt, ist man nur auf Analogieschlüsse angewiesen. Was ist das hervorstechende Merkmal der Kriege unserer Zeit, der Kriege Europas? Ohne Zweifel: das Nationalitätenprinzip und sein ausnahmeloser Sieg. Wie kam es aber, daß nach Jahrhunderte langer Zersplitterung Deutschland und Italien und diese und jene Theile des Ostens zu neuen politischen Einheiten zusammenwuchsen, — und zwar mit der unwiderstehlichen Kraft eines naturgesetzlichen Waltens? Nur der Wirkung eines übermächtigen Naturgesetzes konnte die Thatsache zugeschrieben werden, daß sich der Sinn des Krieges selbst umzukehren schien, daß sogar die Niederlage Italiens und jüngst noch Griechenlands den Geschlagenen die erstrebten Früchte des Sieges eintrugen. Wodurch wurde im letzten Grunde die Einigung Deutschlands, die Einheit Italiens herbeigeführt? Die Antwort ist einfach: durch die Eisenbahnen. Natürlich meine ich nicht etwa, daß vorher nicht viele andere Bedingungen zusammentreffen mußten; aber die Eisenbahnen lösten die Bewegung aus. Sie deckten die innerhalb der Spracheinheit bestehenden wirthschaftlichen Unterschiede auf und ließen sie auf einander wirken. Sie machten die Fortdauer der politischen Zersplitterung unmöglich, indem sie die wirthschaftlichen

Unterschiede ausglichen und beseitigten. Die politische Einigung Deutschlands folgte auf dem Umwege über die französischen Schlachtfelder der wirthschaftlichen Einheit, die zur Existenzfrage der Nation geworden war. Und welche geradezu explosive Kraft dem neuen Verkehrsmittel innewohnte, Das zeigte der gewaltige wirthschaftliche Aufschwung nach den Kriegsjahren, als einzelne Theile des Vaterlandes förmlich wie aufgeschlossener Urwald und jungfräulicher Boden dastanden.

Seitdem ist das Nationalitätenprinzip nirgends mehr in Europa so klar und einleuchtend als Ursache eines Krieges hervorgetreten. Der Verkehr hat in diesen letzten dreißig Jahren für den größten Theil von Europa eine so sichtbare wirthschaftliche Gleichartigkeit hergestellt, daß es fast den Anschein gewinnt, als könnten aller Orten jetzt die Irredenten der verschiedenen Farben ruhig in ihren bestehenden politischen Verbänden bleiben. Wenn man öfter und öfter von den „Vereinigten Staaten von Europa“ sprechen hört, so ist Das ein günstiges Zeichen für den Frieden und für die Annahme, daß das Nationalitätenprinzip als Ursache von Kriegen an treibender Kraft eingebüßt hat. In dieser Annahme bestärkt vor Allem der Anblick der Schweiz. Sie hat Frieden seit Jahrhunderten, trotzdem sie nicht nur verschiedene Stämme, sondern sogar verschiedene Rassen in einem Staatswesen umfaßt. Die Erklärung liegt nah: was die neuen Verkehrsmittel anderswo erst im letzten Drittel unseres Jahrhunderts bewirkt haben, Das leisteten in der Schweiz die unvergleichliche Verkehrslage und ein Jahrhunderte währender inniger Kulturzusammenhang mit der Nachbarschaft. Seit Jahrhunderten bestehen dort zwischen der eigenen wirthschaftlichen Lage und derjenigen der Grenzländer keine erheblichen Unterschiede mehr. Wie das Individuum in jenen Kreisen der Gesellschaft, in denen der Verkehr mit den Standesgenossen am Lebhaftesten, Feinsten und Entwickeltsten ist, sich am Wenigsten herausnehmen kann, dafür aber auch durch das Uebereinkommen Aller, durch die allgemeine Sitte, am Stärksten beschützt ist, so genießt die Schweiz den Frieden als die Frucht ihrer Selbstbeschränkung und Hingabe, als die Folge ihrer bevorzugten sozialen Stellung im Leben der Staaten, als Frucht ihrer Kultur weit mehr denn durch ihre Berge und Gebirgsfortifikationen. Sind aber die Bedingungen, die der Schweiz den Frieden erhalten, solcher Art, so darf vielleicht Umschau gehalten werden, ob sich nicht auch auf anderen Theilen der europäischen Landkarte ähnliche Verhältnisse vorfinden oder vorbereiten. Zunächst lenkt sich dabei von selbst der Blick auf Belgien und Holland. Beide Staaten erfreuen sich eines bald hundertjährigen Friedens. Wie die Schweiz, vereinigen sie Volkselemente verschiedenen Stammes und verschiedener Rasse. Der von Alters her vorzüglichen Verkehrslage und der Kulturverwandtschaft mit dem Nachbarn entspricht der altberühmte Stand der überkommenen und

die glänzende Entwickelung der neuen Verkehrsmittel. Ohne irgend welche territorialen Ansprüche und jedem wirthschaftlichen und geistigen Austausch zugänglich, erfreuen sich beide Staatswesen einer solchen Sicherheit, daß sie in nächster Nähe der großen Ereignisse von 1870 von jeder Erschütterung oder Vergewaltigung frei blieben.

In ähnlicher Lage befindet sich Luxemburg. Und zwischen diesen Ländern und der Schweiz, zwischen der sichersten Nord- und der sichersten Südgrenze, liegt Elsaß-Lothringen, seit mehr als tausend Jahren das Bindeglied zwischen zwei Völkern, die zusammen mehr als irgend ein anderes zum geistigen Besitzthum der Menschheit beigesteuert haben. Es giebt keine andere Gegend in Europa, in der sich geographische Lage, Innigkeit und Alter der kulturellen Zusammenhänge mit der Umgebung, Gleichartigkeit der wirthschaftlichen Verhältnisse im Inneren und mit der Nachbarschaft, Verkehrsmittel und Verkehrsmöglichkeiten noch einmal so vollständig zu den Bedingungen jenes Friedens zusammenfänden, den die Schweiz, den Belgien und Holland genießen. Darum braucht die Angliederung der Reichslande an Deutschland immerhin noch kein politischer Fehler gewesen zu sein und es kann dem natürlichen Verlauf der wirthschaftlichen Entwickelung überlassen bleiben, wann den beiden Völkern, die sich ihren Besitz vorher streitig gemacht haben, die Frage, welches von ihnen das Grenzland in seiner äußeren Gewalt hat, gleichgiltig geworden sein wird. Sobald dieser Augenblick eintritt, befindet sich nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch Frankreich in der glücklichen Lage der Schweiz. Deutschland würde ihr wenigstens nah gebracht sein, — freilich nur unter einer heute schier unerfüllbar scheinenden Bedingung. Und doch wird sich die Erfüllung auch dieser Bedingung ganz von selbst einstellen; ich meine den Verzicht auf weitere koloniale Erwerbungen und auf Einmischung in den Werdeprozeß benachbarter Länder. Leichter wird dieser Verzicht Frankreich fallen, schwerer Deutschland mit seinen österreichischen und russischen Grenzen und seiner eben so expansiven wie mangelhaft differenzirten Industrie. Es wird sich hüten müssen — darin liegt die wirkliche heutige Kriegsgefahr —, gegenüber den Einigungbestrebungen der slavischen Welt sich in die Rolle drängen zu lassen, in der Frankreich ihm gegenüber unterlag. Viel könnte die Kulturarbeit, die Oesterreich an seinen slavischen Ländern geleistet hat und die einer westlichen Aktion Rußlands vielleicht heute schon im Wege steht, nützen. Mit dem fortschreitenden Ausgleich der wirthschaftlichen und geistigen Unterschiede zwischen den deutsch-österreichischen Slaven und ihren „Bedrückern" könnten für Deutschland die äußeren Bedingungen dauernden Friedens eintreten. Und mit ganzer Kraft könnte sich das deutsche Volk der Aufgabe, auch im Inneren dauernde Friedensunterlagen herzustellen, widmen. Unsere Industrie würde allmählich Spezialitäten herausarbeiten und durch

Unentbehrlichkeit, Güte und Billigkeit ihrer Erzeugnisse auf dem Weltmarkte siegen, unser Handel durch die Intelligenz und Tüchtigkeit der Kaufleute seine Stellung behaupten und verbessern; und den palpablen Irrthum: „the trade follows the flag“ könnten wir mitsammt dem territorialen Expansionbedürfniß Anderen überlassen. Alles Interesse und eine Fülle neu entbundener Kräfte würden einer freiheitlichen und vernünftigen Ausbildung der öffentlichen Einrichtungen dienstbar zu machen sein. Ausgiebigste Verkehrserleichterungen würden die einigende Kraft der modernen Verkehrsmittel erst zu ihrer vollen Wirksamkeit entwickeln und die letzten Reste schädlicher Rückständigkeiten würden verschwinden. Die Gegensätze in Charakter, Gewohnheiten und Lebensauffassung der einzelnen Stämme, die heute noch öfter, als es gut ist, Mißverständnisse, Stockungen und mannichfache Kraft- und Arbeitverluste nach sich ziehen, könnten, ja, müßten in Folge wachsender gegenseitiger Bekanntschaft und Werthschätzung zur Quelle gegenseitiger Bereicherung und Stärkung und aus Ursachen der Trennung, der Absonderung und Zurückhaltung zu lebendigen Bindemitteln werden. Die sozialen Kämpfe, die in Deutschland nicht zufällig, sondern nothwendig die schärfste Form angenommen haben, nachdem die politische Einigung alle wirthschaftliche Ungleichartigkeit im Gesammtvaterlande zu voller Wirkung und zum mehr oder minder klaren Bewußtsein gebracht hatte, verlören bald von ihrer beunruhigenden Heftigkeit, wenn sich die Ueberzeugung einstellte, daß der äußere Friede den inneren so unausbleiblich herbeiführen muß, wie die Ursache ihre Wirkung. Der Alb sozialen Mißbehagens, der heute zweifellos und sichtlich einen großen Bruchtheil des deutschen Volkes drückt und lähmt — es ist in gewissem Sinne gleichgiltig, ob das beängstigende Gefühl wirklich auf einen kranken Zustand oder nur auf eine irrende Vorstellung, auf eine mehr eingebildete Krankheit, zurückzuführen ist —, würde sich langsam lösen und ein gesundes, freies Athmen möglich werden, ohne das ein Volk nicht zum vollen Bewußtsein seiner Kraft und zu voller Leistungfähigkeit gelangen kann. Künste und Wissenschaften und alle Humaniora, die ja doch eigentlich das geheime tiefste Sehnen und Streben des deutschen Geistes sind — aller gelegentlichen Ablenkung und Vernachlässigung zum Trotz —, würden überraschend aufblühen; im Verein mit den zahlreichen neuentdeckten und wiedererschlossenen Naturschönheiten würden sie einen Strom von Fremden, geistig und seelisch nach erweiterter Bildung Hungernden und Dürstenden in das Land hereinleiten. Deutschland könnte der Salon der Welt werden, wie heute die Schweiz der Salon Europas ist, für den die Besucher zwar eine Hauptquelle, aber zugleich ein Abbild seines Wohlstandes und seiner Kulturhöhe bedeuten.

Wozu die Umschweife? So werden die Wortführer der Friedenspropaganda fragen. Die Schweiz hat einen mehrhundertjährigen Frieden inmitten eines

stets belebten Kriegsschauplatzes gehabt, also bedarf es keines Beweises mehr, daß ein hundertjähriger Friede auch in anderen Ländern möglich ist. Darüber hinaus wollen wir gern unseren Urenkeln die Sorge um die Zukunft überlassen. Darin liegt etwas Wahres, zugleich aber das Zugeständniß, daß das Ziel eines ewigen Friedens zu weit gesteckt ist. Es entzieht sich jeder menschenmöglichen Bemühung. Und daß es trotz allen scheinbaren Einschränkungen und allem Betonen des zunächst Erreichbaren doch stillschweigend dem Programm der Friedenskonferenz im Haag zu Grunde liegt: Das verurtheilt diese im Voraus zur Unfruchtbarkeit. Jenes Programm sagt eben, im Grunde genommen, nichts Anderes als: die Bedingungen eines dauernden Friedenszustandes, den eine mehrtausendjährige Kulturarbeit von ganz Europa erst an einzelnen Punkten herzustellen vermocht hat, werden wir in ein paar Sitzungen und mit ein paar Resolutionen für die ganze alte Welt mit ihren vier Erdtheilen herstellen; davon sollen uns auch die Unterschiede zwischen den Tundren Sibiriens, den Sümpfen von Faschoda und den Ufern des Genfer Sees oder dem Monte Pincio in Rom nicht abhalten. Aber: Qui trop embrasse, mal étreint! Einfacher und aussichtvoller erschiene folgende Logik: wir haben in Europa einige Beispiele von Staaten, die sich eines seit mehreren Generationen andauernden Friedens erfreuen und selbst im Falle eines weitreichenden Kriegsbrandes aller Wahrscheinlichkeit nach weiter erfreuen werden. Dieser Zustand ist, wie jeder andere in der Welt, an bestimmte und offenbar auch erkennbare Voraussetzungen geknüpft. Diese Voraussetzungen lassen sich nicht willkürlich verpflanzen, also bleibt kein anderer Weg als etwa der des Geologen, der nach neuen Kohlenlagern forscht. Er rekapitulirt im Geist, so vollständig er irgend kann, die Bedingungen, an die das Vorkommen von Kohlen nach alter Erfahrung gebunden ist. Dann sucht er jenen Punkt auf, an dem er die Summe dieser Bedingungen am Besten verwirklicht glaubt. Endlich erwägt er die Abbaumöglichkeit. Wovon sein Erfolg abhinge, ist völlig klar.

Vorurtheillos, gleich Männern echter Wissenschaft, und nicht im Voraus bestimmt durch die mehr oder minder erwünschte Antwort, die sich aus den ernsthaft untersuchten Thatsachen ergeben könnte, ausschließlich erfüllt von dem Wunsche, zu richtigen Einsichten zu gelangen, müßten die Theilnehmer am Friedenskongreß sich zuerst über die Frage verständigen: Welchen inneren und äußeren Umständen verdanken jene Frieden haltenden und Frieden genießenden Staaten ihre Ruhe? Dann gälte es, die Stellen auf der Karte Europas aufzusuchen, an denen sich die selben Bedingungen des Friedens am Vollständigsten wiederfänden; und endlich käme die wichtigste, die entscheidende Frage: Wie groß und von welcher Art ist der Abstand zwischen der Lage jener günstigsten Stellen und der der Friedensstaaten?

Würde hierauf überhaupt eine Antwort möglich sein? Auf alle Fälle ist klar, daß jener Abstand an sich sehr klein sein müßte, damit er den Kongreßtheilnehmern als menschlicher Beeinflussung überhaupt zugänglich erschiene, und daß eine Vereinbarung über solche gemeinsame Beeinflussung ein Maß allgemeiner Gutwilligkeit erfordern würde, das um so weniger vorauszusetzen ist, je größer und divergenter die Interessen sind, die die Theilnehmer zu vertreten haben. Nicht nur höchste wissenschaftliche Objektivität und Klarheit des Denkens, sondern auch ein völliges Schweigen aller Impulse des Willens wären also nöthig, — und Das bei Diplomaten, einer Klasse von Menschen also, die, ihr Leben lang eingetaucht in die Welt des Wollens, solchen Forderungen am Wenigsten gewachsen sein würden.

Demnach sind die Aussichten des Kongresses gering? Gewiß. Wenn der Friede nicht mehr Lebenskraft hat, als dieser Kongreß ihm garantiren kann, dann ist er schon tot. Wenn der Kongreß aber auch nur die Wirkung hätte, die Verantwortlichkeiten für den kommenden Krieg zu verwischen, so hätte er schon Schaden genug gestiftet. Daß er diese und noch schlimmere Folgen haben könnte, ist eine sehr begründete Befürchtung, die deutlich genug in dem Widerstreben gegen die Betheiligung schon da und dort zum Ausdruck gekommen ist. Leicht kann die gerade jetzt beinahe die ganze Welt erfüllende Massenhalluzination von den neuen Märkten, von der Nothwendigkeit, Absatzgebiete zu erobern, die eine oder die andere am Kongreß betheiligte Macht zu einem Wort zwingen, das den ersten Kanonenschuß ankündet.

So lange die Menschen keine Engel sind, müsse Kampf und Krieg herrschen: Das ist ein landläufiges Schlagwort der Friedensgegner. Kampf, ja, — daß er aber die Form des Krieges haben müsse, für alle Zeit haben müsse, ist durch nichts bewiesen und durch nichts zu beweisen. Insofern das Schlagwort implizite die Behauptung aufstellt, daß eine der Formen menschlicher Beziehungen unveränderlich sei, enthält es einen handgreiflichen Irrthum. Daß die Zustände dauernden Friedens bisher selten und auf ein verhältnißmäßig kleines Areal beschränkt gewesen sind, ist offenbar nicht entscheidend. Dagegen befinden sich die Freunde der Friedensbewegung schon heute in der Lage der ersten Bekenner der jetzt allgemein anerkannten Lehre der Meteoriten dem großen Lavoisier gegenüber, der in der Meinung der vom Wahn des Augenblicks Befangenen scheinbar den Sieg davon trug, als er erklärte: „Vom Himmel können deshalb keine Steine fallen, weil keine droben sind." Ob der Friede nicht im Himmel ist und ob er nicht herunterfallen kann auf unsere sündige Erde: Das muß die letzte Instanz in allen menschlichen Dingen, die Erfahrung, entscheiden.

Regensburg. Paul Garin.

Volksthum und Militarismus.

Seit der Zar sein Friedensmanifest in die Welt gesandt hat, ist ein Meer von Tinte verschrieben worden, um Befürchtungen und Hoffnungen auszudrücken. Ein wichtiger Umstand ist jedoch ganz unbeachtet geblieben: das Verhältniß des Volksthumes zu Krieg und Frieden.

Das Slaventhum ist der große Eroberer ohne Waffe; und was die Russen erreicht haben, verdanken sie Friedenszeiten, nicht kriegerischen Unternehmungen. Möglich war Das nur durch die unerschütterliche Eigenart ihres Volksthumes. Man schimpfe sie meinetwegen uncivilisirt, rückständige Talglichtfresser oder Franzosenknechte: sie bleiben, was sie sind, auch wenn sie Verbrüderungfeste feiern, und kein Blutstropfen französischen Wesens geht in ihren Organismus über.

Der russische Koloß hätte ohne ein großes stehendes Heer weniger zerbrechliche Füße als mancher andere Staat, dem man diese Stütze entzöge; und so lange jeder Unterthan des Zaren an der Art russischen Volksthumes festhält, könnten der Selbstherrscher und sein Reich auch ohne großes Heer bestehen.

Man darf Kaiser Nikolaus und seine Rathgeber für klug genug halten, um diesen Zusammenhang von Volksthum und Staatskraft richtig zu werthen, und man darf dem Russenthum, weil es noch für lange Zeit jeden lästigen Fremdkörper ausstoßen oder unschädlich machen kann, auch den Versuch zutrauen, ernsthaft an die Frage der allgemeinen Abrüstung heranzutreten.

Bismarck, der gute Volkspsychologe, empfahl eine freundliche Haltung gegenüber dem östlichen Nachbarn gewiß nicht aus Furcht vor den russischen Kanonen, sondern, weil er einsah, daß Rußland im russischen Heer doch niemals endgiltig geschlagen werden könnte.

Wie die besten russischen Waffen aussehen, hat Rußland obendrein nach Erlaß der Friedensbotschaft selbst verrathen, als es die Verrussung Finlands langsam, aber sicher ins Werk setzte. Zur Förderung russischer Kultur und Kunst in Finland wurde ein russisches Theater mit jährlich 12 750 Rubeln subventionirt, die Durchführung der Münzeinheit angeordnet, Senatoren, Gouverneuren und allen höheren Beamten der ausschließliche Gebrauch der russischen Sprache zur Pflicht gemacht u. s. w.

In den letzten Wochen erst hat Karl Hron im dritten Theil seiner Arbeit über deutschnationale Politik dem Deutschen Reich und Oesterreich den Rath ertheilt, gegen das verhaßte Slaventhum Stützen in der Türkei und in Finland zu suchen. Da ist denn der Schlag, den Rußland ohne Flinten und Kanonen gegen Finland geführt hat, besonders geeignet, in Deutschland nachdenklich zu stimmen.

Wir in Deutschland können uns viel schwerer als Rußland entschließen, auch nur einen Theil unserer Rüstung abzulegen. Wir besinnen uns in Friedenszeiten viel zu wenig auf uns selbst. Ein offener Angriff des Feindes, daran zweifle ich nicht, würde die Zeiten der „Wacht am Rhein" erneuern; doch eines uns leise beschleichenden Giftes fremder Art würden wir wenig achten. Darum muß unser Volksthum der kriegerischen Alarmirung zu gewissen Zeiten bedürftiger erscheinen.

Goethe hat über den Stoff des Krieges gesagt:

„Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt Ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg."

Je schärfere Prägung auf einander prallende Rassen haben, je kräftiger wetteiferndes Volksthum ist, um so entschiedener wird sich der ewige Kampf der Natur auch im Leben der Völker widerspiegeln. Mit dem Verschwinden bunter Kragen und blinkender Helmspitzen wird an sich recht wenig geändert. Nicht mehr so leicht wird heute neuer Boden vaterländisch gemacht wie in den Zeiten, da ein Volk seine Heerden weitertrieb und seine Zelte versetzte; und je mehr Kulturwerthe ein Volk geschaffen hat, desto stärker ist es auch mit seinem Grund und Boden verwachsen. Das deutsche Volksthum zählt Hunderttausende von Männern, auf denen dieser Zusammenhang beruht: sie bestimmen den Charakter des Landes, sie sind das Land. Da, wo sie sind, ist der Boden deutsch, ob er auch anders heiße. Ihre Kraft ist nicht abhängig von dem Maß der militärischen Rüstungen. Je höher ein Volksthum, desto zuverlässiger seine Bewährung im Existenzkampf, desto wahrscheinlicher aber auch sein Bemühen, keine unnöthigen Schläge zu führen, und desto geringer die Möglichkeit, es durch Kanonenangriffe zu vernichten. Wenn Bismarck im Jahre 1873 meinte, nach einem zweiten Sedan werde Frankreich von der Landkarte verschwinden, so erklärte er damit das französische Volksthum, vor dessen Angriffen Deutschland endlich einmal Ruhe haben will, eben für so gesunken, daß sich im Nothfalle nicht nur Mittel finden lassen würden, seine Existenz auf der Landkarte zu beseitigen, sondern auch, die disjecta membra in anderen Völkern aufgehen zu lassen. Freilich wäre Das nicht denkbar, ohne daß diese Völker Etwas von gallischer Art annehmen würden, — denn restlos geht kein Volk unter: sein „ganz besonderer Saft", das Blut, wird gerade da fortwirken, wo man es „aufgesaugt" hat. Kein untergehendes Volk ohne eine besondere, wenn auch über seine Lebensfähigkeit nicht mehr entscheidende Tugend, die als Vermächtniß vom Toten auf das Lebende übergeht. Je mehr sich die Völker von primitiven Zuständen entfernen, um so weniger entscheiden die großen Zusammenstöße allein über ihre Schicksale. Ueber alle Grenzen hinweg wandern die friedlichen Pioniere des einen Volkes in das Land des anderen, — und in diesem Kampf entscheiden andere Eigenschaften als militärische. Als Mittel zum Siege über einen anrückenden, wenn auch nicht „kultivirten", so doch mit besonderer Zähigkeit begabten Feind genügt weder bloße Freundlichkeit noch bloße Kriegsbereitschaft. Hier muß ein starkes, bewußtes Leben eigener Art, eine bewußte Entwickelung und Hochhaltung der Stammesvorzüge alle Getreuen durchdringen, und zwar zu jeder Stunde, nicht erst dann, wenn der Zusammenstoß eingetreten ist. Der rohen Gewalt des rückständigeren Volksthumes wird dann allerdings die Kanone Halt zu gebieten haben.

Daß durch Konferenzen ein ewiger Weltfriede je zu Stande gebracht werden wird oder daß Schiedsgerichte Stammes- und Rassenfragen historisch lösen können, glaube ich nicht und vermag auch der Verminderung der Heere um einige Tausende keinen großen Werth beizulegen. Ein schöner Erfolg ernstlichen Nachdenkens über das Militärwesen wäre jedoch möglich: die Zurückdämmung des „Militarismus". Der Wehrstand sollte einsehen, daß er nichts ist ohne einen kernhaften Bürgerstand. Das Militär allein ist eine schwächliche Saite, die erst durch den Resonanzboden eines mannhaften Volksthumes Schwungkraft und Stärke erhält.

Freiburg i. B. — Max Bittrich.

Tuberkuloseheilstätten.

Am vierundzwanzigsten Mai tritt in Berlin der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit unter glänzenden Auspizien zusammen. Die Lungenschwindsucht rafft jährlich in England auf eine Million Einwohner 2675, in Frankreich 2702 und in Deutschland ungefähr 3400 Menschen hin; auf sie entfällt über ein Sechstel der Totalsterblichkeit in der ganzen Welt und ihr erliegt die Hälfte aller jungen Leute, die zwischen dem zwanzigsten und dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr sterben. Wie erklärt sich diese furchtbare Verbreitung? Schwächt sich das Gift mit der Zeit nicht ab, wüthet es im Gegentheil stärker?

Leider bereitet die Proletarisirung der Massen durch die damit geschaffenen ungünstigen Lebensbedingungen der Seuche einen vorzüglichen Nährboden; und obgleich unsere Civilisation alle Verbreitungwege der Seuchenkeime kennt, ist sie bis jetzt nicht bewußt und vor Allem nicht thatkräftig an Maßregeln herangetreten, die der Uebertragung in genügender Weise entgegenwirken. Auf zahlreichen Kongressen, in Resolutionen und Referaten hat man die Bekämpfung der Tuberkulose als Ziel der sozialen Hygiene proklamirt, an bakteriologischen und pathologischen Experimenten haben es die Institute zur Erforschung der Infektionkrankheiten nicht fehlen lassen und doch ist das praktische Ergebniß höchst geringfügig geblieben. Noch immer sind die besitzenden Klassen nicht zu der Einsicht gelangt, daß die Gesundheit der einen Volksschicht von der Gesundheit der anderen abhängt und daß die Lebensverhältnisse der größten Masse entscheidend sind. Die Bekämpfung der Tuberkulose hat man im Wesentlichen der Medizin überlassen; und nachdem abwechselnd arzeneiliche Polypragmasie und therapeutischer Nihilismus mit gleichem Mißerfolge geherrscht haben, kommt heute allein die hygienisch-diätetische Heilmethode noch in Betracht. Damit ist man wieder auf dem Standpunkt der hippokratischen Schule angelangt. Für sie gab es nur kranke Individuen mit symptomatischen Erscheinungen in unendlicher Nuancirung und ihr Bestreben war, diese Erscheinungen in ihrer kausalen Abhängigkeit von der somatischen und psychischen Disposition und den äußeren Einwirkungen zu erkennen, um danach die effektiven Heilmittel zu bestimmen. Die hippokratische Medizin war wesentlich praktisch: ratio medendi. Sie bevorzugte die hygienisch-diätetischen Mittel: sie sind einfach und können überall angewendet werden.

Das Alterthum hielt die Phthisis wohl für bedenklich, aber nicht für unheilbar. Man sah, daß trotz ausgesprochenen Symptomen eine Genesung möglich war, und bemühte sich, durch Veränderung des Klimas, durch Seereisen und Aehnliches den aus dem speziellen Fall sich ergebenden Indikationen zu entsprechen. Das änderte sich erst, als man begann, in allen Fällen der Phthisis Neubildungen anzunehmen, deren Entstehung auf inneren Ursachen beruhe. In der Meinung, daß gegen Neubildungen, so weit sie nicht dem Messer zugänglich sind, überhaupt nichts zu machen sei, erklärte man die Krankheit für unheilbar und überließ sich einer dumpfen Resignation. Alle Prophylaxe wurde illusorisch, die Therapie symptomatisch. Und diese Irrwege führten mit allem Zubehör pharmakologischer Spielereien tief in unser Jahrhundert hinein. Erst die neuere Medizin, besonders der wiener Skeptizismus der Schule von Rokitansky und Skoda, räumte mit der traditionellen Therapie auf und basirte, indem sie das „nihil nocere“ zum leitenden Grundsatz

erhob, die eigentliche Heilung, die Rückkehr krankhaft veränderter Funktionen und Gewebe, chemischer und physikalischer Prozesse zur Norm, auf die Lebensvorgänge im Organismus selbst. Dann folgten die Entdeckungen Pasteurs und Kochs, die systematische Ausbildung der Lehre von den Mikroben und ihrem spezifischen Virus, — und damit war der Praxis der Weg zu sanitären Reformen von der höchsten Bedeutung gewiesen. Bereits ist es gelungen, durch die Beseitigung infektiösen Trinkwassers und durch die Melioration verseuchten Untergrundes trotz der Ueberfüllung mit Menschen, trotz aller Ungunst der großstädtischen Verhältnisse, dem Typhus erfolgreich entgegenzutreten; und als die Cholera vor wenigen Jahren in das Land einbrach, war es möglich, sie an dem Ort ihres ersten Auftretens zu lokalisiren. Nur eine rationelle Hygiene vermag die Entwickelung pathogener Keime im menschlichen Organismus zu verhindern; und so hat sich auch für die Tuberkulose als einzig zweckmäßige Behandlung die hygienisch-diätetische Heilmethode ergeben. Daraus erklärt sich die besondere Aufmerksamkeit, die heute der Heilstättenfrage entgegengebracht wird. Immerhin darf man nicht übersehen, daß die Errichtung von besonderen Heilstätten für tuberkulös Erkrankte, so groß ihre Wohlthaten für Einzelne sein mögen, zur Ausrottung der Krankheit nicht führen kann. Und zwar liegt Das nicht nur daran, daß sie auf die Therapie der erkrankten Einzelnen beschränkt sind, ohne der allgemeinen Prophylaxe dienen zu können. Zwei wichtige Umstände sind bei der Beurtheilung der Heilstätten bisher, wie mir scheint, nicht genügend berücksichtigt worden. So günstig die Anstaltbehandlung wirken kann, wenn sie früh einsetzt, so handelt es sich dabei, nach den übereinstimmenden Voten der Anstaltdirigenten, doch nicht allein um die hygienisch-diätetischen Maßregeln, die angewandt werden, sondern vor Allem um eine gewisse Gewöhnung und Erziehung. Der Behandelte lernt in der Anstalt Luft und Licht schätzen, er gewöhnt sich an Abhärtung und zweckgemäße Diät, an Gymnastik und hydropathische Behandlung; er lernt ein geordnetes Leben kennen und kommt zu der Einsicht, daß alles Das auch in Zukunft seine Richtschnur sein muß. Die Krankheit ist zum Stehen gebracht, er kann wieder arbeiten und verläßt die Anstalt mit den besten Vorsätzen, — und in der weitaus größten Zahl der Fälle tritt er in ganz die selben ungünstigen Lebensverhältnisse zurück, die seine Krankheit verschuldet haben und alle guten Vorsätze unausführbar machen. Was nützen also die Heilanstalten, so lange das Elend die Massen in ungesunde Wohn- und Arbeiträume zusammenpfercht und schlechte Ernährung die Körper entkräftet? Dadurch, daß die Heilstättenbehandlung intermittirend in die Sphäre der ungesunden Lebensverhältnisse tritt, vergrößert sie mit der Zahl der partiell und zeitweilig Geheilten, die auf den Nährboden der Krankheit zurücktreten, sogar die Menge des Tuberkelgiftes, das verschleppt wird und neue Opfer fordert. Und dann: begünstigen besondere Einrichtungen zur künstlichen Erhaltung krankhafter Individuen nicht die erbliche Fortpflanzung der Krankheit ganz außerordentlich? Die hereditäre Belastung, der phthisische Habitus waren den Aerzten des Alterthumes wohl bekannt und sie spielen noch heute in der Aetiologie eine wichtige Rolle. Der Keim der Ansteckung geht eben von einer Generation auf die andere über.

Mit großer Begeisterung ist man in der jüngsten Zeit an die Errichtung von Heilstätten gegangen und große Hoffnungen werden von den Freunden der

Bewegung auf die Beschlüsse des Kongresses gesetzt. So bereitwillig man anerkennen wird, daß die Heilstättenbehandlung in hygienisch zureichenden Anstalten zur Zeit die beste Therapie der Lungentuberkulose ist, muß man aber doch vor übertriebenen Hoffnungen warnen. Alles für die Behandlung der Lungenschwindsüchtigen, nichts zum Schutze vor der Lungenschwindsucht: Das ist die Signatur der modernen Heilstättenbewegung. Und doch ist es leichter, hundert Menschen vor Erkrankung zu schützen, als einen Einzigen zu heilen, der erkrankt ist. Noch vor zwei Jahrzehnten hätte man eine andere Ansicht vertreten können. Seit man aber weiß, daß der Tuberkelbazillus der ätiologische Träger der Krankheit ist, kann man die Ausrottung der Volkskrankheit nur von einer direkten Bekämpfung dieses Krankheitsträgers erwarten. Davon die weitesten Kreise zu überzeugen und energische Maßregeln in dieser Richtung anzubahnen, möge dem Kongreß gelingen.

Mannheim. Dr. Julian Marcuse.

Eine franko-russische Gründung.

Die große Zahl von neuen Unternehmungen in Rußland, die von Franzosen und Belgiern ins Leben gerufen worden sind, ist bekannt. Sie ist aus einem bloßen Ueberschuß an Kapitalien und technischen Kräften, der in Deutschland fehlt, nicht zu erklären: es ist da noch ein weiteres geheimnißvolles Etwas vorhanden. Das ist die Leichtigkeit, mit der man in Paris und Brüssel Gesellschaften gründet, ohne es mit der Verantwortlichkeit vor den Aktionären allzu genau zu nehmen. Um ein Beispiel davon zu geben, greife ich die Entstehung der pariser Compagnie Industrielle du Platine heraus, über die mir eine Reihe von lehrreichen Informationen vorliegen.

Platin ist sehr kostbar und wird — nach den zuverlässigsten Schätzungen — beinahe zu 96 Prozent im Ural gewonnen, der kleine Rest vertheilt sich auf Australien, Borneo, Kolumbien, die Union und Kanada. Das machte es möglich, dieses Edelmetall gleichsam zu verschließen; und eine londoner Firma, Johnson Mathey & Co., hatte ihre Vorherrschaft am Markt schon zu einer Zeit begründet, als der Verbrauch noch relativ gering war. Alle anderen Häuser — selbst Demoulin Lemaire in Paris, die in der interessanten Eingabe der Platinwäscher an die russische Regirung als selbständige Käufer genannt werden — gehörten im Grunde doch nur zu den Schachfiguren der londoner Firma, die diplomatisch genug war, stets möglichst verdeckt zu arbeiten. Regte sich dennoch einmal, wie einst bei einem süddeutschen Fabrikanten, ein gewisser Unabhängigkeitstrieb, so wurde ein solcher Outsider schleunigst in das Konsortium aufgenommen.

Gebraucht wird Platin von den chemischen Industrien, von den Laboratorien, zum Schmelzen und Probiren der Metalle, von der Photographie, von der Zahntechnik, für Schmucksachen u. s. w. Früher prägte man in Rußland daraus auch Münzen; sie wurden aber eingezogen, seit der Marktwerth größer wurde als der Münzwerth. Die Uralproduktion hat in den letzten acht Jahren zwischen 260 und 350 Pud, also zwischen 4066 und 5474 Kilogramm, geschwankt. Ein einziges

hanauer Haus bezieht davon über 100 Pud, mag aber Unterabnehmer haben. Die Schmelzer — höchstens acht an der Zahl — kaufen das Rohmaterial nach Kilogrammen, geben das raffinirte Platin aber auch nach Grammen ab.

Nun hatten sich allmählich aus dem londoner Monopol zwei Uebelstände entwickelt: die Platinwäscher wurden gedrückt, weil sie, wenn alle Hüllen fielen, doch immer nur mit einem einzigen Käufer zu thun hatten, und die Abnehmer des raffinirten Platins mußten sich die willkürlichsten Preise gefallen lassen, weil im Grunde auch nur ein einziger Verkäufer vorhanden war. Was man sich in der Art gegen die europäischen Fabrikanten erlaubte, geht aus der Preissteigerung seit 1895 hervor. Um die Wende des Jahres 95 kostete das Kilogramm 1555 Mark, im Frühjahr 1896 bereits 1620, im Januar 1897 kostete es 1660, im Sommer desselben Jahres 1700, 1898 im Frühjahr 1800, im September 2000, — und heute kostet es 2250 Mark. Da Platin schwierig zu bearbeiten ist, so kam bereits früher bei den Platinretorten innere Vergoldung vor, jetzt — nach der Preistreiberei — giebt es chemische Fabriken, die ihre Retorten ganz aus Gold herstellen lassen; und auch eiserne Retorten werden neuerdings angewandt, die zwar sehr rasch verbraucht werden, dafür aber um so billiger sind. Nicht minder hatten die Platinwäscher über Ausbeutung zu klagen. Die Gewinnung geschieht außer auf den Besitzthümern der Demidow und Schuwalow nur auf Grund und Boden des Staates und nach einem Gesetz vom Jahr 1889 sind die Unternehmer — theils Eingeborene theils eingewanderte Russen — verpflichtet, sich über das geförderte Rohprodukt vor dem Staatslaboratorium für den Ural auszuweisen. Dieses prüft das Material auf etwa darin enthaltenes Gold und zieht eine Pachtabgabe von drei Prozent naturaliter ein, — eine Abgabe, die von der londoner Firma mit übernommen wurde. Rationeller wäre es da freilich gewesen, daß der Staat selbst als Monopolkäufer der Rohproduktion auftrat, ein Ausfuhrverbot erließ und das Raffiniren in eigenen Anstalten zu annähernd festen Sätzen besorgte. Staatliche Raffinerien empfehlen sich zur Einschränkung der Diebstähle, die sich heute bis zu einem Viertel der ganzen Förderung auffummiren mögen. Die Goldausfuhr ist verboten, man scheint aber nicht abgeneigt, gerade dieses Verbot aufzuheben. Das an die Regirung abgelieferte Gold wird zum großen Theil in Scheinen bezahlt, die diskontirt werden, ehe sie an ihre Einlösungstelle gelangen. Aehnliches wurde nun auch bezüglich des Platins vorgeschlagen, jedoch abgelehnt. Eine Eingabe der kuschwinschen Bauern an das auswärtige Ministerium lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die geringen Preise, die die Wäscher erzielten, und ersuchte, im Ausland Informationen über den Stand der Platinindustrie einzuziehen. In den Städten des Uralgebietes sei die Rohwaare kaum abzusetzen, kein auch nur annähernd übersichtlicher Marktpreis existire, der Preis schwanke nicht nur von Tag zu Tag, sondern selbst stündlich und alles Das werde noch durch arglistige Manipulationen der Aufkäufer verschärft, die bald vorschützten, die Industrie gehe zurück, weil andere Metalle das Platin verdrängten; bald von großen Funden in anderen Ländern fabelten, durch die man in der Lage sei, sich um die Uralproduktion überhaupt nicht mehr zu kümmern. Hätten sich die Händler und Vermittler dann in der Stille ein gewisses Quantum gesichert, so fielen ihnen die Hauptmengen zu wahren Schleuderpreisen zu, so daß an Ort und Stelle nicht die Hälfte des Marktpreises zu erhalten sei.

Diese Eingabe hatte eine Umfrage der Regirung und die verschiedensten Vorschläge zur Folge. Große Bezugsinteressenten, darunter auch deutsche Unternehmer, riethen zur Etablirung der bereits erwähnten Staatsraffinerien, die die Zwischenspesen verringern, den Wäschern bessere Verkaufsbedingungen und den Abnehmern die Befreiung von dem Joch der Monopolfirma bringen sollten, und in Petersburg schien man bereit, darauf einzugehen, als plötzlich eine französische Compagnie dazwischen trat und die ausschließliche Konzession erhielt.

Die Internationale Handelsbank in Petersburg und ihr Leiter Rothstein wurden dabei nicht genannt, aber ohne sie können die Franzosen unmöglich ihr Ziel erreicht haben. Das Aktienkapital beträgt nicht weniger als sechzehn Millionen Francs und ich werde mich nachher mit der Frage beschäftigen, wie sich die Herren eigentlich die Möglichkeit einer Dividende vorstellen. Zwei Drittel der Minenrechte sind in kleinen Händen, nur zwei Großbesitzer sind vorhanden: Graf Schuwalow und die Erben des Fürsten Demidow. Mit Diesen wurden zehnjährige Verträge abgeschlossen und es gelang, über die Hälfte der gesammten Platinproduktion in eine Hand zu bringen.

Als Mittler zwischen der neuen Gesellschaft und den bisher selbständig gewesenen Minenberechtigten tritt ein Portugiese mit vollklingendem Namen auf. „M. le vicomte André de Proença Vieira apporte à la Société", heißt es in den Statuten, in denen alsdann auf sieben Seiten eine Aufzählung aller von dem Vicomte erworbenen oder kontrolirten Minenrechte in den Gouvernements von Orenburg und Perm folgt, — der Gründlichkeit halber sogar unter näherer Angabe, ob „près du rocher" oder „dans la vallée" oder „sur un affluent de la rivière" u. s. w. Auch wird von Gold- und Platin-Minen gesprochen, obgleich man mich versichert, daß außer von Platin absolut nicht die Rede sein könne. Denn die Schürfrechte auf edle Metalle sind keineswegs in dem Minenbesitz mit enthalten; und noch dazu konnte die Gesellschaft überhaupt nur Minenrechte, nicht Minenbesitz, erwerben.

Und was erhält der portugiesische Vicomte für seine Mühe und Geschicklichkeit? Es scheint beinahe, als ob die Aktiengesellschaft nur gegründet wurde, um einen möglichst großen Theil ihres Kapitales sofort als Vermittelungsgebühr herzugeben, denn der Mann mit dem langen Namen bezieht 20000 Aktien à 500 Francs = 10 Millionen Francs „en représentation des apports" und 5400000 Francs bar für Reisekosten, Expertisen, Stempelauslagen, Unkosten der einzelnen Verträge u. s. w. Schließlich erhält er noch 1562500 Francs in vierundeinhalbprozentigen Obligationen, die binnen sechs Monaten nach Konstituirung der Gesellschaft zahlbar sind. Damit ist aber ungeheuerlicher Weise die Ablösung der Minen noch immer nicht vollständig geschehen. Denn die Statuten machen bei jeder namentlich aufgeführten Mine einen Vorbehalt zu Lasten der Gesellschaft: „de payer le solde restant dû par M. le vicomte" u. s. w. oder: „la promesse que la Société pourra acquérir, si bon lui semble, pour un prix qui ne dépassera u. s. w. Es ist sicher, daß auf diese Weise noch weitere vier Millionen Rubel, also 10800000 Francs, zu bezahlen sein werden. Wenn es schon schwer ist, den Werth der Apports auch nur annähernd zu taxiren, so ist es noch schwieriger, die Summe zu ermitteln, die nach allen Absplitterungen den ehemaligen Inhabern wirklich zufällt. Selbstverständlich kommt man in solchen Fällen nicht mit kleinen Trink-

geldern aus, aber eine Art Kontrole hätte sich der Aufsichtrath doch sichern können. Wer weiß übrigens, ob dieser Vicomte nicht blos ein Strohmann ist, der die Ehre hat, seinen Namen für eine eben so ausgedehnte wie seltene Theilung herzugeben, an der Slaven und Romanen gleichmäßig partizipiren?

Und noch eine Gewinnchance! Weder der Herr Vicomte noch die uralischen Platinwäscher dürften sich entschlossen haben, Aktien in Zahlung zu nehmen, deren Absatz ihnen unsicher schien; und wenn die Gründer der Gesellschaft mit einem hübschen Agio rechnen, kann auch der Vermittler hoffen, seine zehn Millionen mit Nutzen zu realisiren. Solche Ausverkäufe gehen in Paris bei geschickter Reklame überraschend glatt von Statten. Besonders, wenn es sich um Edelmetalle handelt und wenn — wie hier der ehemalige Kolonialminister Lebon — ein Vertrauen erweckender Mann an dem Unternehmen betheiligt ist.

Da nun, abgesehen von der Vergütung in Obligationen, schon 15400000 Francs an den Vicomte gehen, so beträgt das restirende Aktienkapital nur noch 600000 Francs. Der ganze Betrieb muß also aus den Obligationen bestritten werden und eben so auch die nach den einzelnen Verträgen noch ausstehende Ablösung, wenn nicht, wie bereits vorgesehen ist, das Kapital erhöht wird. Woher soll da nun die Dividende kommen? Der Plan läßt sich errathen, aber es ist ein wahrer Plan der Verzweiflung. Man scheint nämlich, um die russische Regirung einzulullen, zwar die Wäscher besser zu stellen, dafür aber die Abnehmer um so mehr schrauben zu wollen. Zu diesem Zweck wurde sogar die Scheu vor den Herren Johnson Mathey & Co. überwunden und mit ihnen, weil sie angeblich noch ein Vorrecht auf die demidowsche Produktion haben, ein Bündniß geschlossen. Der Ring ist also schlimmer als je und kann nur gesprengt werden, wenn der übertheure Preis einmal zurückgewiesen wird und dadurch eine Jahresproduktion ganz oder zum größten Theil liegen bleibt. Das Ende vom Lied wird aber doch der Zusammenbruch der Gesellschaft sein. Und aus ihren Trümmern wird dann das solide Unternehmen hervorgehen, das ohne Riesengratifikationen und ohne ungeheure Agiogewinne den ehrlichen Verkehr zwischen den Produzenten und den Verbrauchsinteressenten in die Hand nehmen wird.

Was aber Alles mit Hilfe französischer Finanzkünste in Rußland möglich ist, lehrt diese Gründung in typischer Weise. Dabei baut sich der ganze Lotterieplan — man gestatte mir diese Bezeichnung — auf nur einem halben Eisenbahnwaggon auf, denn darin haben die 5500 Kilogramm der Jahresausbeute Platz.

Pluto.

Herr Peter Rosegger bittet mich um Aufnahme der folgenden Zeilen: „In meinem Aufsatz: ‚Die Persönlichkeit Jesu‘ („Zukunft“ vom dreizehnten Mai 1899) soll es heißen, daß mit Ausnahme von Matthäus und Johannes keiner der Evangelisten und Biographen den Heiland persönlich gesehen hat. Da besonders in Deutschland sich ein lebhaftes Interesse für meine Skizze gezeigt hat, schäme ich mich beinahe, daß sie gar so bescheiden und flüchtig ausgefallen ist; ich werde das Thema nächstens ausführlicher behandeln.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: J. Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Mai 1899.

Heyls Armee.

Wenn ich auf die Entwickelung meines sozialen Empfindens — richtiger und bescheidener: des Empfindens sozialer Gegensätze — zurückblicke, glaube ich, drei Epochen deutlich unterscheiden zu können. Die Gestalt eines trunkenen Bettlers liefert, als ein aus dem Assoziationcentrum unverwischbares Symbol, dem Gedächtniß die stützenden Krücken. Vor Jahren sprach mich nachts an der Potsdamer Brücke ein wüst aussehender Geselle um ein Almosen an. Den Zerlumpten umschwebte ein Fuselduft; die Nase kupferfarbig, eiternde Pusteln und ekle Pickel im stoppeligen Gesicht, das Auge alkoholisch verblödet und stier. Ein böser Strolch, dachte ich, während er seinen Bettlerspruch stammelte; ein Skandal, daß man solches Gesindel nicht von der Straße entfernt. Mitleid? Wer zwang den Kerl denn, müssig von Schänke zu Schänke zu taumeln und in chronischer Trunkenheit zu verkommen? Wäre er nüchtern geblieben, hätte er sich redlich um Arbeit bemüht und ein rüstiges Mädchen gefreit, dann stünde es heute wohl anders um ihn. Mit keinem Heller darf man solches Wegelagererthum unterstützen. Für ehrliche Armuth geschieht ja genug; vagabundirende Säufer mögen zu Grunde gehen... Dann wurde ich älter, las Lassalle und Lange, schwärmte für Tolstoi, den Neonazarener, und sog den Geist — Andere werden sagen: das Gift — des modernen Sozialismus mit jungem Entzücken ein. Oft dachte ich damals des lungernden Strolches und mein früherer Standpunkt schien mir unsäglich thöricht. Bourgeoisbeschränktheit; läppisches Vorurtheil des in

einem leidlichen Wohlstand Erwachsenen und Verwöhnten. War dieser Trunkenbold nicht das bejammernswerthe Opfer der bürgerlichen Gesellschaft, eins von den Opfern, die sie täglich zu Hekatomben häuft? Ich sah sein Leben vor mir. Kein Elternhaus; die ersten Jahre im Dachstübchen einer Näherin, die, um ihr Kleines durchzufüttern, sich prostituiren muß; im Halbschlummer horcht der Knabe auf den Hader um den Sexuallohn, bei Tage wird er von älteren Kindern in die Geheimnisse der vorstädtischen Zotensprache eingeweiht. Völlige Depravation der Phantasie, verfrühte Gier und Onanie sind die Folgen. Dann in die Fabrik, in die fast ununterbrochene Gemeinschaft mit lockeren Mädchen aus dem selben Milieu. Er weiß, wie die Mutter es machte, lebte als Kind von den Pfennigen, die sie als Gefäß brünstiger Ejakulationen erwarb. Weshalb solls so nicht weitergehen? Er ist auf ein winziges Theilchen der Maschinenbedienung dressirt: sonst hat er nichts gelernt; kaum nothdürftig lesen und schreiben. Nach einem Strike, einer Betriebseinschränkung liegt er arbeitlos auf der Straße; woher soll er den Miethzins nehmen? Unser Gesellschaftgebäude ist ja so herrlich eingerichtet, daß der Aermste darin dem Hausherrn einen unvergleichlich höheren Tribut zahlen muß als der Reichste: der Besitz einer Arbeiterkaserne trägt mehr ein als der einer üppigen Thiergartenvilla. Der Obdachlose zieht zu seinem Mädchen und man theilt, wie sichs unter Verliebten ziemt. Nur... für Zwei reicht der karge Taglohn nicht; und der zum Faullenzen Verdammte mag seinen Morgenschnaps und das Halbdutzend Dreipfennigcigarren nicht entbehren. Für die drallen Reize des Mädchens finden sich zahlungfähigere Freier, der Bettgenoß drückt gern beide Augen zu und räumt, wenn die Kunden kommen, das Lager. Und da in dieser niederen Form die Liebe rasch wechselt und die Arbeitlust mählich entschläft, ist der einst tüchtig Schaffende bald, ohne des Wandels sich recht bewußt zu sein, in die Schlammschicht der Zuhälter hinabgesunken. Das geht eine Weile. Dann kommt Krankheit, Gefängniß, Polizeiaufsicht, Verruf. Keine Möglichkeit mehr, Arbeit zu finden. Dirnen reizt der Struppige nicht, dessen vorher strotzende Manneskraft nun durch Alter, schlechte Ernährung und Alkohol gemindert ist. Also betteln. Aus einem Polizeikäfig in den anderen. Als Zwischenstation die „Destille". Als Endziel das Zuchthaus ... Und diesem Elenden konnte ich protzig mein Mitleid versagen? Ihm, dem die Gesellschaft nichts mitgab als ihrer Flüche schlimmsten, dem sie Alles weigerte, was aus dem zweizinkigen Gabelthier erst den aufrecht schreitenden Menschen zu machen vermag? Wer ist denn sicher, daß er nicht den selben Gang gegangen wäre, wenn man ihn eltern-

los, ohne Erziehung, ohne die dürftigsten Grundlagen sittlicher und geistiger Bildung nackt und bloß in die rauhen Wirbelwinde des irdischen Schlachtfeldes gestoßen hätte? Ist der Strolch schuldig, weil er schlecht riecht, sich nicht wäscht, in seinen Lumpen den Dunst der Höhlen, in denen er nächtigt, mitschleppt und im Fuselgenuß Betäubung sucht? Gebt ihm rechtzeitig Seife, salbt ihn mit Wohlgerüchen, setzt ihm ein Stück Fleisch und ein Glas Bier vor, — und er wird als ein Anderer, Menschenähnlicherer vor Eurem Blick stehen! Darf ein Christ die Schwachheit des Fleisches strenger, unerbittlicher richten, als der Galiläer es that? Darf der Moderne, der in dem Menschen das Produkt der ihn bestimmenden und gestaltenden Verhältnisse erkennt, dem Einzelnen pharisäisch aufbürden, was doch nur die Wirkung uralter Gesellschaftsünden ist? ... Viele von den jetzt bis zur Mannesaltersgrenze Erwachsenen sind wohl durch diese Phase sozialer Romantik geschritten. Allzu lange währte sie bei mir nicht; doch ihre guten, Frucht verheißenden Keime suchte ich reifend mir zu retten. Bismarck und Nietzsche waren, die hart Scheinenden, wirksame Erzieher; sie jäteten die zärtlich kränkelnden Triebe aus und pflanzten an ihre Stelle das gläubige Vertrauen in die stählerne Kraft der starken Persönlichkeit. Der verlumpte Bettler war mir nun weder ein Gegenstand hochmüthigen Abscheues noch blinder Bewunderung, kein Schurke, doch auch kein Heiliger mehr, sondern ein durch sein lichtloses Lebensschicksal, aber auch durch ererbten Besitz oder Mangel an Widerstandsfähigkeit und Willenskraft determinirter Mensch. Ihn mit zeternder Strafrede anzufallen, wäre zwecklos; denn er bessert sich doch nicht mehr, kann aus der Fäulniß nicht mehr gerettet werden. Vor ihm, als einem Sündenbock bourgeoisen Frevels, in tolstoischer Verzückung anbetend zu knien, wäre kindisch; denn Keiner kann heute noch wissen, ob in dem Morschen je das Zeug zu einem brauchbaren Gliede der Gesammtheit steckte. Ein Almosen mag man ihm immerhin reichen; denn zum Vergnügen stellt kein vom Weibe Geborener sich in Lumpen nachts an die Straßenecke und heimst für jedes Fünfpfennigstück zwanzig Schimpfwörter ein. Den kärglich Gelabten aber soll man, als eine antisoziale Erscheinung, einen für die Menschheitarbeit Untauglichen, in Gewahrsam bringen, — und mit kluger Kraft dann dafür sorgen, daß die Wurzeln solcher Erscheinungen aus dem heimischen Boden gerissen werden.

Aus den inneren Erlebnissen der Einzelnen entsteht, wenn nicht die stärkere suggestive Macht eines Großen wirkt, die Gesammtstimmung einer Klasse und einer Zeit. Die gewandelte Art des Empfindens sozialer Gegen-

sätze kündet den Wechsel der Generationen in Deutschland an. Noch ragen, bröckelnden Ruinen gleich, aus der Epoche der Roheit ein paar Vertreter in unsere Tage hinein; und Mancher wird meinen, in den orthodoxen Marxisten müsse man die Vertreter der Epoche der Thorheit, der sozialen Romantik und Mystik, sehen. Allgemach aber wird es einsam und nachtfrostig um den Freiherrn von Stumm; und an Marxens, des genialen Gewissensrüttlers, thönernem Dogma haben im Lager der einst streng Gläubigen selbst die Finger ehrfurchtloser Jugend längst die hohlen Stellen gefunden. Eine Verständigung zwischen den beiden Nationen, die d'Israeli durch einen unüberbrückbaren Abgrund getrennt sah, scheint, für eine nicht allzu kurze Zeitspanne wenigstens, heute möglich; und Marx feiert in dem selben Augenblick, der seinem Dogma das Schicksal aller Dogmen bereitet, als sozialer Prophet einen neuen Triumph. Kleinkrämer mögen nachweisen, daß er im Einzelnen geirrt und dem Komplex wirthschaftlicher Fragen vom eng begrenzten Standpunkt eines Kritikers der britischen Baumwollindustrie aus die Alles entscheidende Antwort gesucht hat: die große Linie der Entwickelung hat er mit dem Scharfsinn eines in Israel wider Götzen eifernden Richters und dem kühl wägenden Genie eines Mathematikers vorausgeahnt. Eine neue Schichtung des ökonomischen Unterbaues der Gesellschaft, — und oben, im ideologischen Ueberbau, merken mählich sogar schon die Blöden, daß erst das wirthschaftliche Sein das Bewußtsein stimmt. Keine Bußpredigt, kein Weckruf an das Ethos hätte vermocht, was im Bewußtsein der Bourgeoisie das erwachende Verständniß für das eigene Interesse vermochte. Kein Straßensieg, kein erfolgreicher Putsch hätte dem Proletariat die Vortheile gesichert, die ihm, ohne daß im Bruderkampf Blut vergossen ward, das stille Walten der Evolution gewährte. Die Gelegenheit, dem deutschen Nordosten die agrikulturellen Grundlagen zu retten, ist unwiederbringlich versäumt. Deutschland rüstet sich, ein kapitalistisch-industrielles Reich zu werden, ein England oder doch ein Belgien. Diese nicht mehr zu hemmende Entwickelung birgt schwere Gefahren; aber sie kann, bei der schnell steigenden Bevölkerungziffer und dem Streben der von der Landarbeit Unbefriedigten nach einem Unterstand in der Industrie, die drohende Slavisirung des Ostens aufhalten und sie hat schon jetzt zum Erwachen der sozialen Vernunft aus den Mohnsäften des Wahnes geführt. Ein Industriestaat muß sich bemühen, die intelligentesten Arbeiter zu werben; und unsere klügsten Industriekapitäne haben nachgerade erkannt, daß die intelligenten Bediener feiner Maschinen nur noch im sozialdemokratischen Lager zu finden sind. Sie

haben den geheuerten Haufen jahraus, jahrein aufmerksam gemustert und gefunden, daß sichs mit ihm ganz gut wirthschaften und auskommen läßt. Die Aktien stiegen, der Dividendenstrom schwoll: da nimmt man ein Bischen Unbotmäßigkeit und Mangel an Ehrerbietung gern in den Kauf; mit unterwürfigen, täppischen Sklaven wäre ja doch nichts zu machen. Und so entwöhnen die Mächtigen sich von der grassen Vorstellung, ein Sozialdemokrat sei ein Subjekt, das der mannhafte Patriot anspeien, der Staat mit drakonischen Gesetzen, im Nothfall mit Pulver und Blei behandeln müsse... Aus den inneren Erlebnissen der Einzelnen entsteht, wenn nicht die stärkere suggestive Macht eines Großen wirkt, die Gesammtstimmung einer Klasse und einer Zeit.

Diese Stimmung hat sich unter der Oberfläche geändert. In der Presse merkt man davon nicht viel; und doch handelt es sich um ein Ereigniß, das wichtiger ist als aller Diplomatentratsch von der Friedenskonferenz, wichtiger auch als die Frage, ob Herr von Miquel Herrn von Bülow oder Herr von Bülow Herrn von Miquel aus der Fackeltanzgesellschaft drängen wird. Als im Reichstag neulich der Freiherr von Heyl gegen die „Zuchthausvorlage" und für eine gesetzlich giltige Organisirung der Industriearbeiter gesprochen hatte, nannte der König von Saarabien den früheren Freund einen Bundesgenossen des Herrn Paul Singer. In dem grotesk klingenden Wuthschrei eines Verzweifelnden spürt der Hellhörige das Dämmern einer wehen Erkenntniß: der Freiherr von Heyl hat sich, vielleicht ohne Wissen und Wollen, auf den Boden des Klassenkampfes gestellt, diese härteste Form der sozialen Auslese als berechtigt anerkannt, — und damit ist sein Geschick im Sinn des halberger Patriarchen entschieden. Was würde aus den heiligsten Gütern der Profitpatrioten, wenn die Großindustriellen ihrem Gottesgnadenthum entsagten und der legitimen Macht der im Tagelohn arbeitenden Klasse ihre Reverenz erwiesen? Keine Regirung wäre dann stark genug, den Schleifstein in schnelle Drehung zu bringen. Die um Stumm konnten schmunzeln, so lange die Mehrheit ihrer Klassengenossen in dem stinkenden Bettler nur den strafbaren Strolch, in dem um sein Daseinsrecht in Reihe und Glied kämpfenden Arbeiter nur den schamlosen Einbrecher sah. Sie konnten auch noch lächeln, als im Mondenschein sozialer Romantik mancher Thor jeden Proletarier zum Märtyrer, jeden zerlumpten Trunkenbold zum Heiligen erhöhte. Ihre Sache ist verloren, wenn um die verständigen und mit den Interessen der besitzenden Bourgeoisie verträglichen Anschauungen des Freiherrn von Heyl sich eine Armee schaart, die ihre Aufgabe darin sieht, gegen lähmenden Gespensterspuk zu kämpfen und die durch künstlich anerzogenes Mißtrauen getrennten Kinder eines Volkes einander kennen zu lehren.

Vom Kunstaffekt.

Wer einmal, in träger Siestastimmung, ruhebedürftig und flüchtigen Blicks, Bücher oder Bilder durchblättert hat, kennt das berüchtigte Surrogat des Kunstgenusses, jenen passiven Unterhaltungsgenuß, zu dem auch künstlerische Erzeugnisse mißbraucht werden und Stoff liefern können. Und dann ist ihm auch vielleicht die alte Frage aufgestiegen, woher es wohl kommt, daß diese zwei so wesensverschiedenen Welten des Genießens nicht nur innerhalb eines breiten Publikums immer noch einigermaßen mit einander verwechselt werden, sondern selbst in aesthetisch-theoretischen Streitigkeiten oftmals nur ungenau präzisirte Grenzen aufweisen. Es ist nämlich psychologisch interessant, sich klarzumachen, wie sehr die Ursache dieser Erscheinung doch nicht lediglich in theoretischer Konfusion liegt, vielmehr auf einer unleugbaren praktischen Analogie beruht, die das bloße Unterhaltungvergnügen zur rein künstlerischen Hingebung bildet. Der Hauptpunkt dieser scheinbaren Wesensähnlichkeit ist zunächst im Negativen zu suchen: in dem — in beiden Fällen analogen — Fortfall von allerlei störenden Hemmungen, von allerlei Momentsorgen und Tagesinteressen, aus denen wir sowohl im tiefen Kunstgenuß als auch in der vergnügten Trägheit der Siestastimmung uns hinüber retten wie auf eine stille grüne Insel inmitten der Meeresbrandung. Nur weil es so ist, darum konnte einem publizistischen Unternehmen der köstlich unfreiwillige Witz passiren, daß es eine Novellensammlung mit der Versicherung anpries: „Meisterstücke erster Autoren, höchst geeignet für ein Viertelstündchen nach Tisch." Im leichten Halbschlaf der Seele gleitet in solchem Viertelstündchen der Leser in der That willenlos dorthin, wohin die fremde Phantasie ihn entführen mag, und gehorcht mit seinem gelähmten Gehirn wenigstens gewissen ihrer Suggestionen um so besser. Ja, sogar eine Art von Geschmacksauswahl — individuell verschiedener Siesta-Kunstgeschmack! — macht sich mitunter deutlich geltend; der Eine wünscht vorzugsweise von solchen Bildern im Halbschlummer umgaukelt zu werden, die ihn möglichst weit aus allem Irdisch-Trüben hinweglocken, während der Andere mit Entschiedenheit eine „realistische" Färbung vorzieht, die ihm die Illusion erleichtert, sich wirklich mitten in der fremden Phantasiewelt zu befinden. Auch über den Siesta-Geschmack läßt sich nicht streiten, eben so wenig wie über den künstlerischen, und um dieser ihnen gemeinsamen negativen Grundlage willen hören sich die Meinungverschiedenheiten in beiden Fällen manchmal so verblüffend ähnlich an. Nur deshalb auch ist es möglich, daß noch immer eine große Menge von Leuten eine Ahnung von anderem Geschmack in Kunstdingen überhaupt nicht besitzt, — und auch nicht zugiebt, es könne dabei etwas Anderes in der Seele zum Durchbruch kommen, außer allenfalls noch die verständnißvolle Freude am „rein Technischen", wovon der „Laie" freilich nichts habe.

Auch hier berühren sich die Extreme, — scheinen wenigstens sich zu berühren, gerade weil zwischen ihnen in Wahrheit nicht mehr und nicht minder liegt als die Gesammtheit des ganzen menschlichen Innenlebens. Das träge Behagen am Unterhaltungstoff stammt aus der Ermüdung und dem momentanen Nachlassen der verbrauchten Kräfte, die zu ihrer Erholung ein Wenig die klaren Willensimpulse und wachen Gedanken betäuben wollen; am entgegengesetzten Ende davon aber, in der äußersten Steigerung der Lebensenergie, im Zusammenfassen aller innersten Seelenregungen, noch vor ihrer Sonderung und Zersplitterung in Denken oder Handeln oder sonst eine Spezialfunktion, findet man das Wesen alles Kunstschöpferischen und in schwächerem Anklang daran auch das Wesen des Kunstgenusses, der nichts Anderes als ein leise mitklingendes Nachschaffen, Wiedererschaffen ist. In beiden Fällen also besteht das Genießen in einer Abkehr vom Wachen, Gesonderten, praktisch Regulirbaren des Kräfteverbrauches, in einer gewissen Heimkehr zu einem verträumten Gesammtzustande der Seele, nur daß im einen Fall die Mattigkeit schuld daran ist, in der alle Einzelbethätigungen erlahmen und abnehmen, im anderen Fall eine so tiefe, produktive Erregung, daß ihr das Sonderspiel der vereinzelten Kräfte nicht genugthun kann, sie vielmehr alle in gewaltigem Griff einheimsen muß, um sich zu entladen. Diese Konzentration wirkt eben so besiegend auf störende Tagessorgen oder Tageszerstreuungen, durch die Macht ihres Entzückens, wie es der seelische Halbschlummer des behaglich genießenden Philisters in seiner Weise auch zu Stande bringt: so kommt es beide Male zu Rausch und Traum, — zum künstlerischen Rausch und Traum, dem alles Einzelne sich im Jubel einer schöpferischen Gesammtstimmung löst, oder zu jenem willenlosen Phantasiren des Müden, Geschwächten, der seine Kräftelähmung als Fesselfreiheit genießt.

Während bloßer Unterhaltungsgenuß daher stets ausruht, stets wie das bewußte Viertelstündchen nach Tisch wirkt und somit in seinen verschiedensten Formen als Produkt einer Siestastimmung aufgefaßt werden kann, ist aller tiefere Kunstgenuß — wenn auch nicht dem Grade, so doch dem Wesen nach — ähnlich angreifend und anspannend wie das Kunstschaffen selbst. Denn das Wesentliche am Kunstschaffen ist nicht das Angreifende der Arbeit am betreffenden Werk, sondern der Seelenzustand, aus dem heraus sie ermöglicht wird und der kraftverzehrend bleibt, auch wenn die Arbeit leicht fließt, kürzere Zeit erfordert oder einen Gegenstand behandelt, der harmlos oder idyllisch scheinen mag. Was den Künstler aufreibt, gleichviel, ob seine Kunst einen Mord oder eine kleine Blume schildert, setzt auch im wahrhaft nachempfindend Genießenden noch eine Kraftsteigerung voraus, denn der Künstler ist der einsame Mensch, von dem aus keine andere Brücke zu den übrigen Menschen führt als die Uebertragbarkeit seines schöpferischen Rauschzustandes durch die

Kunstleistung auf verwandte Seelen. Diese Brücke ist in unseren Alltagsstunden und Alltagszuständen unauffindbar, unbetretbar, — ja, sie ist auch für den Künstler selbst, als sein Weg zu sich selbst, abgebrochen in seinen eigenen matten oder trivialen Stimmungen; auch er nimmt, je nach der gerade vorherrschenden Sinnesverfassung, dem eigenen Werk gegenüber alle drei möglichen Standpunkte ein: den des Schaffenden, den des Genießenden und den des Ermüdeten, Zerstreuten, Gelähmten, der weder schaffen noch genießen, sondern nur noch Alltägliches begehren kann. Nur daß diese dritte Möglichkeit für ihn etwas ganz Anderes bedeutet als für unschöpferische Menschen, weil er sich darin von seinem wirklichen Ich abgeschnitten fühlen muß: nicht gleich ihnen von anstrengenden Zumuthungen ausruhend. Ihm allein unter allen Menschen heißt, unschöpferisch sein: beschämt und nicht mehr Mensch sein. Er identifizirt sich mit dem nothwendig intermittirenden Schaffensrausch und spürt außerhalb dieses Rausches nur dessen schmerzliche Abwesenheit, nicht aber Freude an Dem, was ihm vom sonstigen Leben oder Können auch dann noch übrig bleibt. Daher schätzt er meistens die besten, wachsten, klarsten Geisteszustände nur gering gegenüber dem Traum, in dem er sie manchmal alle übersliegen kann; der bestgeordnete Haushalt in seinen Fähigkeiten erscheint ihm unerträglich und verkehrt, weil er sich selbst in den Zwischenzeiten von Rausch zu Rausch doch immer nur als den Schauplatz, als das Lokal empfindet, wo solche hohe Feier stattfand und wieder stattfinden soll, wo aber jetzt die erwartungvolle öde Leere eines Festsaales herrscht, aus dem die Gäste sich entfernt haben. Und diese Unmöglichkeit, selbst mit noch so kraftvoll vereinten Verstandes- und Willenskräften auch nur das Geringste davon eigenmächtig zurückzurufen, trägt in die leere Erwartung zuletzt auch noch den Zweifel und Unglauben, ob das Entschwundene auch wirklich eben so wiederkehren und den alten Glanz siegreich mitbringen wird. Dann ist kein Alltag mehr in der Seele, sondern die Hölle. Selbsterhöhnung, Hilflosigkeit und gepeinigter Hochmuth, Lebensüberdruß, ja Verzweiflung! Alles Herrliche ist versunken und entflohen, vielleicht für immer. Der also Elende grübelt finster über Berufswechsel; er denkt nach, warum nicht noch viel mehr Menschen sich das Leben nehmen. Denn seine versunkenen Herrlichkeiten bedeuten ja nichts Anderes als das versunkene Leben; er lebt nur noch wie ein Galvanisirter und mit der gleichen Miene scheint ihm Alles um ihn herum dazustehen, — Alles, nicht etwa nur ein paar Arbeitpläne. Was wäre ihm dann im Grunde nicht widerlich und ekelhaft? Ja, diese Arbeitpläne selber, sobald er sie anrührt, sobald er sie durch vorsichtige Kombinationen zu klären versucht, zerfallen in Fetzen: er fühlt, daß er, mit all seinem Wissen und Verstehen, über sie doch nur so hinredet wie ein Kammerdiener über die verborgenen Intentionen seines Herrn.

Obgleich solche Stimmungen beim Unbetheiligten leicht ein Lächeln

wecken können und gern als launenhafte und reizbare Schwäche des Künstlergemüthes ausgelegt werden, so giebt es doch nicht viele Schmerzen, die so echt, so wenig eingebildet wären. Der schaffende Mensch ist das selige und schmerzensreiche Geschöpf, das seinen Normalzustand da sucht, wo nur ein intermittirender Ausnahme- und Höhezustand denkbar ist, und das deshalb in der Normalverfassung anderer Menschen nicht im Stande ist, seelisch ganz gesund zu funktioniren. Denn während die Anderen die empfangenen Lebensreize im Dasein selbst fortwährend und möglichst restlos in praktische oder theoretische Bethätigungen irgend welcher Art umzusetzen bestrebt sind, stauen sich im schaffenden Menschen, sobald er nicht schafft, die meisten dieser Reize an, ohne ausgegeben zu werden, weil seine Art, das Leben zu leben, das Leben zu verdauen, eben dessen künstlerische Verwandlung ist. Wie Vieles er also auch davon zu verschlucken und tief unter sein Bewußtsein hinunterzudrücken sucht, damit es ihn nicht belaste, so Vieles bleibt dort doch, dumpf wirkend, in ihm nach und ersehnt die ihm allein gemäße Aussprache, — jene seltenste, höchste und feinste Aussprache und Erledigung aller Dinge: die künstlerische. So ist er im Grunde beständig, auch bei voller nervöser Gesundheit, ein Wenig von der Gefahr bedroht, unter der schwere Hysteriker stehen: jene Typen von Menschen mit seelisch unverdauten Lebensresten, die auch nur erleichtert zu werden pflegen, wenn glückliche Umstände oder eine glücklich verlaufende Hypnose sie dazu bringen, sich über die Krankheitursache, von der sie bewußter Weise selbst nichts ahnten, auszulassen, auszutoben, bis sie aus ihrem Gemüth gleichsam hinausgeschleudert worden ist. Hysteriker sind selten heilbar, trotzdem so große, schwere, traurige Erlebnisse bei ihnen auf so trivialem Wege hinwegbefördert werden können; der schaffende Mensch, der große Gesunde, heilt sich selbst, trotzdem in ihm sogar noch die zartesten Eindrücke und subtilsten Ereignisse seines Innenlebens auf keinem der gewöhnlichen und gebahnten Wege, sondern nur auf einem überaus komplizirten, indirekten, von tausend Störungen gefährdeten wie dem des künstlerischen Schaffens, hinan können aus dem Seelendunkel ans Licht. Sein scheinbares Kranken am Leben ist eben nichts als die Kehrseite seiner Macht über alle Tiefen des Lebens: die verletzliche Sensitivität nichts als ein Werkzeug der alle Dinge besiegenden und durchströmenden hohen Lebensenergie. Er ist nichts weniger als der „Entartete", aber gerade deshalb berührt er sich scheinbar mehr mit ihm als mit dem gesunden Alltagsmenschen, wie er sich mit dem Menschen einer verträumten Siestastimmung durch das Extrem des Gegensatzes näher zu berühren schien als mit den klaren, wachen Einzelstimmungen gesonderten Denkens, Fühlens oder Handelns.

Wo im Künstler Unruhe und Reizbarkeit, Druck und Sehnsucht sich geltend machen, da sind sie sogar schon Symptome, daß er über die schlimmste

Wartezeit hinaus ist, — neue Lebenssymptome, wie bei einem genesenden Kinde, das zur Freude der Seinigen nach schlimmer Apathie wieder unartig zu werden beginnt. Wohl schafft er noch nicht, aber „es" schafft, unter der Schwelle seines Bewußtseins, in ihm bereits, es drückt und bohrt und läßt ihn bei keiner Beschäftigung rasten, weil eine jede zwecklos scheint und den stummen, verborgenen Arbeiter da unten in störende Mitleidenschaft ziehen könnte. Endlich umhüllt all sein Wollen und Denken ein dichter Gefühlsnebel, — aber schon kann diesen ein einziger Strahl lichten und lösen! Für Den, der sich auch nur ein kleines, bescheidenes Restchen Geduld irgendwie wunderbar erübrigt hat, vermag dieser Moment vor sicherem Sonnenaufgang ein Glück fast ohne Gleichen zu bieten. Und schon ergießt sich dann das volle Licht um ihn, ein Sonnenstrom von Liebe und Wonne, der nicht immer sofort einen bestimmten Gegenstand beleuchtet, sondern zunächst nur warmer Glanz ist, nichts als Wärme und Glanz. Denn im letzten Grunde sind die Gegenstände, an denen er dann wirksam wird, nur Gelegenheitursachen für ihn, sich voll auszustrahlen; in diesem Stadium giebt es einen Augenblick, wo der ganze leuchtende Liebes- und Machtstrom noch zögert, sich endgiltig auf „Dies" oder „Das" zu wenden, wo eine Entscheidung noch in seinem Belieben zu stehen und das gesammte Leben, wie eine weite Landschaft harrend, vor ihm dazuliegen scheint. Das ist nur ein Augenblick, den keines Menschen Gedanken klar erfassen, keines Menschen Hand greifen und untersuchen kann, — und doch blitzt in ihm mitunter eine spontane Gefühlserkenntniß davon auf, wie eng verschwistert alle schöpferischen Mächte mit einander sind und wie alle Dinge in ihnen so sehr ihre natürliche Heimath haben, daß Kunst und Leben in einander rinnen, alles Leben schöpferisch künstlerisches Werk, alles Werk unmittelbares Lebensganzes zu werden sich sehnt. Daher erfährt auch von hier aus das ganze Dasein eine solche unmittelbare Beseelung, Befreiung, Erhebung in allen seinen Beziehungen zugleich, als sei die centralste Lebensthätigkeit im Menschen erhöht und aufgeschlossen und kein Ding beraubt, vielmehr ein jedes bereichert, dadurch, daß an diesem einen Punkt seine schöpferische Kraft sich regt. Und dennoch muß gleich darauf der seelische Prozeß sich eng zusammenziehen zu so unwillkürlicher, inbrünstiger Wahl seines künstlerischen Gegenstandes, daß nunmehr alle Schaffenskraft in diesen allein eingeht, in diesem allein aufgeht, als läge alles Lebens Seligkeit einzig in ihm beschlossen, — gerade wie gewaltige Liebeskraft, die plötzlich findet, woran sie sich zeugend entladen könnte. So ist es gewissermaßen, als grüße der Schaffende nur einen Augenblick lang, mit einer weiten Geberde, alle Dinge, die stumm harrenden rings um ihn, um alsdann die große schöpferische Alleinheit hinzuopfern für einen Punkt, auf dem er sie in seinem Werk wahr und lebend macht.

Das Werk stellt er nun hin, — eine Lebensgesammtheit im Kleinen, eine organische Totalität, die von ihm unabhängig geworden ist; im Grunde stellt er es hin für sich selbst, damit es zu ihm rede, als eine Erinnerung an seine intimsten Weihemomente. Um Dessen willen ist alle Kritik so übel dran und in steter Gefahr, sich selbst zu kritisiren. Denn reden kann das Werk nur zu Dem, der gleich ihm disponirt ist und in dessen Seele ähnliche Erinnerungen anklingen. Kommt Jemand mit dem besten Willen heran, ist jedoch durch Geistesart, Erlebnisse, Urtheilsweisen, Temperamentsgründe oder hundert Anderes seelisch nicht darauf eingestellt, so könnte es mit Engelszungen zu ihm reden und bliebe ihm doch stumm; findet sich aber Jemand, der aus den selben Ursachen besonders stark disponirt dafür ist, so verhält er sich fortwährend nachschaffend, ergänzend, ohne es selbst zu ahnen, und preist, was er selber . . . fast erschaffen hätte. Der Werth des Werkes wird einzig dadurch bestimmt, ob es lebt, und Das kann nur der künstlerisch Vollebende, der im gegebenen Moment auch selbst immer ein unwillkürlich Reicher, Schenkender ist, allein an sich erproben. Deshalb können Kunstwerke so lange mißkannt werden, ohne zu sterben, deshalb Feinde und Freunde haben gleich lebenden Menschen, anziehen und abstoßen wie selbstthätige organische Gebilde, deren Merkmal eben diese Lebenswirkung ist. Mögen Viele oder Wenige um ein Kunstwerk sein, mögen sie Alles oder nur Einiges davon in sich zur Resonanz wecken: es bleibt unter Alledem intakt und unantastbar, nachdem es seine Aufgabe an seinem Schöpfer schon vollbracht hat, als er es schuf. Man kann von allem Leben als solchem aussagen, daß es im letzten Grunde nicht beurtheilbar ist, daß es sich dem kritischen Urtheil letzten Endes entzieht, weil man, um kritisch zu urtheilen, selbst ein Lebender — Das heißt: ein im höchsten Grade Parteiischer — sein muß.

Sieht man an irgend einem Lebenstheilchen von dessen Leben ab, so behält man nichts übrig als eine besondere mechanistische Anordnung zerlegbarer Einzeltheilchen, deren Zusammensetzung unter Umständen genau nachgemacht werden kann, ohne daß deshalb Leben entstünde: genau so ist am Kunstwerk die „Mache" bis auf jeden Einzelzug nachzuahmen und zu erlernen möglich, ohne daß doch die Wirkung einträte, durch die es „lebt". Wie Leben nur durch bereits vorhandenes Leben weitererzeugt wird und durch nichts Anderes herstellbar oder gewinnbar ist, so „lebt" das Kunstwerk, wird gleichsam immer wieder neu weitererzeugt, lediglich durch den Kontakt Dessen, der ihm homogenes Leben entgegenbringt. Wie wir selber Alle, besteht es, abgesehen davon, aus kaltem, totem, zerlegbarem Stoff, aus dem all die toten und künstlichen Dinge ebenfalls bestehen. Als wir zum Leben erstanden, da geschah zum Theil etwas uns Verständliches: es ordneten sich Stoffe auf eine neue, besondere Art, — zum anderen Theil jedoch geschah das uns ewig

Unfaßliche, daß sie zugleich lebenspendend sich verhielten: dieses Mysterium setzt in seinem ihm selbst unverständlichen Zeugungrausch der schaffende Mensch geistig fort, — er ordnet lebloses Material durch die geheimnißvolle Beschwörung: „Lebe!“ Nun lebt es geistig für den lebenden Geist, der daran vorübergeht; für Den, der am gleichen Leben nicht Theil hat, ist es nach wie vor totes Symbol: Papier, Holz, Eisen, Farbe. Denn Das ist des Menschen höchstes und letztes Thun: in die leibliche Fortpflanzung allein vermag er sein Höchstes und Letztes nicht zu bergen, in ihr darf er nur anfängliche, eigenwillige Möglichkeiten schaffen und sie dann abwartend, ohnmächtig, in die Entwickelung hineinwerfen, während er selbst ihnen reifer, fertiger gegenübersteht. Im schöpferischen Geistesrausch allein kommt er zu Ende, schafft er ein Letztes und Höchstes, wie ein goldenes Dach über sich, unter dem er sich selbst vollenden kann. Nur Das ist ganz Leben von seinem Leben, nur Das ist der ganz von ihm beseelte Erdenkloß, — und daher unzugängliches, unantastbares Heiligthum; in den Händen der Verständnißlosen, die es zergliedern und benutzen wollen, bleibt es der Erdenkloß, ausschließlich durch den Kontakt mit Seinesgleichen wird es immer wieder zum Leben geboren. Giebt es etwas Lebendigeres und Verschwiegeneres, Gütigeres und Strengeres? Wie in den Kirchen und an den Kunstdenkmälern Italiens können selbst Bettler und Arme in einem solchen Heiligthum rasten und dort mittags müde ihre Siesta halten, ohne es zu entheiligen, können Kinder gedankenlos damit herumspielen: sie spielen nur mit Holz, Papier, Eisen, Farbe. Das Symbol allen Lebens wartet von Rausch zu Rausch, von Andacht zu Andacht, schweigt ... und lebt.

Schmargendorf. Lou Andreas-Salomé.

Schutz gegen schlechte Familienväter.

Die Frage, welche Handhaben den Armenverwaltungen zu gewähren seien, um Personen entgegenzutreten, die ihre Familie hilflos lassen, so daß die öffentliche Armenpflege sich ihrer annehmen muß, beschäftigt Praktiker und Theoretiker seit einer langen Reihe von Jahren. Die Klagen, daß die Außerachtlassung der Nährpflicht immer mehr zunehme und den Armenverwaltungen schwere Aufgaben stelle, sind keineswegs erst neueren Datums. Schon im Jahre 1879, also lange, ehe die 1894 in Kraft getretene Novelle zum Unterstützungwohnsitzgesetz für solche Fälle ein strafrechtliches Vorgehen mit Geld- und Haftstrafen ermöglichte, hat die „Deutsche Gemeindezeitung“ dem Gegenstande eine längere Erörterung gewidmet und im Ergebniß die damals allein erreichbaren Mittel als zur Abwehr sehr wohl ausreichend bezeichnet. Auch der „Deutsche

Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit" hat die Frage wiederholt auf seinen Jahresversammlungen erörtert. Als der Verein im Herbst 1898 in Nürnberg sich nach einer voraufgegangenen Enquete wiederum mit der Frage beschäftigte, kam es zu einer lebhaften Debatte und schließlich zu einem — gegen eine starke Minderheit — gefaßten Beschluß, der in erster Reihe „ein gegen Mißbrauch zu schützendes Verwaltungzwangsverfahren" für dringend geboten erklärte.

Der Beschluß, dessen Bedeutung weit über die engeren Fachkreise hinausreicht, hat, so weit ich es übersehen kann, bisher in der Oeffentlichkeit nicht die gebührende Beachtung gefunden. Dazu hat vielleicht der Umstand beigetragen, daß das harmlos erscheinende Wort „Verwaltungzwangsverfahren", das auch den Verwaltungbeamten, wenn er der Frage selbst fern steht, wohl zunächst nur an den Zwang bei der Einziehung von Geldbeträgen erinnert, dem Laien die Tragweite des gefaßten Beschlusses verschleierte. Bei dem Ansehen, das der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, auf dessen Anregung eine ganze Reihe gesetzgeberischer Maßnahmen zurückzuführen sind, auch in den gesetzgebenden Körperschaften genießt, ist nunmehr aber, nachdem er einen solchen Beschluß — und zwar nicht zum ersten Male — gefaßt hat, damit zu rechnen, daß sich über kurz oder lang die Gesetzgebung mit einer in seinem Sinne gehaltenen Vorlage beschäftigen wird. In Hamburg ist Das anscheinend bereits geschehen. Da ist es denn angezeigt, die schweren sozialpolitischen Bedenken, die gegen diesen Beschluß sprechen, vor der breitesten Oeffentlichkeit zu erörtern. Ich habe schon in den „Amtlichen Nachrichten der charlottenburger Armenverwaltung" im Anschluß an den Bericht über die Jahresversammlung den Beschluß einer längeren Besprechung unterzogen. Unter Hinweis hierauf hat später Herr Stadtrath Dr. Münsterberg in No. 47 der Vossischen Zeitung eine Vertheidigung des Beschlusses unternommen. Seine Ausführungen fallen um so schwerer ins Gewicht, als ihr Verfasser mit vollem Recht im Kreise der Fachgenossen als Autorität ersten Ranges gilt, und veranlassen mich zu den folgenden Bemerkungen.

Darüber, daß es sich um ein weitverbreitetes Uebel handelt, das mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen ist, hat sicher bei allen Theilnehmern an der Versammlung des Deutschen Vereins volle Uebereinstimmung bestanden: nur über die Wahl der Mittel bekundeten sich lebhafte Meinungverschiedenheiten. Allerdings wird es sich in den durch die statistische Aufnahme im Jahre 1896/97 aus 113 Orten festgestellten Fällen, die nahezu 1⁰/₀₀ der Bevölkerung ausmachen, nicht überall um den vom Herrn Dr. Münsterberg angeführten Thatbestand handeln, daß „ein arbeitfähiger Mann seine Familie verlassen hat, um den Verdienst für sich — meist in Gemeinschaft mit einer fremden Frau — zu verbrauchen." Sicher sind solche Fälle, namentlich in den großen Städten, nicht selten; aber um die Zahl von Fällen, die diesen Thatbestand haben, zu ermitteln, wird man von den überhaupt ermittelten doch einen nicht unerheblichen Prozentsatz abziehen müssen. Für ganz Deutschland würde sich die Zahl sicher schon deshalb wesentlich verringern, weil die Zählung ausschließlich in größeren Städten erfolgt ist, mit Bestimmtheit aber angenommen werden kann, daß sich das Verhältniß auf dem Lande wesentlich günstiger stellt. Zu berücksichtigen ist weiter auch, daß die Zählung nicht nur die in dem Zähljahre zu Tage getretenen, sondern alle in dem Jahre in den einzelnen Städten — unter Umständen seit langen Jahren —

bekannt gewesenen Fälle der verlassenen Ehefrauen u. s. w. umfaßt. Erwägt man, daß z. B. allein in Hamburg etwa ein Viertel sämmtlicher überhaupt festgestellten Fälle — mehr als 1500 — gezählt worden ist, so ist die Vermuthung nicht von der Hand zu weisen, daß darunter eine große Anzahl enthalten sein dürfte, wo zwar das Verlassen der Familie durch den Ehemann ursprünglich den Anlaß zum Einschreiten der Armenpflege gegeben hat, der Ehemann aber, der in Hamburg in vielen Fällen als Matrose zur See gegangen und nicht zurückgekehrt sein wird, längst verstorben sein mag. Sicher sind auch Fälle mitgezählt, namentlich in den Seestädten, wo der im Auslande befindliche Ehemann, ohne sein Verschulden, gar nicht in der Lage war, zurückzukehren. Endlich aber wird man auch im Allgemeinen die Schuldfrage keineswegs nur obenhin behandeln dürfen. In einer Reihe von Fällen sind als Ursachen der Versäumniß der Nährpflicht ausdrücklich angegeben: Krankheit des Mannes, Haft, polizeiliche Ausweisung, einmal sogar Einziehung zum Militär; auf der anderen Seite: Liederlichkeit der Frau, Vernachlässigung des Hauswesens durch sie, eheliche Untreue der Frau u. s. w. Diese Fälle müssen unter allen Umständen ausscheiden. Zieht man ferner in Betracht, wie schwierig es in der Praxis ist, die Frage, wen von den Eheleuten die Schuld trifft, auch nur mit einiger Sicherheit festzustellen, so wird man eine große Anzahl weiterer Fälle als mindestens zweifelhaft hinsichtlich der Schuldfrage gleichfalls ausscheiden müssen. Man wird nach allen diesen Einschränkungen das Bestehen des mit aller Energie zu bekämpfenden Uebels nicht in Abrede stellen, aber auf die Erforschung der Ursachen ein Hauptgewicht legen. Seit dem Erlaß der Strafbestimmung haben die Fälle der Vernachlässigung der Nährpflicht zugenommen. Inwieweit hierzu die sozialen Verhältnisse — ich erinnere an die immer drängendere Wohnungfrage in den Großstädten — beigetragen haben, lasse ich dahin gestellt. Auffällig ist, daß der Norden Deutschlands hier sehr viel ungünstiger dasteht als der Süden. Abgesehen von Hamburg, das, wie erwähnt, ganz unverhältnißmäßig hohe Zahlen aufweist — für die seine Lage allein keine ausreichende Erklärung abgiebt, da die Zahlen in dem unmittelbar anstoßenden Altona bei Weitem niedriger sind —, sind in Breslau 491, in Dresden 499, in Leipzig 464 solche Fälle gezählt worden, während z. B. München nur 27 Fälle aufweist und auch in sonstigen süddeutschen Städten nur geringfügige Zahlen ermittelt worden sind.

Daß die bisher zu Gebote stehenden Mittel zur Bekämpfung des Uebels nicht voll ausreichen, kann man zugeben, auch ohne alle und jede Wirksamkeit der gegenwärtigen Abwehrmittel, wenn sie nur richtig angewandt werden, zu leugnen. Nach den aus zahlreichen Städten vorliegenden Berichten gewinnt es allerdings den Anschein, daß vielfach den Armenverwaltungen bei ihrem Vorgehen Schwierigkeiten in den Weg treten. Günstige Ergebnisse einer einzelnen Stadt, wie sie in der Versammlung z. B. aus Straßburg vorgetragen wurden, das mit den vorhandenen Mitteln in 71 Prozent aller Fälle Besserung erzielt hat, haben für die allgemeine Sachlage nicht genügende Beweiskraft. Wenn ich trotzdem hier auch die mit den gegenwärtigen „kleinen" Mitteln im Laufe von zwei Jahren (1896/97 und 1897/98) in der charlottenburger Armenverwaltung gemachten Erfahrungen erwähne, so geschieht es nur, um zu zeigen, daß sich doch auch unter dem jetzigen Rechtszustande einige Abhilfe erreichen läßt. In den

beiden genannten Jahren hat die charlottenburger Armenverwaltung zweiundneunzigmal die Betheiligten, darunter auch Mütter unehelicher Kinder, unter Hinweis auf die bestehenden Strafbestimmungen zur Erfüllung ihrer Pflicht aufgefordert. In 40 Fällen, also bei nahezu 50 Prozent, ist schon daraufhin Besserung eingetreten. In 27 Fällen ist ein gerichtliches Strafverfahren eingeleitet worden, in dem in 12 Fällen auf zum Theil nicht ganz unbedeutende Strafen (in 3 Fällen 2 Wochen, in 4 Fällen 1 Woche, in 3 Fällen 3 Tage Haft; in 2 Fällen Geldstrafen) erkannt worden ist. In 6 von diesen 12 Fällen, also wieder bei 50 Prozent, trat nach der Bestrafung eine Besserung ein. Das sind gewiß Zahlen, die Beachtung verdienen. Trotzdem wird man ein beschleunigtes Verfahren, vor Allem aber die Heraushebung des Deliktes der Nährpflichtverletzung aus den „Uebertretungen" und Einreihung unter die „Vergehen" und eine zweckmäßigere Strafvollstreckung für diese Fälle, als dringend wünschenswerth bezeichnen müssen. Darüber hinaus aber ein besonderes „Verwaltungzwangsverfahren" in die Hände der Armenverwaltungen selbst zu legen, erscheint mir bedenklich.

Die vom Herrn Dr. Münsterberg gemachte Bemerkung, das Zwangsverfahren sei im Wesentlichen von solchen Rednern, die außerhalb der praktischen Armenpflege stünden, zurückgewiesen, von allen Praktikern dagegen gebilligt worden, ist nicht zutreffend. Außer mir haben namentlich die Stadträthe Cuno (Königsberg i. Pr.) und Dr. Flesch (Frankfurt a. M.), die Beide auf eine langjährige Praxis in der Armenpflege zurückblicken können, indirekt auch der Vertreter der Stadt Straßburg, Beigeordneter Freiherr von der Goltz, gegen das Verwaltungzwangsverfahren entschieden Stellung genommen. Herr Dr. Flesch sagte: „Ich bin selbst Verwaltungbeamter, aber dem Verwaltungbeamten ein solches Recht zuzuerkennen, würde ich nur dann für unbedenklich halten, wenn ich sicher wäre, daß ein Verwaltungbeamter unfehlbar ist. Bis dahin will ich wenigstens das Recht nicht haben, die schwerste Strafe zu verhängen, ohne daß richterliche Garantien vorhanden wären."

Aber auch der Inhalt, den Herr Dr. Münsterberg dem Beschlusse giebt, entspricht den Verhandlungen schwerlich. Er faßt ihn so, daß der Armenverwaltung auf ihren Antrag „durch eine bestimmt bezeichnete oder nach bestimmter Vorschrift zusammengesetzte Verwaltungbehörde in einem schleunigen Verwaltungverfahren unter Anhörung des Angeschuldigten die Befugniß gegeben werde, die Ueberweisung an eine Arbeitanstalt für die Dauer der Unterstützung auszusprechen. Hiergegen würde ein Rekurs an die nächstgeordnete Verwaltungbehörde zulässig sein, der je nach Umständen aufschiebende Wirkung haben könnte." „Man kann nicht absehen", fährt er fort, „weshalb den Armenverwaltungen nicht in dieser Weise geholfen werden soll." Die Frankfurter Zeitung hat bereits darauf hingewiesen, daß der „Schutz gegen Mißbrauch" hier, wenn man es recht betrachtet, abgesehen von der „je nach Umständen" aufschiebenden Wirkung der Beschwerde, lediglich darin besteht, daß der Angeschuldigte vorher gehört werden solle. Ginge man einen Schritt weiter und setzte man an die Stelle der Verwaltungbehörde ein Verwaltungsgericht, das nicht nur den Angeschuldigten zu hören, sondern auch die erforderlichen Beweise zu erheben hätte und gegen dessen Entscheidung — selbstverständlich mit aufschiebender Wirkung, wie überall im Strafprozeß — die nöthigen Rechtsmittel zulässig wären, so würden sicher auch die Gegner eines solchen Ver-

fahrens darüber mit sich reden lassen. Ob es — abgesehen von einer Beschleunigung, die aber auch vor dem ordentlichen Gericht erreichbar sein sollte — nothwendig oder auch nur zweckmäßig wäre, eine solche Neuerung einzuführen, ist freilich mindestens zweifelhaft. Das aber kann meines Erachtens nicht zweifelhaft sein, daß der gefaßte Beschluß nicht nur darüber, sondern auch über die vom Herrn Dr. Münsterberg charakterisirte Forderung noch weit hinausgeht. Was von den Rednern der Majorität gefordert wurde und seinen Ausdruck in dem Beschluß gefunden hat, ist die Einführung des schon jetzt in Sachsen bestehenden Verwaltungzwangsverfahrens, d. h. des Rechtes der Armenverwaltungen selbst, Jemanden durch einfache Verfügung, ohne die Möglichkeit richterlichen oder verwaltungrichterlichen Gehörs, ohne eine Beschwerde mit aufschiebender Wirkung, nicht nur für die Dauer der Unterstützung, sondern auf eine beliebige Zeit einem Arbeithause zu überweisen. Während nahezu jede Uebertretung und jedes noch so geringfügige Vergehen von den ordentlichen Gerichten in mündlicher Verhandlung mit der Möglichkeit, mehrere Instanzen anzurufen, abgeurtheilt werden muß, soll also eine Strafe — denn darum handelt es sich im Effekt —, die nach ihrer Wirkung und nach dem Orte der Vollstreckung der Zuchthausstrafe sehr nah kommt, von dem freien Ermessen einer Behörde abhängen, die noch dazu finanziell interessirt ist. Ob und inwieweit das jetzt in Sachsen — und modifizirt auch in Württemberg und Mecklenburg-Schwerin — geübte Verfahren dem derzeitigen Rechtszustande entspricht, lasse ich unerörtert. Um Jemanden lediglich für die Dauer einer (auch nur seiner Familie gewährten) Unterstützung in einer Anstalt unterzubringen, würde es für Preußen einer Aenderung der Gesetzgebung nicht bedürfen: das preußische Recht giebt schon jetzt den Armenverwaltungen die Befugniß, nach Befinden eine nothwendig werdende Unterstützung, so lange sie erbeten wird, auch durch Anweisung von Arbeit innerhalb einer Anstalt zu gewähren. Mit dem Augenblick aber, wo der Arme auf weitere Unterstützung verzichtet, erlischt auch das Recht, ihn wider Willen in der Anstalt festzuhalten. Das sächsische Verfahren läßt Ueberweisung an ein Arbeithaus mit allen Disziplinarmitteln eines solchen, mit Lattenarrest, Prügelstrafe u. s. w., nicht nur bei schuldhafter Vernachlässigung der Nährpflicht, sondern theoretisch schon dann zu, wenn Jemand überhaupt um Unterstützung nachsucht, und weiter liegt sein charakteristisches Wesen darin, daß über die Dauer der Einsperrung, auch wenn der Arme oder seine Familie auf weitere Unterstützung verzichtet haben, lediglich das Ermessen der Armenbehörde selbst entscheidet.

Gegen die grundsätzlichen Bedenken können keinerlei Kautelen helfen, wenn anders das Verfahren nicht gerade die von der Majorität gewünschte Wirkung einbüßen soll. Ich citire in dieser Hinsicht nochmals Herrn Stadtrath Dr. Flesch: „Macht man ernste Kautelen, so hat man Untersuchung, Beschwerde, Rechtsmittel, kurzum: Ausgestaltung des Verwaltungverfahrens zu einem richterlichen Verfahren. Der Unterschied ist einleuchtend. Hätten wir die sächsischen Verhältnisse in Frankfurt, so wäre ich in der Lage, einen Menschen, den ich für arbeitscheu halte, von meinem Armenamte ohne alles Weitere ins Arbeithaus zu schicken. Ich brauchte nichts zu untersuchen und er könnte sich nicht einmal beschweren. Wäre umgekehrt das Verwaltungverfahren ‚mit den erforderlichen Kautelen‘ umgeben, dann müßte ich, wenn sich der Mann nicht gutwillig ins Arbeithaus stecken läßt, sondern Beschwerde erhebt, die Akten dem Bezirksausschuß

in Wiesbaden vorlegen und dürfte natürlich zunächst nichts gegen den Mann vornehmen. Dann ginge es weiter an den Provinzialausschuß. Jede Behörde könnte Zeugen vernehmen, dürfte nur nach Anhörung des Arbeithauskandidaten ihre Entscheidung fällen und dann hätten wir ein vollständiges richterliches Verfahren ohne Richter. Nun besteht doch eine Superiorität der Verwaltungbeamten gegenüber den Richtern nicht etwa in dem Sinne, als ob sie aus besserem Holz geschnitzt wären als die Richter, auch nicht so, daß sie etwa weniger formalistisch und sachentsprechender urtheilten, sondern einfach darin, daß sie sich selbständiger und rascher bewegen können. Gerade diese Schnelligkeit der Entscheidung, die Unmittelbarkeit, mit der der Zwang eintritt, ist ja die besondere Eigenthümlichkeit des sächsischen Verfahrens; nehmen Sie diese noch — und Das wollen wir, weil uns die dem Verwaltungbeamten anvertraute Macht zu weit geht, und Das wäre Zweck und Resultat der erforderlichen Kautelen —, so werden sich alle Klagen, die jetzt gegen die Gerichte erhoben werden, gegen die Verwaltungbehörden erheben. Ein Zwangsverfahren ‚mit den erforderlichen Kautelen' ist eben kein sächsisches Verwaltungzwangsverfahren mehr. Soll aber durch deren Hinzufügung nur den Gegnern eine Brücke gebaut werden: darauf gehen wir nicht ein."

Welche Waffe eine Befugniß im Sinne des Beschlusses mit dem harmlos klingenden Namen „Verwaltungzwangsverfahren" in der Hand eines übelwollenden Ortsarmenverbandes — man denke doch auch an ländliche Verhältnisse — werden kann, dürfte auf der Hand liegen. Und noch schlimmer ist, daß eine gesetzliche Bestimmung, wie sie verlangt wird, mit Nothwendigkeit zu einer noch größeren Verschärfung der Gegensätze in unserem Volk führen müßte. Denn nicht die Verletzung der Nährpflicht an sich, mag sie noch so offenkundig sein, mag sie jedem sittlichen Gefühl Hohn sprechen, soll ja die Behörde zum Einschreiten berechtigen, sondern die Nothwendigkeit, in Folge dieser Verletzung Armenunterstützung zu gewähren. Also fiskalische, nicht nur sittliche Gründe führen zu dem Ruf nach der Zwangsbefugniß. Wenn so einschneidende Maßregeln gefordert werden, darf man verlangen, daß wenigstens einige Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie den beabsichtigten Zweck erfüllen würden. Herr Dr. Münsterberg steht dieser Frage skeptisch gegenüber und sieht die Möglichkeit der Besserung auf diesem Gebiet in erster Linie in sozialer und wirthschaftlicher Besserung. Auch die Statistik der drei Staaten, die das geforderte „Verwaltungzwangsverfahren" schon jetzt haben, läßt keine Erfolge erkennen. Nicht nur die mecklenburgischen Städte, sondern namentlich auch Leipzig und Dresden, die das Verfahren mit aller Strenge üben, bleiben mit ihren Zahlen in keiner Weise hinter Städten zurück, die das Verfahren nicht kennen. Württemberg freilich weist einen niedrigeren Prozentsatz auf, aber Bayern steht ohne das Verfahren noch günstiger da. Die Ursache muß also in anderen Momenten liegen. Auch die Zahl der Rückfälligen ist groß. Sie betrug in Mecklenburg 17 Prozent und soll in Sachsen 30 bis 40 Prozent aller Inhaftirten betragen. Danach ist eine abschreckende Wirkung zu verneinen. Drakonische Strafen und Zwangsmittel haben selten Etwas gebessert. Im Augenblick der That denkt man nicht an die Folgen, am Allerwenigsten bei einem Delikt, das nicht aus einem augenblicklichen Entschluß, sondern aus einer allmählich entstandenen Situation herauswächst.

Charlottenburg. Stadtrath Samter.

Ziele moderner Kunst.

Der Gang der modernen Kunst liegt nicht so übersichtlich vor unserem Auge wie der der alten Kunst, von der wir so viel weiter entfernt sind. Ein Gewirr von verschiedenem Wollen, Streben und „Richtungen" schiebt sich in beständiger Bewegung durcheinander und man muß sich vor der Gefahr hüten, Erscheinungen für typisch oder für bestimmend zu halten, nur weil sie zufällig in Beobachtungnähe vorbeiziehen. Unter den sichtbaren Oberströmungen fließen unsichtbare Unterströmungen dahin, die man später vielleicht erst induktiv erkennen wird. Schwer ist es, aus dem Totalbild der vergangenen letzten zwanzig Jahre die großen Züge herauszufinden, noch schwerer jegliche Prognose, die vom Wesentlichen sprechen will.

Das befreiende Moment in der Entwickelung der modernen Kunst ist so oft betont worden, ist Vielen schon so sehr zur Phrase geworden, daß man heute schon, ohne in den Verdacht zu gerathen, sich gegen die Errungenschaften der Moderne zu wenden, gewisse Einschränkungen machen kann. Unzählige Male ist darauf hingewiesen worden, wie die Kunst bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts naiv schaffend ihren Weg gegangen sei und wie dann der Geist der rückschauend-wissenschaftlichen Forschung der Unbefangenheit der Produktion ein Ende gemacht habe, wie ein Interregnum der kritisch-sondirenden Kunstbetrachtung eingetreten sei und die Kunst blutleer wurde. Den Intellekt deshalb aber als kunstfeindliches Prinzip zu behandeln, wie es Mancher möchte, heißt, das Kind mit dem Bade ausschütten. Allerdings betrat er das ihm fremde Gebiet der Kunst zuerst mit einem Mißerfolg; Kunstgefühl und intellektuelle Potenz paarten sich eben noch nicht im Individuum. Man verstand noch nicht, die fein geschliffene Klinge richtig zu handhaben: der moderne Mensch machte als Künstler seine Lehrjahre durch. Wie aber im gesammten Entwickelungsgang der Menschheit der Intellekt allmählich den Instinkt verdrängt und ersetzt hat, so mußte auch wohl unser Kunstschaffen mehr und mehr ein bewußtes werden. Nachdem das intellektuelle Moment in diesem Jahrhundert einen so gewaltigen Einfluß auf das Kunstleben gewonnen hat, ist es ein Faktor der Entwickelung geworden, der nie wieder ausscheiden wird. Nicht als ob erhöhte Intelligenz auch ohne Weiteres blühendere Kunst bedeutete; wohl aber kann sie ihr als klug berathender Freund und Helfer zur Seite stehen, als Wegweiser der richtigen Bahn. Besonders heute kann sie ihr wieder zu einigen früher selbstverständlichen, dann verloren gegangenen Grundbegriffen verhelfen. Nichts wäre verfehlter, als die Kunst von Neuem dem geschwächten Instinkt zu überlassen und sie so in gar nicht absehbare Irrwege zu drängen.

Um die Tragweite von theoretischen Fehlschlüssen in der Kunst einzu-

sehen, braucht man nicht bis auf Winkelmann zurückzugehen. Gerade die siebenziger und achtziger Jahre bieten uns da das beste Material. Es sind die Zeiten des siegreichen „Pleinair". Einige geniale Pfadfinder hatten die Nothwendigkeit eines Verjüngungprozesses durch vertieftes Naturstudium erkannt und dabei der Kunst ein neues Beobachtungsgebiet erschlossen: die Wirkungen des Formen und Farben auflösenden Lichtes. Ganz neu und überraschend war eigentlich die Entdeckung nicht, denn auch alte und weniger alte Meister hatten sich an ähnlichen Problemen versucht. Aber die Neuerung hatte ungeheures Glück, eine ganze Schule fand sich in rein Aeußerlichem zusammen und das Ende war, daß man doch bekennen mußte, das Wesen einer neuen Kunst gar nicht erfaßt und mit ehrlichster Bemühung nur einer vorübergehenden Mode gedient zu haben. Der dogmatische Pleinairismus ist uns heute schon ein typisches Beispiel voreiliger Verwendung des Intellektes zu falschen Folgerungen. Man stellte zwei Prämissen auf; erstens: die Figuren sehen bei Beleuchtung im Freien grau aus; zweitens: man muß die Natur malen, wie man sie sieht. Daraus folgerte man, man müsse die Figuren im Freien grau malen. Der Schluß an sich ist richtig, nur ist die zweite Voraussetzung falsch. Denn die Behauptung, daß man die Natur malen müsse, wie sie uns erscheint, ist kein Dogma, beweist vielmehr den Mangel jeglichen Verständnisses für das eigentliche Wesen des malerischen Stils.

Man verwickelte sich noch tiefer in allerhand Fehlschlüsse. Das berechtigte Streben, von der simplen Imitation, von der schablonenhaften Wiederholung der Alten los zu kommen und aus den Gefühlen und Gedanken der eigenen Zeit heraus zu schaffen, führte sofort ins Extrem; es war so einfach, immer nur prinzipiell das Gegentheil Dessen, was die Alten thaten, zu thun, um dann gleich ein Original zu heißen. Die Rabiatesten scheuten sich nicht einmal, die Alten in ihrem Ruhmestempel selbst anzugreifen. Da sollten die Alten auf falschem Wege gewesen und ihre Werke werthlos sein, weil sie nicht „Natur" malten, d. h. nicht so wie die Neuerer. Man glaubte ernstlich, weiter gekommen zu sein als alle früheren Zeiten, weil man sich äußerlich der Wirklichkeit in gewissen Formen ihrer Erscheinung mehr genähert hatte. Und doch waren die Resultate, die man zu Tage förderte, recht oft nur Das, was die Alten mit sicherem Taktgefühl als für die Malerei unbrauchbar verschmäht hatten. Eins brachte das Andere mit sich: auf Irrthum mußte Irrthum und Stillosigkeit auf Stillosigkeit folgen.

Hatten die Alten für jeden künstlerischen Einfall sogleich feinfühlig die richtige Form gewählt, so kannte man jetzt nur noch das gerahmte Ausstellungbild. Die Mode der Ausstellungen kam der allgemeinen Stilverwirrung noch zu Statten. Die Ausstellung war allmählich der einzige Ort geworden, an dem der Künstler seinen Lorber suchte, und so wurde Das,

was zum Schmuck des Hauses zu schaffen war, dem Handwerker überlassen. Das ganze weite Feld der angewandten Kunst blieb unbebaut und bedeckte sich mit Unkraut. Und je mehr man die Fühlung mit dem Hause verlor, um so mehr entfremdete man sich den Bedingungen, die für die Kunst aus der Kultur des Hauses hervorgehen. So wurde vergessen, ja es ging jedes Gefühl dafür verloren, daß das Wandbild, das monumentale Bild eine andere Aesthetik habe als das für den intimen Raum gedachte und gerahmte Tafelbild und eine andere als das Werk der Griffelkunst. Man hatte alle Unterscheidungen im Wesen der Technik verlernt. Man kannte überhaupt nur noch die Oelfarbe und suchte in Fresko und Tempera die Wirkungen der Oelfarbe zu erreichen. Nicht minder groß war die Verwirrung der graphischen Künste. Man dachte nicht daran, daß ein Holzschnitt doch immer anders aussieht als eine Autotypie, eine Radirung anders als eine Lithographie, und meinte, Alles müsse von jetzt an aussehen wie „Natur". Man sank auf den Standpunkt herab, den Rahmen als das Fenster zu betrachten, durch das man in die Natur sieht.

Man sah um sich herum die Greisenhaftigkeit der sogenannten Genremalerei, die im Erfinden von Anekdötchen und, wenn es hoch kam, in der mimischen Beobachtung stark war, aber nicht im Malen. Und flugs machte man sich die Moral zurecht: die Anekdote ist schuld, daß die Kunst Hanswurstpossen treibt. Man vergaß nur, daß, wenn Jemand läppisch ist, er es auch ohne Anekdote bleibt.

Allmählich endeten die Lehrjahre, — und die Sturm- und Drangperiode liegt hinter uns. Ganz allmählich kehrte die Erkenntniß ein, wie sehr man sich freiwillig im Ausdruck beschränkt hatte, wie wenig der dogmatische „Naturalismus" bot und wie man sich die besten Vortheile der malerischen Mittel entgehen ließ. Künstler von fein entwickeltem Gefühl, die nur von der Strömung mit fortgerissen und nie ihrer Verehrung für die Alten untreu geworden waren, fragen sich, warum denn Diese so Vieles anders gemacht haben, da von Nichtkönnen oder Nichtsehen bei ihnen schwerlich die Rede ist. Man gesteht zu, daß man über das Ziel hinausgeschossen ist. Die Intelligenzen beobachten diesen Wechsel der Anschauungen und kommen auf logischem Wege zu entsprechend veränderten Schlußfolgerungen. Und nun erscheint die Richtung, die man einschlagen muß, etwa so: man sieht ein, daß es thöricht war, den Schatz von Kunsterkenntniß, den wir bei den Alten angesammelt finden, unbenutzt preiszugeben. Ist Einer ein echter Künstler und lebt er am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, dann ist es ihm gar nicht anders möglich, als eben als moderner Künstler zu schaffen, und er braucht, um Das zu thun, nicht asketisch auf all die Mittel, die wir als Ergebniß Jahrhunderte alter Kunstübung kennen, zu verzichten. Nur wenn er nichts Eigenes zu sagen hat, wird er

dabei den Alten zum Opfer fallen. Man begann, zu zweifeln, ob denn die durch das diffuse Licht der Pleinair-Apostel geschaffene Beleuchtung so durchaus besser sei als die farbigere des Innenraumes oder eine noch willkürlichere Verwendung der Farbe überhaupt. Man fängt an, auf die farbige Erscheinung der Fläche mit ihrem wohlthuenden Klang für das Auge den Hauptaccent zu legen und nicht mehr darauf, zu beweisen, daß die Natur in dem und dem Moment genau so ausgesehen habe. Auf empirischem Wege gelangte man zu der Einsicht, daß die Kunst vielmehr die Aufgabe hat, die seelischen Empfindungen des Künstlers von der Natur zu suggeriren, und daß der Künstler Das nur durch eine Uebersetzung in sein Material kann. Diese Uebersetzung kann jedoch so völlig frei sein, daß sie durchaus nicht mehr die selben optischen Eindrücke hervorruft wie die Natur. Im Gegentheil: je stärker und bewußter man abweichend betont, desto stärker die Suggestion.

Um sich Das klar zu machen, verfolge man einen Nebengedanken: wie stark durch ein paar Striche ein Charakter gezeichnet werden kann, etwa wie wir es bei Wilhelm Busch sehen. Die Striche auf dem Papier rufen andere optische Eindrücke hervor als der Kopf in der Natur; und doch liest man aus den paar Strichen klarer und eindringlicher als aus der Natur. Aber nicht allein das Charakteristische eines Gesichtes, sondern auch Das einer jeden anderen Erscheinung, ja, sogar Lichtstimmungen, können durch Uebersetzungen dargestellt werden. Der Schwerpunkt liegt also nicht in dem sachlichen Nachbilden der Natur, sondern in ihrem Begreifen, in der Konzeption des Wesentlichen, des Gewollten, des Motivs. Man hat die Bereicherung der Mittel durch das Freilichtstudium angenommen, hat neue Nuancen und Möglichkeiten gefunden und ist auf einem Umwege zur Farbe selbst zurückgekehrt. Und keine Farbe kann ein Vorrecht oder die Alleinherrschaft beanspruchen. Braun ist nicht schlechter als Violett, — und Hell oder Dunkel sind nur Unterschiede, keine Vorzüge. Ein schwerer brauner Ton ist dem Auge nicht angenehm, aber ein schwerer und klebriger grüner oder rother ist es eben so wenig; dagegen kann ein klarer, leuchtender, brauner Ton zweckentsprechend und wohlthuend sein. Mit Staunen macht man die Beobachtung, daß das vielbesprochene Braun bei den Alten meist nur in den Köpfen spukt; daß man bei ihnen im Gegentheil die klarsten, leuchtendsten und durchsichtigsten Töne findet, wie wir sie kaum je erreichen. Allerdings bevorzugten die Alten das dunkle Bild; doch müssen wir ihnen darin fast Recht geben, nachdem wir gesehen haben, wie wenig die hellen Bilder zu unseren hellen Innenräumen passen und um wie viel geschlossener die Bildwirkung meistens durch tiefe Töne wird. So ist heute das Problem des Pleinair in der eigentlichen Kunst ganz aus der Interessensphäre gerückt und hat höchstens für das Studium noch besondere Bedeutung.

Doch der wichtigste Punkt der gewonnenen Erkenntniß ist der, daß man sich über die verschiedenen Funktionen der Kunst wieder klar wird, daß man die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Kunstform wieder studirt und mit ihnen rechnet. Die Naturstudie verliert ihre prätendirte Stellung als abgeschlossenes Kunstwerk; man fängt an, zu begreifen, daß die dekorative Kunst, die monumentale Malerei mit ihr nichts zu thun haben, wie überhaupt jede Kunstform anderen Gesetzen unterworfen ist. Es ist wohl richtig, daß unsere Zeit, unsere Gefühle, unsere Weltanschauung andere geworden sind und daher auch der Geist, der in unseren Bildern lebt, ein anderer sein muß als bei Dürer oder Tizian. Aber noch genau wie in der Zeit der Renaissance leben wir in Häusern, die in Zimmer eingetheilt sind, und wir hängen in diesen Zimmern Bilder auf, die wir mit Rahmen umschließen. Das ist Alles unverändert, unverändert ist der Begriff der Bildwirkung, — und den natürlichen Gesetzen dieser Bildwirkung müssen wir uns unterwerfen. Deshalb beginnt auch unser heutiges Kunstschaffen, wieder die natürlichen Gebiete mit ihren besonderen Eigenthümlichkeiten anzuerkennen. Das Tafelbild geht auf seine angemessene Größe zurück. Die riesigen naturalistischen Ausstellungbilder, die ihren Daseinszweck allein der Ausstellung verdankten und überall sonst ein verlorenes Dasein führten, verschwinden. Man hat begriffen, daß für das Staffeleibild das kleinere Format das natürliche ist und daß das monumentale Bild einen anderen Stil erfordert, als ihn der Naturalismus so einfach diktiren zu können glaubte. Wenn man aber die Form des Tafelbildes wählt, bringt man es nicht mehr fertig, es sich losgelöst von allen seinen Beziehungen zu denken, sondern empfindet es in seinem Verhältniß zum Raum, zur Wand. Man paßt sich den Bedingungen für Innenräume und deren Wänden an und verlangt nicht mehr vom Bewohner des Hauses, sich mehr oder minder interessante Experimente ohne Bildstil an die Wände zu hängen. Denn das dekorative Moment beim Staffeleibild ist nicht so unwesentlich, wie man lange Zeit angenommen hat, und sogar auf minderwerthigen alten Bildern ist den dekorativen Forderungen mustergiltig Rechnung getragen.

Im monumentalen Bilde, im Wandbilde, sieht man nicht mehr den lebensgroßen Bilderbogen, sondern faßt es in seiner architektonischen Beziehung. Wie der Architekt den Schmuck eines Raumes durch Gliederung gestaltet, so auch wieder der Maler. Er gliedert die Fläche im Einklang zum Raum und sucht im Wandbild eine lineare und farbige Harmonie mit der Umgebung herzustellen. Es ist natürlich, daß bei einer sehr strengen Architektur auch die Komposition eine strengere architektonische Behandlung erfordert und daß man mit dem vielgerühmten Naturalismus in die Brüche geräth. Die Wand muß durchaus Wandfläche bleiben und als solche geschmückt wirken, nicht wie ein Fenster aussehen, das die Fläche unterbricht.

Da man davon zurückgekommen ist, jeden künstlerischen Einfall gleich als Oelbild zu gestalten, und doch der großen Fülle von Einfällen, die der Künstler hat, Gestalt geben möchte, macht man sich wieder das weite Gebiet der graphischen Künste nutzbar. Jede Kleinigkeit, jede Stimmung, jede Impression findet hier ihren berechtigten Platz, da man nicht gezwungen ist, das Blatt der Wand als Schmuck einzufügen. Auch die Mappe, das Buch, die Zeitschrift werden zum Ort der Bestimmung für jene zahllosen kleinen Einfälle. Uebrigens schließen auch diese Plätze das dekorative Moment nicht ganz aus. Sogar den spekulativen Inhalt, ja selbst die Anekdote hat man zu fürchten aufgehört, seit man erkannt hat, daß sie nur Den erdrücken, der eben nichts Anderes zu geben hat.

Hatte man lange die Ueberfüllung des Malerberufes beklagt, so bietet nun das weite, dem Künstler wieder geöffnete Gebiet der angewandten Kunst die Möglichkeit des Abflusses. Nicht nur die verlockenden wirthschaftlichen Aussichten haben so viele Talente hinübergezogen, sondern vor Allem that es die richtige Erkenntniß ihres wahren Berufes. Denn es war höchst verkehrt, unter zehn künstlerischen Talenten neun für die Bildmalerei geeignete zu suchen. Es ist wahrscheinlicher, daß blos eins darunter ist und daß sich die anderen für die verschiedensten Gebiete eignen, in denen künstlerische Gestaltungskraft nothwendig ist. Und da nun der Bann des Vorurtheiles gegen das Kunstgewerbe gebrochen ist, die „anwendenden Künstler“ sogar im Zenith des Interesses stehen, seitdem die glänzendsten Talente und Namen in der sozialen Geltung dem Kunstgewerbe das selbe Niveau wie der Malerei erobert haben, scheut sich auch Keiner mehr, dem Kunstgewerbe anzugehören. Und so wird der Malerei Raum geschafft.

Ich wollte hier keinen zünftigen Konservativismus predigen. Nur warnen wollte ich, nichts Unentbehrliches voreilig über Bord zu werfen. Die Thür der neuen Zeit ist weit aufgerissen, aber noch haben wir kaum ihre Schwelle überschritten. Reden wir von moderner Kultur der Gegenwart, so können wir damit nur etwas Werdendes, noch nicht Gefestigtes, nach Gestalt Ringendes meinen. „Umwerthung aller Werthe“! Auch die ästhetischen Werthe werden noch in so unerhörter Weise umgewerthet werden, daß dereinst Formen als ästhetisches Moment erscheinen mögen, für die wir heute noch nicht einmal eine Beziehung zur Welt des Schönen zu schaffen wissen. Vieles, was sich heute wohl der menschliche Intellekt erzwungen hat, was uns aber vorläufig noch ohne Assoziation- und Gefühlswerthe erscheint, wird künftig die künstlerische Gestaltungskraft in Anspruch nehmen und zu unerhört neuen Formen, die dann als schön gelten werden, umprägen.

Paul Schultze-Naumburg.

Das Lorgnon.

Emanuel Aubry, der sechsundzwanzig Jahre und acht Monat zählte, war ein naiver Mensch. Doch er schämte sich dieses Fehlers nicht, der ob seiner Seltenheit nachgerade zu einer Tugend geworden ist. Er hielt alle Frauen für ehrbar, hatte aus Pietät einen großen Preis für das Haus seines seligen Vaters ausgeschlagen, war der Ansicht, daß ein Wort eben so binde wie ein notarieller Akt, und sammelte die Photographien seiner Freunde in einem von Vergißmeinnicht umrahmten Album. Er ging nicht mehr auf die Jagd, seit sein Hund das Reißen hatte, und ließ sich in seiner Heimath Nogent-le Rotrou Anzüge machen, weil der dortige Schneider sechs Kinder hatte. In Folge Dessen war er zwar innerlich sehr zufrieden, aber auch sehr schlecht gekleidet. Wenn die Spaßvögel unter seinen Bekannten Scherze über ihn machten, freute er sich darüber, denn er wußte, daß Lachen ein heilsamer Zeitvertreib ist.

Der junge Aubry war nicht etwa dumm und seine Lehrer hatten sogar sehr viel von ihm gehalten. Seinem Arbeitbedürfniß genügten aber die regnerischen Tage vollauf, und wenn er an den andern Tagen viel spaziren ging, so that er Das, um das hygienische Gleichgewicht, den Bruder des guten Gewissens, aufrecht zu erhalten. Er war übrigens kein Romanheld. Sein Haar war struppig, er hatte lange Arme wie Rob Roy, der sich bekanntlich nicht bückte, wenn er seine Strümpfe band. Dazu war er sehr kurzsichtig, liebte das Waldhorn, war schüchtern und sprach nur, wenn er wirklich Etwas zu sagen hatte. Er war wohlhabend, brachte den Sommer in seinem kleinen Landhause zu und lebte den übrigen Theil des Jahres mit seiner Mutter in einer dunklen Wohnung der Rue de Condé, hatte nie Abenteuer und führte nach Alledem die geregelte Existenz eines anständigen Nichtsthuers. Er lebte ganz der guten Dame zu Gefallen, deren einziger Sproß er war, begleitete sie morgens nach Saint-Sulpice und führte sie dann mit rührendem Eifer im Garten des Luxembourg spaziren. Nach dieser Morgenpromenade frühstückten Mutter und Sohn pünktlich und tranken dazu aus bunten Gläsern, die sie in Glücksbuden gewonnen hatten. Dann las Emanuel mit lauter Stimme die Zeitung bis auf die Annoncen vor; nur von den Leitartikeln nahm er in kindlicher Liebe Abstand.

„So, jetzt geh in die frische Luft“, sagte dann die würdige Matrone und ließ sich am Fenster nieder, um an ihrer Stickerei zu arbeiten, — der Stickerei, von der alle Familienmütter träumen, die man irgend einmal begonnen hat und die zu beenden man so Etwas wie eine unbestimmte Hoffnung hegt. Der junge Mann setzte tiefbewegt das Körbchen mit den Knäueln auf einen Stuhl, bewunderte einen Augenblick die rothen Ibisse und die smaragdgrünen Kakteen und erinnerte sich daran, daß diese beglückende häusliche Arbeit von den Zeiten der Penelope bis auf die römische Matrone, die Wolle spann, ausschließlich das Privileg tugendhafter Weiblichkeit war.

Dann glättete er seinen Hut behutsam mit dem Aermel, lächelte und bewaffnete sich mit seinem Stocke, einem prächtigen Rohr mit einem Bulldoggkopf aus Neusilber.

Er ging gewöhnlich die Rue de l'Ancienne Comédie hinunter, bog in die Rue Dauphine ein, überschritt den Pont-Neuf, wobei er dem Monument

Heinrichs des Vierten einen dankbaren Blick zuwarf, und bummelte dann bis zur sechsten Abendstunde das rechte Ufer der Seine entlang. Er ging ohne Zweck und Ziel, wie ein richtiger Provinzler, vor sich hin und amusirte sich im Stillen. Er fand Alles schön; die Droschkenkutscher hielt er für höflich, er plauderte gern mit den Ammen im Omnibus und machte sich ein Vergnügen daraus, dem Schaffner die sechs Sous seiner Nachbarn hinüber zu reichen; er blieb gern am Eingang des Hippodroms stehen und lächelte den Anglern zu, denn er glaubte wie sie an die Fische ... Niemand trat mit größerer Gefälligkeit Jemandem im Theater seinen Platz ab; er hatte ein liebevolles Interesse für die Murmelspieler in den Tuilerien, und als er eines Tages am Eingang der Passage Choiseul das Opfer eines Taschendiebes wurde, erklärte er dem Polizisten, sein Portemonnaie wäre ihm ganz von selbst aus der Tasche gerutscht.

Seine Netzhaut, die stets in Verschönerungen arbeitete, bot seinem Geiste die herrlichsten Frauenbilder dar. Er bewunderte das „schöne Geschlecht" bis zum Lyrismus, allerdings in rein ätherischer Aufwallung, denn sein Benehmen war immer tadellos; im Innersten aber brannte er hell für die ideale Schönheit, wie eine frische Kerze in einer festlich geschmückten Kapelle. Er fand sie Alle schön!... O, die Pariserin, dieser hübscheste Artikel von Paris! Die Kunst hilft der Natur bei ihr so vortrefflich nach. Sie verschleiert hundert Fehler mit einer einzigen Vollkommenheit. Die Eine zeigt ihren kleinen Fuß, die Andere ihre schlanke Taille; jene Dritte bezaubert durch ein feines Lächeln und giebt ihren Wangen mit ein Wenig Roth die jugendlichste Frische .. Bei der Betrachtung dieser Huldinnen wurde Emanuel von einem keuschen Zittern bewegt. Sein Auge sprach zu seinem Geist: Das sind Engel. Ja wohl, Engel! Er irrte ohne galante Absichten in Paris umher, — nur um zu sehen; liebte fünf Minuten lang, seufzte und lächelte; er erzählte sich selbst die Geschichte der Frau, die an ihm vorüberging, die Schleife eines Sonnenschirmes genügte ihm für einen rührenden Roman und er träumte davon, sich ohne irdische Belohnung für eine Unbekannte aufzuopfern. Er hatte gesehen, Das genügte ihm.

Auch als er der Familie Chaplard vorgestellt wurde, war er noch nicht geheilt. Fräulein Hortense machte ihm den Eindruck einer vollendeten Schönheit. Er stellte sie auf einen Gipfel und sah sich für unwürdig an, mit ihr zu reden. Sie war äußerlich imposant wie eine Tragoedin, aber steif und anspruchsvoll und darum schüchterte sie ihn ein. Er glaubte, den Ozean vom Fuß einer Klippe aus zu sehen, und betete sie in stummer Ergriffenheit an. Das war aber durchaus nicht der Zweck, weshalb er in die Familie gebracht worden war; er sollte sie heirathen: Das hatten die Mütter abgemacht.

Die schöne Hortense, im Familienkreise „Moumoutte" genannt, wurde gehörig zurechtgestutzt. Aubry sei leicht zu leiten; man könne ihn förmlich an der Nase führen; sein Vermögen sei gar nicht übel u. s. w. Das Fräulein ließ es sich gesagt sein und spielte die Liebenswürdige.

Die Damen wohnten in der Rue de Savoie; man hielt gute Nachbarschaft

„Was meinst Du dazu?" fragte die brave Wittwe aus der Rue de Condé ihren Sohn. „Die Kleine hat sehr solide Grundsätze; die Leute gefallen mir; Dein armer Vater war der intimste Freund des Onkels Chaplard. Oh, oh, mein Reißen zeigt eine Wetterveränderung an! Gott, dieses Ziehen! Glaube mir,

vernachlässige die Damen nicht! Du mußt doch den Pachthof von Rondin kennen, links, wenn man Nogent verläßt? Der soll Hortenses Mitgift sein. Sie hat ein hübsches Gesicht, das Mädel, — und wie zuvorkommend sie ist!"

Emanuel, der von den Frauen gewöhnlich nur im Superlativ sprach, antwortete auf die Fragen seiner Mutter mit überschäumendem Enthusiasmus. „Welche Schönheit!" rief er. „Wie edel und sanft ist ihre Physiognomie! So viel Feinheit mit so viel Unschuld gepaart! Die Seele eines Hirtenmädchens in dem Körper einer Königin!" Er wurde des Lobes nicht müde.

„Nun, stellen Sie den Antrag bald? Man muß doch zu Ende kommen," sagte Madame Chaplard, als sie mit ihrer Landsmännin allein war.

„Ja und nein, liebe Freundin. Mein Emanuel liebt Ihre Tochter im Prinzip und die Sache wird sich machen; doch er hat seit seiner Kindheit geschworen, nur nach Neigung zu heirathen, und wenn ich mich zu direkt einmische, wäre er im Stande, zurückzutreten. Warten wir also, bis er sich ausspricht!"

Die Beziehungen wurden intimer. Der junge Mann besorgte Noten, brachte Bücher, begleitete die Chaplards nach dem Bon Marché, spielte mit Hortense Sonntag abends Dame und fing an, von seinen Armen Garn abwickeln zu lassen. Obwohl bisher nichts offiziell erklärt worden war, wurde die Heirath doch als beschlossene Sache angesehen. Die beiden Mütter blinzelten bei jeder Anspielung mit den Augen; man sprach mit dem Fräulein von ihrer Aussteuer und von den Veränderungen, die vor dem Sommer eintreten könnten u. s. w.

Aubry war sich über diese kleine Verschwörung, deren Fäden so sichtbar wie Schiffstaue waren, längst klar geworden; doch er fand die Situation angenehm und ließ Alles gehen. Hortense, die Verführerische, Vollkommene, bewilligte ihm, ohne daß er es verlangte, alle kleinen Vortheile vertraulichen Verkehrs. Sie erzählte ihm ihre Pensionatgeschichten, berichtete ihm mit einer von Zärtlichkeit bebenden Stimme die Heldenthaten ihrer Katze, gab ihm zuweilen einen neckischen Schlag auf die Hand und reichte ihm bei Gelegenheit mit ihren rosigen Fingerspitzen ein Pralinée oder eine kandirte Marone. Und die Mutter Chaplard! Welche überaus treffliche Frau! Entgegenkommend, dienstbeflissen, das Herz auf der Zunge! Langweilig war sie nur, wenn sie auf das Thema der Krankheiten und auf die Alternative zwischen einem Tode in der Blüthe der Jahre und dem Lebenselixir zu sprechen kam, das den Herrn Abbé Comparet von achtzehnjährigem Leiden befreit hatte ..... Doch enthüllte diese kleine Schrulle der guten Dame nicht gerade ihre menschenfreundliche Natur?

Der brave Junge war fest entschlossen, seine Mutter mit einem Heirathsantrage zu betrauen, denn das Glück bot ihm sicherlich in der Rue de Savoie eine reizende Gattin und die beste aller Schwiegermütter. Er sagte sich, während er die Passage de Commerce hinaufging: „Ich werde morgen früh mit Mama darüber sprechen!" Doch der nächste Tag verging, ohne daß er den Mund aufgethan hätte. Warum? War er nicht in Fräulein Hortense verliebt?

— —

Jeden Nachmittag ließ sich an einem bestimmten Platze in dem Tuilerien-Garten eine junge Frau nieder. Sie war klein und zart und kam, ein Kind an der Hand, um drei Uhr mit nachdenklicher Miene daher. An der gewohnten Stelle angelangt, die ihr Niemand streitig machte, übergab sie dem Kinde einen Ball, einen

Eimer und einen kleinen Spaten aus weißem Holz, streichelte es und machte es sich selbst auf zwei Stühlen bequem, wo sie der großen Allee den Rücken zukehrte. Ein Band Chateaubriand lag aufgeschlagen vor ihr, eine Stickerei ruhte auf ihren Knien, sie behielt die Handschuhe an und blieb in Nachdenken versunken. Sie war eine Blondine mit schwarzen Augen, der Typus der energischen Sentimentalen; ihre Taille, ihre Bewegung, ihre Haltung verriethen Jugendlichkeit; die Züge waren wohl etwas welk, doch der matte Blick erklärte zur Genüge, daß Das die Folge von Leiden und Schmerzen war. Die einfache Eleganz der Toilette deutete auf eine bescheidene Stellung hin; doch nur eine Frau von Welt konnte diesen Geschmack und diese Vornehmheit besitzen. Während das Kind Sandhaufen baute, las die hübsche Frau, erhob die Augen und betrachtete die Bäume. Die Menge der Spaziergänger, die ferne Musik, das laute Lachen zerstreuter Gruppen: nichts entriß sie ihrem Sinnen. Manchmal, wenn man sich ihr näherte, richteten sich ihre Augen mit zärtlichem Ausdruck auf den kleinen Knaben und sie rief ihn wie eine Mutter, die sich nach Küssen sehnt, zu sich. Der Junge, der drei bis vier Jahre zählte, ähnelte ihr nicht, doch war er sehr niedlich. Seine Haare waren sorgfältig frisirt, seine Spitzenhöschen blendend weiß. Man hätte sie für eine Mutter halten können, die sich selbst vergißt, um alle Koketterie auf ihren Sohn zu übertragen. Punkt fünf Uhr hüllte sie ihn in ein leichtes Mäntelchen, das sie auf die Lehne des zweiten Stuhles zu legen pflegte, schloß ihr Buch und wandte sich, ohne sich zu beeilen, dem alten Garten zu. Sie ging an der großen Löwin vorbei, schritt, gleichgiltig gegen Alles, was sie umgab, an den Gebüschen vorbei und lenkte mit harmonischem Gange ihre Schritte nach der Seine.

Zuweilen entdeckten sie Flaneure, die auf der Suche nach leichten Abenteuern waren, unter ihrem einsamen Baum und machten Versuche der Annäherung, aber die Gespräche blieben Monologe; die junge Mutter warf dem Kinde einen engelhaften Blick zu und nahm ihre Lecture wieder auf.

Eines Tages entdeckte sie auch Emanuel Aubry, ganz zufällig, denn er dachte gerade an Fräulein Hortense.

„Welche prächtige Brünette!“ sagte er sich. „Und wie gut ihr diese ernste Miene steht!“ Sein erster Gedanke war Entzücken; dann brach sich ein unklarer, aber begeisterter Gedanke Bahn und er sagte sich: „Das ist ein Engel!“ Gerade in diesem Augenblick warf ihm die Unbekannte einen melancholischen Blick zu, in dem er ein ganzes Gedicht las, — und er war völlig besiegt. Außer sich vor Wonne, hätte er beinahe das Kind umgerannt, nahm den Hut ab, entschuldigte sich ungeschickt und ergriff die Flucht, während er in seiner Verlegenheit einige Worte stammelte.

Er schlief schlecht und am nächsten Tage ging er wieder in die Tuilerien, um den Baum zu betrachten, in dessen Schatten das reizende Phantom geseufzt hatte. Das Wetter war schön; die Unbekannte war da. Sie streckte diskret ihre kleinen Füße aus und blätterte langsam die Seiten des „Atala“ um. Verwirrt grüßte er sie, aber diesmal, ohne den Jungen anzurennen, und er fühlte in sich etwas Ungeheures sich regen: er liebte zwei Frauen!

Seine ehrliche Natur empörte sich; er versuchte, sich mit philosophischen Formeln Vernunft zu predigen; doch er bekam davon nur Migräne. Keins der beiden Bilder erblaßte. Kühne Hypothesen umgaukelten ihn: „Wenn Fräulein

Hortense dieser unvergleichlichen Blondine gliche, so würde ich sie heirathen; Mama wäre zufrieden, — und ich auch! Ja, aber dann würde die Dame aus den Tuilerien Hortense ähnlich sehen, . . . und die möchte ich auch heirathen . . ." Er verwickelte sich, das Entsetzen packte ihn und er hielt sich bereits für einen geistigen Bigamisten. Endlich beschloß er, reiflich zu überlegen und dann zu wählen.

Er verglich also. Das heißt: er brachte seine Tage damit zu, von dem öffentlichen Garten in die Rue de Savoie zu laufen. Seine Bewunderung war zur Verzückung geworden. Er ging von einem Baum zum anderen und beobachtete die junge Mutter. Tausend unruhige Gedanken quälten ihn. Wenn er nur den Namen dieses ossianischen Geschöpfes erfahren könnte! War sie Wittwe? Ja, sie mußte Wittwe sein. Man hatte sie gequält, und wie eine Mimose hatte sie sich in sich selbst zurückgezogen. Welch ideales Wesen! Oh! ihre Goldstimme hören und sterben! „Sicherlich" — so fügte er mit einiger Bitterkeit hinzu — „spricht sie nicht so rauh wie Hortense."

So standen die Dinge, als plötzlich ein Herbstwind wehte und das leichte Gewebe der Stickerei auf dem Stuhle hin- und hertanzen ließ. Die Unbekannte, die gerade las, bückte sich schnell, um den winzigen Gegenstand im Falle aufzuhalten, und nun entglitt das Buch ihren Händen. Immer mit den reinsten Absichten, aber glücklich, sich nützlich machen zu können, stürzte Emanuel hinzu, hob die „Natchez" auf, die er vorsichtig mit seinem Taschentuch abwischte, und reichte den Band der Unbekannten mit einer Geste, die sagen wollte:

„Danken Sie mir nicht; es ist wirklich nicht der Mühe werth."

Ihre Augen begegneten einander . . . Eine tiefe Erregung bemächtigte sich seiner; er fühlte sich verwandelt und wurde plötzlich kühn und beredt.

„Madame", sagte er, die „Natchez" an seine Brust drückend, „dieses Buch enthält seltsame Beschreibungen. Ach, warum kann ich Ihnen nicht beschreiben, was in mir vorgeht! Sie würden es sicherlich noch seltsamer finden."

Sie erwiederte ihm nichts und er fuhr fort; und da die hübsche Frau ihn nicht unterbrach, so begann Aubry, ihr seine erstaunliche Situation zu schildern. In seiner Verwirrung hatte er einen abseits stehenden Stuhl ergriffen und ihn herangeholt, dann setzte er sich am Fuße des Baumes nieder . . .

Fünfzehn Minuten vor Fünf erhob sich die Dame, ohne den Mund zu öffnen oder ihn anzusehen, belud sich mit dem Spielzeug des Kleinen und wandte sich der Allee zu.

„Mein Gott," dachte Emanuel ängstlich; „sollte sie taub sein, die Unglückliche?" Er folgte ihr, Schweiß gebadet. Sie ging links um das Bassin herum, er rechts, — und Beide verließen, zehn Schritt von einander entfernt, den Garten. Gott, welche Haltung! Eine Tanzelfe! Vor der Uhr der Rue Nouvelle angelangt, blieb die junge Mutter stehen und erwartete ihn.

„Mein Herr", sagte sie zu ihm, „ich weiß aus Ihren Mittheilungen, daß Sie ein ehrenwerther Mann sind. Folgen Sie mir, bitte, nicht! Achten Sie mich, mein Herr. Ich bin eine anständige Frau . . . und stehe allein da!"

Mit dem Blick eines Seraphs nahm sie den Himmel zum Zeugen. Und das Kind von Nogent hielt, von dieser einfachen Größe verwirrt, mit großer Mühe eine Thräne zurück. Umsonst versuchte er, zu sprechen, schwang leidenschaftlich seinen Hut und machte der Dame ein Zeichen, ihren Weg unbesorgt fortzusetzen. Sie ging über den Quai.

„Ich kann sie", dachte Emanuel, „aus der Ferne betrachten, ohne mein Wort zu brechen. Sie ist so reizend! Es erscheint mir unmöglich, daß sie auf dem Pont-Royal wohnt; Das ist also nicht indiskret. O meine Augen, begleitet mich wenigstens bis zum linken Ufer!"

Er lehnte sich über das Geländer und vertiefte sich in die Wonnen der Betrachtung. Die Unbekannte ging über die Brücke, ließ die Rue de Brie links liegen und bog in die Rue de Beaune ein.

Der brave Bursche erlaubte sich nicht, ihr weiter nachzuforschen. Sie war nicht taub; ihre Stimme war eine himmlische Musik . . . sie achtete ihn . . . er liebte sie! Der Rest war Nebensache.

Zwei Wochen später war die Intimität vollkommen. Frau von Agenor — sie hatte ihm ihren Namen anvertraut —, Wittwe eines Fregattenkapitäns, der sie sehr unglücklich gemacht hatte, war sehr jung mit einem kleinen Kinde und geringen Mitteln einsam in diesem großen Paris zurückgeblieben. Sie lebte nur für ihren Jules, verbrachte ihre Abende in strenger Zurückgezogenheit und tröstete sich mit der Gesellschaft unserer geliebten Dichter. Das Alles wurde nach und nach, stückweise, mit süßer Stimme erzählt. Aubrys sanft geliebkoste Seele berauschte sich an den Düften dieser romantischen Geständnisse.

„Ach, ich hatte es errathen! Sie haben viele Thränen vergossen!" Damit unterbrach er sie in seiner Begeisterung. Er brachte dem Kinde Bonbons.

„Ich habe Dich sehr lieb", sagte der Knabe zu ihm, während er ihn umarmte, „Du bist mein kleiner Papa. Und dann werden Dich meine Mamas auch lieb haben, wenn Du mir Geschenke machst!"

„Deine Mamas?"

„Geh spielen, mein Kind", sagte die Dame lebhaft. „Du ermüdest den Herrn . . . Der Kleine wollte gewiß von meiner Schwester sprechen, die in Brie wohnt und ihn sehr verhätschelt." Frau von Agenor gestattete Emanuel einen Händedruck, untersagte ihm aber, sie zu besuchen.

„Wir werden uns hier sehen", sagte sie, „doch nirgends sonst. Die Welt ist zu boshaft. Uebrigens sollen Sie wissen" — sie erröthete und verbarg ihr zierliches Gesicht in zwei schwedischen Handschuhen No. $6^1/_4$ — „. . . . nein, ich werde mich nicht wieder verheirathen; ich habe zu viel gelitten."

Er tröstete sie, sprach ihr Muth zu und bot sich ihr in jeder Weise an, ohne Etwas zu sagen. Er heirathete sie in den Tuilerien in Gedanken; eben so hielt er in der Rue de Savoie um Hortensens Hand an. Und wie ein schwebender Körper, den zwei gleiche Gewichte belasten, fragte er sich, nach welcher Seite er sich neigen solle. Er schwor Frau von Agenor, der er zuerst Alles bekannt hatte, daß der Bruch mit den Chaplards beschlossene Sache sei. Bei Chaplards sprach er, um sein regelmäßiges Verschwinden am Nachmittag zu erklären, von botanischen Studien im Jardin des Plantes. Die Wittwe sprach von einigen Büchern, die sie kaufen wollte; Aubry hatte den ingeniösen Einfall, ihr die Bücher zu bringen, die Fräulein Hortense gerade ausgelesen hatte. Darauf unterhielt er sich abwechselnd mit Beiden darüber, um ihren Geschmack mit einander zu vergleichen. Der Ausgang war überraschend: Beide hatten den selben Geschmack und schwärmten für Liebesgeschichten, die mit einer Heirath schließen. Auch er wäre durchaus für einen solchen Ausgang gewesen, wenn seine

Situation nur nicht so verzwickt gewesen wäre! Und dazu hörte er von seiner Mutter fortwährend: „Aber so entschließe Dich doch, mein liebes Kind!"

— —

„Lieber Freund", sagte Frau von Agenor eines Tages zu ihm, „warum tragen Sie Ihr Pincenez in dieser Weise?"

Aubry legte gewöhnlich die Schnur seines Lorgnons über sein rechtes Ohr — wie es die Bureauvorsteher thun —, um sich ohne Einbuße für seinen Ernst einen Anstrich von Eleganz zu geben.

„Wenn es Ihnen mißfällt, so werde ichs nicht mehr thun."

„Das nicht, aber es erinnert mich an meinen Mann", setzte sie leise hinzu.

Der Verliebte nahm sein Messer und schnitt die Schnur ab. Noch an dem selben Abend verlor er das Pincenez.

„Wegen meines Aeußeren wird man mich nie lieben", dachte er. „Ich stelle übrigens höhere Ansprüche. Das Herz ist die Hauptsache. Ich werde mir eine Brille kaufen, dann brauche ich keine Schnur."

Am nächsten Tage regnete es. Aus dem Spazirgang in die Tuilerien wurde nichts. Dafür erschien Emanuel, nachdem er seiner Mutter die Lokalnotizen vorgelesen hatte, in der Rue de Savoie. Als Hortense ihn sah, hatte sie einen Anfall von Lachkrämpfen. „Oh, Das ist ja nicht möglich! Mama, hahaha ... sieh doch nur; er trägt eine Brille!" Mama Chaplard lachte geräuschvoll mit.

„Ich habe nämlich mein Pincenez zerbrochen."

„Unglücklicher, dann kaufen Sie sich ein neues. Haben Sie sich geschworen, mir nicht mehr zu gefallen?"

„Darüber würde ich mich nie trösten", rief der Verliebte.

„Emanuel", sagte die Mutter, „Sie sehen ganz gut aus; bitte, nehmen Sie es ihr nicht übel, daß sie Ihnen ins Gesicht gelacht hat ..."

„Ich habe nur über die Brille gelacht; Das ist doch keine Beleidigung."

„Tragen Sie Ihrem Alter Rechnung, lieber Freund; mit dem Ding da sehen Sie ja aus wie ein leibhaftiger Akademiker."

Sie lachten noch, als er längst fort war.

„Ich werde mir eine Lorgnette kaufen", dachte er. „Die kann man in der Hand halten und ich werde es beiden Damen hoffentlich recht machen."

Etwas hinter dem Louvre blieb Aubry vor einem Laden stehen, der mit alten Büchern, Porzellan, Waffen aller Zeiten, wackeligen Möbeln und Nippessachen vollgestopft war. Der Händler stand in der Thür.

„Was wünscht der Herr? Altes Porzellan von Rouen? Echt und sehr preiswerth, ein wahrer Fund!"

„Haben Sie Schildpattlorgnons?"

„Na, gewiß! In Hülle und Fülle. Historisches Genre und Phantasie, ganz nach Wahl! Das Lorgnon Talleyrands habe ich auch."

„Was Sie sagen."

„Ja, ja, von ihm selbst! Der Mann sah doch immer sehr klar!"

Verdutzt trat Emanuel in den Laden ein.

Der Trödler kletterte auf einen Sessel Louis Quatorze, über dem zwei Hirschgeweihe und eine Guitarre hingen, öffnete einen Renaissanceschrank und nahm ein Fach heraus, das er auf den Ladentisch neben einen Pokal stellte.

„Wählen Sie", sagte er protegirend.

Emanuel wühlte in dem Fach und probirte Mehreres; keins der Lorgnons paßte für seine Augen. „Haben Sie sonst nichts? Ich finde keins, das für mich paßt!"

„Ich habe bessere, aber die sind theurer! Ich sagte Ihnen Das ja gleich."

„Schön, lassen Sie sie sehen!"

Der Trödler wickelte äußerst sorgfältig zwei bis drei Seidenpapiere aus und schwang das Lorgnon Talleyrands. Es war ein Ding ohne den geringsten Werth. Aubry wühlte von Neuem in der Schublade und bemerkte plötzlich ein Lorgnon in Form eines Y mit ovalen Gläsern, in Silber gefaßt, so wie sie Decamps auf seinen Affenbildern zu malen pflegte. Er hatte da ganz bestimmt eine echte Antiquität, einen seltenen Gegenstand in der Hand.

Er hätte nicht von bäurischer Abstammung sein müssen, um Ueberraschung zu zeigen und sich dadurch beim Verkäufer zu verrathen.

„Das ist wohl für die Pantomime, wie?"

Achselzuckend hielt er das Ding vor die Augen und sah von der Schwelle aus gerade vor sich hin.

Seine Kurzsichtigkeit machte sofort einer unbegreiflichen Sehschärfe Platz. Er entzifferte die Titel der vor ihm auf den Bücherbrettern stehenden Bände, unterschied auf der anderen Seite der Seine die Gesichtszüge der Vorübergehenden und zählte die Kanarienvögel, die in den Käfigen vor den Fenstern hingen. Nichts entging ihm; eine neue Welt bewegte sich vor seinen Augen. Ueberrascht kehrte er in den Laden zurück, wandte sich zu dem Trödler um und — o Wunder! — dieser Händler, der einen Teller abwischte, stand wie in einem Lichtkreis vor Aubrys Augen. Nicht eine Falte des Kragens, nicht eine Runzel des Gesichtes blieb ihm verborgen: er hätte die Haare des Mannes einzeln zählen können. Dann wurde das materielle Bild durchsichtig und hinter seiner knöchernen Schale erschien das Gehirn. Emanuel sah durch die Stirne bis auf den Grund. Der Trödler dachte:

„Dieser Herr sieht wie ein Einfaltpinsel aus. Er wird das Lorgnon Talleyrands liegen lassen und das Ding kaufen, das er in der Hand hat. Es ist höchstens zehn Sous werth, ich werde es ihm aber für zwölf Francs verkaufen und ich denke, ihm außerdem mein angebliches Rouen-Porzellan anzuschmieren, das ich im letzten Monat in Malicorne fabriziren ließ. So oft mir ein solcher Dummkopf in die Hände gefallen ist, habe ich ein gutes Geschäft gemacht." Emanuel las Das in dem Gehirn des Händlers eben so leicht, wie wenn er ein Schild buchstabirt hätte. Er war über seine Macht erschreckt

„Haben Sie dieses Lorgnon probirt?" fragte er.

„Nein; aber es ist ein Luxusgegenstand. Ich lasse es Ihnen für . ."

„Für zwölf Francs; ich weiß. Gut, hier sind sie."

Er entfernte sich schnellen Schrittes. Woher mochte dieser wunderbare Gegenstand stammen? Die Laune wandelte ihn an, einen neuen Versuch zu machen. Am Ende der Rue de l'Odéon zog er das Instrument aus der Tasche und beobachtete einen schwarz gekleideten Herrn, der inmitten einer Gruppe von einem Begräbniß zurückkam. Er trug eine traurige Miene zur Schau, weil er erbte, bezwang aber seine Freude mit großer Mühe und auf der Schwelle seines Gehirns tanzte nur ein Gedanke: „Der alte Onkel hatte ein zähes Leben . . hat Der mich warten lassen! Na, schließlich haben wirs ja."

Emanuel konnte nicht mehr zweifeln. Er schloß sich in sein Zimmer ein und betrachtete bis Mitternacht das geheimnißvolle Lorgnon. Man hätte glauben können, ein zusammengesetztes Mikroskop vor sich zu haben. Doch der glückliche Besitzer war nicht im Stande, das Problem des Instrumentes zu lösen.

Ganz und gar mit seinem Schatze beschäftigt, wischte er sorgfältig den Holzgriff ab, den die Zufälligkeiten seiner unbekannten Laufbahn mit einer Schmutzkruste überzogen hatten. Nach und nach zeigte sich die natürliche Farbe und am Fuße des Griffes wurden in einem leichten Einschnitt Schriftzüge sichtbar. Emanuel nahm eine Lupe und las:

„Sehen heißt Wissen. T."

Er überlegte. Der Trödler hatte sich wahrscheinlich vergriffen. Ja, Das mußte das Lorgnon Talleyrands sein. Konnte der große Menschenkenner nicht zu jenen Gelehrten, die in Egypten gewesen waren, in nahen Beziehungen gestanden haben? Was lag näher, als daß diese Leute ihm ein für den Diplomaten so werthvolles Instrument des Scharfblickes herstellten? Was war daran schließlich so erstaunlich, daß sich der Gegenstand bis in einen verräucherten Trödelladen verirrt hatte? Weiß man denn heutzutage auch nur noch, was aus Königskronen wird? Das Großsiegel des Kaisers von China, das irgend ein Trunkenbold bei der Plünderung des Sommerpalastes fortgeschleppt hatte, war trotz den verheißenen Belohnungen nicht wieder gefunden worden und diente jetzt vielleicht in der Hütte eines Landmannes zum Maisstampfen! Wie viel leichter konnte ein Lorgnon von unmoderner Form in Vergessenheit gerathen! Hundert Personen mochten es probirt haben; es war nur für Den brauchbar, dessen unvollkommene Sehkraft gerade zu den Gläsern paßte. Dadurch, daß Aubry in der selben Weise kurzsichtig war wie der Fürst, erklärte sich Alles; er sah daher in Folge einer natürlichen Folgerichtigkeit Alles, was der Fürst gesehen hatte. Nun hatte Talleyrand, trotz seinen schlechten Augen, einen durchdringenden Scharfblick. Der Bewohner der Rue de Condé trat also die Erbschaft des Fürsten Talleyrand an und das Auge der Wissenschaft zeigte ihm Häßlichkeiten, wo seine Augen als Schöpfung Gottes bis dahin nur Schönheiten geschaut hatten. Er fing an, sich zu fürchten, schloß das Lorgnon in seinen Schreibtisch ein, hing den Schlüssel des Möbels um den Hals, legte einen Revolver auf seinen Nachttisch und schlief ein. Aber er schlief sehr schlecht.

— —

Am nächsten Tage frühstückte Emanuel zwanglos in der Rue de Savoie. Madame Chaplard hatte sich Mühe gegeben: Krabben, eine Cotelette und kalter Aufschnitt mit Salat; aber mit welcher liebenswürdigen Anmuth wurde dieses bescheidene Menu geboten! Dann wollte man — Das war die Hauptsache — einen reizenden Ausflug machen.

„Wir werden mit dem Dampfer bis zur Brücke von Suresnes fahren. Sehen Sie, Saint-Cloud und Sèvres, Das ist so schön wie eine Landschaft auf einem Bilde. Wenn nur nicht die nackten Menschen wären, die im Flusse baden! Dort hat mir mein armer Anatole einst seine Liebe gestanden. Dann gehen wir zu Fuß bis Longchamps, dem Wasserfall und durch das Bois bis zum Arc de Triomphe zurück. Höchstens drei Stunden, wenn man flott marschirt. Ein reizender Ausflug! Meine Hortense ist sehr gut zu Fuß. Uebrigens werde ich kleine Kuchen mitnehmen. Die knabbert man unterwegs."

Die brave Frau, der Emanuels ewiges Zögern bedenklich wurde, hatte diesen Ausflug mit dem „Fräulein Tochter" geplant. Sie wollte den jungen Leuten im Gehen einen kleinen Vorsprung lassen und diesmal sollte das Opfer um jeden Preis Farbe bekennen.

„Sehen Sie nur!" rief Hortense, in die Hände klatschend. „Die ganze Nacht hat es geregnet; ich hatte eine Furcht! Oh! . . . Doch jetzt ist ein ganz prächtiges Wetter."

„Ja, ja, mein Herzchen," näselte die Mutter mit verzückter Miene, „Ehen werden im Himmel geschlossen!"

Aubry, der beim Anblick der Sonne daran dachte, daß Frau von Agenor heute nach den Tuilerien kommen würde, erwiderte kein Wort. Mit Verachtung jeglicher Konvention zog ihn Fräulein Chaplard am Arm in das Eßzimmer und sagte zärtlich: „Sie haben Ihre häßliche Brille abgelegt; ich danke Ihnen."

„Oh, ich sehe trotzdem klar," versetzte der junge Mann, wobei er den Arm des jungen Mädchens mehr als nöthig drückte; „erstens fühle ich Sie; und dann habe ich mir auch ein ausgezeichnetes Lorgnon gekauft!"

Dieses Frühstück zu Dreien, diese süße Vertraulichkeit, die immer bedeutungsvolleren Blicke der üppigen Brünette bezauberten den verliebten Aubry ganz und gar. Beim Kaffee dachte er schon nicht mehr daran, sich zu vertheidigen. Mutter und Tochter wechselten lange und verständnißinnige Blicke.

„Oh, welche reizende Intimität!" murmelte er in jener Begeisterung, die der Glaube erweckt und die drei Gläser Beaume in Rührung verwandelt hatten. „Sie liebt mich, — wahrhaftig: hier weilt das Glück."

Er fühlte sich seiner Sache gewiß, widerstand aber doch dem Verlangen nicht, die beiden Frauen auch innerlich zu prüfen. Er holte das Lorgnon aus seiner Westentasche hervor und richtete es unauffällig auf die treffliche Frau Chaplard. In der zweiten Halbkugel ihres Gehirnes hielt sie mit Mühe die Gedanken zurück, die einen Ausgang suchten. Die tollen Kobolde klammerten sich an den Vertikalnerv, der zur Zunge führt, und suchten wie kleine Teufelchen, die ihre unterirdischen Zufluchtorte auf einem Strick erreichen, zu entwischen. Aber der Wille der alten Dame beherrschte sie; und sie schäumten und rasten vor Wuth.

„Haha!" zischelten die Kobolde, „Du willst nichts sagen, Du alte Zunge! Du boshafte Geheimnißkrämerin! Thut nichts; 's ist doch drollig! Wir haben ihn endlich, diesen Gimpel aus Nogent-le-Rotrou, der achttausend Francs Rente hat und nicht weiß, daß unser Gut mit Hypotheken belastet ist. Hihihi, er wird seinen Antrag stellen; Das sieht man! Du wirst Deine Börse schon für Schwiegermamachen aufmachen müssen, mein lieber Junge. Ein gutes Geschäft, ein gutes Geschäft!" Ein anderer kleiner Gnom steckte den Kopf aus dem Gehirn, lehnte sich auf das Sims dieses eigenthümlichen Fensters und sagte mit einem ironischen Seufzen: „Fifi Aubry sieht recht schlecht aus; ich fürchte, er wird nicht alt. Wir werden den Heirathkontrakt danach aufsetzen. Meine Hortense mit fünfundzwanzig Jahren Wittwe mit einem hübschen Vermögen: Das wäre das Ideal!"

Furchtbar erschreckt, richtete Emanuel sein Lorgnon auf die liebenswürdige Braut, die ihm in diesem Augenblick Chartreuse eingoß. Ihre naive Zärtlichkeit sollte ihn für die widerwärtige Schwiegermutter entschädigen. Die

schöne Stirn öffnete sich und das Innere des Gehirns erschien wie ein Buch, das von der Hand eines Gelehrten aufgeschlagen wird.

„Beunruhige Dich nicht, Mama", dachte Hortense. „Ich finde ihn sehr gewöhnlich und sehr langweilig: Das ist mir gerade recht, denn so werde ich ihn leiten können. Der Mann ist mir überhaupt Nebensache; die Hauptsache ist, unabhängig zu werden. Ich habe meinen fertigen Lebensplan; sei nur ruhig. Der Herr Gemahl wird mich nicht stören!""

Aubry hatte vollständig genug und steckte das Lorgnon wieder ein. Er wurde blaß, ließ sich ein Glas Zuckerwasser geben und hatte nur den einen Gedanken, — sich aus dem Staube zu machen. Ihm thaten alle Glieder weh, etwa wie einem Manne, der einen schweren Fall gethan hat. Kurz darauf brach man gemeinschaftlich auf. Auf dem Pont=Neuf nahm er Deckung hinter einem Fiaker, flüchtete sich von da hinter einen zweiten, erreichte endlich die Rue Dauphine und entfloh, so schnell er konnte. Ein Polizist sah ihn; doch da Niemand: „Haltet den Dieb!" rief, so hatte der Vorfall keine weiteren Folgen. Von allen Furien des Entsetzens vorwärtsgepeitscht, lief er die Rue Saint=André=des=Arts hinunter, glitt am Wasser entlang und eilte über den Boulevard du Palais; auf dem Pont=au=Change rannte er gegen einen Maurer, der seinen Paletot tüchtig bestäubte; dann folgte er der Richtung des Boulevards. Er wollte sie auf eine falsche Fährte lenken, sie totmüde machen, diese verdammten Weiber, denn noch immer glaubte er sich von ihnen verfolgt. Er hatte keine Worte mehr für seine Enttäuschung und seinen Grimm. Er beklagte den Kurzsichtigen, der Hortense heirathen würde. Ueber die Bastille und Bercy kehrte er nach Hause zurück, um die Familie Chaplard nie wieder zu sehen.

Am Eingang des Boulevard Saint=Germain fühlte er, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte, und ein Schauder ergriff ihn.

„Wohin? Du siehst ja aus, als wäre Dir ein Unglück widerfahren!"

Es war sein bester Freund, ein Kapitalist, der nach den Markthallen ging, um ein kleines Geschäft abzuschließen.

Emanuel, der noch immer in düsterer Stimmung war, versuchte, sich loszumachen. „Ich habs eilig. Guten Abend!"

„Aber nicht doch! ich verlasse Dich nicht. Du siehst ja ganz merkwürdig aus. Meine Freundschaft für Dich ist Dir doch bekannt. Vertraue mir Deine Sorgen. Wir sind Brüder, und wenn Du meiner bedarfst ..." So sprach er noch fünf Minuten lang und der Andere, der unwillkürlich gerührt wurde, hoffte schon, an diesem Tage des allgemeinen Zusammenbruchs einen wahren Freund zu finden. Er öffnete sein Lorgnon und betrachtete ihn. Entsetzlich! Dem Kapitalisten fehlte jegliches Kapital und er machte ihm nur den Hof, um von ihm gelegentlich einige Tausendfrancsscheine zu ergattern. Der Plan erschien klar und deutlich wie das auf ein Scheunenthor genagelte Raubzeug an der Außenwand seines Gehirns.

Bei dieser neuen Entdeckung wurde Aubry von einem kalten Schauer ergriffen ... Zum ersten Male in seinem Leben ertönte aus seinem Munde der Spott, der das Totenglöckchen der Illusionen ist.

„Du fragst mich, warum ich traurig bin?" sagte er langsam. „Nun, weil ich ruinirt bin. Ja, ruinirt! Kannst Du mir fünfzig Louisd'ors leihen?" Der Freund lief weg. Da stieß Emanuel ein mephistophelisches Lachen

aus und verwünschte das ganze Menschengeschlecht. Was er Düsteres sann, wird kein Sterblicher je erfahren. Plötzlich, als er auf der Place Maubert angelangt war, heiterten sich seine Züge auf.

„Undankbarer, der ich bin!" rief er. „Und Frau von Agenor? Wie! ich hadere mit dem Schicksal wegen zweier Närrinnen und eines Heuchlers, die sich über mich lustig machten, während die anbetungwürdigste aller Frauen mich liebt und erwartet! Ach, an ihrer Aufrichtigkeit kann ich nicht zweifeln! Sie hat oft genug Herz zu Herz mit mir gesprochen! . . . Uebrigens weiß ich nur zu gut, wie hoch sie als Mutter steht, um nicht die Freundin in ihr zu schätzen! Ich bin frei und werde sie heirathen."

Er sah auf seine Uhr: drei Uhr fünfzig Minuten. Dann sprang er in einen Wagen. „Nach den Tuilerien! Einen Franc fünfzig Centimes Trinkgeld!"

Die junge Frau stickte an einem Kinderkragen. Ihr Gesicht lehnte im Schatten; sie hatte Etwas von einer Märchenerscheinung. Er hatte Lust, sie in die Arme zu nehmen: gewiß würde sie nicht schwerer sein als ein Blumenstrauß.

„Wie spät Sie kommen, lieber Freund! ich war schon ganz unruhig."

Verliebt erwiderte er: „Sie sollen mir diesen Vorwurf nicht wieder machen, weder morgen noch sonst; denn . . ."

Frau von Agenor wurde roth und seufzte. „Wenn man allein ist, sehen Sie, so ist die Anhänglichkeit . . . die Freundschaft . . . Da regt man sich schnell auf!"

Sie fühlte, daß ihr Anbeter sich in der entscheidenden Krisis befand und wagte sich ein Wenig vor. Aubry antwortete nicht gleich, denn er sah zu seinem Aerger Neugierige zwischen den Kastanienbäumen.

„Sprechen wir nicht von Freundschaft," säuselte er endlich; „ein anderes Wort ist hier am Platze; das Wort, das auf Erden das Eden begreiflich macht; die Vereinsamung zu Zweien."

Das hübsche Geschöpf rief mit flötender Stimme ihren Jules, der sich zu weit entfernte; dann sondirte sie mit zarter Hand Emanuels Absichten.

„Das ist der Traum aller gefühlvollen Seelen; doch mein Leben ist aus und die Pflicht. . . . ."

„Die Pflicht? Was sagen Sie? Wäre ich im Stande, es Ihnen gegenüber an Respekt fehlen zu lassen? Nein . . . ich habe nur einen einzigen Ehrgeiz: zu Füßen legen will ich Ihnen . . ."

Schon wieder näherten sich lästige Fußgänger. Frau von Agenor reizte mehr und mehr die indiskrete Neugier. Das Kommen und Gehen, das ein so köstliches Stelldichein störte, ärgerte Aubry. Er kam auf die Idee, die Herren zu lorgnettiren, um ihnen anzudeuten, er sei hier zu Hause. Er hatte die Gläser aber zu niedrig gerichtet und sah Frau von Agenor durch das Lorgnon. Sie schien ihm auf einmal nicht mehr so schön; eine Andeutung von Falten am Hals und einige leichte Runzeln im Gesicht trotzten allen kosmetischen Nachhilfen; das Lorgnon deckte sie mühelos auf. Die graziös nach den Brauen in Ringeln heruntergezogenen Haare waren nicht echt; doch der Vorhang war zu dicht, so daß es Emanuel nicht gelang, in den Sitz der Gedanken einzudringen. Warum lieferte diese Stirn die Geheimnisse des Gehirns nicht aus? Sie schien doch durchsichtiger zu sein als die Stirn Hortenses. Lag es am Lorgnon? Trübte die Liebe Emanuels Scharfblick? Eine leichte Wolke schwamm zwischen

ihm und der jungen Frau; das Bild gelangte nur schwach und verwischt zu ihm. Von krankhafter Neugier erfüllt, hauchte er auf die Gläser, rieb sie ab und lorgnettirte eigensinnig die Wittwe des Seemanns.

Nach und nach bemerkte er, wie das Phänomen, das auf der Außenfläche des Gehirnes unsichtbar war, sich auf den Lippen deutlich zeigte. Die junge Mutter dachte Mehreres zu gleicher Zeit, so daß die Strahlen einander neutralisirten; aber diese verschiedenen Gedanken stiegen gleichzeitig als Worte zu ihrem Munde herab. Ihr Wille hielt die einen dort zurück, während die anderen ungehindert in Sätzen hinausströmten. Die Worte, die sie nicht aussprach, blieben aber wie Bläschen am Rand der Lippen haften, gruppirten sich und gaben ihren eigenthümlichen Inhalt wieder. Aubry verstand zwei Reden zu gleicher Zeit: die eine durch das Ohr, die andere durch das Auge. Er hörte und las gleichzeitig und folgte geduldig der Entwickelung dieses seltsamen Dualismus.

Die liebenswürdige Blonde erzählte reizende Dinge. Sie beschrieb verschämt die Reize erlaubter Zuneigung, die süßen Träumereien des unter den Zweigen versteckten Nestes und skizzirte eine Liebe, die die Ewigkeit der Zukunft sucht, ohne sich bei den traurigen Eifersüchteleien der Vergangenheit aufzuhalten ... Und während ihre reizenden Händchen die Zweige eines Rosenhags auseinanderbogen oder, wie ein frommer Levit, die Lilien aus dem Korbe vor dem Oberpriester ausstreuten, las Emanuel begierig von ihren Lippen den anderen Gedanken, die unausgesprochene Rede, das Geheimniß ihres Innern.

„Cécile Merulard," sprach das poetische Wesen zu sich selbst; „Das ist das Gute, wenn man sich aufzuspielen weiß. Du hast eine neue Haut anziehen und Jemand ernsthaft kapern wollen: Das ist gelungen. Der hier ist dazu wie geschaffen; man könnte ihm die unglaublichsten Geschichten erzählen! Gleichviel: ich muß mich zusammennehmen, so lange noch nichts abgemacht ist; er könnte im letzten Augenblick stutzig werden. Du wirst eine böse Viertelstunde haben, meine Liebe. Wie wird sich der Gimpel anstellen, wenn er erfährt, daß Du gerade so Frau von Agenor bist wie er der Großtürke? Und Dein Mann, der Fregattenkapitän? Wo willst du seinen Totenschein, ja auch nur seinen Taufschein hernehmen? Und Jules? Er paßte doch so gut in das Genrebild. Darfst Du ihm gestehen, daß er, der Sohn Deiner Milchfrau, nur des besseren Effektes wegen ausgeborgt war? Das ist eine bittere Pille! Daher sehe ich Dich auch in Verlegenheit. Ich begreife Das. Allerdings kann man sich mit einer großen Szene à la Kameliendame aus der Affaire ziehen; doch halte Deine Trümpfe bereit. Na, kurz, Du hast ihn geangelt und er will Dich haben. Das ist viel. Bereite ihn vor. Los mit dem Gefühl und dem Gemüth! Ich sehe Dich in großer Verlegenheit, meine arme Cécile."

Aubry wäre fast ohnmächtig geworden. Er murmelte: „Ich muß mich irren ...", wischte noch einmal die Gläser des Lorgnons ab und sah Frau von Agenor noch einmal an. Ja, da war keine Täuschung möglich. Die schrecklichen Worte, die abscheulichen Enthüllungen drängten sich in groben Klumpen um den Mund und die sentimentalen Phrasen glitten dazwischen kaum wie Bächlein zwischen Felsenmassen hindurch.

Der junge Mann zweifelte nicht mehr. Dennoch wollte er das Entsetzliche noch einmal sehen .... Vergeblich reinigte er sein Lorgnon zum dritten

Male. Die Gläser waren durchsichtig. Was ihn am Sehen hinderte, waren zwei dicke Thränen, in jedem Auge eine. Wankend erhob er sich, stützte sich auf den Stuhl und stammelte: „Adieu, Cécile Merulard; ich wünsche Ihnen viel Glück. Die Zeit gehört den Parodien, Cécile, Sie werden Erfolg haben."

Von Schmach und Schande erdrückt, erreichte der arme Teufel mit großer Mühe die Rue de Condé.

„Nichts ist wahr," sagte er; „die Welt ist gräßlich. Ach, wie ekelhaft ist das Leben, wenn man ihm auf den Grund sieht! Ich bedurfte so sehr der Liebe und des Glaubens! Alles entflieht mir. Was soll aus mir nun werden, da ich weiß, daß kein Wesen gut ist?" Er warf sich auf einen kleinen Divan in seinem Zimmer und überließ sich seiner Verzweiflung.

„Willst Du nicht essen, mein Herz?" fragte seine Mutter, die Thür behutsam öffnend.

Mein Herz! . . . Aubry schwieg und verließ mit ihr das Zimmer. Ein abscheuliches Mißtrauen bemächtigte sich seiner. Vielleicht war auch Das wie alles Andere eine Komoedie, ein Betrug . . . Lieber sterben! Ein Sprung in die Seine würde Allem ein Ende machen.

„Du weinst, mein armer Junge? Was hast Du denn, großer Gott?"

Die alte Dame trat zitternd auf ihn zu und legte ihren Arm um seinen Hals. Mit einer häßlichen Bewegung schüttelte er sie ab: „Laß mich!"

Und um seinen Entschluß unabänderlich zu machen, wagte er verzweifelt, die letzten Schleier zu zerreißen; er richtete das Lorgnon auf seine Mutter. Die Stirn dieser Frau war glatt und durchsichtig; er konnte in das Innere hineinblicken wie in ein Glashaus. Ein einziger Gedanke nahm thätig, aber friedlich den ganzen Raum des Gehirns ein. Seine Ausstrahlungen sprachen von dem geliebten Sohn, von dem für Emanuel erträumten Glück, von der unendlichen Zärtlichkeit einer Mutter. Sie liebte ihren Sohn mehr als sich selbst, mehr als Alles . . . nur ihn. Dieser Gedanke hatte in seiner frommen Unbeweglichkeit einen feierlichen und rührenden Charakter; er erschien mit weißen Flügeln wie ein Engel in den Legenden.

„O Mutter, vergieb mir", rief der junge Mann und zerfloß in Thränen. „Ich habe an Dir gezweifelt, weil die Anderen mich getäuscht hatten! Du aber liebst mich! . . Und auch ich liebe Dich! Ich lebe wieder, ich bin getröstet!"

Er öffnete eine Schublade und hielt dazu tausend Reden, die die alte Frau nicht verstand.

„Sehen heißt Wissen, Du Lorgnon Talleyrands?" rief er. „Verflucht sei diese Weisheit! Wissen heißt Leiden! Lieber will ich der Narr meiner Träume sein. Ich ziehe die Kurzsichtigkeit, die mich glücklich machte, dem Scharfblick vor, der die Seele ausdörrt. Liebe mich, Mutter! Glauben und Lieben: Das ist Weisheit. Ich will wieder kurzsichtig werden!"

Dann nahm er aus der offenen Schublade einen kleinen Hammer und zerschlug damit das geheimnißvolle Lorgnon.

Paris. Quesnay de Beaurepaire.
(Jules de Glouvet.)

Vom Wesen der Juden.

In der „Zukunft" hat neulich Herr Philipp Frei — frei nach Lombroso — versucht, die besonders charakteristischen Eigenschaften der Juden oder, wie er es nennt, die „Pathologie der jüdischen Volksseele" auf die soziale Lage der europäischen Juden im Mittelalter zurückzuführen. Der Gedanke liegt ja sehr nahe, dürfte sich aber mit den Ergebnissen der modernen Anthropologie nicht vereinigen lassen. Mindestens müssen wir, um den Ursprung der Charaktereigenschaften des jüdischen Volkes festzustellen, weit hinter das Mittelalter zurückgehen, das höchstens bereits gegebene Grundelemente beeinflußt haben kann. „Des jüdischen Volkes", sage ich mit Absicht. Frei wirft dagegen die Frage auf: „Sind die Juden als die Korreligiosen einer seit zwei Jahrtausenden in alle Welttheile zerstreuten, nach Lombroso mit Ariern zu fünfundneunzig Prozent vermischten Rasse, ohne politische und seit mehreren Jahrhunderten auch ohne literarische Gemeinsamkeit, ein Volk? Haben sie von den Ariern trennende Eigenschaften, die nicht durch Zwangsverhältnisse erklärbar sind?" Ueber den zweifelhaften Sammelbegriff der „Arier", unter den man die heterogensten Elemente gezwängt hat, will ich mit ihm nicht rechten; aber er wirft Zweierlei zusammen, was nichts mit einander zu thun hat: Rasse und Volk. Ein Volk sind freilich die Juden nicht; sie haben weder eine politische noch eine literarische Gemeinschaft. Aber Das ändert nichts an ihrer Zusammengehörigkeit als Rasse. Wohl hat es eine Zeit gegeben, die „Rasse" und „Volk" als identisch behandelte, und besonders die Franzosen liebten diese Art von patriotischer Anthropologie; aber die heutige Wissenschaft erkennt nur noch somatische Rassenmerkmale an, nicht linguistische oder politische. Darum hat man die „indogermanische Rasse" preisgegeben, die Rasseneinheit der Juden ist aber bestehen geblieben. Was sind nun eigentlich die Juden, anthropologisch betrachtet? Man hielt sie früher für Semiten und Frei hält sie heute noch dafür, wie seine Bemerkung ergiebt, „die intellektuelle Nervosität der Juden sei kaum als semitische Rasseneigenthümlichkeit denkbar, dagegen spreche die geistige Trägheit und Apathie der reinsten lebenden Semiten, gewisser arabischer Stämme."

Es ist hauptsächlich von Luschan, der nachgewiesen hat, daß die Juden nicht zu den semitischen Völkern gehören. In alter, vormykenischer Zeit, um 2000 vor Christus, saß an der syrischen Küste und in den Libanonländern eine ganz homogene Bevölkerung, die von den Semiten der arabischen Halbinsel verschieden war. Zunächst somatisch: im Gegensatz zu den dolichokephalen Beduinen waren diese Stämme stark brachykephal, breit- und kurzschädlig. Die Nasen waren groß, während der Semit eine kleine, zarte Nase hat, und der allgemeine Körperbau war plumper als der semitische. Auch die Kultur war in sich abgeschlossen. Sie sprachen eine nicht semitische Sprache und hatten eine eigene Bilderschrift, deren völlige Entzifferung nur noch eine Frage der nächsten Zeit zu sein scheint. Ausgegrabene Denkmäler und Felsenreliefs beweisen, daß sie verstreut das nördliche Kleinasien, in kompakter Masse das südliche Kleinasien und die Gestade des Wansee bewohnten, die heute noch ein Hauptcentrum der Armenier sind. Das Letzte ist für unsere Frage besonders wichtig. In der Bibel treffen wir sie als Hethiter, Sergi nannt sie Etei, die Engländer sagen: Chatti, Hitti oder Hittites.

Egyptische Quellen aus der Zeit des zweiten Ramses lehren uns, daß sie ein großes Reich bildeten und den Egyptern gefährlich wurden. Ramses der Zweite besiegte sie — wie ja aus dem Heldengedicht des Pentaur allgemein bekannt ist —, es dürfte aber ein Pyrrhussieg gewesen sein, denn eine Tochter des Hetäerfürsten wurde Gemahlin des egyptischen Königs. Aus späterer Zeit haben wir vereinzelte Berichte über kleinere Zwistigkeiten. Reichlicher fließen die Quellen dann erst wieder nach der Aufrichtung des großen assyrischen Königreiches. Das Hetäerreich entfaltete sich zu höchster Blüthe, erreichte im neunten Jahrhundert vor Christus den Gipfel seiner Macht und zerfiel dann allmählich. Die einzelnen Theile erhielten sich zuerst noch selbständig, machten gelegentlich auch den Assyrern zu schaffen, fielen ihnen aber schließlich zum größten Theil zur Beute. Aus den späteren assyrischen und den neubabylonischen Quellen ergiebt sich, daß die Provinzen nach dem Zusammenbruch des assyrischen Weltreiches an Persien u. s. w. kamen. Die Berichte der Bibel entstammen einer so viel späteren Zeit, daß sie uns über diese historischen Vorgänge nicht aufklären können; daher war es nöthig, etwas weiter auszugreifen.

Südlich von den Hetäern, auf der arabischen Halbinsel, wohnten die Semiten, — wohl vor Jahrtausenden schon unter den selben Verhältnissen wie noch heute. Sie vermehrten sich stärker, als die Bodenerträgnisse ihres unfruchtbaren Landes gestatteten, so daß das Bedürfniß einer Auswanderung entstand.

Nach Süden, Osten und Westen lag das Meer. Im Südwesten, da, wo die Halbinsel an Afrika stößt, fand wohl zu Zeiten eine Auswanderung dorthin statt: die heutigen Massai sind die Nachkommen jener Semiten. Im Allgemeinen aber drängte die Bewegung nach Norden, und wie heute noch viele Beduinenstämme — ich erinnere an die Schammar und Anezee — weit hinausschwärmen, so drangen die Semiten damals in das Gebiet der Hetäer ein.

Ueber die Kämpfe, die darauf folgten, werden wir kaum je Genaueres erfahren; dafür ist ihr Resultat um so offenkundiger. Die Semiten vermischten sich mit den Hetäern und brachten ihnen semitische Sprache, Schrift und Religion. Die Erinnerung an diese Einwanderung lebt in der Gestalt Abrahams (Abu Racham = Vater der Völker) fort. Macht die Sage Abraham doch auch zum Erfinder der Schriftzeichen. Nichts war natürlicher, als daß der von Süden kommende Stoß sich unter den Hethitern fortpflanzte. Ein Theil von ihnen wandte sich nach Westen, dem merkwürdigen Gesetze folgend, das alle Völkerwanderungen seit der Urzeit beherrscht hat. Sie zogen weithin durch Südeuropa; und bis zu den Guanchen der Kanarischen Inseln können wir ihre Spuren verfolgen.

Und wieder Jahrtausende später, nachdem er dem großen Propheten von Nazareth die Ruhestätte für sein müdes Haupt verweigert hatte, zog Ahasver aus dem Lande seiner Väter. Die Juden zerstreuten sich in alle Welt. Wohl floß auch semitisches Blut in ihren Adern; aber wenn wir es hoch schätzen, können wir sagen: in den heutigen Juden sind zwanzig Prozent semitischen Blutes, — mehr sicher nicht. Fast nirgends vermischten sie sich mit den Völkern, bei denen sie Wohnsitz nahmen, und dadurch ist auch ihr Typus unverändert geblieben. Mir ist Freis Behauptung, daß die Juden keine von den Ariern trennenden Eigenschaften besäßen, die nicht durch Zwangsverhältnisse erklärlich wären, unverständlich: es sei denn, daß er von anderen als somatischen Eigenschaften spricht.

Um annähernd ein Bild der ursprüngliche Rasse, aus der unsere Juden hervorgegangen sind, zu gewinnen, muß man sich die Bevölkerung ihrer Urheimath ansehen. Ueberall im vorderen Orient, wo einem Zuzug von außen irgend welche Hindernisse entgegenstanden, sitzt heute noch eine homogene Bevölkerung von hetäischem Typus, so in den meisten Dörfern von Mesopotamien, des Libanon und des Antilibanon, im südlichen Kleinasien bei den Tachlari, Hamzarije, Kizilbaschen und anderen Stämmen. Vor Allem aber sind die Armenier von unseren Juden somatisch nicht zu unterscheiden.

Hier komme ich nun zur Pathologie der jüdischen Volksseele. Die armenische Volksseele kann sich nicht im mittelalterlichen Europa zu ihrer heutigen Form entwickelt haben; läßt sich also eine Parallele zwischen ihr und der jüdischen Volksseele ziehen, so kann auch die Pathologie der jüdischen Volksseele nicht auf das mittelalterliche Europa zurückgeführt werden.

Der Armenier — oder, wie der Türke sagt, der „Haïk" — spielt im Orient genau die Rolle des Juden im Occident. Er ist der geriebene Kaufmann, der sich am Besten auf den Handelsprofit versteht, und der berüchtigte Wucherer, dem nur in Kleinasien der Grieche das Terrain streitig macht. Nicht umsonst spricht Bodenstedt von „Haïks schlauen Söhnen". Alle krummen Wege im wirthschaftlichen Daseinskampf, die den Juden in Europa verhaßt gemacht haben, sind auch dem Armenier vertraut. Muß Das der Rasse also nicht schon lange, lange vor den mittelalterlichen Verfolgungen in Fleisch und Blut übergegangen sein? Dann wären diese Judenverfolgungen ja nichts als sekundäre Erscheinungen, in denen sich das empörte Volksgefühl hie und da Luft machte. Unterscheiden sie sich von der modernen Armenierhetze der Türken? Ich gebe zu, daß die soziale Lage der Juden im Mittelalter ihre charakteristischen Eigenschaften noch schärfer ausprägen konnte, aber ich bestreite mit aller Bestimmtheit, daß diese Lage sie erst hervorgebracht hat.

Schließlich ein Wort über die Psychologie des Zionismus. Die Juden sind, dem jüngeren Westeuropa gegenüber, ein uraltes Kulturvolk. Sie haben Zeitalter des Aufganges und Niederganges hinter sich. Einst, auf ihrer Höhe, waren sie Helden, Philosophen und Dichter, jetzt sind sie Vertreter der äußersten décadence. Sie sind fleißig und verstehen Geld zu häufen, aber das Geld dient ihnen nur dazu, sie zu weiterem Gelderwerbe zu spornen. Das ist Parvenuthum oder geistiger Marasmus: ich glaube, die zweite Annahme ist richtig.

Ahasver, der Alte, ist müde geworden. Erst hat er den Kampf um die fremde Scholle mit allen Mitteln bestanden, und wo er Fuß gefaßt hatte, machte er sich breit und scharrte Geld zusammen, um sich in der neuen Heimath behaglich einzurichten. Da ertönt plötzlich eine lange vergessene Stimme, erst in weiter Ferne, dann immer näher: die Stimme der Sehnsucht, des Heimwehs, — und in das Klirren des Goldes mischt sich ein neuer Ton, ein Rauschen wie von verlorenen Quellen.

Und er breitet seine Arme verlangend aus und spricht: „Laßt mich heim."

Etwas unendlich Rührendes ist dieses Erwachen des Gefühlslebens in der elften Stunde. Aber wünscht sich nicht Jeder, in seiner Heimath zu sterben?

München. Dr. Hans Wohlbold.

Selbstanzeigen.

Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Von Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Nancy. Autorisirte Uebersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Dresden und Leipzig, Karl Reißner.

Frau Förster-Nietzsche veröffentlichte hier kürzlich den Bruchtheil einer Vorrede zu ihrer deutschen Ausgabe des Buches „La Philosophie de Nietzsche", das Herrn Professor Henri Lichtenberger zum Verfasser hat. In dieser Vorrede stellt und beantwortet sie sich und Anderen die Frage: „Wie kommt es, daß ein Franzose der gesammten Gedankenwelt meines Bruders so nahe steht?" Sie findet da, daß „Nietzsche ein Deutscher mit französischer Kultur ist" und „ein deutsches Herz mit französischem Esprit vereinigt." „Auch Herr Lichtenberger", fährt sie fort, „muß Etwas von dieser deutsch-französischen Geistesmischung haben, daß er im Stande war, meines Bruders intimsten Gedankengängen in so bewundernswürdig zarter Weise nachzugehen. Vielleicht aber hat es noch einen anderen Grund, daß es einem Franzosen gelungen ist, das ganze Hochgebirge der Philosophie meines Bruders in scharfen Umrissen klar und deutlich vor uns hinzustellen. Wir Deutschen stehen der Beurtheilung zu nah; durch die Vorgebirge der Schriften seiner Kritiker oder sogenannten Verehrer und Ausdeuter wird uns zuweilen der Blick auf die Firnenhöhe seines Geistes genommen."

Diese beiden Faktoren — deutsch-französische Geistesmischung und der nöthige Abstand vom Studien-Objekt — machen auch die Vorzüge des auf gründlichem Quellenstudium und umfassender Stoffbeherrschung beruhenden Werkes über Richard Wagner aus, das Lichtenberger schon vor dem Nietzsche-Buch veröffentlichte und das jetzt in dem selben Verlag erscheint wie die „Philosophie Fr. Nietzsches". Da ich dieses Buch übersetzt habe, so wird man mir eine „buchstäbliche" Kenntniß seines Inhaltes nicht absprechen. Ich möchte aber trotzdem Alles, was ich darüber auf dem Herzen habe, mit den Worten des Autors selbst sagen: „Gerade weil die meisten Werke, die von Wagner handeln, eher Werke für und gegen Richard Wagner als über ihn sind, will ich mich im Gegentheil bestreben, mehr zu beschreiben als zu urtheilen, mehr Thatsachen zu bringen als subjektive Werthschätzungen vorzunehmen, mit einem Wort: ein historisches, kein polemisches Werk zu bieten." Diese Tendenz macht das Buch, das bei dem ungeheuren Stoff, der zu bearbeiten war, in der deutschen Ausgabe 570 Seiten füllt, zu einem im guten Sinn volksthümlichen. Nicht nur das Dichten und Denken des bayreuther Meisters, sondern sein ganzes Leben wird vor uns entrollt; vor Allem wird seine musikalische Entwickelung durch alle Stadien verfolgt. Wir erhalten eine Quintessenz seiner Theorie der Musik und überall, wo das rein Musikalische den Vorrang einnimmt, wo es zur Erklärung eines Charakters wie des Hans Sachs, einer Szene wie des Liebestodes der Isolde den Schlüssel des Verständnisses bietet, wird es nicht allein durch wissenschaftliche Daten, sondern

durch ein Stück nachempfundenen Musiklebens verdeutlicht. Seine Liebe zu Wagner und zur Wagnerkunst verführt den Verfasser nirgends dazu, parteiisch zu werden und zu raisonniren, statt darzustellen, bewahrt ihn aber vor jener kalten Pseudo-Objektivität, die nichts als eine verkappte Verneinung ist. Seine umfassende Studie über die Nibelungensage und das Nibelungenlied und seine Geschichte der deutschen Sprache, die in gewissem Sinn Vorstufen des Wagnerbuches sind, gaben ihm die Grundlagen zu einer auf das rein Thatsächliche gerichteten Darstellung und erklären die Virtuosität, mit der er die Sprache der Prosawerke Wagners beherrscht. Nicht verschweigen will ich, daß Professor Lichtenberger, der die Korrekturen der deutschen Ausgabe mitgelesen hat, zu der stilistischen Abrundung der Darstellung nicht wenig beigetragen hat, so daß ich sie als glänzend bezeichnen darf, ohne in den Verdacht des Selbstlobes zu gerathen. Das Buch verfolgt nicht die Absicht, die — jedes in seiner Art — unersetzlichen Werke von Dinger, Glasenapp, Chamberlain und Nietzsche zu ersetzen, sondern trägt ihnen, bei aller Selbständigkeit, in weitem Umfang Rechnung. Es wird darum dem intimen Wagnerkenner zwar keine neuen Thatsachen, wohl aber neue Gesichtspunkte bringen und ihm schon deshalb willkommen sein, weil es mit der Kraft einer Sammellinse das allzubreit zerfließende Detail konzentrirt, das Wesentliche heraushebt und ein geschlossenes Gesammtbild entwirft, das gerade der „Intime" nicht immer vor Augen hat. Aus dem selben Grunde wird es Allen willkommen sein, die eine erschöpfende und doch nicht allzu breite Biographie und Gesammt-Würdigung des Meisters suchen. In diesem Sinn sei das Buch auch den Wagner-Vereinen bestens empfohlen.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Medizin und Recht. Medizinisch-juristisches Handbuch bei Ehescheidung- und Vaterschaftklagen u. s. w. Jena, Hermann Costenoble. 1899.

Mein Buch ist kein fachwissenschaftliches, das sich etwa nur an den engen Kreis der Gerichtsärzte wendet. Aber eben so wenig ist es eine populäre Darstellung der gerichtlichen Medizin. Solche Schriften giebt es zur Genüge und ihre Zahl zu vermehren, — dazu lag kein Anlaß vor. Vielmehr hatte ich den Ehrgeiz, eine gemeinverständliche Darstellung derjenigen medizinisch-juristischen Fragen zu geben, die ausschließlich oder doch überwiegend das Interesse des Einzelnen angehen und deren gerichtliche Entscheidung der Privatmann selbst betreibt oder wenigstens durch seinen Antrag einleitet. Diesem Ziel entsprechend, hat mein Buch in seinen meisten Theilen einen anderen Inhalt als die bekannten Lehrbücher der gerichtlichen Medizin und vermag Neues zu bieten.

Die medizinische Seite des Ehescheidungrechtes z. B. wird in dem zweibändigen Werk von Casper-Liman auf wenigen Seiten abgehandelt und durch kaum ein Dutzend Fälle kasuistisch illustrirt, während sie mein Buch fast bis zur Hälfte ausfüllt. Der Abschnitt meines Werkes „Aus welchen medizinischen Gründen wird eine Ehe für nichtig erklärt oder geschieden?" dürfte die erste Monographie über dieses Thema sein, obgleich allein in Sachsen jährlich gegen

neunhundert Ehen geschieden werden, — von der enormen Zahl der zurückgewiesenen Anträge nicht zu reden. Die juristischen Beziehungen der Syphilis zum Eherecht sind geradezu überraschend mannichfach. Ferner habe ich für durchaus erforderlich gehalten, dem eisernen Bestande der gerichtsärztlichen Kontrovertirung die wichtige juristische Frage der syphilitischen Erkrankung für das Eherecht, die Bedeutung der Kastration, der antikonzeptionellen Mittel, der erblichen Belastung und der Verpflichtung zu ärztlichen Eingriffen hinzuzufügen, während ich mich bezüglich des ärztlichen Berufsgeheimnisses und Operationrechtes damit begnügen konnte, die vorhandenen Arbeiten nachzuprüfen und zu ergänzen.

Ganz besonders habe ich mir angelegen sein lassen, alle Ausführungen durch eine reiche Kasuistik zu veranschaulichen und dabei hauptsächlich höchstgerichtliche Entscheidungen zu Grunde gelegt, um eine zuverlässige Richtschnur für das praktische Leben zu gewinnen. Alles in Allem kann ich sagen, daß ich mich bemüht habe, dem Leser Kenntnisse und verständigen Rath in Angelegenheiten zu übermitteln, von denen sehr häufig das Wohl und Weh des Einzelnen abhängt.

Leipzig. Dr. Wilhelm Rudeck.

Planetenfeuer. Ein Zukunftroman. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Nur in flüchtigen Strichen, nicht als breit und vollständig ausgeführtes Kulturgemälde, wollte der vorliegende Roman ein Bild von Zuständen zeichnen, wie sie vielleicht im Jahre 1999, zumal in Deutschland, entstanden sein werden. Es war mir darum zu thun, die Vermuthung zu begründen, daß die Kulturmenschheit in hundert Jahren technisch und wirthschaftlich viel mächtiger fortgeschritten sein wird als moralisch; und auch die steigende Unnatur und Nervosität werfen nach meiner Auffassung scharfe Schlagschatten in das Zukunftbild. Unter diesen Gesichtspunkten versuchte ich, zu entwickeln, wie sich im Lauf eines Jahrhundertes Staatssozialismus und Narkose, Gedankenlesen und Luftsport, Verirrungen religiöser Schwärmerei und künstlerisches Experiment, internationales Gaunerthum und Weltfriedensfrage, Frauenemanzipation und thanatognostische Erkenntniß der letzten Räthsel ausgestalten können. Und wenn ich am Schluß eine unirdische grauenhafte Katastrophe über dieses ganze Treiben hereinbrechen lasse, so bestimmte mich nicht das Bedürfniß nach Sensation, sondern der Gedanke an die Winzigkeit unserer ganzen Hochkultur gegenüber den Mächten des Weltalls, auch an die Macht heroischen Pflichtgefühles und edelster Barmherzigkeit. Prophezeien ist erlaubt, wenigstens in dichterischer Form. Wer es thut, hofft wohl meistens, in seinen Mitmenschen Gedanken auszulösen, die in die Zukunft wirken. Das mag eitel und vermessen sein; aber nur solches Hoffen läßt eine Prophezeiung halbwegs als vernünftiges Thun, nicht nur als ein Spiel phantastischer Laune erscheinen.

München. Max Haushofer.

Des Yankees Erwachen.

Wie man sich durch das Blühen und Gedeihen unserer deutschen Industrie nicht abhalten lassen soll, immer und immer wieder auf die Kursübertreibungen unserer Aktienwerthe hinzuweisen, so sollte man wiederum bei der Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse niemals aus dem Auge verlieren, welcher ungeheure Aufschwung dort trotz allen peinlichen Zwischenfällen seit dem letzten Kriege stattgefunden hat. Je mehr das alternde Europa als Ganzes seine geschichtlich begründete Ueberlegenheit einbüßt, desto mehr wird es Sache der Einzelnen, seiner Kaufleute und Fabrikanten, sich selbst einen Antheil an der rapiden Entwickelung ihrer bisherigen Absatzgebiete zu sichern. Lehrreich war in dieser Beziehung der Verlauf der letzten Panik an der new-yorker Börse.

Groß war die Bestürzung in Wallstreet, als eines Mittags der Tod des vierundsechzigjährigen Mr. Flower bekannt wurde. Dieser Herr, Exgouverneur des Staates New-York, Kaufmann und Großspekulant, self-made man, angeblich von Haus aus Schullehrer, war sein ganzes Leben hindurch erfolgreich gewesen und galt der Börse als unbestrittene Autorität. Seit dem Beginn der Expansionpolitik war er nicht müde geworden, den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes zu prophezeien; freilich nicht an der Börse, deren Räume er kaum betreten hat. Vielmehr war es der Vervielfältigungapparat der Reporter und Interviewer, der seinen Optimismus in die weitesten Kreise trug; und sobald schwarz auf Weiß irgendwo zu lesen war: „Mr. Flower says“, bildete sich sofort eine spekulative Gefolgschaft, die danach handelte. Auch verstanden zahlreiche Makler und Händler, die für sich selbst spekulirten, lange den Anschein zu erwecken, als ob sie eigentlich nur für Flower kauften. Man wußte eben nicht, daß er an der Firma direkt überhaupt nicht mehr betheiligt, sondern nur special partner war. Dadurch konnte er fast sein ganzes Vermögen von etwa zehn Millionen Dollars flüssig halten und unabhängig von theuren Geldgebern nach Belieben damit operiren. Er war Unternehmer der Rapid Transit, der Züge, die ohne Aufenthalt zwischen Brooklyn und der Küste fahren, er hatte die Gascompagnien vereinigt und gehörte verschiedenen Ringen an, darunter auch dem Kupferring. Als der Rastlose nun plötzlich einem Herzschlag erlegen war, hielt man es in New-York für ausgemacht, daß ungeheure Haussepositionen schweben müßten. Zwar ist das Ultimospiel drüben verboten, aber das Verbot wird bekanntlich durch Lombardirungen im riesigsten Maßstabe beständig umgangen. Sofort büßten gewisse Trust-Certifikate, wie zum Beispiel Rapid, 60 Prozent, Federal Steel bis zu zwölf Prozent, während Eisenbahnshares mit zwei bis drei Prozent Kursverlust davonkamen. Allerdings konnten von jenen 60 Prozent binnen wenigen Stunden etwa 50 Prozent wieder eingeholt werden, nachdem die Firma Flower über das wahre Verhältniß zu ihrem früheren Chef schleunigst volles Licht verbreitet hatte. Aber die Lage war noch immer kritisch, da zu viel von schwachen Händen in Depot gegeben worden war. Zum Glück für die Börse war Flower an einem Sonnabend in das bessere Jenseits hinübergegangen und der Sonntag konnte, statt mit Orgelspiel und Kirchensang, mit Konferenzen über die nothwendige Sanirung gefeiert werden. Und so gut wurden diese vierundzwanzig Stunden ausgenützt, daß am Montag bereits Pools für die größten Summen gebildet

waren, um die sämmtlichen Industrie- und Eisenbahnwerthe aufzunehmen. Es genügte, daß diese Beschlüsse der Banken und Versicherungsgesellschaften bekannt wurden, um die Contremine zu Deckungskäufen zu veranlassen, und fielen so überaus zahlreich aus, daß der ganze Plan der Sanirung überflüssig wurde und auf dem Papier stehen blieb. Die Banken, die gegen Garantien Bonds abnehmen wollten, erhielten schließlich bei den gestiegenen Kursen wenig oder nichts; die Versicherungsgesellschaften dagegen verfügen ohnehin über einen enormen Bondsbesitz, die Mutual Life Insurance Co. zum Beispiel, die mit ungefähr zweihundertundfünfzig Millionen Dollars Kapital arbeitet, über sechzig Millionen. Bankiers und Eisenbahnleute, die in diesen Gesellschaften oft ausschlaggebend sind drängen sich in die Aufsichträthe, weniger wegen der — übrigens gar nicht zu verachtenden — Tantiemen, sondern, um den Ankauf gewisser Eisenbahnpapiere durchzusetzen, für die sie sich interessiren.

Trust-Certifikate haben, genau genommen, nur den Charakter gewöhnlicher Aktien; und die amerikanischen Banken, die theils geschriebene, theils stillschweigende Konventionen befolgen, haben diese Werthe noch nie beliehen: nicht einmal die Kupfercertifikate. Doch über diese Dinge war auf dem für die europäischen Gimpel veröffentlichten Prospekt nichts nachzulesen. Wußten John Henry Schröder & Co. nicht, wie gering die amerikanischen Banken die Sicherheit dieser Papiere einschätzen?

Die amerikanische Hochfinanz hat heutzutage viele Eisen im Feuer. Vor Allem werden zahlreiche Konvertirungen von Eisenbahnprioritäten, deren Fälligkeittermine nah sind, vorbereitet, da Geld zu 2½ Prozent erhältlich ist. Die Chicago-Burlington-Bonds sollen von 6 und 7 Prozent auf 4 und 3½ Prozent herabgesetzt werden. Die siebenprozentigen Denver (freilich nur 6½ Millionen Dollars), die im Jahr 1900 fällig sind, werden sich dann wohl mit 4½ Prozent begnügen. Die siebenprozentigen Cincinnati-Springfield, fällig im Jahree 1901, zahlt Vanderbilt einfach zurück. Interessant ist, daß diese hochverzinslichen Bonds längst nur drüben noch zu finden sind. Die siebenprozentigen Chicago-Burlington-Bonds (etwa 29 Millionen Dollars) notiren 115, da sie für Juli 1903 al pari rückzahlbar sind. Die Chicago und Rock-Island, die zuerst von 6 auf 5 und dann auf 4 Prozent reduzirt wurden, notiren, trotz Rückzahlung in einigen Jahren, bis 108 Prozent. Das ist ein Satz, der bei uns undenkbar wäre.

Der reiche Vanderbilt konvertirt seine Michigan und Lake-Shore. Er hat die Aktien, die eine Dividende von über 8 Prozent erwarten lassen, angekauft und giebt dafür 3½ prozentige Bonds zu etwa 105 aus, die er langsam zu steigenden Kursen aus seinem Portefeuille verkauft. Die Bahnen dieses Kapitalgewaltigen bestehen zunächst aus der New-York-Central, der einzigen Bahn, die in New-York selbst einmündet, — und zwar in die zweiundzwanzigste Straße der fünften Avenue, das theuerste Quartier der ganzen Stadt. Alle anderen Bahnen haben Fähren zwischen ihrer Kopfstation und New-York. Es handelt sich da um einfache, aber bisher noch unentschiedene Platzfragen und schon Villards Versuche scheiterten an den übertheuren Preisen für Grund und Boden. Ferner besitzt Vanderbilt die Harleem-Linie, die Canada-Southern, die Michigan-Central, die Buffalo-West, die schon erwähnte Michigan und Lake-Shore, die Cincinnati-Springfield, und neben anderen Linien vor Allem die Chicago-Northwestern. Welche in Europa unerhörte Uebermacht eines Privatmannes

in der angeblich freiesten Republik! Der Eisenbahnbedarf der Union wird meist durch Verträge mit den alten Bahnen festgelegt und gedeckt, da neue Linien kaum den nöthigen Kredit genießen. Die außerordentlich großen Lieferungverträge scheinen im Ganzen mehr Erweiterungen als Verbesserungen der Bahnen zu betreffen. Auch Dampfer für neue Linien nach Ostasien sind in England erstanden worden; vorläufig ist die Subventionfrage aber noch unerledigt. Die Vorgänge auf den Philippinen wirken verzögernd. Immerhin gehen schon jetzt mehr Stapelartikel als früher nach jenen Gegenden Die Handelsbeziehungen zu Kuba beginnen sich allmählich regulär auszubilden. Neue Firmen etabliren sich und man geht wieder zum Anbau im Großen über. Für Zucker haben die Amerikaner jetzt auch Mexiko ins Auge gefaßt. So wurde kürzlich für new-yorker Rechnung ein Posten von 100 000 Pfund dreiprozentiger innerer mexikanischer Anleihe bei uns gekauft. Wenn solche Bonds an Landverkäufer in Mexiko al pari in Zahlung gegeben werden, so bedeutet Das einen Kursgewinn von etwa 40 Prozent. Die amerikanischen Unternehmer beabsichtigen, Zuckerfabriken auf eigenem Grund und Boden zu errichten; und wenn die mexikanische Regirung nicht so ausnehmend selbständig wäre, würden die Yankees schon viel weiter gekommen sein. Porfirio Diaz zieht aber vor, so weit es an ihm liegt, das Land auf sich selbst zu stellen.

Die Aussichten der Getreideernte gelten seit Kurzem als günstiger. Baumwolle dagegen ist enorm gestiegen. Die Farmerbevölkerung ist aber guten Muthes und im Frohgefühl des Plus von 500 Millionen Dollars, das ihr Weizen und Mais im Jahr 1898 eingetragen haben, kauflustig und anlagefähig. Ganz neue Kapitalistenkreise sind da entstanden; und wie völlig sich das alte Verhältniß verschoben hat, geht daraus hervor, daß vom Apriltermin — dem größten in amerikanischen Werthen — nur noch ein Zehntel der fälligen Coupons auf Europa entfiel.

Zu dem Fleiß und der Intelligenz der Amerikaner ist nun auch noch das Glück hinzugetreten und damit ist das Volk jenseits des Wassers sich seiner ganzen Macht bewußt geworden, — der Macht und der Möglichkeit, die wirthschaftliche Abhängigkeit von der alten Welt abzuschütteln. Darauf können wir nicht früh genug achten.

Pluto.

Briefkasten.

A. G. in Wien. Ihre Frage, ob Herr Harden von Berlin abwesend sei, müssen wir zu unserem Bedauern mit einem vernehmlichen Ja beantworten. Er hat, zum ersten Male seit sieben Jahren, Parvenupolis auf mehr als zwei Tage verlassen. Dagegen haben Ihre Vermuthungen über den jetzigen Ort seines Aufent-

haltes Sie in die Irre geführt. Er ist nicht im Haag, um in den Vorzimmern impotenter Diplomaten und schneidiger Staatsunrechtslehrer Neuigkeiten zu erschnüffeln oder sich von dem Schwiegervater des Herrn von Koscielski in die Geheimnisse der Friedensmythologie einführen zu lassen. Er hat auch nicht die Triumphstätte der wiesbadener Schneiderarbeit aufgesucht, die Herrn von Hülsen, dem läuffischen Lyriker, den Ruhm eines Förderers der deutschen Kunst eingetragen hat. Er sinnt nicht in einem stillen Thal bei armen Hirten, um den Gesetzentwurf zum Schutz der Arbeitwilligen zu redigiren, — den schemenhaft spukenden Entwurf, der seit dem September 1898 seiner Vollendung „entgegenreift". Und auch die Annahme ist falsch, er habe einen Dampfer gechartert, um Alfred, den Märtyrer, von der Teufelsinsel heimzugeleiten. Von den angeblichen Schrecknissen dieser Insel ist ihm während der letzten Wochen freilich viel erzählt worden: jedesmal, wenn er, psychisch mehr noch als physisch leidend, eigener Qualen Echo in die Lüfte seufzte. Dann sagten ihm die Gefährten seines Ungemaches: Wie schlimm muß es nun aber erst Dreyfus haben! Obs M. H. getröstet hat, wissen wir nicht, glauben aber nach unserer Kenntniß seines Temperamentes, daß er, der schon in Berlin die Dreyfusblökerei nicht mehr ausstehen konnte, beim Anklingen des widrigen Themas noch mehr gestöhnt haben wird. Sie werden die Antwort nun schon errathen: er ist eingesperrt. Er hat, wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden, einen Offenen Brief an den Kaiser und später, unter dem Eindruck von Bismarcks Tode, eine kleine Dorfgeschichte, „Großvaters Uhr", geschrieben und durch die „Zukunft" weiterverbreitet. Gute, in der Furcht des Herrn lebende Patrioten lasen die beiden Artikel, fanden an dem ersten mindestens die Gesinnung löblich und meinten, in dem zweiten könne eine direkte Beziehung auf den Kaiser nur Der wittern, der Hardens politische Anschauung geradezu auf den Kopf stellen wolle. Die erste Strafkammer des Landgerichtes I Berlin aber, die selbe, von deren Vorsitz einst Herr Alexander Schmidt, nachdem er Harden mit ehrenvoller Begründung freigesprochen hatte, entfernt worden war, verurtheilte den Angeklagten und schickte ihn für sechs lange Monate auf die Festung. Unsere Richter haben von der Strafvollstreckung gewöhnlich keine Ahnung und können sich kaum vorstellen, wie eine halbjährige Freiheitstrafe mit all ihren Begleiterscheinungen auf einen kranken, sensiblen, an freie Bewegung und geistige Anregung gewöhnten Menschen wirkt. Grollen Sie den fünf Herren deshalb nicht allzu sehr! Hardens Adresse ist: Festung Weichselmünde bei Danzig, Fort Quarré. Nummer 26 Sie können ihm schreiben, können ihn, während der Freistunden, wo er seine Zelle verlassen darf, sogar besuchen, wenn Sie die weite Reise nicht scheuen. Auf Wunsch wird er auch während der übrigen Tageszeit — nach acht Uhr abends wird das Thor geschlossen — gern hinter dem Fenster erscheinen und ihnen pantomimisch klar zu machen versuchen, daß er durch die Segnungen der custodia honesta schon erheblich gebessert und dem im wahrsten Wortsinn politischen Standpunkt des Kleinen Journals näher gebracht worden ist.

S. J. in Berlin: Ihren Wunsch, wir möchten die Brochure über die Heimstätten-Aktiengesellschaft dem Herausgeber der „Zukunft" zu persönlicher Lecture schicken, möchten wir lieber nicht erfüllen. Er hat, wie Sie — und mit Ihnen viele Leser, die in Briefen und auf Karten anfragen — aus der vorstehenden Notiz sehen werden, eine Heimstätte gefunden, in der er sich freilich gar nicht heimisch fühlt, die er einstweilen aber bewohnen muß. Der Anblick Ihrer hübschen Landhäuser mit Schlaf-, Speise-, Arbeit- und Lesezimmer würde dem in einen engen, niedrigen und

kühlen Raum Gesperrten ein Unbehagen bereiten, das uns über den Strafzweck weit hinauszugehen scheint.

H. D. in München: Ihren Fragezettel haben wir sofort nach Weichselmünde geschickt und pünktlich Antwort erhalten. Womit Harden sich beschäftigt? So weit sein Gesundheitzustand und das Milieu es gestatten, mit der „Zukunft". Außerdem blickt er in einen Festunghof, mordet in seiner Zelle Kellerasseln, achtet darauf, daß aus den Wallhöhlen nicht Mäuse und Ratten hineinspaziren, lauscht dem Gequak der Frösche in den abends alle Wohlgerüche Arabiens entbehrlich machenden Gräben, verfeinert sein musikalisches Gefühl beim Horchen auf die täglichen Uebungen der in Neufahrwasser garnisonirenden Trommler und Pfeifer und giebt sich Mühe, häßliche Regungen des Neides zu unterdrücken, wenn er draußen, jenseits der Festungwälle, freie Menschen vorüberwandeln sieht. Die sogenannten „aktuellen" Fragen der deutschen Politik interessiren ihn nicht sehr. Seit die vor Samoa erlittene Schlappe, die das deutsche Ansehen in den angelsächsischen Ländern so schwer geschädigt hat, mit Jubelgebrüll aufgenommen ward, ist ja eigentlich auch nichts Beträchtliches mehr geschehen. Soll er der Frage nachsinnen, wie lange Herr Kirschner noch die traurige Rolle des zwischen Langen und Bangen Zappelnden fortspielen und wann dieser liberale Kämpe sich entschließen wird, endlich von dem Schauplatz abzutreten, auf dem er kaum noch tragikomisch wirkt? Oder soll er sich für das klägliche Intriguenstück erwärmen, das um die Kanalvorlage aufgeführt wird? Auch die — an sich ja nicht uninteressante — Thatsache, daß der Sohn des Reichskanzlers wieder einmal für eine Aufsichtrathsstelle in Aussicht genommen ist, stimmt doch höchstens zu Betrachtungen, die einem Festungstubengefangenen nicht bekömmlich sein würden. Wenn Sie Harden auf irgend einen nützlichen Keim in der neuesten deutschen Politik hinweisen könnten, wäre er Ihnen sicher sehr dankbar... Schließlich erwähnen Sie auch noch den „Eisenzahn" und die Kommentare, die von der lieben Presse an die Gestalt eines in diesem „Drama" auftretenden Hintertreppenschuftes geknüpft worden sind, und fragen, fast zürnend, ob M. H. die Antwort schuldig bleiben werde. Gewiß nicht, wenn eine Antwort nöthig sein sollte. Im Allgemeinen ist er der Ansicht, daß es für ernsthafte Menschen keine lohnende Aufgabe ist, sich mit dem stümpernden Herrn Joseph Lauff noch fürderhin zu befassen. Aus dem neuesten, von der halbwegs unabhängigen Kritik mit herbstem Hohn abgelehnten Machwerk dieses Herrn sind vorläufig ja nur ein paar — beinahe parodistisch wirkende — Knallbonbonverse bekannt. Wenn das Buch erschienen ist, werden wir es ihm über die Wälle schicken, — schon weil er über fast völlige Schlaflosigkeit klagt. Daß die Meute besonders laut bellt, seit sie den Verhaßten hinter Mauern und Gräben weiß, darf Sie doch nicht wundern. Und wir können Ihnen die Versicherung geben, daß der Herausgeber der „Zukunft" seine Ehre nicht mit der Hypothek der Eitelkeit belasten wird, trotzdem ihm der Lohn, den meist nur Größere empfangen, Schimpf und Gefängniß, beschieden ist.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Juni 1899.

Kellnerlehrlinge.*)

Vor Jahren hatte ich unterwegs mal einen alten Freund getroffen und saß mit ihm im Gastzimmer des Hotels bis nach Mitternacht zusammen. Wir waren die Vorletzten, die das Lokal verließen; zurück blieb noch eine Skatgesellschaft vom Ort. Beim Hinausgehen fiel mir der verschlafene Kellnerjunge in seiner dunklen Ecke auf. Ich sagte mir: Daß im Gasthause, namentlich wenn spät abends noch Züge ankommen, die Fremden einige Leute wach erhalten, Das läßt sich wohl nicht vermeiden. Ehedem reiste ja kein vernünftiger Mensch nachts; aber heute haben nun einmal der Dampf, das höchst vollkommene künstliche Licht und die dumme Einbildung, daß wir in den zwölf Tagesstunden mit unserer Arbeit nicht fertig würden, auch für diese meist überflüssige Verrichtung die Nacht zum Tage gemacht. Dagegen ist es doch ein reiner Skandal, wenn Leute vom Ort mit ihrem Skatspiel oder ihrer politischen Kannegießerei oder ihren faulen Witzen einem jungen Menschen den nothwendigen Schlaf entziehen. Sie sollen Das in ihrer Wohnung abmachen, und wollen sie dazu trinken, so mögen sie sich ein paar Flaschen Bier holen lassen und sich selbst damit bedienen; auch ihre eignen Dienstboten um eines so lumpigen Zweckes willen auf den Beinen zu erhalten, würde ungerechtfertigt sein. Seitdem habe ich, auf Reisen und zu Hause,

*) Dieser Aufsatz war schon geschrieben, als die Nr. 29 der „Sozialen Praxis“ herauskam mit dem Artikel: „Die Reichserhebung über die Lage der Kellner und Kellnerinnen in Deutschland.“ Da darin das Lehrlingswesen so gut wie gar nicht berücksichtigt wird, so werden die Maßgebenden gut thun, die hier folgenden Betrachtungen über diesen Zweig der Kellnerei zur Ergänzung heranzuziehen.

das Kellnerleben beobachtet; ich habe mich gefragt: wann essen diese Leute, wann schlafen sie, wann erholen sie sich? Ich habe die Zustände sehr verschieden gefunden. In besseren Hotels, deren Gaststube keine Kneipe ist — oder vielmehr: die keine Gaststube, sondern nur Speisesaal und Frühstückszimmer haben —, genießen die Leute zwischen den Hauptmahlzeiten längere Ruhepausen; sie sind zwar stets gebunden, aber eigentlich nicht angestrengt und die Nachtruhe dauert gewöhnlich von elf bis sieben Uhr, ist also ausreichend. Sie nehmen auch vor der Table d'hôte ihr gemeinsames Mittagmahl in Ruhe ein. An frequenten Vergnügungorten, zu denen manche Berggasthäuser gehören, geht in der Saison der Rummel Tag und Nacht mit einer ganz kurzen Unterbrechung nach Mitternacht ohne sonstige Pause fort; doch arbeiten in solchen Häusern nur erwachsene Kellner, die sich dann im Winter ein ruhiges Plätzchen aussuchen, auch wohl mit dem Ersparten ein Ferienvergnügen bereiten. Sehr verschieden sind die Verhältnisse in den Bahnhofrestaurationen; manche großstädtische erfordern einen so anstrengenden Dienst, daß es die Kellner trotz guter Einnahme nicht lange darin aushalten; unter den Wirthen der mittleren Bahnhöfe kenne ich einen sehr humanen, der abends um elf Uhr seine jungen Leute ins Bett schickt und den unbedeutenden Nachtdienst selbst versieht. In schlecht gehenden Restaurationen ist die Kellnerarbeit natürlich nur ein geschäftiger Müssiggang. Den Kellnern, die ja fast immer auf Trinkgeld angewiesen sind, ist damit jedoch nicht gedient und die sogenannten Lehrlinge, so weit es da solche giebt, verlottern bei dieser Art „Arbeit“.

Dieser Gefahr sind sie nun allerdings in gut gehenden Restaurationen nicht ausgesetzt. In einem mit Festsaal verbundenen Café-Restaurant habe ich folgende unverbrüchliche Tages- und Jahresordnung kennen gelernt. Die „Lehrlinge“ stehen um sieben Uhr auf, werden zwei bis drei Stunden mit Putzen und Aufräumen beschäftigt und bekommen dann ihren Frühstückskaffee, — die einzige Mahlzeit, die sie gemeinsam und einigermaßen in Ruhe einnehmen; inzwischen treffen die ersten Gäste ein und nun geht die Bedienung ununterbrochen fort bis Mitternacht, manchmal bis zwei, drei, vier Uhr morgens. Das Mittag- und Abendessen nehmen sie abwechselnd ein und müssen es rasch hinunterschlingen, werden dabei auch öfter abgerufen, so daß es ihnen kalt wird. Der älteste wird manchmal noch nach Schluß der Restauration im Saal bei Bällen beschäftigt; ist er erst um sieben Uhr zu Bett gekommen, so läßt man ihn bis elf Uhr schlafen. Manchmal machen die Jungen im Sommer morgens von fünf bis sieben Uhr einen Spazirgang. Einmal im Vierteljahr gehen sie, ebenfalls vor sieben Uhr (die Gegend ist katholisch), in die Kirche. Einmal im Vierteljahr dürfen sie auf einen Tag, die auswärtigen im letzten Jahr auf zwei Tage, die Eltern besuchen. Jungen von auswärts bekommen außer dem Wege zur Post und der Chaussee, die traditionell für

den Sommermorgenspazirgang benutzt wird, von der Stadt und ihrer Umgegend nichts zu sehen und gehen nach drei oder vier Jahren so fremd fort, wie sie angekommen sind. Und ein solches Leben, ohne Sonn- und Feiertag, ohne Ruhe und Rast, ohne wirkliche Erholung, ohne ausreichenden Schlaf, ohne geselliges Mahl führen vierzehn- bis achtzehnjährige Knaben im unmittelbaren Dienst von Menschen, die sich vergnügen und erholen und von denen Manche überhaupt nichts Anderes thun, als sich vergnügen!

Das aber ist noch nicht das Schlimmste. Eines Tages fiel mir ein: welcher geistigen Verödung muß ein junger Mensch verfallen, der nicht nur keinen Fortbildungunterricht genießt, sondern auch nicht einmal ein Stündchen zum Lesen frei hat, ja, nicht einmal — etwa beim Familienmahl, wie es Kaufmannslehrlingen und den Lehrlingen anständiger Handwerker geboten wird — an einer vernünftigen Unterhaltung theilnehmen kann? Das Experiment hat meine Befürchtungen übertroffen. Ich erbot mich, einem solchen „Lehrling“ wöchentlich zwei Stunden zu geben. Der Prinzipal gestattete es freundlich und bereitwillig, aber da der Junge nicht eher gehen durfte, als bis er sein Arbeitpensum erledigt hatte, und zum Frühschoppen wieder zurück sein mußte, so schrumpften die zwei Stunden zu anderthalb, oft zu einer, ja, zu einer halben Stunde zusammen; und oft genug, wenn an dem Tage oder am Tage vorher was Besonderes los war, fiel unser Bischen Unterricht ganz aus. Bei diesem Unterricht sah ich nun mein blaues Wunder. Der Junge — siebenzehn Jahre alt! — wußte weder den Namen unserer Regirungbezirkshauptstadt noch den unserer Provinzialhauptstadt, eben so wenig den der Reichshauptstadt. Von Ländergrößen und Einwohnerzahlen hatte er nicht die Idee einer Ahnung eines Begriffes. Als ich nach den deutschen Königreichen fragte, nannte er zunächst Pommern. Die Markgrafen der Siegesallee im berliner Thiergarten kenne ich ja selbst nicht, aber vom Alten Fritzen, Friedrich Wilhelm dem Dritten, von der Königin Luise weiß vielleicht sogar mancher Franzosenjüngling Etwas zu erzählen; mein Franz wußte von ihnen so wenig wie ich von den Herrschern der Tsin-Dynastie. A propos Dynastie: auch den Familiennamen Hohenzollern kannte er nicht. Er wußte nicht, was auf der Landkarte Norden, Süden, Osten und Westen ist, und ohne meine Dazwischenkunft würde er, wenn er nach beendigter „Lehr“-Zeit anderswo eine Stelle bekommen hätte, nicht im Stande gewesen sein, sich den Weg auf der Landkarte zusammenzusuchen. Er wußte natürlich auch nichts von der Entstehung des preußischen Staates und des Deutschen Reiches, noch weit weniger von den Staatseinrichtungen, an deren Ausbau und Reform er nach wenigen Jahren als wahlberechtigter Staats- und Reichsbürger mitzuwirken berufen sein wird, er wußte nichts davon, daß es im preußischen Staat und im Reich Polen, Dänen und Franzosen oder Französlinge giebt,

die zu bekämpfen Pflicht jedes Patrioten ist; nach den Sozialdemokraten habe ich nicht erst gefragt. Und was ein Patriot ist, weiß er heute noch nicht, weil ich, wie mir jetzt eben einfällt, vergessen habe, es ihm zu erklären. Und — was für einen Kellner weit wichtiger ist als die ganze Weltgeschichte sammt Staatsverfassung und Patriotismus —: er wußte nicht, daß jenseits der nahen Grenze die Zeche in Francs und Centimes bezahlt wird. Kurz, außer Dem, was zum Kellnerdienst in seiner augenblicklichen Stellung gehörte, wußte er nichts.

Wer Das liest, wird vielleicht glauben, es handle sich um einen Ausnahmefall: um einen polizeiwidrig dummen Menschen oder um Einen, der gar keine Schule besucht hat, oder um einen Polaken, der seinen deutschen Lehrer nicht verstanden hat. Nichts von Alledem. Der Junge ist ein Deutscher. Er ist nicht begabt — die meisten der Jungen, die man aufs Gymnasium schickt, sind es, nebenbei bemerkt, eben so wenig —, aber er hat normalen Menschenverstand und ein mittelmäßiges Gedächtniß und ist nachträglich im Stande gewesen, sich die Anfangsgründe des Französischen anzueignen. Er hat zuerst eine Volksschule gewöhnlicher Art, dann allerdings ein paar Jahre lang eine ungewöhnlich schlechte Dorfschule besucht, zuletzt aber eine höhere Bürgerschule, die ihm ein ganz gutes Zeugniß mitgegeben hat. Als er nach beendigter „Lehr"-Zeit einige Wochen Privatunterricht genossen hatte, tauchten die im Kellnerdienst unter die Schwelle des Bewußtseins hinabgedrückten Erinnerungbilder aus der Schulzeit wieder empor und es zeigte sich, daß einige Bruchstücke einer Grundlage vorhanden waren, auf der, wenn Zeit zur Verfügung gestanden hätte, wohl weitergebaut werden konnte.

Ich gehöre nun keineswegs zu den Bildungfanatikern, huldige vielmehr der erzreaktionären Ansicht, daß es nichts taugt, wenn ein Mensch mehr weiß, als er für seinen Beruf braucht. In einem unter hundert Fällen benutzt der Arme, der Niedrige, der Sklave das über seinen Stand hinausreichende Wissen, um sich entweder in eine höhere Lebensstellung emporzuarbeiten oder sich einen inwendigen Lustgarten anzulegen, wohin er sich von Zeit zu Zeit zurückzieht, um sich von seinen Mühen zu erholen und in geistigen Genüssen für leibliche Entbehrungen Entschädigung zu finden; aber in den übrigen neunundneunzig Fällen macht der Blick über die Kerkermauern hinaus nur unglücklich. Und die Jungen, von denen ich rede, fühlen sich nicht unglücklich, so lange in die Mauer ihrer Unwissenheit kein Fenster gebrochen wird. Unglaublich und dennoch wahr! Das eben beschriebene Hundeleben, dieses ewige all work and no play, aus dem sich jeder griechische oder römische Sklave, wenn er nicht angekettet worden wäre, durch die Flucht gerettet hätte, erträgt unsere durch „Genußsucht, Begehrlichkeit und Zuchtlosigkeit" so berüchtigte deutsche Jugend ohne Murren, ja,

ohne sich Gedanken darüber zu machen. Ich würde es daher an sich geradezu für eine Sünde halten, einen solchen Jungen ein gemüthliches Familienleben kennen zu lehren, ihm Liebe zu geistigen Beschäftigungen einzuflößen, kurz, ihn zum Menschen zu machen. Er würde dadurch entweder untauglich für seinen Lebensberuf oder er würde sich fortan bei seiner Lebensweise unglücklich fühlen. Die Gesellschaft fordert zweibeinige Bedienungmaschinen; und wer darauf angewiesen ist, sich als eine solche sein Brot zu verdienen, Der darf nicht Mensch sein wollen. Hätte ein solcher Junge einen Herrn, der ihn zeitlebens fütterte, kleidete, beherbergte und beschäftigte, müßte er nicht ins Leben hinaus, wo er sich als freier und verantwortlicher Kämpfer durchschlagen soll: ich würde mich wohl hüten, ihm den Staar zu stechen und durch Unterricht seinen Gesichtskreis zu erweitern, ihn zu einem Menschen zu machen! Wären wir Christen, so würden wir ja freilich glauben, daß jeder Zweihänder ein Mensch sein soll, und wir würden fürchten, uns den Zorn Gottes zuzuziehn, wenn wir irgend Einem die Pforte zum Menschenthum verrammelten. Wir würden uns auch erinnern, daß der Judengott, der nach der Kirchenlehre mit dem Christengott identisch ist, vor mehr als dreitausend Jahren den Mann zu steinigen geboten hat, der nicht jeden Sabbath auch seinem ausländischen Sklaven und seinem Lastthier, geschweige denn einem seiner Volksgenossen, die vollkommenste Ruhe gönnt. Aber wo giebts heute noch Christen? Das „Wort Gottes“ hat durch die Jahrtausende lange Praxis, es zu verkünden und dabei vorauszusetzen, daß es nicht befolgt wird, alle Kraft verloren. Wir haben wohl Christenthumsheuchelei zu politischen Zwecken und Bigotterie, aber kein Christenthum mehr; es wäre also thöricht, gegen die Ausbeutung der Kellnerjungen die Bibel anrufen zu wollen. Die zweite Sorte der sogenannten Christen, die bigotte, wird sogar den bestehenden Zustand ganz vortrefflich finden. Wenn der Junge den ganzen Tag im Joch läuft und nicht ins Bett kommt, als bis er vor Müdigkeit umsinkt, wenn er keine Gelegenheit hat, was Schlechtes zu sehen, zu hören, zu lesen, so wird er nicht sündigen; wenn er überhaupt keine Zeit zum Denken hat, so wird er auch nichts Böses denken. Und in der That: darin täuscht sich der Bigotte nicht. Die heiligen Jünglinge, die sich aufs Priesteramt vorbereiten und den halben Tag betend auf den Knien liegen, würden sich glücklich schätzen, wenn sie halb so rein wären wie mancher verachtete Kellnerbub. Der ist in diesem Stück — welches Stück ich meine, weiß man schon, denn bei dem Worte „Sünde“ denkt der Fromme ja immer nur an die eine Sünde, die er unaufhörlich bekämpft, um sich unaufhörlich mit ihr beschäftigen zu können —, Der ist in diesem Stück so unwissend wie in allen anderen Dingen. Tippe mal fragend an bei so einem siebenzehnjährigen Restaurationsklaven und er wird Dich mit den selben großen un-

schuldigen Augen ansehen wie ein siebenjähriges Kind, das Du fragst: Weißt Du, was die concupiscentia carnis ist? Die Wüstenheiligen mußten sich mit Teufeln herumschlagen, die ihnen in Gestalt schöner Weiber erschienen. Der Restaurationbursche kommt alle Tage in engste Berührung mit leibhaftigen schönen Weibern, aber an denen interessirt ihn weiter nichts, als was sie sich auf der Speisekarte aussuchen. Selbstverständlich sind diese Burschen auch Muster der Mäßigkeit. Wie Wein und Branntwein schmecken, wissen sie nicht, an Bier dürfen sie jeden Sonntag nippen und vor Völlerei und Gourmandise sind sie durch die Quantität und Qualität der Speisereste, die sie bekommen, hinlänglich geschützt. Und an solche Mäßigkeit werden sie gewöhnt, während sie alle schönen und guten Sachen, die den Gaumen erfreuen, täglich von früh bis in die Nacht vor Augen haben und sich selbst vor die Nase halten müssen. In vielen großstädtischen Wirthschaften mögen ja die Burschen verdorben werden; ich rede von solchen, die ich an kleineren Orten kennen gelernt habe. Deren Seelenheil ist durch ewige Leibespein so sichergestellt wie das keines Hochgebildeten und keines Mönches.

Allerdings nur auf drei oder vier Jahre! Damit sind wir bei dem Punkt angelangt, wo die Sache für die Regirung interessant wird. Man denke sich einen Jungen von der beschriebenen Unwissenheit ins Leben hinausgestoßen: wie Der durch eine Welt taumeln wird, die er nicht kennt! Man denke sich diesen Jungen, der drei oder vier Jahr mit Leib und Seele so unter fremdem Willen gestanden hat, daß ihm kaum ein Gedanke gehörte, der nicht die geringste Uebung im Gebrauch seines eigenen Willens, in der freien Bewegung hat — weniger als ein amerikanischer Negersklave vor der Emanzipation hatte, denn Der war am Feierabend und jeden Sonntag sein eigner Herr —, man denke sich ihn mit fünfzig Mark in der Tasche eine Woche lang im vollen Besitz unumschränkter Freiheit, ohne Aufsicht und wohlwollende Leitung! Man denke sich einen Burschen, der drei bis vier Jahre lang nicht einmal den Zustand körperlichen Behagens kennen gelernt hat, wie er nun die Wollust kennen lernt und Zeit hat, sich ihr hinzugeben! Mit welcher Gier wird er genießen! Und wer wird ihn die rechte Art, wer wird ihn Maß und Ziel lehren? Man denke sich diesen Burschen in der Herberge oder in der Kellnerschlafstube einer Großstadtwirthschaft unter Kameraden, die das Leben schon kennen — was sie in ihrer Dummheit „kennen“ nennen —, oder im Tingeltangel und im berliner Ball-Lokal! Wird er nicht weiches Wachs sein in den Händen der Ausgelernten und der Dirnen? Ich kenne nicht die Einzelheiten der Verbrecherstatistik. Ich weiß nur, daß die Kellner einen bedeutenden Prozentsatz der Gäste der Arbeiterkolonien und der in großen Städten bummelnden Arbeitlosen bilden, daß sie in Strafgerichtssitzungen ziemlich häufig vorkommen und daß sie nicht im besten Ruf stehen; haben sie sich doch vor ein

paar Jahren genöthigt gesehen, gegen den Herrn Akademiedirektor von Werner zu protestiren, der sie in einer Kunstkritik mit Verbrechern und Zuhältern zusammengestellt hatte. Ich würde es erstaunlich, unbegreiflich finden, wenn nicht ein großer Theil von ihnen im Gefängniß und in der Gosse endete. Dazu nehme man den Umstand, daß der Kellner auf Trinkgeld angewiesen, also nicht etwa eines Mannes treuer Diener ist, was sich mit einem ehrenhaften Charakter nicht blos verträgt, sondern einen solchen voraussetzt, sondern Jedermanns Speichellecker zu sein gezwungen ist. Kann da überhaupt ein Charakter zu Stande kommen? Doppelte Ehre Dem, der es dennoch zu einem bringt! Daß der Kellner leicht unverschämt wird, wo er sich — z. B. in einem überfüllten Hotel — als den Stärkeren fühlt, Das ist nur die natürliche Reaktion gegen den Zustand der Herabwürdigung, worin er gewöhnlich lebt. Endlich bedenke man noch den Grad seiner Strafmündigkeit. Wir sind ja heute, wo kein Mensch mehr weiß, was noch nicht verboten ist, allesammt gewissermaßen strafunmündig, aber nun denke man sich einen Menschen, der von Dingen wie — sagen wir — Kontrakt, Urkunde, Fälschung keinen Begriff hat und der sich ohne einen Berather in der Welt durchschlagen soll! Es kann doch nur reiner Zufall sein, wenn er in keine der tausend Schlingen fällt, die Gesetzgeber und Justiz im Verein dem Erdenpilger legen, unter dem Vorwand, ihn zu behüten. Industriearbeiter lesen doch wenigstens noch den „Vorwärts", der einigen Unterricht in der Gesetzeskunde und im Wandeln zwischen Fallstricken ertheilt; abee der wird natürlich in guten Häusern nicht gehalten. Haben wir nicht hier eins der Löcher, aus dem die viel bejammerte Kriminalität quillt, und könnte das nicht verstopft werden?

Außer der Kriminalität ist auch die Gesundheit von Mensch und Vieh ein Gegenstand, um den sich die Regirung von Amts wegen sorgt, je länger, desto eifriger sorgt, und wenn auch am Eifrigsten für die des Viehs, so doch auch ziemlich eifrig für die der Menschen. Nun ist der Gesundheitzustand der Kellnerlehrlinge gar nicht schlecht. Von einer ernstlichen Erkrankung eines solchen habe ich noch nie vernommen, und wenn man einen fragt, so bekommt man gewöhnlich zur Antwort, er sei ganz munter. Doch ist zu bedenken, daß in diesem Lebensalter Erkrankungen überhaupt äußerst selten sind; kommt ein Handwerkerlehrling ins Krankenhaus, so ist gewöhnlich eine Verletzung schuld. Dann aber sind die gesundheitschädigenden Verhältnisse der Lehrlingszeit in den Gastwirthschaften so beschaffen, daß sie nicht leicht eine akute Erkrankung verursachen können. Dagegen kann ich mir nicht vorstellen, daß Ueberanstrengung, Schlafentziehung und der beständige Aufenthalt in einer mit Tabaksqualm und Alkoholdünsten erfüllten Luft zusammen nicht den Organismus schwächen sollten. Die für den Augenblick unmerklichen Schwächungen, die schon im Alter der Entwickelung beginnen, werden sich summiren

und schuld daran sein, daß ein so großer Prozentsatz von Kellnern an Tuberkulose stirbt; auf tausend Sterbefälle kamen bei ihnen im ersten und zweiten Vierteljahr 1897 nicht weniger als 528 Schwindsuchtfälle.

Auch die Gefährdung von Personen, Gebäuden und anderen Werthgegenständen ist ein Anlaß für die Behörden, sich um die Arbeitzeit und die sonstigen Arbeitverhältnisse von Angestellten und Lohnarbeitern zu kümmern. Die Kellner nun kommen zu ihrem Unglück nicht so oft wie Lokomotivführer und Weichensteller in die Lage, ihren Mitmenschen Lebensgefahren bereiten zu können. Im vorigen Sommer hat in einem Badeort ein Wache haltender Hotelknabe sein Licht herunterbrennen oder umfallen lassen, dadurch das Haus angezündet und das Leben einer Anzahl von Gästen in Gefahr gebracht; wenn ich mich recht erinnere, ist eine Dame verbrannt. Ein paar Tage hindurch wurde in den Zeitungen darüber geschimpft, wie der Wirth einen unmündigen Knaben zum Nachtwächter habe bestellen können; aber da es bei dem einzelnen Falle blieb, so hat das Raisonniren und Lamentiren weiter keine Folgen gehabt. Daß es eine Grausamkeit sei, Knaben einen Sommer lang den Nachtschlaf zu rauben, und daß man, auch wenn jeder Gefährdung der Badegäste vorgebeugt worden wäre, zum Wachtdienst erwachsene Personen hätte bestellen sollen: Das ist natürlich weder einem Zeitungschreiber noch einem Badegast eingefallen.

Die Gefahr der Brandstiftung ist zu gering, als daß sie dem Kellnerjungen Etwas nützen könnte; dagegen dürften die Kriminalität und die Volksgesundheit hinreichende Beweggründe für die Regirung abgeben, sich mit seinen 360 siebenzehn- bis zwanzigstündigen Arbeitstagen zu beschäftigen. Sie thut es auch, denn die Reichskommission für Arbeiterstatistik ist ja wohl ein Stück Regirung, um uns der Kürze halber dieses im Deutschen Reiche höchst unkorrekten Ausdruckes zu bedienen. Viel herauskommen wird dabei nicht, denn der in den oberen Regionen wehende Wind ist der Ausdehnung des Arbeiterschutzes nicht günstig und der Bundesrath wird noch an dem Aerger genug haben, den ihm die Bäckereiverordnung zugezogen hat; mag also auch eine Kleinigkeit geschehen, so wird den Kellnern für zukünftige Agitation noch genug Stoff übrig bleiben. Und da möchte ich ihnen nun sagen, daß sie sich selbst am Besten helfen werden, wenn sie zuerst den „Lehrlingen“ helfen. Denn würde z. B. verboten, diese Jungen in der Zeit zwischen zehn Uhr abends und sechs Uhr morgens und an Sonn- und Feiertagen zu beschäftigen, so würden die Restaurateure gar keine „Lehrlinge“ mehr halten können, während der Hotelwirth auch mit dieser Beschränkung noch welche gebrauchen könnte. Aber die Abstellung dieses „Lehrlings“-Unfuges erfordert gar kein Arbeiterschutzgesetz, da sie auf Grund der Gewerbeordnung möglich sein muß. Gott soll mich behüten, daß ich den Leser mit etlichen von den vielhundert

Paragraphen aus dieser und ihren „Novellen“ bis zum Innungsgesetz von 1897 herunter belästige; ich kenne diese Paragraphen gar nicht. Aber ich meine, daß in jedem Gewerbegesetz, es mag in China, in Rußland oder im Deutschen Reich erlassen werden, unter einem Lehrling ein Mensch verstanden werden müsse, der Etwas lernt; und da der Kellner-„Lehrling“ thatsächlich nichts lernt, so ist er gar kein Lehrling, sondern nur ein jugendlicher Arbeiter und ich versehe ihn deshalb mit Gänsefüßchen. Ein Tischlerjunge, der nicht allein Tische, sondern auch alle anderen Arten von Möbeln und außerdem das Fourniren, Auslegen und Schnitzen, das Entwerfen neuer Formen und guten Geschmack lernt, ist ein Lehrling; sein Lehrer, mag es ein Altgeselle oder der Meister sein, muß ihm jeden der unzähligen Handgriffe vormachen, muß ihm Vieles erklären, muß ihm Gelegenheit geben, jeden Handgriff zu üben, muß dabei viel Geduld beweisen und manches verdorbene Stück in den Kauf nehmen. Ein solcher Lehrherr hat natürlich das Recht, sich seine Mühe bezahlen zu lassen, sei es mit Geld oder mit Arbeit, die ihm der schon einigermaßen ausgebildete Lehrling ohne Lohn leistet. Wie weit unsere Handwerksmeister dem Ideal eines Lehrherrn entsprechen, Das geht uns hier, wo es sich nur um das Grundsätzliche handelt, nicht an. Und auch der gering geachtete Schusterjunge ist ein Lehrling, falls er nicht etwa blos in der Fabrik Theilarbeit macht; und hat er einen gut passenden, schön geformten Stiefel anfertigen gelernt, dann darf er sich mit Stolz einen Künstler nennen; denn der Geheimrath, der gelehrte Professor, der General bringen, und wenn sie sich auf den Kopf stellen, keinen Stiefel fertig, nicht einmal einen plumpen und schlecht genähten, geschweige denn einen schönen, gut passenden. Was aber mühsam gelernt werden will, ehe man es kann, Das ist eine Kunst. Was lernt dagegen der junge Kellner? Gar nichts! Den Tisch decken, die Bestellungen entgegennehmen, die Speisen auftragen, Bier vorsetzen: Das könnte auch der Geheimrath, der Professor und der General, wenn sie Lust dazu hätten; ich selbst mache mich anheischig, alle Kellnergriffe mit der Eleganz eines „gelernten“ Kellners auszuführen und auch, wie es jetzt die aus Oesterreich eingeführte dumme Mode will, den Kaffeelöffel aufs Wasserglas zu legen. In der That geben drüben, überm großen Wasser, entgleiste Akademiker und Adelige perfekte Kellner ab, ohne auch nur einen Tag Lehrzeit durchgemacht zu haben, besorgen bei uns zu Lande Soldaten und stellenlose Handwerker als Aushilfekellner die Bedienung zur allgemeinen Zufriedenheit und ist jede Frauensperson, die einen kleinen Gastwirth heirathet oder sich als Magd in eine Wirthschaft verdingt, ohne Weiteres eine perfekte Kellnerin. Es giebt denn auch „Lehrherren“ unter den Gastwirthen, die mit ihren „Lehrlingen“ niemals auch nur ein Wort sprechen; das Bischen Dressur, das in vier Wochen vollendet ist, überlassen sie den Kellnern. Die einzige Verrichtung

bei der man allenfalls von Lernen sprechen kann, ist das Putzen von Löffeln und Bestecken, das der Junge vom Küchenpersonal lernt; aber erstens ist Das keine Vorbereitung auf seinen zukünftigen Beruf, denn die Oberkellner und die Gastwirthe putzen nicht, und zweitens ist es eine Hausknecht- und Dienstmädchenarbeit; Hausknechte und Dienstmädchen aber lernen diese und viele andere Verrichtungen, ohne daß sie dafür Lehrgeld zu zahlen hätten. Immerhin ists noch ein Glück für den Jungen, daß er wenigstens Dieses lernt, denn so findet er doch im Nothfalle leichter ein Unterkommen als Diener oder Hausknecht; sonst sind die Chancen des stellenlosen Kellners, weil er eben gar keine qualifizirte Arbeit gelernt hat, sehr gering.

Eine junge Dienstmagd lernt bei einer tüchtigen bürgerlichen Hausfrau sehr viel mehr als ein junger Kellner beim Gastwirth. Sie lernt aufräumen, die Möbel, die Fenster, den Fußboden reinigen, die Betten machen, Gefäße, Geschirre, Silberzeug waschen und putzen, sie lernt waschen, rollen, plätten und ausbessern, sie lernt kochen und backen und sie lernt überhaupt wirthschaften: Zeit, Geld und Arbeit so eintheilen, daß als Ergebniß ein behagliches und geordnetes Familienleben herauskommt. Eine Hausfrau, die einem jungen Mädchen diese Künste beibringt, hätte gewiß Lehrgeld zu beanspruchen; statt Dessen muß sie noch Lohn zahlen, auch wenn sie mehr Aerger als Hilfe von dem Mädchen hat. Die paar Mark Baarlohn sind nun noch der geringste Vortheil, den das Mädchen vor dem Kellnerlehrling voraus hat — den Hauptbestandtheil ihres Lohnes bildet ja doch die freie Station —: die beiden wesentlichen Vorzüge, deren sie sich erfreut, sind, daß sie bedeutend mehr lernt als er und daß sie vor Ausbeutung geschützt ist, denn sie kann jedes Vierteljahr den Dienst verlassen, der ihr nicht mehr gefällt. Hier liegt nun die Ursache zu Tage, weshalb die Gastwirthe lieber Lehrlinge haben wollen als jugendliche Arbeiter. Der Geldlohn, den sie solchen zahlen müßten, käme für sie im Ganzen nicht in Betracht, da die wenigsten so anständig sind, ihren Leuten Gehalt zu zahlen, diese vielmehr meistens auf Trinkgeld angewiesen werden. Die Verwandlung der Lehrlinge in jugendliche Arbeiter würde daher nur die Wirkung haben, daß den älteren Kellnern die Trinkgeldereinnahme gekürzt würde. Nebenbei bemerkt, fällt ja auch für die Lehrlinge hie und da etwas Trinkgeld ab, aber Das geschieht immer seltener, seit das österreichische Institut des Zahlkellners auch bei uns Mode geworden ist. Selbst wo diese Mode nicht eingeführt ist, hat sie doch zur Folge gehabt, daß die Lehrlinge von den Gästen, die sie bedienen, die Bezahlung nicht annehmen dürfen: Das behält sich ein Kellner vor. Dadurch kommen nun die Jungen auch noch um eine Gelegenheit, Etwas, das sie wirklich für ihren Beruf brauchen, zu lernen: schnell zusammenrechnen und richtig herausgeben. Unterweisung erfordert Das zwar

nicht, aber doch Uebung. Also der Geldpunkt ist hier Nebensache. Aber das Lehrlingverhältniß macht es dem Gastwirth möglich, jeden Kellner, der ihm nicht ganz zusagt oder der ihm einmal widerspricht, augenblicklich zu entlassen, ohne daß dadurch der Gang seines Geschäftes gestört würde. Er hält doppelt so viel „Lehrlinge" wie Kellner. Lehrlinge können nicht kündigen, und laufen sie ohne Kündigung fort, so bringt sie der Vater oder die Polizei zurück; Das wissen sie und darum probiren sies nicht erst. Fehlt ein Kellner, so besorgen die Jungen die Sache eben so gut: es ist eben nur ein Arbeiter weniger da und die übrigen müssen während dieser Zeit hurtiger und öfter laufen. Die Kellnerjungen lernen nichts und sie gewähren dem Wirth fast vom ersten Tage an den vollen Nutzen eines Arbeiters; sie sind also nicht Lehrlinge, sondern jugendliche Arbeiter. Ein Restaurateur halte drei Kellner, sechs „Lehrlinge", drei Mädchen in der Küche und zwei Hausknechte, seine Frau leite die Küche selbst und sein Reingewinn betrage 12000 Mark jährlich, so können wir annehmen, daß jede der genannten Personen durch ihre Arbeit zu diesem Reingewinn ungefähr gleich viel beiträgt, weil keine qualifizirte Arbeit dabei ist. Den „Lehrlingen" thun wir dabei noch Unrecht, weil sie morgens gleich nach den Hausknechten anfangen, zu arbeiten, also früher als die übrigen Leute. Die Leitungarbeit des Wirthes können wir eben so hoch anschlagen wie die Arbeit eines seiner Leute, denn wenn sie auch einige Ueberlegung, Erfahrung und Geschäftsgewandtheit erfordert, so ist sie doch leicht und bequem und nimmt nicht viel Zeit weg. Dagegen müssen wir den Antheil der Frau doppelt so hoch anschlagen, weil ihre Arbeit sowohl qualifizirte Arbeit als anstrengend und mühsam ist. Wir haben also 17 Beitragsquoten, 16 zu $666\frac{2}{3}$ Mark und eine zu $1333\frac{1}{3}$. Vom genannten Reineinkommen verdienen also der Wirth und seine Frau zusammen 2000 Mark durch eigenhändige und eigenköpfige Arbeit, die übrigen 10000 verdienen seine Leute, und zwar trägt jeder „Lehrling" $666\frac{2}{3}$ Mark bei. Damit will ich den Gastwirth keineswegs als Ausbeuter bezeichnet haben. Die Gastwirthe sind meistens gutmüthige Philister und denken nicht daran, Jemanden ohne Noth zu plagen; sie würden ihre Leute mit Vergnügen acht Stunden schlafen und acht Stunden bummeln oder, wenns den Leuten besser gefiele, auch studiren lassen, wofern nur dadurch ihre Einnahme nicht verkürzt würde. Aber das Geschäft bringt nun einmal die heutige Tages- und Nachtordnung der Gastwirthschaften mit sich und die ganze heutige Gesellschaftordnung beruht darauf, daß sich die Unternehmer einen ungebührlich großen Theil vom Arbeitverdienst ihrer Leute aneignen. Ohne Dieses gäbe es weder Wohlhabende noch Reiche und Staat und Gesellschaft brächen zusammen.

Der Vortheil aber, den die Gewerbeordnung den Gastwirthen bisher

gewährt hat, muß ihnen genommen werden, wenn die gesetzliche Regelung des Lehrlingwesens einen Sinn haben soll, und sie kann ihnen ohne Gefährdung unserer Staats- und Gesellschaftordnung genommen werden. Soll der Kellnerjunge die Eigenschaft des Lehrlings behalten und sich die Beschränkungen gefallen lassen, die ihm diese Eigenschaft auferlegt, so hat er Anspruch darauf, Etwas zu lernen. Um einmal eine Destillation oder ein Dorfwirthshaus zu übernehmen, braucht Einer überhaupt nichts Besonderes zu lernen. Zum Kneipwirth qualifizirt sich jeder bankerotte oder zur Arbeit zu faule Handwerker ohne besondere Vorbereitung; und wer seinen Sohn zum Dorfwirth bestimmt, Der handelt einfältig, wenn er ihn in einer städtischen Restauration „lernen" läßt; er soll ihn zum Landwirth, zum Gärtner oder zum Brauer in die Lehre geben: da lernt er Dinge, mit denen sich der Junge eine vom Gang seiner Gastwirthschaft unabhängige Existenz begründen kann; das Biereinschänken wird er nebenbei auch ganz gut besorgen. Es kann sich also bei einem Gastwirthschaftstudenten blos darum handeln, daß er lernt, was zur Leitung eines großen Hotels oder zur Uebernahme einer Oberkellnerstelle in Hotels erfordert wird, wo Ausländer verkehren. Zum Ersten gehören Rechnen, Buchführung und so viel allgemeine Bildung, wie Einer braucht, um zur „Gesellschaft" gezählt zu werden und das Amt eines Stadtrathes bekleiden zu können; zum Zweiten gehören Sprachkenntnisse. Daraus folgt, daß die Berechtigung, Lehrlinge zu halten, nur solchen Gastwirthen zugestanden werden kann, die den Jungen die regelmäßige Theilnahme an einem geordneten Fortbildungunterricht gestatten und möglich machen. Damit ergiebt sich von selbst eine Verkürzung und anderweitige Regelung der Arbeitzeit, denn heutige „Lehrlinge" würden im Chor einschlafen, sobald die Rede des Lehrers zu plätschern anfinge; sie schlafen schon ein, sobald sie sich setzen. Restaurationen mit vorherrschendem Nachtverkehr könnten dann überhaupt keine Lehrlinge mehr halten; in Hotels, die wirklich nur dem gewöhnlichen Fremdenverkehr dienen — nicht dem Touristenverkehr — wäre, wie schon bemerkt wurde, das Halten von Lehrlingen noch möglich. Gerade berliner Hotelwirthe haben sogar die Forderung gestellt, daß der Besuch der Fortbildungschule obligatorisch gemacht werden solle, und viele von ihnen sollen sehr streng auf die regelmäßige Theilnahme ihrer Lehrlinge an diesem Unterricht halten. Im Allgemeinen aber würde der obligatorische Fortbildungunterricht die Zahl der Lehrlinge und damit die Konkurrenz unter den Kellnern so stark vermindern, daß sich deren Chancen außerordentlich verbessern würden, der Weg durch die Gewerbeordnung führt also zu dem selben Ziel wie die Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die jungen Kellner.

Am Kellnerwesen und -unwesen treten ein paar Eigenthümlichkeiten unserer schönen Gesellschaft- und Wirthschaftordnung, des allerheiligsten von

all unseren heiligsten Gütern, recht deutlich hervor. Zunächst, daß sie die schwersten Lasten auf die schwächsten Schultern abwälzt und die Leistungen im umgekehrten Verhältniß zu der Mühe, die sie verursachen, belohnt. Der „Lehrling" arbeitet mindestens siebenzehn Stunden täglich und hat nichts davon als eine Schlafstelle, die nothdürftige Kost und hie und da eine Ohrfeige. Der Kellner arbeitet fünfzehn Stunden und hat, wenn das Geschäft gut geht, ein ganz hübsches Einkommen. Der Wirth schläft noch zwei Stunden länger als der Oberkellner*), und wenn er seine Korrespondenzen und Einkäufe abgemacht und seine Anordnungen getroffen hat, widmet er die übrige Zeit der nicht sehr anstrengenden Beschäftigung, sein eigener Stammgast zu sein. Geht sein Geschäft gut, so kann er sich nach zwanzig Jahren als Rentner zur Ruhe setzen. Vorausgesetzt nämlich, daß ihm das Haus gehört, worin er wirthschaftet. Ist er blos Pächter, so schöpft ihm der Hausagrarier, der gar nichts thut, den Rahm ab.

Eine andere Eigenthümlichkeit der heutigen Ordnung besteht darin, daß mit Ausnahme der häuslichen Dienstboten die Leistenden in keinem persönlichen Verhältniß zu Denen stehen, die die Leistung empfangen. Unter allen Besuchern eines Wirthshauses ist wahrscheinlich nicht Einer, der, wenn er einen eigenen Diener hätte, diesem eine siebenzehn- und mehrstündige tägliche Arbeitzeit zumuthen und nicht einmal seine gehörige Mahlzeitruhe gönnen würde. Petronius, Neros Maitre de plaisir, hat in Trimalchio den Typus des Emporkömmlings gezeichnet. Ihn läßt er mitten im Diner zu den aufwartenden Sklaven sagen: „Habt Ihr auch schon gespeist? Wenn nicht, dann geht essen und laßt eine andere Schicht antreten!" Das Gewöhnliche war damals, daß ein Dutzend Schmausender mindestens eben so viele Sklaven zur Bedienung hatte. Heute kommt es vor, daß zwei Personen, ein Mann und ein Knabe, von morgens neun Uhr bis nachts ein Uhr tausend Gäste bedienen, von denen keiner fragt: Habt Ihr schon gespeist? Nicht aus Hartherzigkeit unterlassen sie Das, sondern, weil es sie gar nichts angeht. Man kauft eine Mahlzeit in der Restauration, wie man eine Elle Leinwand kauft, und so wenig Einer beim Leinwandkauf an die Weber denkt, so wenig denkt er beim Gasthausessen an die Leute, die das Mahl zubereiten und auftragen; deren Leistungen gehören mit zu der Waare, die er durch den Kaufkontrakt erwirbt. Wenn er überhaupt an diese Leute dächte, so würde er höchstens meinen, sie müßten schon selbst zusehen, wie sie durch den „freien Arbeitkontrakt" zur angemessenen Entschädigung für ihre Leistungen kommen. Haben sie gar nichts von ihren Leistungen und rackern sie sich dabei zu Tode, so ist Das ihr freier Wille und geht keinen anderen Menschen an.

---

*) Nicht Jeder! Ich kenne Wirthe, die die Ersten im Geschäft sind, selbst die Gäste bedienen und dabei laufen wie der jüngste Kellner.

Der Gast fühlt sich um so weniger berufen, ihrem Schicksal seine Theilnahme zuzuwenden, als er sich in neun von zehn Fällen selbst zu den Ausgebeuteten rechnet.

Eine dritte Eigenthümlichkeit ist die Saisonarbeit. In den Sommerfrischen sind Tausende von Kellnern nöthig, die dann im Winter stellenlos auf dem Pflaster der Großstadt liegen. Die Sache verhält sich ja nicht so, daß alle die Leute, die im Sommer auf dem Lande das Wirthshaus besuchen, im Winter die städtischen Gastwirthschaften in Nahrung setzten, sondern im Sommer wohnen und speisen in Gasthäusern ein paar hunderttausend Familien, die im Winter die Restauration wenig benutzen und in Hotels gar nichts zu thun haben. Wie wärs, wenn man die „Beherbergung und Erquickung" verstaatlichte? Damit wäre zugleich die Alkoholfrage gelöst. Der Staat würde nicht mehr Beherbergung- und Erquickungstätten einrichten, als nöthig sind. Die einen dieser Häuser wären ganz alkoholfrei, in den anderen würde dem Alkoholverbrauch von der hohen Obrigkeit das Maß gesetzt. Die Kellner wären Staatsdiener und die in den Sommerfrischen beschäftigten würden im Winter in städtischen Wirthschaften bei halber Arbeitzeit auf Halbsold gesetzt, wenn man es nicht vorzöge, die Sommermehrarbeit unentschädigt zu lassen und jahraus, jahrein festes Gehalt zu zahlen. Dem Müssiggang könnten im Winter die vom Staat einzurichtenden Fortbildunganstalten vorbeugen. Ein Kartell mit der Schweiz, Italien, England, Skandinavien, Oesterreich, der Türkei könnte den Kellneraustausch und -ausgleich international machen... Verrückter Kerl! Wird der Leser denken. Ganz recht! Ist doch das Vernünftige stets das Verrückte.

Das Medizinstudium der Frauen.*)

Seit fünfunddreißig Jahren haben die Frauen in der Schweiz das Recht, an den Landesuniversitäten Medizin zu studiren, die Staatsexamina zu machen und als Aerztinnen zu praktiziren. England, Frankreich, Rußland, Schweden

*) Der folgende Aufsatz war geschrieben, ehe der Bundesrath beschloß, daß Frauen, die an deutschen Universitäten als Hospitantinnen eine genügende Zahl von Semestern Vorlesungen besucht haben, zu den Staatsexamina zugelassen werden sollen. Damit können sich die Frauen noch keineswegs zufrieden geben. Denn die Zulassung der Hospitantinnen bleibt dem persönlichen Be-

und Norwegen, Belgien haben sich diesem Beispiel angeschlossen und ihren Frauen das selbe Recht ertheilt; nicht aber Deutschland. Aus den unklaren und armsäligen Antworten, die im Reichstag und in den Landtagen auf Anfragen und Petitionen wegen des Frauenstudiums zu erfolgen pflegen, ist es nicht einmal möglich, sich ein Bild davon zu machen, wann die Regirungen überhaupt den Augenblick für gekommen erachten würden, die deutsche Frau als vollberechtigte Bürgerin in die Universitäten eintreten zu lassen.

Im April des vorigen Jahres lehnte bekanntlich der preußische Kultusminister die Erlaubniß zur Errichtung eines Mädchengymnasiums in Breslau mit den Worten ab, „es läge in der Belastung mit gelehrtem Ballast eine Verkümmerung und Zerstörung unserer gesammten Mädchenbildung", es handle sich ja nur „um das Andrängen eines Modeprinzips", „große und heilige Güter unseres Volkes könnten gefährdet werden"; und im Juni nahmen die 132 Theilnehmer des deutschen Aerztetages in Wiesbaden als Delegirte von 13 140 Aerzten die von Professor Penzoldt aus Erlangen vorgeschlagene Resolution an: „1. Wenn vorläufig die Zulassung zum ärztlichen Beruf auf Grund der selben Bedingungen wie beim Mann nur gestattet, aber nicht (z. B. durch staatliche Mädchengymnasien) erleichtert wird, so ist zunächst kaum ein stärkerer Zudrang der Frauen und deshalb weder besonderer Nutzen noch Schaden zu erwarten. 2. Wenn aber auf Grund weiterer Zugeständnisse und bisher nicht übersehbarer Verhältnisse ein größerer Zudrang eintreten sollte, so wird kein erheblicher Nutzen für die Kranken, mehr Schaden als Nutzen für die Frauen selbst, mindestens kein Nutzen für die deutschen Hochschulen und die Wissenschaft, eine Minderung des ärztlichen Ansehens und keine Förderung des allgemeinen Wohles zu erwarten sein."

Man kann es darum Eltern nicht verdenken, wenn sie nach solcher Stellungnahme der Unterrichtsbehörde und der Aerzte ihre Töchter in ängstlicher Fürsorge vorläufig von den Ueberanstrengungen zurückhalten, die das medizinische Studium unter den gegebenen Verhältnissen mit sich bringt. Es gehören beträchtliche Körperkräfte, viel Energie und außergewöhnlicher Enthusiasmus dazu, um im Auslande das Abiturientenexamen, die Doktorprüfung und das Staatsexamen zu bestehen, dann in Deutschland mit nicht mehr Rechten, als wie sie jeder beliebige Kurpfuscher besitzt, in die Praxis einzutreten und außerdem noch unter erschwerenden Umständen das Abiturientenexamen zu machen: alles Das in der Hoffnung, wenn die Regirung endlich einmal ein Einsehen haben würde, durch Absolvirung des deutschen Tentamen physicum und Staatsexamens in den Vollbesitz der ärztlichen Rechte zu gelangen. Und doch bürdet sich eine ganze Anzahl intelligenter, arbeitfreudiger Frauen heute diese Lasten auf.

Seit 1864 ist in der Schweiz der ärztliche Beruf den Frauen eröffnet; 1897 praktizirten 23 Frauen neben 1992 Männern; studirt haben von 1887 bis 1897 durchschnittlich in jedem Semester 12 Schweizerinnen neben 600 Schweizern. Leider existiren keine statistischen Angaben über die Zahl der Examinanden, den

---

lieben der einzelnen Professoren vollständig überlassen. Wir werden aber leider nur selten die Freude erleben, daß die Professoren einer deutschen Universität mit solcher Einmüthigkeit für die studirende Frau eintreten, wie jüngst in Halle, als es galt, der läppischen Unverfrorenheit einiger „Klinizisten" entgegenzutreten.

Ausfall der Examina u. s. w. Aber aus den angeführten Zahlen ergiebt sich wenigstens, daß nur eine verschwindend kleine Anzahl Frauen von der gesetzlichen Freiheit Gebrauch gemacht hat und auch hiervon nur ein kleiner Theil ans Ziel gelangt ist. Und Das scheint mir für die ganze Beurtheilung der Zulassungfrage von prinzipieller Bedeutung.

Es ist gar nicht zu begreifen, wie Professor Penzoldt in Wiesbaden behaupten konnte, „es sei das Ziel der Bestrebungen, „daß es schließlich eben so viele Aerztinnen wie Aerzte gäbe." Selbstverständlich werden nach wie vor die meisten Frauen — und unter ihnen auch hochbegabte — ihre natürliche Aufgabe darin sehen, als Mütter eine tüchtige Nachkommenschaft zu erziehen, — eine Aufgabe, zu deren höchster Erfüllung nicht weniger Bildung des Geistes und Gemüthes gehört als zum ärztlichen Beruf. Eben so selbstverständlich ist es aber, daß die ledige Frau das unverkümmerte Recht beansprucht, sich auch ihr Glück zu begründen. Natürlich suchen nicht ihr Ideal in der medizinischen Praxis. Aber welcher Mensch mit einigem Gerechtigkeitgefühl will es den Frauen verdenken, wenn eine Jede frei sein und sich auf dem Gebiet versuchen will, das ihren Neigungen, ihren körperlichen und geistigen Fähigkeiten am Besten entspricht?

Die Aerzte wehren sich dagegen, daß von den Berufen, die akademische Bildung voraussetzen, gerade der ihre den Frauen zuerst erschlossen werde. Das hat eine gewisse praktische Berechtigung. Aber die theologische, die philosophische und die juristische Fakultät bereiten doch vor Allem zum Staatsdienst vor. Weibliche Geistliche beabsichtigt der Staat nun einstweilen schwerlich anzustellen. Der Ersatz der Lehrer an den höheren Töchterschulen durch gründlich durchgebildete Lehrerinnen ist zwar sehr erstrebenswerth und wahrscheinlich würde die weibliche Agitation auf Zulassung zu den philologischen Prüfungen lebhafter sein, wenn für die Frauen mit dem Bestehen des Staatsexamens eine staatliche oder städtische Anstellung garantirt wäre und wenn bei den sehr geringen Ansprüchen, die man an die Schulbildung der jungen Mädchen stellt, die Zahl der Lehrfächer, für die ein akademisches Studium erforderlich ist, nicht so sehr beschränkt wäre. Ein Andrang zum juristischen Studium ist schon deshalb ausgeschlossen, weil es sehr gute Vermögensverhältnisse voraussetzt; außerdem wäre hier vor Allem erst die Zulassung zur Anwaltschaft durchzusetzen, die für den Kanton Zürich allerdings durch die Volksabstimmung vom dritten Juli 1898 erkämpft worden ist. Was bleibt also schließlich außer dem medizinischen Studium? Und hier ist von besonderer Wichtigkeit, daß offenbar ein Bedürfniß nach Aerztinnen vorhanden ist. Darüber, scheint mir, ist gar nicht zu streiten. Die Aerzte haben wirklich nicht nöthig, immer die Beleidigten zu spielen, wenn ihnen gesagt wird, die Frauen scheuten sich, bei sexuellen Leiden zu ihnen zu gehen. Die meisten Frauen kostet es eine nicht geringe Ueberwindung, wegen eines scheinbar geringfügigen Falles sich der gynäkologischen Untersuchung durch einen Mann zu unterziehen, und dadurch werden viele Krankheiten verschleppt und verschlimmert. Wenn also die Aerzte nicht aufhören, immer und immer wieder zu betheuern, daß ihnen täglich und stündlich das Wohl ihrer Patientinnen am Herzen liege, dann müßten gerade sie im Interesse der Patientinnen lebhaft für das medizinische Studium der Frauen eintreten, statt daß sie den Frauen einzureden versuchen, sie seien viel zu gut für die häßlichen Berührungen mit Kranken und könnten an ihrer Tugend Schaden nehmen.

Es ist also begreiflich, daß unter den heutigen Verhältnissen die wenigen Frauen, die überhaupt mit Hilfe der Universitätstudien sich eine Lebensstellung zu begründen suchen, meistens das medizinische Fach wählen, und zwar nicht blos, wie Penzoldt meint, „aus der irrigen Anschauung, daß Krankenpflege sich mit der Ausübung der ärztlichen Kunst decke" oder „weil die meisten Frauen von der Medizin Etwas zu verstehen glauben, aber nichts verstehen."

Fragt man aber danach, wie es kommt, daß von diesen Frauen nur so wenige ans Ziel gelangen, so ergiebt sich dafür eine ganze Reihe von Antworten. Erstens scheiden, wie bei den Männern, Diejenigen aus, deren Begabung zur Absolvirung der Examina nicht ausreicht. Es ist ein Mißverständniß, wenn man die Studentinnen als die geistige Elite der Frauen behandelt und an jedem Mißerfolg unter ihnen die generelle Unfähigkeit der Frau exemplifizirt; Das ist ganz besonders heutzutage falsch, wo das Studium für viele Frauen den starken Reiz der Neuheit hat und besonders Frauen lockt, die nicht wissen, was sie sonst mit sich und ihrer Zeit anfangen sollen. Daß aus Mangel an Intelligenz mehr Frauen an der Examenklippe scheitern als Männer, wird Niemand beweisen können. Zweitens verläßt ein Theil von ihnen die Universität vor Beendigung des Studiums aus äußeren Gründen: sehr häufig, weil sie heirathen. Die Gegner des Frauenstudiums werden sich aber hüten müssen, wenn diese verlorenen Schafe durch die Heirath wieder in den Normalstall zurückgeführt werden, Das für ein Unglück zu erklären, da sie nun doch einmal der unerschütterlichen Ansicht sind, daß ein junges Mädchen, wenn es nicht heirathet, seinen „eigentlichen" Lebensberuf verfehlt habe. Nun könnte Jemand zwar einwenden, daß der Staat, der durch seine Einrichtungen das Universitätstudium ermöglicht, dafür auch einen Anspruch auf entsprechende Leistungen im Dienst des Volkes oder der Wissenschaft habe. Aber würden die Universitäteinrichtungen durch die Anwesenheit von ein paar Studirenden mehr in den Hörsälen und Kliniken irgendwie alterirt? Trifft Das thatsächlich schon für die Schweiz nicht zu: um wie viel weniger wäre es in Deutschland der Fall, wo sich die wenigen weiblichen Hörer auf zwanzig Universitäten vertheilen würden! Einige Frauen geben auch das medizinische Studium vor der Zeit wieder auf, weil es sie nicht befriedigt. Natürlich nennen die Gegner Das haltlos, inkonsequent, launisch, unbeständig; aber bei der eingeschränkten Berufswahl der Frau ist es doch gar nicht anders möglich, als daß die Eine oder die Andere in ihrem Durst nach Erkenntniß und Thätigkeit auf einen Weg geräth, der sie nicht an ihr Ziel führt und den sie niemals eingeschlagen hätte, wenn ihr nicht so viele andere Wege von vorn herein versperrt gewesen wären. Endlich giebt es Studentinnen, die fleißig und ausreichend begabt sind, es auch an Liebe zur Sache nicht fehlen lassen und denen doch schließlich die Kräfte fehlen, weil ihre Vorbildung so viel schlechter ist als die der Männer. Und hier komme ich auf ein Moment, auf das meistens viel zu wenig Werth gelegt wird. Frauen studiren nun schon seit vielen Jahren; und doch ist es unmöglich, ein abschließendes Urtheil über die Begabung der Frau für das medizinische Studium zu fällen. Allerdings hört man absprechende Urtheile häufig genug — auch von Solchen, die in ihrem Leben kaum je eine Studentin gesehen haben —, aber wie werden solche Urtheile begründet! Eine allgemeine geistige Inferiorität des weiblichen Geschlechtes wagt Niemand mehr als Grund

aufzustellen und die Untauglichkeit Einzelner würde auch unter studirenden Männern nicht schwer zu beweisen sein. Die physischen Kräfte der Frau mögen wirklich im Durchschnitt geringer sein als diejenigen des Mannes; aber sind denn alle Aerzte baumstarke Kerle und werden vielleicht krumme, lahme oder bucklige Männer vom medizinischen Studium und Examen ausgeschlossen? Ein endgiltiges Urtheil über die Leistungfähigkeit der Frau ist so lange nicht möglich, wie die studirenden Frauen nicht den selben Bildungsgang gehabt haben wie die Männer. Mir ist nur eine einzige Frau, eine Schweizerin, bekannt, die das Gymnasium (in Sankt-Gallen) regelrecht von Anfang bis zu Ende besucht hat; die meisten haben eine höhere Mädchenschule durchgemacht, dann einige Zeit zu Hause gesessen, und wenn sie der häuslichen Thätigkeit, der Theilnahme an allerhand Fortbildungskursen, irgend welcher sozialen Hilfearbeit und ähnlicher Dinge müde geworden sind, beschließen sie — etwa mit vierundzwanzig Jahren —, die Universität zu beziehen. Dann gilt es, das Reifezeugniß eines Gymnasiums so schnell wie möglich zu erlangen. Das, was die Knaben in neun Jahren erlernen, müssen die Mädchen in zwei bis vier Jahren nachholen, und da sie sich meist durch Privatunterricht oder in privaten Mädchengymnasien vorbereiten lassen, können sie sich nicht einmal von Lehrern, die der Prüfungskommission angehören, auf deren Lieblingsthemata einfuchsen lassen, wie wir Männer meistens es gethan haben, sondern müssen in allen Gegenständen sattelfest sein. Dazu ist die Furcht, durch schwache Leistungen die Frauenbewegung zu diskreditiren, ein starkes Stimulans zu äußerster Anstrengung; und endlich müssen die Damen noch gewärtig sein, an eine Prüfungskommission zu gerathen, die dem Frauenstudium abhold ist und um so schärfer zusieht. Wenn dann trotz Alledem der Wurf gelingt, so ist die Vorbildung dennoch der männlichen nicht ebenbürtig oder gar überlegen; denn wie sollen die in kurzer Zeit erworbenen Kenntnisse eben so fest haften wie Das, was ganz allmählich in einer langen Schulzeit resorbirt und assimilirt ist? Repetitio est mater studiorum. Oft ist die Vorbildung aber noch viel ungenügender. Ein Theil bereitet sich zum Abiturientenexamen überhaupt erst während der Studien vor; und daß dabei nicht viel Gutes herauskommt, liegt auf der Hand. Nehmen doch gerade die ersten Semester, die den naturwissenschaftlichen Fächern, der Anatomie und der Physiologie gewidmet sind, alle Kräfte des angehenden Mediziners vollauf in Anspruch. In der Schweiz ist es außerdem möglich, den medizinischen Doktorgrad ohne Abiturientenexamen zu erwerben; der Ausweis über den Besuch einer Mädchenschule, für Deutsche die Absolvirung des Lehrerinnenexamens und ein leichtes Aufnahmeexamen, genügen zur Immatrikulation und so besucht eine Anzahl von Damen die medizinischen Vorlesungen, ohne einen Brocken Lateinisch zu verstehen und ohne alle mathematischen und physikalischen Vorkenntnisse. Wenn von ihnen die größere Zahl entgleist, so ist Das unausbleiblich und ein Glück für die weiblichen Gesammtheitinteressen. Denn nicht nur gleiche Rechte, sondern auch gleiche Pflichten müssen die Frauen, die für die Befreiung ihres Geschlechtes kämpfen, verlangen. Es giebt auch in Deutschland praktizirende Aerztinnen, die in der Schweiz auf diesem Wege den Befähigungnachweis erworben haben. Ob sie Tüchtiges leisten oder nicht, weiß ich nicht; jedenfalls verdanken ihnen aber die deutschen Aerztinnen, daß sie gelegentlich von den

männlichen Kollegen, die aus ein paar Ausnahmefällen gern eine allgemeine Regel ableiten möchten, mit Kurpfuschern auf eine Stufe gestellt werden. Vergessen darf auch nicht werden, daß außer der minderwerthigen Vorbildung die Unkollegialität der männlichen Konkurrenten, die jeden kleinen Mißgriff zu einem groben Kunstfehler aufzubauschen geneigt sind, und das daraus entspringende Gefühl der Unsicherheit erschwerende Umstände für die Frauen bilden. Erst die Zukunft kann lehren, ob bei gleichen Voraussetzungen die Frauen hinter den Männern zurückstehen werden oder nicht. Die Redewendung, man wolle der Frau den Kampf ersparen, ist eine sentimentale Phrase, die Heuchelei und Selbstsucht hinter der Maske von Mitleid und Zartgefühl unschwer erkennen läßt.

Zum Schluß sei mir noch ein Fingerzeig gestattet, wie sich das künftige Studium der Frauen in Deutschland gestalten sollte. Es ist mehrfach die Frage aufgeworfen worden, ob bei der Freigabe der Universitäten getrennte Institute für die beiden Geschlechter erforderlich sein würden oder ob der Unterricht gemeinsam sein könnte, und der Abgeordnete Erdmann trat kürzlich im Reichstag für die Trennung ein. Ich glaube, er würde es nach dem Besuch einiger Vorlesungen oder einer Klinik in Zürich kaum begreiflich finden, daß man von einem gemeinsamen Studium Verflachung des Unterrichtes oder Gefährdung der Sittlichkeit befürchtet. Ich bin Deutscher und habe meinen medizinischen Unterricht an deutschen Universitäten genossen, aber ich kann nicht zugeben, daß Das, was an der zürcher Hochschule geboten wird, hinter Dem zurückbliebe, was die deutschen Universitäten leisten. Die Dozenten haben es nicht für nöthig befunden, ihre Anforderungen herabzusetzen oder ihre Lehrmethode zu verändern, und die Studenten arbeiten vom ersten Semester an mit einem Eifer, über den allerdings mancher Fuchs in Deutschland verächtlich die Achsel zucken würde. Dieser Eifer ist, meiner Meinung nach, zum großen Theil den Studentinnen zu danken, die durch ihren Fleiß den Ehrgeiz der männlichen Hörer anfeuern. Zum Mindesten ist also keine Schädigung des Unterrichtes zu erwarten; keine einzige schweizer Universität läßt Das befürchten. Und nun zur Gefährdung der Sittlichkeit! Ich kann mir nicht denken, daß man um die Sittlichkeit der Studenten so überaus ängstlich besorgt ist und daß man sie vor den Sirenenreizen der Studentinnen schützen zu müssen glaubt; solche Fürsorglichkeit wäre ja geradezu lächerlich und es lohnt nicht, ein ernstes Wort darüber zu verlieren. Für die Sittlichkeit der studirenden Frau lasse man sie aber getrost selbst sorgen. Räudige Schafe giebt es überall und ich will nicht bestreiten, daß auch in Zürich gelegentlich Dinge vorgekommen sind, die besser nicht vorkämen. Aber im Allgemeinen ist der Ton der Studirenden beiderlei Geschlechtes in Zürich so musterhaft, der Umgang ein so zwanglos freundschaftlicher und die Anregung dieses Umganges für Jeden, wenn er lange unter der schwerfälligen Etikette gelitten hat, die einen kameradschaftlichen Verkehr zwischen jungen Männern und jungen Mädchen zu etwas Unanständigem stempelt, etwas so Neues und Werthvolles, daß man nur wünschen kann, alle jungen Leute in Deutschland benähmen sich so wie unsere Studenten und Studentinnen.

Zürich, Physiologisches Institut. Dr. med. Rudolf Höber.

Das Klavier und seine Meister.

In einer ungewöhnlich prachtvollen Ausstattung ist jüngst bei F. Bruckmann in München ein Buch erschienen, das nicht verfehlt hat und auch ferner nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit musikliebender Kreise auf sich zu ziehen. Es heißt: „Das Klavier und seine Meister“ und rührt vom Dr. Oskar Bie, dem bekannten Aesthetiker, her. Man merkt dem Buche von seiner ersten bis zu seiner letzten Seite an, daß es nicht ein Zufalls- oder Gelegenheitprodukt ist. In unserer Zeit, in der man leider allzu häufig Bücher ohne jedes innere Bedürfniß macht, in der auch gerade auf musikalischem Gebiete geübte Vielschreiber ihre ad hoc aus Bibliotheken zusammengerafften Kenntnisse umständlich verwerthen zu dürfen glauben, muß dieser Vorzug des bieschen Buches besonders hervorgehoben werden. Der Autor hat es, wie man zu sagen pflegt, mit seinem Herzblute geschrieben. Ihm bedeutete die Abfassung eine nothwendige Befreiung. So athmet das Buch eine frische Ursprünglichkeit, die in hohem Maße anregt und gefangen nimmt. Es ist in einem Stile geschrieben, der die Schaffensfreude des Autors, die grenzenlose Verliebtheit in seinen Stoff, getreu wiederspiegelt, — und auch seine grenzenlose Verliebtheit in das Instrument, dessen Werdegeschichte er mit so großer Sachkenntniß vor uns aufbaut. „Und nun möchte ich das Klavier“, so schwärmt er, „nur vor Zehn hinstellen, nicht im Saal, sondern zu Hause, wo man in der richtigen Dämmerstunde seine kleinen Konzerte geben kann, wo man jede einzelne Person kennt, für die man spielt. Dann ruhe ich mich auf der Intimität des Klaviers aus. Dann strömt aus ihm süßer Harfenton und perlen die Rosenketten; oder Titanengewalten scheinen ihm zu entrauschen und meine Seele liegt ganz in den Fingerspitzen.“ Das Klavier, das ihn in dem intimen Halbdunkel des kleinen Raumes so wundersam berauscht, erweckt wenn es im Konzertsaale ertönt, im Verein mit der Violine, mit dem Streichquartett oder mit dem vollen Orchester, sein Mitleid. Er hat die Empfindung, daß selbst in Beethovens Es-dur-Konzert eine fremde Atmosphäre auf ihm lagert; und er spricht von seiner Kraftlosigkeit, wenn es in der Kammermusik die Melodie der singenden Violine alternirend übernimmt. Nur wenn er ohne jede Mitwirkung anderer Instrumente in seine Saiten greift, geht ihm die Seele des Klaviers auf. „Ist es kein gut Ding, das ganze Material der Töne vor seinen zehn Fingern zu haben? Hineinzugreifen, wirklich hineinzugreifen und alle Nuancen aller Musik, das Singen, Springen, Flüstern, Schreien, das Weinen und das Lachen unter den Nerven zu fühlen? Alles freilich in den Ton des Klaviers gestimmt, Alles in den epischen Ton der modernen Kithara, der die Lyrik der Violine und die Dramatik des Orchesters in seiner Art in sich faßt.“ Im dämmerigen Zimmer ist ihm das Klavier ein seltsamer und lieber Erzähler, ein Rhapsode für den intimen Geist und ein Archiv für den Historiker, dem es das ganze Leben der modernen Musik in seiner Allerweltsprache von einem tiefen durchschnittlichen Gefühlspunkte aus wieder aufrollt. „So liebe ich das Klavier erst ganz, so ist es treu, ehrlich und allein.“

Mit ähnlichen Betrachtungen, mit denen Bie sein Buch einleitet, klingt es auch aus. Er versteigt sich schließlich sogar zu einer höchst ketzerischen Abwendung von der Rauschmusik unserer Zeit; ein neuer Beweis für die langsam, aber sicher um sich greifende Reaktion gegen Richard Wagner, für das Erwachen aus der tiefen Hypnose, in der die Welt Jahrzehnte hindurch befangen lag. „Ein Titanentrotz liegt in der Oper, aus Sand Berge bauen zu wollen, ein Rausch, ein unerhörtes Siegesbewußtsein beflügelt dieses Experiment aller Experimente. Ein gewaltiger Mann kam, er machte Dionysos zum Herrn und aus der Bühne suchte er Weltenspiegel und Weltenehre zu holen. Wir stehen auf der schönen Ruine seines herrlichen Ungestüms. Wir haben gelernt; wir sind erhoben worden; aber die Tragik des Theaters ist zu tief. Da kommen die Stunden, in denen wir uns an den Kamin der Kammermusik flüchten, zu ihren feinen, einsamen Webelinien, in denen wir alles Leben groß und ganz enthalten finden, da es sich selbst schildert und nicht des fremden Apparats bedarf." Bie ist also ein beredter Prediger der Selbsteinkehr und hält das Klavier für den Sammelpunkt dieser Selbsteinkehr. Aber er will das „zarte Instrument" nicht vor die Masse gesetzt wissen, zum Kriegsspiel mit dem Orchester, es soll vielmehr keusch werden und sich gläubig zu Bachs Wohltemperirtem Klavier, dem Alten Testamente, und zu Beethovens Sonaten, dem Neuen Testamente — wie Bülow sagte — wenden. Die Linie Bach-Beethoven-Schumann-Brahms ist ihm der Weg, auf dem nicht nur das Klavier Impulse zu neuen Wendungen gewonnen hat, sondern auf dem auch die Musik im Allgemeinen Nahrung zu ferneren Blüthen und Früchten finden wird. „In der Kammermusik sehen wie die Früchte unserer Sehnsucht reifen. Blut von unserem neuen Blute." Klingersche Radirungen . . . Brahmsens Klarinettenquintett . . . Smetanas „Aus meinem Leben": dahin winke es.

Diese Bekenntnisse sind um so merkwürdiger, ich möchte sagen, um so werthvoller, als sie eine Umwandlung, eine Bekehrung bedeuten. Die Umwandlung und die Bekehrung eines Mannes, dem ehedem die Linie Berlioz-Liszt-Strauß der richtige Weg zu sein schien und der in Wagner den glänzendsten Höhepunkt aller Kunstentwickelung feierte. Dieser Einzelne setzt sich in seinem dämmerigen Zimmer ans Klavier und spielt Bach und spielt immer wieder Bach: und eine neue, ungeahnte Welt erschließt sich ihm, die überreich ist an Wundern herrlichster Art. Eine Läuterung vollzieht sich in ihm und „der laute Triumph aller vereinigten Künste" wirkt auf ihn abschreckend, so daß er sich jählings von ihm abwendet. Bach ist ihm der Inbegriff aller Musik; es besteht für ihn keine andere Persönlichkeit, die mit ihrer ganzen Kunst so identisch ist, wie Bach mit der Musik. Er glaubt, wenn der liebe Gott Das, was nachher von der Welt „Musik" genannt wurde, in sinnlicher Form den Menschen hätte offenbaren wollen, so hätte er ihnen das Werk Bachs gegeben. „Ein einziges Mal vielleicht in dieser Welt ist das Ding an sich lebendig geworden, ist die Divergenz zwischen Begriff und Sein aufgehoben worden. Man kann die Musikgeschichte auf Bach hin schreiben; zeigen, wie sie von ihm aus wieder divergirte, nach ihren großen Einseitigkeiten hin. Man kann beweisen, wie sie um Bach pendelt, zu Bach kommt und von Bach geht im Laufe der Jahrhunderte, so wie man bei der bildenden Kunst zeigt, wie sie von der Natur geht und zu der Natur kommt."

Die Sehnsucht nach Intimität des Kunstgenusses zieht sich durch das ganze Buch. Der Autor erzählt, daß der „Dichter“ Chopin nur selten Konzerte gegeben habe. „Wenn man ihn in Paris hörte, so waren es meist intime Matineen im Salon Pleyel, zu denen nur wenige Plätze ausgegeben wurden. Die polnische Emigrantenaristokratie, die pariser Kunst- und Schriftstellerwelt, Damen, schöne Damen saßen um ihn und lauschten. Die réunions intimes, diese concerts de fashion, wie Liszt sie nannte, waren die echtesten Klavierkonzerte, die jemals veranstaltet worden sind. Der Künstler wußte, vor wem er spielte, und der kleine Kreis gab die passende Resonanz für die diskrete Poesie des Instrumentes. Kein ‚fracas pianistique‘, keine lärmende Cirkusszene vor einem vielköpfigen, unbekannten, unbestimmbaren Publikum, sondern höfische Kultur ohne Hof.“

Eine eingehende Geschichte des Klaviers und des Instrumentenbaues zu geben, lag nicht in Bies Absicht. So weit sie Grundlage für die Entstehung der Literatur ist, konnte er natürlich nur einen Abriß geben. Er faßte sich hier sehr kurz, indem er mit Recht ausführt, daß die Geschichte des Klavierbaues eine sehr komplizirte Materie sei, wenn man weit ausholen wolle, dagegen eine einfache und klare Sache, wenn man in Kürze auf das Wesentliche hindeute.

Bie theilt sein Buch in neun Kapitel mit folgenden Ueberschriften ein: „Alt England — ein Präludium“, „Altfranzösische Tanzstücke“, „Scarlattis Spielfreudigkeit“, „Bach“, „Die Galanten“, „Beethoven“, „Die Technischen“, „Die Romantischen“, „Liszt und die Gegenwart.“ Es würde natürlich zu weit führen, wenn ich den reichen Inhalt der einzelnen Kapitel auch nur andeutend zu erzählen versuchte. Es sei nur im Allgemeinen gesagt, daß die Darstellung, so liebevoll sie in Einzelheiten eindringt, nirgends kleinlich wird, sondern stets in deutlichen Konturen die große Linie der Entwickelung festhält. Dabei hat es sich Bie angelegen sein lassen, fortgesetzt Perspektiven auf die gesammte Kulturentwickelung zu erschließen Er wirft interessante Streiflichter auf die sozialen und politischen Zustände, zieht Dichtung und bildende Künste in den Bereich seiner Darstellung, — und giebt dadurch weit mehr als eine bloße Uebersicht über das Klavier und seine Meister. Das Buch wird in allen Theilen von einem starken Hauche persönlichster Anschauung durchweht. Und weitere Vorzüge? Die zutreffenden, häufig erschöpfenden Charakteristiken der einzelnen Tonsetzer, die feinsinnigen Analysen ihrer Werke, die kleinen geschlossenen, geistreichen Essays, z. B. über die „Psychologie der Programmmusik“, „Die Musik als Sprache“, „Das Leben der Virtuosen“, „Liszt und die drei Künstlertypen“, „Das Klavier als Möbel“, die lehrreiche Darstellung der Entwickelung musikalischer Formen und nicht zuletzt sein bildnerischer Schmuck, ausgezeichnete Reproduktionen nach alten Kupfern, Holzschnitten, nach Photographien und Gipsabgüssen.

Um ein Beispiel der Charakterisirungart Bies zu geben, setze ich Einiges von Dem, was er über Franz Schubert sagt, hierher. Seine Liebe zu diesem Einzigen berührt ungemein sympathisch und ist außerdem kennzeichnend für seinen vorhin schon geschilderten Standpunkt. „Schubert starb mit einunddreißig Jahren. Sein D-moll-Quartett, eins der unerhörtesten Musikstücke, läßt uns ahnen, daß er der größte Musiker des Jahrhunderts geworden wäre. So hat er uns nur

seine Jugend hinterlassen. Eine Jugend in sinniger Intimität und lachender Sonne. An Feinheit des musikalischen Empfindens ziehen wir diesem wiener Kinde mit dem Schullehrergesicht Niemanden vor. Er steht uns in dem kleinen Kreise der originalen, feinen Menschen, deren Geheimniß das Leben der Empfindsamen glücklich macht. Wer keine zarten Finger hat, rühre Schubert nicht an. Ihn spielen können, heißt, einen feinen Anschlag haben. Die Tastatur scheint entmaterialisirt und nur noch so viel von der Wirklichkeit des Hebelwerkes übrig, wie dazu gehört, die Ahnung dieser Schönheit lebendig werden zu lassen. In stillen Stunden genießt man ihn und gesteht sich ein, daß es keinen Tondichter giebt, den man so wie diesen einfach von Herzen liebt." Und als Beispiel für Bies Art, zu analysiren, sei folgende Stelle angeführt: „Die Notturnos — in ihrer Mitte das Seidengewebe in Des-dur — sind die Hohen Lieder der Melodie, die Chopin nirgends so sehnsuchtvoll, so schwärmerisch, so breit ausklingend gestaltet hat wie hier. Die Tänze aber sind die Hohen Lieder des Rhythmus, dem noch nie eine so geistreiche Huldigung dargebracht worden war. Die Polonaisen haben die Gedanken und den ritterlichen Zug des alten polnischen Adels; und so stolz hebt sich in ihnen Chopins Nacken, wie man es von diesem weiblichen Gemüth nicht erwartet hätte."

Natürlich weist Bies Buch auch Punkte auf, mit denen man sich nicht einverstanden erklären kann. Ich glaube aber, daß der Vorzüge so viele sind, daß man nicht nöthig hat, mit den anfechtbaren Stellen allzu streng ins Gericht zu gehen. Bedenklich ist sein Urtheil über Weber, dessen Sonaten er offenbar unterschätzt. Dagegen schätzt er Moscheles in übertriebener Weise ein. Gegen Schluß des Buches hin, wo es sich darum handelt, der Gegenwart den gehörigen Maßstab zu finden, mehren sich Schiefheiten. Die summarische Behandlung der modernen Virtuosen ist in vielen Punkten anfechtbar. So wird der geniale Ansorge obenhin damit abgefertigt, er sei einer der Intelligentesten. Das ist bei Weitem nicht genug. Dabei bringt Bie das Bild des so unvergleichlich viel schmächtigeren Josef Hofmann und, was unverzeihlich ist, sogar das des vielschreibenden, flachen Philipp Scharwenka, der in das Buch einfach nicht hineingehört. Ja, und was hat in aller Welt Wilhelm Kienzl, dessen Bildniß auch vorgeführt wird, mit der „modernen deutschen Klaviermusik" zu thun? Was schließlich Richard Strauß, dessen Drang ganz anderen Zielen zugewandt ist als der Bereicherung der Klavierliteratur? Ferner sind die nicht eben werthvollen Notenbeilagen, die musikalischen Originalbeiträge von Eugen d'Albert, Wilhelm Kienzl, Moritz Moszkowski, Philipp Scharwenka und Richard Strauß kaum danach angethan, die Harmonie des Buches zu fördern. Vielleicht wird der Autor Gelegenheit haben, diese und andere kleine Mängel in einer späteren Auflage auszumerzen. Auch das Kapitel „Beethoven", das nicht auf der Höhe der übrigen steht, verdient, im Interesse des Gesammteindruckes, eine nachträgliche Ueberarbeitung. Max Marschalk.

Meine Trennung von den Nationalsozialen.

Nummer Zweiundzwanzig der „Hilfe“ brachte die Antwort auf meinen in der „Zukunft“ vom dreizehnten Mai erschienenen Aufsatz: „Meine Trennung von den Nationalsozialen“. Ich kann nicht umhin, Einiges zu erwidern, um einer Verdunkelung von Thatsachen vorzubeugen. Aber ich kann sehr kurz sein.

Die Hauptantwort giebt Naumann selbst. Sein Grundgedanke ist: Nicht wir haben uns geändert, sondern Göhre. Bekanntlich hatte ich gerade das Umgekehrte behauptet. So steht Behauptung gegen Behauptung. Ich glaube nicht, daß weitere Auseinandersetzungen diese Situation ändern können; und da Naumann in seinen Ausführungen auch den alten ruhigen Ton wieder anschlägt, sehe ich keine Veranlassung, mit ihm zu polemisiren.

Einen zweiten Artikel liefert der Sekretär des nationalsozialen Vereins, Herr Wenck, unter dem Titel: „Thatsächliches zu Göhres Zukunft-Artikel.“ Er hebt vier Punkte hervor, um mich und meine in diesen Heften geschilderte Entwickelung zu „beleuchten“.

Zuerst holt er sich Material aus den Sitzungprotokollen des Vorstandes. Ueber die Nichtaufstellung meiner nationalsozialen Reichstagskandidatur schreibt er „an der Hand der von mir selbst gut geheißenen Protokolle“: „Göhre ist noch bis zum einundzwanzigsten März 1898 bereit gewesen, zu kandidiren! Er hat sich in der Vorstandssitzung vom dritten September 1897 zu einer Kandidatur in Frankfurt a. O. zur Verfügung gestellt. Wegen Saalschwierigkeiten verzichtete er darauf. Am achten Dezember 1897 nahm Göhre eine Kandidatur in Lauenburg an, traf Vorbereitungen zum Kampf um diese Kandidatur, reiste dorthin, agitirte und entwarf einen ganzen Plan für den Wahlkampf, der heute noch im Archiv des Vereins liegt, in den von ihm geradezu vorbildlich ausgearbeiteten Büchern des in Aussicht genommenen Wahlbureaus. Dann aber erklärte er, ... wegen eines Halsleidens ... werde es unmöglich, die ... Kandidatur aufrecht zu erhalten. Mit keiner Silbe aber hat Göhre ... die jetzt von ihm in der „Zukunft“ angegebenen Motive für den Rücktritt von seiner Kandidatur angegeben.“ Herr Wenck scheint der komischen Meinung zu sein, ich hätte die Vorstandssitzungen benutzen sollen, ihm immer meine innersten Gedanken zu Protokoll zu geben. Vorstandssitzungen dienen aber anderen Zwecken. Was nun die frankfurter Kandidatur anlangt, so wurde sie von frankfurter Herren gewünscht, ich aber war es gerade, der den Plan aus mancherlei Gründen — auch schon wegen der Saalschwierigkeiten — verhinderte. Bezüglich des lauenburger Wahlkreises ließ ich mich allerdings schließlich auf vieles Drängen, angesichts der schwierigen politischen Situation, in der sich meine damaligen Freunde befanden, und angesichts der inneren politischen Zweifel, die mich selbst noch erfüllten, auf eine vorläufige Inaussichtnahme und Erkundung des Wahlkreises ein. Doch kam es zu weiter nichts als zur Abhaltung von drei Versammlungen. Später vereitelte dann ein Halsleiden überhaupt alle Pläne einer Kandidatur. Sonst habe ich mit jenem Wahlkreis kaum Etwas weiter zu thun gehabt. Als Kandidat bin ich von dortigen Herren überhaupt nie aufgestellt worden. Die Bücher endlich für den eventuellen Wahlkampf habe nicht ich ausgearbeitet, sondern Herr Graveur Schaal, der nationalsoziale Agitationgehilfe für den Norden. Das hätte Herr Wenck schon aus der Handschrift in diesen Büchern ersehen können.

Die zweite „Beleuchtung" Wencks besteht in der Behauptung, ich hätte die Sozialdemokratie schärfer bekämpft als selbst Herr Lorenz, von dessen Auftreten ich „den Einzug der Reaktion bei den Nationalsozialen" datire. Als Beispiele nennt er Versammlungen in Hamburg und Thüringen. In Hamburg habe ich überhaupt nur einmal gesprochen, wobei es wohl recht lebendig, aber durchaus nicht störrisch herging. In Altenburg begann gerade nach einer Diskussionrede des Herrn Wenck die Unruhe, die allerdings dann, als ich in scharfer Rede ihm zu Hilfe kam, noch gesteigert wurde. In Jena wurde ich, ohnehin — aus Herrn Wenck wohlbekannten Gründen — erregt, durch fortwährende Zwischenrufe aufs Schärfste gereizt. Im Uebrigen weiß Herr Wenck genau, wie sehr die Art des politischen Kleinkampfes rein Temperamentssache ist.

Drittens erhebt Herr Wenck den Vorwurf, ich hätte gegen die oeynhäuser Kaiserrede nicht nur selbst keine eigene schärfere Resolution eingebracht, sondern sogar seine, in Darmstadt schließlich angenommene, ausdrücklich ihm gegenüber gebilligt. Herr Wenck vergißt da plötzlich, was er zu Anfang seines Artikels selbst ausführt, daß ich eben seit Oeynhausen von den Nationalsozialen mich entfernt, also gar keinen Grund mehr hatte, mich an den darmstädter Verhandlungen zu betheiligen. Und daß ich seine Resolution ihm gegenüber mit höflichen Worten guthieß, geschah ganz in dem Sinne, in dem ich es auch in meinem letzten „Zukunft"-Artikel gethan habe.

Endlich — und Das ist der letzte Vorwurf — soll ich gar mit daran schuld sein, daß „die Nationalsozialen sich mit einer Sozialreform innerhalb der heutigen Gesellschaftverfassung begnügten und nicht an der allmählichen Sozialisirung der Gesellschaft arbeiteten". „Wo sind denn", ruft Herr Wenck aus, „die Vorschläge, die Göhre in dieser Richtung gemacht hat und die wir abgewiesen haben? Und solche müßten doch von seiner Seite vorhanden sein, wenn er das Recht beansprucht, diesen Vorwurf zu erheben! Das Einzige, und zwar das durchaus Werthvolle, was Göhre vorgeschlagen hat, war das Genossenschaftwesen, und gerade hierin hat ihm der Delegirtentag durchaus zugestimmt." Aber die Sache liegt doch etwas anders. Weiß Wenck nicht, welche Anstrengungen gemacht wurden, mir das Genossenschaftreferat wenigstens zur Hälfte wieder abzunehmen, aus Furcht vor meinem Radikalismus? Weiß er nicht, daß ich dann die zu diesem Referat von mir veröffentlichten Thesen fallen lassen und die milderen der Berliner acceptiren mußte, weil sie schon nach ihrer Veröffentlichung auf starken Widerspruch stießen? Weiß er nichts von einem gleichen Widerspruch gegen das Referat selbst? Weiß er nicht, wie oft ich auf spöttisch geringschätzige Abweisung gerade bei den maßgebendsten Herren stieß, sobald ich nur von der Nothwendigkeit zusammenhängender theoretischer Arbeiten als Unterlagen für ein künftiges nationalsozialistisches Programm sprach? Und da soll ich mitschuldig sein an der mangelhaften Leistung der Nationalsozialen zur Sozialisirung der Gesellschaft? Sonderbar, höchst sonderbar!

Zum Schluß will mich Herr Wenck zu allerhand Aeußerungen über mein künftiges politisches Verhalten provoziren. Meine Antwort denke ich zu geben, nicht mit Worten, sondern durch unzweideutiges politisches Handeln.

Steglitz, am sechsundzwanzigsten Mai 1899. Paul Göhre.

Landwirthschaft und Volksernährung.

Es ist merkwürdig, daß Krankenkassen, Unfall- und Invaliditätversicherung, Arbeiterhygiene und Abkürzung der Arbeitzeit so viel mehr als die Volksernährung die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen. Und doch ist eine richtige und genügende Ernährung von Kindesbeinen an wichtiger für Gesundheit und Glück als alle die schönen neumodischen Dinge.

Gesundheit ist die Grundlage der kräftigen Arbeitleistung, der Freude an der Arbeit und des Wohlbefindens. Ein geputzter Mensch braucht sich noch keineswegs glücklich zu fühlen, ein wohl genährter und gesunder Mensch wird meistens zufrieden sein.

Die Putzsucht ist der Industrie, eine kräftige Ernährung ist der Landwirthschaft förderlich. Es ist offenbar, daß die Landwirthschaft an Unterkonsumtion leidet. Wenn gar keine landwirthschaftlichen Zufuhren vom Auslande herein könnten, so würde wohl auch bei der heutigen Volksernährung die Landwirthschaft auskömmliche Preise erzielen. So aber möge man sich wenigstens gründlich der Volksernährung annehmen und die Putzsucht bekämpfen. Ich halte Den für einen viel besseren Arzt, der Fleisch, Milch und Zucker verordnet, als Den, der Bromkali, Antipyrin, Antifebrin und sonstige „Heilmittel“ verschreibt.

Wie sehr die Industrie von der Volkssitte, dem Geschmack und der Mode abhängt, weiß Jeder; von der Landwirthschaft machen sich Das die Wenigsten klar. Der starke Konsum von Schweinefleisch ist in Deutschland nur möglich, weil der Geschmack des niederen Volkes diese Fleischart begünstigt. Wenn in Deutschland viel weniger Fleisch und Zucker genossen wird als in England und Amerika, so erklärt sich Das nur theilweise aus den Lohnverhältnissen, noch weniger aus der Zollpolitik; am Wichtigsten ist dafür die Volkssitte. Die schlechte Ernährung des Arbeiters ist aber eine sehr bedauerliche Volkssitte. Volksernährung und Arbeitleistung gehen Hand in Hand; die Zahl der Aerzte und Apotheker steht vielleicht eher in einem umgekehrten Verhältniß zur Arbeitleistung und Gesundheit der Bevölkerung.

Wenn es sich mehr und mehr um den Wettkampf der Nationen im Weltverkehr handelt, so wird der Sieg in diesem Wettkampf von verschiedenen Faktoren abhängen und nicht zum Wenigsten von der körperlichen Leistungfähigkeit des Arbeiters ... Hier wird man mir vielleicht einwenden, die Volkssitte lasse sich nicht beliebig ändern, die Volksernährung sei schließlich allein eine Lohnfrage. Je höher der Lohn, desto besser die Ernährung. Das ist nur bedingt richtig.

Ich frage, ob sich der Deutsche, der nach England oder Amerika auswandert, nicht der dort üblichen Ernährung anpaßt. Er trinkt dort seinen Thee und Grog mit viel Zucker und ißt tüchtig Fleisch, mitunter ein Pfund täglich. Hier würde er Das nicht thun. Dagegen trinkt er drüben weniger Kartoffelspiritus und ißt weniger Brot, Klöße und Kartoffeln. Eben so gut, wie sich ein Theil des Lohnes für Vergnügungen nach der Arbeit und am Sonntag oder für Putz der Frau, der Kinder und des Zimmers verwenden oder auf die Sparkasse tragen läßt, könnte er auch für bessere Ernährung ausgegeben werden.

Höherer Lohn und billige Lebensmittel mögen die herrschende Volkssitte oder vielmehr Volksunsitte bekämpfen helfen, aber allein können sie nichts verändern; dazu gehört eine andere Gewöhnung von Jugend auf.

Wenn man das Steigen der Kultur nach der Zunahme und Befriedigung der Bedürfnisse bemißt, so steht die Kultur unserer Ernährung- und Wohnungverhältnisse in einem schreienden Widerspruch zu der Kultur, die sich in Kleidung, Luxusgegenständen, Theatern, Tanzsalons, Eisenbahnen, elektrischem Licht, gepolsterten Möbeln und gemusterten Gardinen ausdrückt. Der commis voyageur der Industrie ist bei uns als Träger der Kultur angesehen. Ich sähe lieber, daß es der Fleischer, Bäcker, Milchhändler, Zuckerverkäufer, die Volksküche, die Haushaltungschule, der Maurer, Zimmermann und Tischler wären.

Der Industrie helfen viele Faktoren, vom Geschäftsreisenden bis zum kleinsten Schaufenster, vom Bankier bis zum eingewanderten Juden, von dem Landmädchen und dem Soldaten, die Putzsucht und Luxusansprüche von der Großstadt auf das Land verpflanzen, bis zum reich gewordenen Protz, der die Einrichtung, mit der er sich umgiebt, nur nach dem Geldwerth der Anschaffungskosten schätzt. Jeder Handwerker und Fabrikarbeiter, der eben der ärgsten Noth entronnen ist, muß eine gute Stube, Sonntagskleider, Sommer- und Winterüberzieher haben, aber die Speisen, die er ißt, können recht geschmacklos und wenig nahrhaft sein. Nur der gebildete Mittelstand und die Reichen legen Werth auf genügende und schmackhafte Kost. Der ungebildete Mittelstand und der Arbeiterstand nähren sich in Deutschland schlecht. Die Landwirthschaft mußte für Spiritus, Zucker, Raps schon zu einer Zeit Absatz im Auslande suchen, wo eine Exportindustrie noch kaum vorhanden war, und heute ist ihr Auslandsabsatz durchaus gefährdet. Also muß ihr Inlandsabsatz gesteigert werden, wenn ihre Nothlage beseitigt werden soll.

Da kommt nun vor Allem der Zucker in Betracht. Die Zuckerfabrikation hat ganze Strecken Landes bisher noch über Wasser gehalten und einem beträchtlichen Theil der ländlichen Bevölkerung Arbeit gegeben. Wenn viele Besitzer von Rübenboden sich wieder dem Getreide- und Kartoffelbau, der Milchproduktion zuwenden, so würde die landwirthschaftliche Konkurrenz verschärft; und ob die entlassenen Arbeiter der Landwirthschaft erhalten bleiben würden, ist zweifelhaft. Die Krisis wird eintreten, sobald Kuba den amerikanischen Zuckerbedarf decken kann, und Das ist nach der Pazifikation der Insel nur eine Frage weniger Jahre. Glaubt man, den Ausfall von zwanzig Millionen Centnern dann bei Russen, Rumänen, Japanern oder sonstwo einholen zu können? Wird Das schließlich nicht doch im Inlande noch eher möglich sein? Da die Rücksicht auf die Produzenten einer weiteren Entwerthung entgegensteht, fordert die Rücksicht auf die Konsumtion dringend den Wegfall der Verbrauchsabgabe.

Fleisch müßte noch theurer sein und dennoch mehr konsumirt werden. Ich halte Das bei dem allgemeinen Stande der Löhne für durchaus möglich. Die deutsche Landwirthschaft kann eben ganz sicher, wenn sie sich mit zwei Dritteln des Preises für Getreide im Vergleich zu der Periode von 1850 bis 1860 zufrieden geben muß, wenn sie doppelt so hohe Löhne zu zahlen und dreifache Lasten zu tragen hat, auf die Dauer sich ihre Hauptstütze im Körnerbau nicht erhalten. Trotz der besseren Verwerthung der Nebenprodukte und der Benutzung von Maschinen würde sie, wenn sie sich nicht Kompensationen verschafft, gerade so zu Grunde gehen, wie die englische Landwirthschaft bereits zu Grunde gegangen ist. Selbst ein höherer Schutzzoll würde ihr dann nicht nützen. Denn im Westen führen die Wasserwege so tief in das Herz von Deutschland hinein, daß sie den Schutz-

zoll illusorisch machen. Der Osten aber ist so schwach bevölkert, daß das überschüssige Getreide auf Skandinavien, Finland, England und damit auf den Weltmarkt angewiesen ist. Für ganz Deutschland wäre also ein hoher Getreidepreis erst dann zu erwarten, wenn Getreidemangel in der ganzen Welt einträte. Nun ist zwar die Ueberproduktion von Getreide heute auf der Erde nicht bedeutend und in Gegenden mit niedriger Kultur, wie z. B. Rußland und Indien, ist die Getreideproduktion nur sehr langsam zu heben. Aber nach allen Ländern, wo heute Viehzucht auf der Steppe getrieben wird, lassen sich intelligente Arbeiter und Kapital werfen, die in wenigen Jahren den fehlenden Bedarf decken würden. Argentinien bietet dafür ein klassisches Beispiel. Also das Getreide kann die deutsche Landwirthschaft nicht retten, — es sei denn, daß man zu einem strikten Einfuhrverbot käme. Das ist aber nach Lage der Dinge nicht zu erwarten. Um so mehr ist mit einem gesteigerten Fleischkonsum bei hohen Fleischpreisen zu rechnen. Wenn das Getreide so billig und das Fleisch so theuer würde, daß das Getreide mit Nutzen verfüttert werden könnte, so würde auch Das mich nicht erschrecken. Im Gegentheil: der Aermere könnte sich dann billig mit Getreide ernähren, der besser Gelohnte Fleisch verzehren und der Landwirth würde seine Produkte mit Nutzen und unter Hebung der Dungkraft des Ackers verwerthen. Selbst ein Verfüttern von Zucker an das Vieh — sobald nämlich denaturirter Zucker ohne Verbrauchsabgabe in den Handel kommt — halte ich für vortheilhaft.

Ein drittes Hauptprodukt der Landwirthschaft, das den Ausfall an Getreide zum Theil ersetzen könnte, ist Milch und Butter. Trotz dem Konsum für menschliche Nahrung, trotz der ausgedehnten Käsefabrikation und den Bedürfnissen der Schweinezucht sind die Preise heute gedrückt und besonders für Butter und Käse einer Steigerung fähig.

Als viertes Hauptprodukt der Landwirthschaft wäre die Kartoffel zu nennen. Die Kartoffelfrage scheint mir aber im Wesentlichen abgethan zu sein. Eine allmähliche Steigerung des Bedarfes wird wohl durch den Mehrverbrauch von Spiritus und Stärke zu industriellen Zwecken herbeigeführt werden; eine intensive Preiserhöhung wäre aber nur zu erwarten, wenn die Fleischpreise plötzlich bedeutend höher würden und wenn es gelänge, Spiritus ausgiebig zur Beleuchtung zu verwenden. Beides ist nicht wahrscheinlich.

Von anderen landwirthschaftlichen Nebenprodukten sehe ich überhaupt ab, weil sie nur einem minimalen Bedarf dienen. Also Fleisch, Zucker und Milch sind diejenigen Produkte, deren Massenkonsum der Landwirthschaft aufhelfen könnte. Gerade diese drei Artikel sind es aber auch, die dem menschlichen Körper gesund und zuträglich sind, die ihn kräftig und arbeitfähig machen. Sollten sich da nicht außer den Landwirthen auch die Industriellen, nicht überhaupt Jedermann, Gebildete und Ungebildete, Aerzte und Laien, für diese Frage interessiren?

Ich sagte schon, daß die Industrie mächtige Hilfstruppen am reisenden Kaufmann und an den Gewohnheiten des ganzen Volkes hat. Der Landwirthschaft und der Gesundheit der Menschen fehlen leider solche Helfer. Der Mann bestimmt im Allgemeinen, was er selbst ißt. Die Frau aber bestimmt, was die Familie genießt. Die Entscheidung der Frau ist also meist viel wichtiger als die Ansicht des Mannes. Durch ihre Hand geht der größere Theil des Lohnes und sie bestreitet die Haushaltsausgaben. Wer kann nun darüber zweifelhaft sein, daß

die Sucht der Frauen, Etwas vorzustellen, oft viel größer ist als ihr Verständniß für die Ernährung? Zucker zur Milch oder zum Kaffee, ein Stück Wurst als Zuspeise, eine dick bestrichene Butterstulle werden gespart, aber ein schöner Sonntagsputz wird angeschafft; und die selbe Mutter, die sich schämen würde, wenn ihr Kind an Sonn- und Festtagen ungeputzt auf die Straße käme, blickt ungerührt auf die bleichen Wangen und die dünnen Aermchen der Kleinen. Hier ist auf die Volkssitte einzuwirken. Das wäre schon des Schweißes der Edelsten werth. Wo aber sollen die Landwirthe Bundesgenossen hernehmen? Die „Nächsten dazu" wären die Aerzte. Jeder Viehzüchter weiß, daß er seine Thiere von Jugend auf gut nähren muß, wenn sie ihm jemals Etwas einbringen sollen. Die Mediziner stehen an solcher Einsicht noch häufig hinter dem Bauern zurück. Kranken- und Diakonissenhäuser sollten in der Gemeinde mit gutem Beispiel vorangehen.

Wie oft muß man sich am Krankenbett eingestehen: Hier fehlte nichts als gute, kräftige Ernährung und frische Luft, und wenn sie früher da gewesen wären, wäre das Leiden leicht überwunden worden. Der Lehrer, der Pastor, die Frau Pastorin können in Jünglings- und in Frauenvereinen und im persönlichen Verkehr viel thun. Auch die Industriellen und ihre Betriebsbeamten müßten einsehen, daß nur ein gut genährter Arbeiter den Anstrengungen gewachsen ist, die ihm zugemuthet werden, und daß die Landwirthe um so kauflustiger werden, je mehr Hauptprodukte der Landwirthschaft reichlich konsumirt werden.

Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß das Kind mehr Zucker und Milch, der Erwachsene mehr Fleisch genießen müßte. Und wenn das Kind an Zucker und Milch gewöhnt wird, wenn es sie gern zu sich nimmt, so wird der Erwachsene diese Gewohnheit beibehalten. Den Soldaten erst an Zucker zu gewöhnen, ist zu spät; das Kind muß sich daran gewöhnt haben. Thee an Stelle des Kaffees, Grog an Stelle des Schnapses: ein solcher Wandel würde der Zuckerkonsumtion sehr zu Statten kommen. Volksküchen und Haushaltungschulen könnten sehr viel dafür thun, das Volk an bessere Ernährung zu gewöhnen. Bekanntlich sind Zucker, Butter, Eier und Milch die Hauptzuthaten, um die Speisen schmackhaft zu machen. Das niedere Volk spart gerade an diesen Zuthaten. Mancher wäre kein ständiger Gast in Wirthshäusern und wäre kein Trinker geworden, wenn er zu Haus eine gute Kost gefunden hätte.

Gegen die Macht der Gewohnheit anzukämpfen, ist unendlich schwer, — besonders, wenn solche Bundesgenossen fehlen, wie die Industrie sie besitzt. Und doch ist es mehr die Gewohnheit, die den Konsum bestimmt, als der billige Preis. Auch wenn die Verbrauchsabgabe für Zucker fortfiele und er nur zwei Drittel seines heutigen Preises kostete, würden wir doch noch lange keine solche Konsumsteigerung wie in England erleben. Der Verbrauch von Trinkbranntwein hat kaum abgenommen, seit der Preis gestiegen ist.

Eins möchte ich den Landwirthen, die Zuckerrüben bauen, und Allen, die Zuckerfabriken leiten, zurufen: Gebt Euren Leuten Zucker als Deputat zu ihrem Lohn! Scheut die kleine Aufwendung nicht. Sie trägt tausendfältige Frucht, wenn sie zur besseren Gewöhnung des Volkes beiträgt.

Seitendorf bei Nieder-Salzbrunn. von Czettritz.

Selbstanzeigen.

Theorie und Praxis des Checkverkehrs. Mit besonderer Berücksichtigung des Depositen- und Abrechnungwesens. Ein Wegweiser für den modernen Geldverkehr. Geheftet 2.50 M., elegant gebunden 3.— M. Stuttgart, Strecker & Moser.

In einer Zeit, wo bei uns in Deutschland von Theoretikern und Praktikern immer dringender und lauter die Trennung der Bankinstitute in Depositenbanken und Spekulation- und Emissionbanken verlangt wird und der Check durch Einführung des Check- und Ausgleichverfahrens bei der Reichspost populär gemacht werden soll, — in einer solchen Zeit schien es mir angebracht, in gemeinverständlicher Weise weite Schichten der Bevölkerung mit dem Depositen- und Checkverkehr bekannt zu machen. Nach einer kurzen Schilderung der Entwickelung des gesamten Geld-, Bank- und Kreditwesens suchte ich dem Leser das Wesen und die Technik des Depositen- und Checkverkehres zu erklären, zeigte die Vortheile, die dem Einzelnen wie der Gesammtheit durch diesen Verkehr entstehen können, nahm Stellung zu dem geplanten Post-Checkverkehr und plaidirte für ein gutes, brauchbares Checkgesetz. Möge das Büchlein zu der auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkte so wünschenswerthen Hebung des Depositen- und Checkverkehres in bescheidenem Maße beitragen. Georg Obst.

✣

Ahasver. Eine Erlösung. Berlin. Verlag des Dramaturgischen Instituts.

Aus dem lebensvollen Schoß der Menschheit steigen von Zeit zu Zeit besonders lichtvolle Gestalten herauf, Träger jener großen Sehnsucht, die von Anbeginn den Kindern der Erde eigen war und sie getrieben hat, dem Baume der Erkenntniß zu nahen fort und fort. Das Paradies versank, der Himmel zerriß, — und die Hölle wurde offenbar in Thatsachen, die den gewaltigen Gang der Menschheit bis auf diese Stunde kennzeichnen. Denn aus sich selbst heraus schaffen die Völker sich ihren Gott und Glauben; und ihr eigen Fleisch und Blut wird ihnen zum Heiligthume in den Besten und Größten, die sie geboren. Wieder geht ein Jahrhundert zur Neige: aus den Trümmern des Verbrauchten und Überlebten werden neue Heilande steigen und die nach uns Kommenden werden zu neuen Zielen führen. Und wieder zerbrechen alte Formen: unsere Gottanschauungen wollen umgeschaffen sein; dazu will ein Neues werden zwischen Mann und Weib; die ältesten und feinsten Probleme der Menschheit ringen nach Gestaltung und begehren bessere Lösung, als sie bisher erfuhren ... In Anlehnung an die Legende vom Ahasverus haben wir aus dem unendlichen Material des Gewordenen eine Freistätte errichtet, vorübergehend für Vorübergehende und Vertriebene, Mann und Weib. Aber man muß selbst Fernblicke in der Seele tragen, um das Ausschauen im Ahasverus zu verstehen, man muß sie selbst empfunden haben, die große Sehnsucht, die mitsuchen und mitschaffen, mitleiden und mitjauchzen möchte, weil man das Leben so lieb hat und die Erde, die unsere Mutter geworden ist. So möge er denn hinausdringen,

unser Ahasver, ein Heroldsruf, und die schöpferischen Kräfte wecken, die uns auch in unserer Zeit schon die Zukunft zu bauen vermögen.

Hamburg. Johanna und Gustav Wolff.

Prostitution und Staatsgewalt. Verlag von Konrad Weiskes Buchhandlung (Georg Schmidt). **Dresden,** 1899.

Die heutige Ordnung des Prostitutionwesens ist, wie wohl Niemand bezweifelt, unbefriedigend. Gesetz und Verwaltungpraxis sind uneinig und die Folgen davon sind Rechtsunsicherheit und sehr bedenkliche sanitäre Gefahren. Reformen im Wege der Gesetzgebung sind bisher ernsthaft kaum versucht werden.

Man begnügt sich im Allgemeinen viel zu sehr mit oberflächlichen Redensarten von wachsender Sittenlosigkeit und von nothwendigem Übel, als daß man der Sache wirklich auf den Grund kommen könnte.

Ich bemühte mich in meiner kleinen Schrift, die Erfolglosigkeit der bisherigen Bestrebungen zu erklären. Dabei hielt ich es für meine erste Pflicht, ganz offen zu sprechen, obgleich Das nach der Art des Gegenstandes nicht immer leicht und angenehm war.

Um die mit der Prostitution zusammenhängenden Gesetze und Verwaltungmaßregeln zu kritisiren, mußte ich etwas weit ausholen und Grundfragen des Strafrechtes berühren. Ich halte Recht und Moral für prinzipiell verschieden, halte es für verkehrt, bei jeder Kleinigkeit nach dem Strafrichter zu rufen, und glaube, daß die Rechtssicherheit mit der Vermehrung der Gesetze nicht zunimmt, sondern geringer wird. Ich komme zu dem Schluß, daß es gefährlich ist, wenn die Gesetzgebung die natürlichen Triebe, wie bisher, ignorirt, und versuche, Vorschläge zur Reform des bestehenden Systems zu formuliren. Die Praxis, in die sich dieses System umsetzt, ist nicht nur ungesetzlich und inhuman, sondern gemeinschädlich. Manche meiner Behauptungen mögen Widerspruch finden; ich wünsche nichts sehnlicher, als daß ein Anderer der Wahrheit näher komme und dann nützlichere Vorschläge mache. Von der schwebenden „Lex Heinze" halte ich nichts.

Dresden. Dr. Heinrich Severus.

Privilegirtes Spekulantenthum. J. Harrwitz Nfl., Berlin.

In scharfem Gegensatz zu den zahlreichen Schriften, die über den Entwurf eines Reichshypothekenbankgesetzes in letzter Zeit erschienen sind und die alle entweder vom Standpunkt interessirter Fachleute oder von dem der Juristen aus behandelt sind, stelle ich in meiner Arbeit die volkswirthschaftliche Seite der Sache in den Vordergrund. Ich komme dabei zu Schlüssen, nach denen die Annahme des Gesetzes in der vorliegenden Form geradezu eine Volksgefahr genannt werden muß. Der Einfluß des Hypothekenkredits auf die Mobilisirung des Bodens, die verhängnißvollen Beziehungen der Hypothekenbanken zur großstädtischen Terrainspekulation und zum sogenannten Bauschwindel, endlich die Art des Pfandbriefvertriebes sind von einem Praktiker in knappen Kapiteln behandelt.

Ludwig Eschwege.

Illusionen.

„Betet fleißig zu Gott, aber haltet Euer Pulver trocken!“ pflegte Cromwell seinen Puritanersoldaten zu empfehlen. In ähnlicher Vielseitigkeit halten heute unsere Aufsichträthe das nationale Panier hoch und sorgen zugleich für ihre Tantiemen. Was in dieser Weise für die Kultivirung des Ostens geschieht, wurde hier bereits beleuchtet. Nun hat der Patriotismus sich sogar auf die Suez-Compagnie erstreckt und das staunende Deutschland sieht den Präsidenten des Norddeutschen Lloyd, der kürzlich in den Aufsichtrath der Deutschen Bank gewählt wurde, auch in die Administration des Lesseps-Unternehmens eintreten. Wie viel so ein Posten in der Nähe des Herrn Siemens einträgt, ist ziemlich bekannt. Die Stellung eines Verwaltungrathes bei der Suez-Compagnie wirft mindestens siebenzig- bis achtzigtausend Francs jährlich ab. So glänzende Sinekuren auf Kosten der Aktionäre pflegen nicht gerade Bedürftigen zuzufallen, sind also weniger vom Gesichtspunkt des privaten Haushaltes denn als Symptome allgemeiner wirthschaftlicher Erscheinungen interessant. Niemand wird verkennen, daß die bremer Dampfergesellschaft, deren einer Direktor seit Kurzem auch der Diskontogesellschaft angehört, daraus erhebliche Vortheile ziehen kann; und damit hängen unsere Exporthoffnungen auf Ostasien wieder eng zusammen. Welche Gründe man in Paris hatte, die Verbindung mit Bremen anzustreben, entzieht sich vorläufig der Beurtheilung. Jedenfalls werden die zehntausend Suez-Kanalaktien, die die englische Regirung seit der Geldnoth des Khedives und Beaconsfields kühnem Handstreich besitzt, nicht gegen Deutschland benützt. Auffällig war aber, daß der übliche Chauvinismus der französischen Presse in diesem Fall ganz wortlos blieb. Vielleicht ist Das der Anfang der großen Maskerade, die aus Rücksicht auf die Weltausstellung von dem offiziösen Frankreich zu erwarten ist, — denn zum offiziösen Frankreich gehört seit den Orléans auch die Hochfinanz. Trotz ihrer nationalen Absperrung sehen die Herren an der Seine vollkommen ein, daß der Erfolg der Ausstellung von der Urbanität ihres Verhaltens gegen das Ausland abhängt. Sie interessiren sich nicht so wohl für die möglichen Fortschritte der Technik, die freilich der ganzen Welt zu gute kämen, wie für eine riesige Goldernte der verwöhnten pariser Bevölkerung. Dazu bedarf es aber eines Fremdenkonfluxes im größten Stil; und man hat vielleicht das brennende Gefühl, daß das Ausland in den letzten Jahren eine ganze Menge von Antipathien gegen Frankreich aufgehäuft haben könnte. Beginnt man also in elfter Stunde ein eifriges Liebeswerben um die zahlungfähige Menschheit, dann wird das Erste sein, daß ganz Frankreich ostentativ einen Kosmopolitismus annimmt, der leider nur den Schluß der Ausstellung nicht überdauern wird. Männiglich weiß, wie geschickte Macher unsere westlichen Nachbarn sind, und wir werden in nächster Zeit wohl noch manchen hübschen Coulissenwechsel erleben. Schon wird auch auf der Place de la Bourse eine allgemeine Hausse vorbereitet, denn man erwartet von der Zugkraft der Ausstellung kapitalistisch Alles, was geeignet ist, eine Hausse heraufzuführen. Einstweilen interessirt sich die pariser Börse noch besonders stark für Rio und einzelne russische Hüttenpapiere. Die Kursanschwellungen der Rio-Tinto-Werthe hängen bekanntlich mit der Steigerung der Kupferpreise zusammen, die dem new-yorker Lewisohn im vorigen Jahr nicht

weniger als sechzehn Millionen Dollars eingetragen haben soll, — ein Sümmchen, das sogar Herrn Rockefeller neidisch machen könnte. Was die russischen Hüttenaktien betrifft, so sind zum Beispiel Siesnowice in wenigen Monaten von dreizehnhundert auf zweitausendsechshundert Francs gestiegen, verzinsen sich also bei einer Dividende von siebenunddreißig nur noch höchstens mit einunddreiviertel Prozent. Alle Kursmanöver, Ausstellungaussichten u. s. w. können aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der französische Einfluß auf wichtigen Geschäftsgebieten stetig zurückgeht. Gerade die Suezaffaire lenkt den Blick unwillkürlich darauf, wie die Franzosen in Egypten Schritt um Schritt an Terrain verloren haben. Daß heute alle großen Aufgaben dort den Engländern zufallen, liegt keineswegs nur an der Zunahme ihrer politischen Macht, sondern auch an der Ueberlegenheit ihres geschäftlichen Unternehmungsgeistes. Summen, wie sie jetzt im Nilland vom englischen Kapital weitausschauend großen Kulturaufgaben gewidmet werden, würden in Paris nur auf Basis einer ungeheuerlichen Agiotage aufzubringen sein.

An den deutschen Börsen stehen sich in der bereits so lange währenden Aufwärtsbewegung der Kurse heute eigentlich nicht mehr Hausse und Baisse, sondern Spekulation und Erfahrung gegenüber. Die Situation erlaubt durchaus den prägnant zugespitzten Ausdruck, den ihr neulich ein sehr rühriger berliner Bankier gab: „Meine früheren Erfahrungen verurtheilen mich jetzt zur Unthätigkeit!“ Die erfahrenen Leute haben eben schon ähnlich fette Jahre gesehen und erlebt, daß sie, als dann die mageren Jahre kamen, trotz ihrer besseren Einsicht, von der urtheillosen Horde überrannt wurden. Vielleicht klingt es Manchem übertrieben, aber man versichert mich, daß an unserer ersten Börse augenblicklich die Großen sich zurückhalten und deren Angestellte die Geschäfte machen, — und verdienen. In diesen Souterrains der Börse sollen Käufe und Verkäufe nachgerade unerhörte Dimensionen angenommen haben, ohne daß übrigens Angestellte und Publikum einander dabei zu Gesicht bekommen. Das Publikum hat längst aufgehört, bei etwa hunderttausend Mark Vermögen höchstens zehntausend in Industriepapieren anzulegen, und in Folge des enormen Agio ist für zehntausend Mark ja auch nicht viel zu haben. Andere Aktien als solche, die von den Banken in der Hoffnung auf Gewinn auf Lager genommen sind, kann das Publikum nicht haben, und da die betreffenden Papiere nach und nach in die dritte und vierte Hand gekommen sind, werden die Emissionhäuser erst dann wieder hervortreten, wenn die Kurse erheblich gefallen sein werden. Einstweilen hüten sich unsere besseren Kommissionfirmen streng, irgend welche Rathschläge zu ertheilen. In den Fachkreisen haben die reichen Leute während der letzten zwei Jahre viel durch Konsortialbetheiligungen verdient, möchten sich aber auf neue Betheiligungen nicht mehr einlassen und doch alte, bewährte Freunde nicht verletzen. Man muß das Ineinandergreifen persönlicher und geschäftlicher Beziehungen auf diesem Gebiet kennen, um zu verstehen, daß Das manchmal schwer zu vereinigen ist.

Die Vermehrung der berliner Kursmakler ist kein Zeichen wachsenden Verkehres, sondern nur Beweis dafür, daß die Zahl von Anfang an zu niedrig gegriffen war. Frankfurt, das doch unvergleichlich weniger bedeutet, hat ebenfalls siebenzig Kursmakler. Davon ist kaum ein Dutzend sehr stark beschäftigt, zwei Dutzend schlagen sich mittelmäßig durch, — und der Rest lebt von der Hand in den Mund. Anders in Berlin, das bei seinen riesigen Umsätzen fast allen beeidigten

Vermittlern reiche Einnahmequellen verschafft. Da sind auch achtzig noch nicht zu viel. Irrthümlich hat man diese Vermehrung mit den Schwierigkeiten in Zusammenhang gebracht, die sich wiederholt bei der ersten Kursfestsetzung für neue Papiere herausgestellt haben. Diese Schwierigkeiten werden sich aber immer wiederholen, so lange die berliner Börse an der zopfigen Vorschrift festhält, daß der erste Kurs um zwölf Uhr notirt sein muß. An anderen Plätzen giebt man ruhig die ganze offizielle Börsenzeit dafür frei und es sieht fast so aus, als ob die sonderbare Einrichtung ausgenützt würde, um das Publikum zappeln zu lassen. Aber die viel gerühmte berliner Intelligenz hindert nicht, daß auch andere höchst unpraktische Anordnungen an der dortigen Börse bestehen.

Der Geldstand ist zwar sehr leicht, aber es bedarf nur einer stärkeren Bewegung — wie neulich zum Beispiel in Bochumern — und gleich wird Geld gesucht. Unsere Banken abundant zu nennen, wäre eitel Schönfärberei. Noch immer schulden die Großinstitute bedeutende Beträge an die ausländische Finanz, die allerdings ohne Schwierigkeiten dreimonatlich prolongirt werden. In New-York wurden, als der Satz vorübergehend billiger geworden war, vier Prozent Zinsen bezahlt, dann wieder fünf Prozent. Von Paris nehmen deutsche Institute, die seit längerer Zeit eingeführt sind und über großes Aktienkapital verfügen, sogar unter Umgehung der Banken fortwährend Geld in Anspruch. Eines schönen Tages wird aber doch der Geldquell versiegen, nicht weil die Fremde nichts mehr herzugeben hätte, sondern weil unser Publikum der Kapitalserhöhungen ohne Ende überdrüssig sein wird. Das Kräutlein, das für den Umschlag der Gesammtstimmung, der dann eintreten wird, gewachsen wäre, soll noch gefunden werden. Jedenfalls wird der Börsentag, an dem sehr gute — aber auch sehr hoch notirte — Industrieaktien keinen Käufer mehr finden, alle Illusionen von heute begraben. Leider wollen vorläufig die meisten Leute aber nichts davon wissen, daß, wenn die Katastrophe einmal hereinbricht, die Verluste größer sein werden als aller vorher erzielte Nutzen.

Die Verhältnisse des Marktes für deutsche Anlagen sind wahrhaft erschreckend. Viele Monate schon währt die unnatürliche Zurückhaltung und noch ist kein Ende abzusehen. Dabei kann die ganze Tragweite der unseren Einzelstaaten, Provinzen und Städten daraus erwachsenden Kalamitäten nur von dem nächst Stehenden übersehen werden. Reiche Gemeinwesen, in denen eine kleine Schaar von Kapitalisten eben so viel Steuern aufbringt wie alle übrigen Einwohner zusammen, können ihre Obligationen nicht absetzen und sind auf den guten Willen und die böse Zinsberechnung der mit ihnen liirten Banken angewiesen, weil man die Rückkehr zu einem höheren Zinstypus für ein Verbrechen am Gemeinwohl hält. Eine Heuchelei gebiert die andere! Und so betheiligen sich heute bei der Submission auf Stadtanleihen manche Firmen nur, wenn sie sicher sind, daß der angebotene Uebernahmekurs nicht angenommen werden wird. Damit kontrastiren denn seltsam die stolzen Zeitungdepeschen, die bei solchen Anleiheausschreiben ganze Kolonnen von Bewerbern aufmarschiren lassen. Würde sich eine Reihe deutscher Staaten und Städte entschließen können, resolut zu vierprozentigen Papieren überzugehen, so hätte man eine gute Rückzugslinie und zugleich die Aussicht, wieder dauernd höher verzinsliche Anlagepapiere zu erhalten. Es scheint aber, als ob man erst durch Schaden klug werden will. Pluto.

Théâtre Antoine.

Eine Bühne? . . . Nein, Das ist ein wirkliches Laboratorium. Graues, klinisches Tageslicht fällt durch das unverhüllte Glasfenster auf Tische und Repositorien. Neben den Batterien halbgefüllter Reagensgläser und mißfarbiger Chemikalienflaschen Stöße verstaubter Zeitschriften. Große Induktionspulen und verzwickte Apparaturen — für Röntgenstrahlen? — sind versuchsweise aufgestellt. Ein verwachsener massiver Eisenofen — Füllsystem, amerikanisch — streckt seinen langen schwarzen Rohrarm an der Wand in die Höhe, ganz wie ein Dozent, der Formeln an die Tafel schreibt.

Der Zuschauerraum ist halbdunkel. Auf den heißen Polstersesseln drängt und klemmt sich die schwarze Menge mit vorgestreckten Hälsen und stieren Augen. Die Luft schmeckt nach Suppe.

Eine scharfe Gelehrtenstimme schneidet durch den Saal. Mit langen Schritten, die Hände auf dem Rücken, durchmißt ein älterer Herr den Laboratoriumsraum und entwickelt kathedermäßig, abgerissen seine Ansichten: Leben, Seele, Fortdauer der Existenz, Alles vom Standpunkt des berufsgemäßen, abgeklärten Atheisten und mit einem Anflug von gequältem Idealismus.

Seine Expektorationen beantwortet respektvoll und skeptisch ein jüngerer Fachgenosse, der, auf der Kante des Arbeitstisches sitzend, den Bewegungen des Redenden mit den Blicken folgt. „Idolatrie des moribonds“ nennt er gelegentlich die idealistischen Rettungversuche seines Freundes.

Das Publikum verliert kein Wort des abstrakten Dialoges. Man weiß, daß es sich um einen ernsten Fall handelt: Professor Donnat hat der Wissenschaft, dem neuen Idol der Zeit, ein Menschenopfer gebracht, da er Keime tötlicher Krankheit einer Patientin seines Hospitals einimpfte. Wohl wäre sie auch ohne die Impfung an der Schwindsucht gestorben — experimentum fiat in corpore vili! —, indessen ein Mord ist und bleibt eine strafbare Handlung Die Justiz ist bereits auf der Spur und der Professor hat über Sein oder Nichtsein schlüssig zu werden. Jeder Augenblick kann die Katastrophe bringen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Stück, von dem ich spreche, heißt „La nouvelle Idole“ und ist von François de Curel. Das Publikum, das die Räume des Théâtre Antoine zum Brechen füllt, besteht aus den Intellektuellen von Paris, die für fünf Francs ihr Bedürfniß nach Realismus und Wahrheit befriedigen. „Schon die offene Vorderseite stört mich,“ so sprach eine Dame mit unpassendem Gesicht; „man sollte die Vorgänge eigentlich nur in einem geschlossenen Zimmer und durch ein kleines Loch in der Wand betrachten. Es ist noch

immer keine richtige Natur.“ „Jawohl, die Natur...“, wiederholte der Gatte nachdenklich, „durch ein kleines Loch in der Wand...“

Die Szene war zu Ende. Der ältere Herr — Antoine selbst — hatte die transzendenten Fragen aufgesteckt und sich entfernt. Eine Seitenthür hatte sich geöffnet und eine elegante Frau hereingelassen, die mit Aktschlußbetonung die Pointe ins Publikum warf. Rideau.

Die Intellektuellen füllen die Couloirs und die abgetretenen Treppen des Theaters, wo man „Le Courier du Soir“, „La Presse“ und das übrige Nachtgeschrei der Boulevards vernimmt. In dem schlecht beleuchteten Foyer sitzen sie und spinnen die metaphysischen Gedankenfäden fort. „Ach, das Jenseits, ma chère,“ sagte ein Fräulein von schöner, männlicher Erscheinung, „das Jenseits hat niemals existirt. Es ist die selbe Sache wie mit dem Storch. Und was die Seele betrifft, die wir im Busen tragen, die besteht aus Kohlensäure und Stickstoff.“ „Sie irren, ma chère,“ erwiderte die Andere, „wir tragen gar keine Seele in unserem Busen.“

Wem sind nicht schon die Wechselbeziehungen aufgefallen, die in großstädtischen Theatern zwischen der Beschaffenheit des Publikums und dem Genre der Darbietung bestehen? Große Oper: Provinz, Parvenus, Fremde. Bürgerliches Lustspiel: Beamtenfamilien, Professoren, Pensionäre. Modernes Drama: Ladenbesitzer, Spekulanten, Juden. Klassische Tragoedie: Gymnasiasten, Kommis. Und so fort durch alle Repertoire und Stände. Diese Beziehungen haben nichts Geheimnißvolles: Pomp, Biedermeierei, Laszivität und Neuerunglust; ja, selbst Stelzen und Kothurn haben ihre gesellschaftlichen Korrelate. Was aber, um Alles in der Welt, hat dieses ultrabourgeoise Antoinepublikum mit modernsten Problemen, psychologischen Tistelcien, philosophischen Spitzfindigkeiten zu schaffen, — kurz: mit dem ganzen Apparat raffinirter Uebermorgenkunst? Diese Comptoirdamen und Bürgerväter mit den Gesichtern schlechter Zahler, diese Jungfrauen mit langen Klavierfingern, diese Jünglinge mit Spargelphysiognomien: sie wären Frankreichs erleuchtetste Kunstkenner? Dies der Areopag, vor dessen Schranken ohne Appell und Revision die Talente von heute und morgen Urtheil und Recht empfangen? Nein, Geistesfürsten sind diese Leutchen nicht, die in den Räumen des naturalistischen Schauspielhauses die Genüsse nachkosten, die Françoise und Gervaise zuerst bereitet haben. Nicht Fürsten des Geistes, nicht des Willens, nicht der Phantasie. Triste Figuren, bei denen das öde Organ des Zukunftmenschen hypertrophisch sich zu entwickeln beginnt: es sind die berühmten, berüchtigten intellectuels.

— —

Ein paar Dutzend Häuser boulevardaufwärts — nach der vornehmen Seite zu — wird allabendlich „La dame de chez Maxim“ auf-

geführt, ein munteres, aber lasziues und libidinöses Stück. Maxim ist ein nicht unbekanntes Nachtrestaurant; es liegt in der Rue Royale auf der rechten Seite, kurz vor dem Konkordienplatz. (Man komme, wenn überhaupt, nicht vor ein Uhr. Jägersche Normalkleidung, Lodenhut und Radmantel nicht zu empfehlen!) Das Théâtre des Nouveautés erzittert unter Paroxysmen des Lachens. Die Courtisanen zerbeißen ihre Spitzenmouchoirs, die Damen der Welt verbergen sich hinter ihren Fächern, das Parterre windet sich in Kontorsionen. Die Brillanten blinzeln wie helle Thränen, von den Lustres und Girandolen rieselt das heiterste Kerzenlicht über blühende Schultern und duftendes Haar und kitzelt das matte Inkarnat mit seidenen Reflexen. Das mondaine Paris amüsirt sich „à gorge déployée“.

Mit der Unsterblichkeit der Seele hat dieses Stück durchaus nichts zu schaffen und wissenschaftliche Fragen werden darin nicht erörtert. Es handelt ausschließlich von Dingen, die man schon zu des Aristophanes Zeiten nicht ungern auf der Bühne sah. Manche Leute finden das Stück geistlos und die Späße albern; aber Niemand leugnet, daß sich Alles in der Sehweite der Zuhörer bewegt. Und so empfindet dieses äußerlich auserlesene, innerlich inferiore Publikum, das sich niemals umsonst in Bewegung setzt, Sensationen, die seine Diners und Five o'clock Teas ihm nicht gewähren können: es ist unterhalten, angeregt, ausgelassen, — und alle seine Empfindungen sind ehrlich.

Ehrlich sind die geistig Reichen und leiblich Armen vom Théâtre Antoine nicht. Sie sind Opfer. Weil es modern und fortschrittlich scheint und weil ein Literaturprofessor und ein Feuilletonredakteur dafür Propaganda machen, fühlt man den Drang, von Pult und Nähmaschine sich wegzustehlen und die kargen Erholungstunden dem Idol der neuen Kunst zu widmen. Als Fahnenträger modernster Geistescampagnen vergißt man die bescheidene Lebensstellung; man fühlt sich vom bloßen Mitbürger zum opponirenden Neuerer, zum Kämpfer avancirt. Aber das Idol lohnt mit Undank. Die Strahlen der Wissenschaftlichkeit sind kalt; die feinen Verstiegenheiten und Nervenspiele der letzten Kunst sind keine Offenbarungen. Man unterhält sich schlecht und muß theilnehmend scheinen; man soll bewundern und hat kaum begriffen. Da bleibt kein Ausweg, als sich an Nebendingen zu weiden, an naturalistischer Staffage, versteckter Melodramatik und unversteckten Brutalitäten. Suggestion, Heuchelei und Lüge schließen den Zauberreigen und krönen den Intellekt als Massensymbol.

Und wie viel beklagenswerther ist die Kunst selbst! Sie muß sich gefallen lassen, daß jede neue Regung von der Spekulation einer kümmerlichen Gefolgschaft aufgegriffen wird. Muß sie es wirklich? Ist es ein Gesetz, daß den geistigen Anführer kein anderes Gefolge begleitet als die Horde der Angeführten? Muß es sein, daß bei jeder neuen Entwickelungphase das Pro=

letariat des Geistes, der Kunstpöbel, seine Gründerrechte zur Geltung bringe? Mir scheint: einst war es anders. In jenen großen Blüthezeiten, die vergangen sind, gab es keine Lüge des Kunstempfindens. Der Künstler kannte kein anderes Publikum als sein Volk. Freilich schuf er damals in Abhängigkeit und Beschränkung und, wie man heute achselzuckend ihm nachsagt, als Auftragnehmer, als Handwerker. Ihm war es keine Schande, zur Muse den Blick, den Mund zum Volke zu wenden. Vielleicht danken wir es den Bierbrauern und Schneidern von Eastcheap, daß Shakespeare heute als wirksamster Bühnendichter die Massen bewegt: was Jene ihm abzwangen und abzwackten, wird noch nach Jahrhunderten die Höhen und Tiefen seiner Werke dem Volksgeist erschließen. Der Genius allein hätte ihn nicht davor bewahrt, den Würmern und Gelehrten zum Fraß zu fallen.

Die frivole Devise der letzten Jahre „L'art pour l'art" hat Alles verdorben. Sie hat zwischen der Kunst und dem Volk die Brücken abgebrochen; sie hat das Volk als Narrenhaufen verschrien und das Publikum als Feind proklamirt. Ein einzelner genialer Mensch mag solchen Kampf unternehmen, denn an seinem Untergang ist nichts gelegen; die Kunst als Organismus darf dem Boden nicht entrissen werden. Sie bedarf der Gegenkräfte, der Hemmnisse, der Bedingtheit, der Beschränkungen. Fragt einmal heute einen großen Architekten, ob er Lust hat, Euch ein Idealschloß, ein Schloß an sich, zu entwerfen: er wird nicht einen Federzug thun, sofern Ihr nicht Land und Luft, Baugrund, Umgebung, Steinbrüche, vor Allem aber Zahl, Art, Sitte und Herkommen der Bewohner ihm nennen und schildern könnt. Unsere bedingunglose, schrankenlose Kunst taumelt zwischen allen Extremen, sie ist ein Spielzeug der Launen, der Hysterie, der Mode, — nicht anders als Konfektionwaare und Frauenhüte. Die Kunst bedarf der Schranken; und ihre vornehmste Schranke ist das Volk und dessen natürlicher Geschmack.

Zu dem Volk müssen wir zurück, zu diesem großen, helläugigen Burschen, der so viel Herz, Verstand, Phantasie und Geschmack hat, ja: guten und schlechten — er reicht von Adolf Ernst bis zur Neunten Symphonie —, und sich noch jedesmal zurechtgefunden hat. Den selben Haufen von Menschen kannst Du durch ein großes Wort begeistern, durch eine Melodie rühren, durch eine Fahne entflammen, durch eine Zweideutigkeit lüstern machen, durch eine Schweinerei zum Meckern bringen, wenn Du nur den Willen und die Kraft hast, den Bogen seiner Leidenschaften zu spannen. Darum ist es eben so verbrecherisch, die schlechten Instinkte der Massen zu kitzeln, wie es thöricht ist, an ihren guten Instinkten zu verzweifeln. Wenig wird der Erzieher erreichen, der seinem Schüler ins Gesicht lacht und ihm beständig seine Beschränktheit vorwirft, — nach Art der Propheten der Künstlerkunst.

Künstlerkunst, Zünftlerkunst, Pretiösenthum und Konventikelei haben

im Lauf der Jahrhunderte mehr als einmal geblüht, ja selbst Früchte getragen, die die Zeiten überdauern. So erinnern wir uns gern und mit historischem Behagen der Meistersinger, der schlesischen Dichter, der französischen Höflingskunst, der Anakreontiker. Und doch erscheinen alle Diese wie Volkskünstler und Naturpoeten, wenn man sie unserer esoterischen, weltfremden Verstiegenheit und Exzentrizität vergleicht. Auch haben zu jeder Zeit kärgliche und mißrathene Kunsterzeugnisse das Unbehagen der Empfangenden erregt; neu und unserer Zeit vorbehalten aber ist das Schamgefühl, das heute sich solchem Mißvergnügen paart: nämlich sich als Mitschuldigen und Mitverrückten des forcirten Talentes zu betrachten und betrachten zu lassen. „Ich werde diese Kunstzeitschrift abbestellen", so hörte ich einen gescheuten Mann und scharfen Beobachter sagen, „trotzdem ich manche Vorzüge in ihr anerkenne. Aber ich kann mich weder dazu bequemen, meinen Schreibtisch zu verschließen, noch dazu, den Respekt meiner Dienstboten aufs Spiel zu setzen."

Zurück zum Volk! Von den großen Errungenschaften der neuen Kunst giebt es keine, die, im Rahmen eines bedeutenden Werkes geboten, die Fassungsgabe normaler Menschen überstiege. Studien freilich und Experimente, die man heute unter Glas und in bunten Brochurendeckeln feilbietet, werden schwerlich die Massen begeistern. Mögen Künstler immerhin solche Kleinigkeiten als Manuskripte und Skizzen austauschen und mit der Etikette „L'art pour l'art" belegen: das Volk hat das Recht, ganze Kunstwerke zu verlangen; es geizt nicht nach der Ehre des Dilettantismus und der Mitwisserei von Werkstättengeheimnissen. Mit Halbwerken und Zunftkuriositäten züchtet man ein künstliches Publikum, „eine Gemeinde", wie die Feuilletonsprache stammelt („die Schulzegemeinde flammte vor heller Begeisterung", oder „die Cohngemeinde vereinte sich zu weihevoller Feier"), — eine Heerde von Vielwissern, Suggerirten, Bildungsimpeln, Intellektuellen.

— —

Die Zuschauer des Théâtre Antoine haben sich wiederum gesammelt, um den dritten Akt zu genießen, freilich mit gestörter Andacht. Die Abendblätter befriedigten nicht: die „Affaire" stockt und die erwarteten Ueberraschungen sind ausgeblieben. Man merkt allgemach, daß das Stück nicht amusant ist. Man versteht nicht recht, warum der Professor sich nachträglich selbst mit seinen Giften infizirt hat. Man hört theilnahmelos den langen Auseinandersetzungen zu, die er mit seiner uninteressanten Gattin führt. Da erscheint das Opfer, Schwester Antoinette; und mit ihr erwacht die Spannung, denn sie ist jung und hübsch. Antoinette ist geheilt, nicht durch ärztliche Kunst, sondern durch eine kleine Brunnenkur mit Wunderwasser von Lourdes. Sie fühlt sich gesund wie ein Bauernmädel; nur ein kleiner rother Fleck an der Brust will nicht vergehen: die Infektion schreitet vor.

Damit ist der wissenschaftliche Mord Donnats, der bis dahin ein theoretischer Fall, ein Problema, war, zur brutalen Wirklichkeit geworden. Aber nicht genug der Sensation: Antoinette kennt das Martyrium, das ihr auferlegt ist. Sie war nicht bewußtlos, als der Professor seine verhängnißvolle Glasspritze ansetzte, sie weiß, was ihr bevorsteht, und ist bereit, ihr Kreuz freudig zu tragen. Nicht aus Wissensdrang, nicht aus Eitelkeit. Was sie zur Heldin macht, ist Glaube und Entsagung: „Jésus-Christ a été crucifié pour le genre humain et je regarde comme un honneur d'être traitée un peu comme lui . . .“ Das alte und neue Idol stehen einander gegenüber, — und ich gebe zu rathen, welches von beiden den Kürzeren zieht. Alle Welt ist gerührt, Publikum, Verfasser und Professor Donnat, der beim Fallen des Vorhanges so sichtlich von tausend Zweifeln gequält wird, daß seine Bekehrung nur noch eine Frage der Zeit scheint.

Die braven Acteurs, die der Beifall vor die Rampe lockt, sind sich bewußt, daß nicht ihnen allein die Ehre des Abends gilt. Auch der wunderthätigen Bernadette von Lourdes gebührt ein Theil des Ruhmes. In der diskreten Form, die François de Curel beherrscht, läßt selbst der verstockte Rationalismus sich eine Dosis Gläubigkeit gefallen, freilich ohne sich verpflichtet zu fühlen. Man verläßt das Haus und diskutirt, während man in der Kühle der Nacht dem heimischen Omnibus entgegen wandelt, die Ereignisse des Abends mit großen Gesten. Man hat philosophische Reden vernommen und über aktuelle medizinische Fragen nachgedacht; man hat mit weltmännischer Persiflage das Gebiet der Wissenschaft betreten und mit feinem Lächeln die Erfolge des Glaubens anerkannt; man hat dem neuen Idol geopfert und dem alten seine Reverenz gemacht. Alles in Allem ein profitabler Genuß und eine befriedigende Geistesbilanz.

. . . Mit ausführlichen Darlegungen über die politische Bedeutung des Intellektualismus in Frankreich möchte ich diese flüchtige Wiedergabe eines Theatereindruckes nicht beschweren. In einem Augenblick, der tausend Seifenblasen thörichter Illusionen und patriotischer Vergötterung zerflattern läßt, ist leicht zu durchschauen, warum abermals, wie vor hundert Jahren, die grinsende Vernunft den Thron besteigen mußte. Es giebt eben Illusionen, die wohlthätiger und heilsamer sind als die Wahrheit selbst. Und die Leute, die jetzt der ältlichen Dame France die Schminke vom Antlitz kratzen und die Perücke vom Haupt zerren, machen ihr Land nicht besser, nicht gesünder und nicht glücklicher. Die Wahrheit verschmäht es zuweilen nicht, von höchst fragwürdiger Gefolgschaft sich zum Siege geleiten zu lassen. Auch diesmal muß sie triumphiren: aber wehe den Besiegten, wenn die Marodeure des Intellektes das Land überziehen, um die Beute einzutreiben.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Juni 1899.

Soziologie und soziale Frage.*)

Ich weiß nicht, ob ich wohl daran thue, die Gedankenreihe, die ich Ihnen, meine Herren und Damen, heute vortragen möchte, der Oeffentlichkeit in der nothwendig summarischen Form vorzulegen, die ein Vortrag nicht sprengen darf. Denn ich bin einer auch nur annähernd ähnlichen Ideenfolge bisher nicht begegnet und jedes erste Wagniß bedarf eingehender Behandlung, — um so mehr, wenn es sich um ein sehr weites und sehr coupirtes Terrain handelt. Und noch ein Bedenken habe ich: eben weil das Thema so ausgedehnt ist, habe ich mir von vorn herein vorgenommen, eine bestimmte Grenze nicht zu überschreiten, und ich weiß nicht, ob diese Beschränkung nicht auch Das schädigt, was ich vorbringen möchte: ich will der sozialen Politik nirgends praktische Vorschläge machen, sondern ich möchte nur von dem formalen Verhältniß zwischen der Soziologie und dem Komplex gesellschaftlich wirthschaftlicher Krisen und Probleme reden, den man heute mit einem vielleicht allzu umfassenden Namen die soziale Frage zu nennen pflegt. Ich will davon sprechen, mit welchem Recht man diese Angelegenheiten von einem spezifisch soziologischen Standpunkt aus ansehen darf, und dann durch eine allgemeine wie einzelne spezielle Analysen zeigen, zu welchen neuen Werthungen alter Thatsachen man auf diesem Wege gelangen kann; aber ich will nirgends aus diesen theoretischen Erwägungen praktische Konsequenzen ziehen. Vielleicht aber bedürfte es solcher Schlußfolgerungen, namentlich in einem Kreise, der

*) Dieser Vortrag wurde im Sozialwissenschaftlichen Studentenverein zu Berlin gehalten.

nicht nur aus Gesellen, sondern auch aus Meistern zusammengesetzt ist und dem nicht allein Theoretiker, sondern auch Männer der ausübenden Staatskunst angehören. Und auf diese Männer kommt uns Allen, und zwar uns Theoretikern nicht zuletzt, am Meisten an. So müssen Sie denn in mehr als einer Hinsicht vorlieb nehmen.

Soziologie und soziale Frage: mir klingt diese Kombination so im Ohr, als deute sie an sich schon ein Programm an. Schon, daß sie uns auffällt, ist bemerkenswerth genug. Würde heute Jemand an dieser oder einer anderen ähnlichen Stelle ankündigen, er wolle über die Nationalökonomie der Landwirthschaft und unsere Agrarpolitik oder über Handelsrechtswissenschaft und Handelsrecht sprechen, man wäre nicht im Mindesten überrascht; im Gegentheil: man würde sich vielleicht ein Wenig degoutirt fühlen von der Selbstverständlichkeit solcher Kombination. Soziologie aber und soziale Politik, die doch eben so nah zusammengehören, nehmen sich so fremd neben einander aus, als gehörten sie zwei verschiedenen Welten an.

Lassen Sie mich zunächst eine kurze Ueberschau über Theorie und Praxis halten, um diese Behauptung zu belegen. Der theoretische Sozialismus, mit dem, wie billig zu beginnen ist, ist seiner Herkunft und seinem Wesen nach zum allergrößten Theil eine ökonomische, aber nicht eigentlich eine soziale Lehre, nicht praktische Soziologie. Hat man wohl einmal darüber nachgedacht, wie befremdlich es ist, daß die sozialen Fragen, über die man heute mit politischen Thaten und theoretischen Worten ficht, fast alle von einem wirthschaftlichen, von einem nationalökonomischen Standpunkt aufgefaßt werden? Was ist Soziologie? Ich meine: die Lehre von den Verbindungen und Beziehungen der Menschen unter einander, von dem Verhalten dieser Verbindungen unter sich und zu dem sozialen Atom, aus dem sich jene alle zusammensetzen, und endlich von dem aus diesen Beziehungen resultirenden Schicksal dieses Atoms selbst, des Einzelnen, des Individuums. In diesem letzten Punkt gipfelt im Grunde all ihr letztes Streben; wollte man das Ziel der Soziologie mit einem kurzen, zu kurzen Schlagwort nennen, man müßte doch sagen: Es ist die Lehre von der Persönlichkeit. Denn schließlich stellen sich alle Einungen, alle Assoziationen, die das soziale Atom eingeht, unter dem Gesichtspunkt größerer oder geringerer, wenn auch tausendfach verschiedener Bindung des Einzelnen dar. Vieler, ja der wichtigsten individuellen Kraftentfaltung ist erst durch das Vorhandensein dieser Einungen Raum geschaffen worden, aber irgend ein Verzicht auf Bewegungfreiheit bedeutet die Zugehörigkeit zu ihnen für jeden — auch den stärksten — Einzelnen.

Fragt man nun aber, in wie viele Beziehungen der theoretische Sozialismus sich zu diesem Problem gesetzt habe, so wird auch der unparteiischste

Urtheiler zugeben müssen, daß er Das nur bei dem kleinsten Theil seiner Lehren gethan hat. Gewiß: sein faktischer Ursprung weist auch auf diese Quelle hin. Der moderne Sozialismus, der deutsche wie der französische, ist das Kind des eben so modernen, wenn auch etwas älteren Liberalismus und dieser war, soziologisch gefaßt, im Wesentlichen eine Emanzipationbewegung der Individuen gegen die stärksten Verbindungen, die es überhaupt giebt, die am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts übermächtig geworden waren und die, nur den absoluten Herrschern an ihrer Spitze, eine große, in diesem einen Falle ungeheuer große Bewegungfreiheit ließen: gegen die Staaten.

Auch in den Zielen des Sozialismus sind die rein sozialen Elemente nicht nur, wie selbstverständlich, stark vertreten, sondern auch hie und da deutlich ausgesprochen: seine ausgesprochene antistaatliche Tendenz geht aus auf die Herabsetzung des Einflusses, den die stärkste Art von Assoziationen auf den Einzelnen ausübt, und zwar zu Gunsten, sei es anderer Einungen, sei es des Individuums selbst.

Aber diese beiden Stücke der Entwickelung des Sozialismus, Ausgangspunkt und Endziel, sind es nicht, die die breite Masse der heute sichtbaren und wirksamen sozialistischen Theorie und Praxis bilden; sie treten im Gegentheil sehr zurück. Am Meisten der Ausgangspunkt: der Sozialismus bekämpft keinen von seinen Gegnern so heftig und leidenschaftlich wie den Liberalismus; und dieser selbst hat auch seine Gestalt geändert, nachdem er eine Anzahl seiner Absichten im Staate durchgesetzt hat; er ist heute ein anderer als im Jahre 1848. Was Wunder, daß den Sozialisten von heute nur wenig mehr daran liegt, an diese Herkunft erinnert zu werden? Selbst der theoretische Anarchismus, der, soziologisch betrachtet, im Grunde noch mehr mit dem von Rousseau stammenden Liberalismus gemein hat, insofern er die von jenem angebahnte Emanzipation des Individuums unvergleichlich viel weiter treibt, will von dieser Verwandtschaft wenig mehr wissen.

Die Zielgedanken des Sozialismus aber weisen zwar einen deutlich erkennbaren soziologischen Kern auf: die Zertrümmerung der Klassenverbände, die Lockerung und Schwächung des staatlichen und des Familienverbandes, wenn nicht gar ihre Aufhebung, — dies Alles zu Gunsten des einzelnen Individuums, aber unter stärkster Betonung der Solidarität und des Prinzips gegenseitiger Hilfe, kurz der sozialen Tendenzen; sozial hier einmal im materiellen, nicht im formalen Sinne des Wortes verstanden. Aber so eifrig man auch heute betont — in starker und vermuthlich siegreicher Reaktion gegen vermittelnde Auffassungen —, daß diese Endziele nicht aus den Augen verloren werden sollen, sie sind, auch bei den Theoretikern des Sozialismus, die sich zu ihnen bekennen, überaus wenig greifbar und deshalb auch soziologisch kaum zu interpretiren. Daß Verbände, daß soziale Einungen

existiren müssen, um die Ausführung von allen Aufgaben der geistigen und materiellen Kultur zu sichern, wird nicht eigentlich verkannt; aber wie man sie sich zu denken hat und welche Befugnisse ihnen den Einzelnen gegenüber zugewiesen werden, davon kann man aus den sozialistischen Schriften keine bestimmten Vorstellungen gewinnen. Und gerade diese Frage ist es doch, die den Soziologen am Meisten angeht, auf die er die Antwort besonders gespannt erwartet.

Nun darf man diese Unklarheit nicht urgiren. Angenommen den Fall, die Sozialisirung der Gesellschaft schritte nicht nur fort, sondern setzte sich durch in der Richtung, wie sie die Sozialisten wünschen, so wäre es nicht das erste Mal, daß eine große politische Bewegung von sehr unklaren und unvollständigen Theorien aus zu sehr greifbaren und systematisch ausgebildeten Institutionen gelangt ist. Vergleicht man Das, was Rousseau forderte, mit Dem, was die Revolution erfüllte, so ergiebt sich zwischen Anregung und Ausführung ein ungeheurer Unterschied in Hinsicht auf die Präzision und Ausgebautheit des Systems. Und doch war Rousseau, was auch sein heftigster Gegner nicht in Zweifel ziehen kann, von den großen Staats- und Gesellschafttheoretikern dieser, wenn nicht aller Zeiten, der Produktivste, der mit der reichsten Phantasie Begabte. Jedenfalls sucht Der sich ein schlechtes Argument aus, der zur Vertheidigung des heutigen Zustandes sich auf dieses Manko des sozialistischen Programms beruft. Ist es an sich schon keine Waffe, sondern ein Polsterkissen, so ist selbst die Ruhe, die es verschafft, eine trügerische. Es liegt in der Natur aller praktischen politischen Wirkung, daß unvollständige, ja nur andeutende, ahnende Theorien im Vergleich zu völlig abgerundeten, ausgebauten Systemen eher mehr als weniger ausrichten. Denn sie bieten der Kritik eine geringere Angriffsfläche und regen die Phantasie weit wirksamer an als jene.

Für diesen Zusammenhang wichtiger ist, daß auch in den klar ausgesprochenen Theilen des Zielprogramms der Sozialisten das rein soziale Element weit hinter das wirthschaftliche zurücktritt. Alles Glück, das der Sozialismus auf Erden zu bereiten wünscht, besteht zuerst immer aus materiellen Gütern und alle übrigen guten Ergebnisse, an die man wohl denkt, sind als die Konsequenzen dieser einen Voraussetzung gedacht. Am Leichtesten aber läßt sich der überwiegend wirthschaftliche Charakter des Sozialismus an dem Theil seines Wirkens, der bei Weitem am Sichtbarsten hervortritt, an seiner kritisch-theoretischen und agitatorisch-praktischen Thätigkeit, erkennen. Es ist doch bezeichnend, daß das große Grundwerk der sozialistischen Theorie, das heute die geistige Basis nicht mehr nur für den deutschen Sozialismus bildet, in keinem Sinne ein soziologisches, sondern ein von Grund aus ökonomisches ist. Marxens Kapital bezeichnet sich als eine Kritik der politischen Oekonomie

und es ist dieser Bezeichnung vom ersten bis zum letzten Blatt treu geblieben. Spezifisch-soziologische Gedankengänge wird man selbst in seinen Nebenausführungen vergeblich suchen. Und ganz ähnlich verhält sich die praktisch-politische Agitation etwa der deutschen Sozialdemokratie: daß sie nebenbei eine radikal-demokratische Oppositionpartei ist, kommt hier nicht so sehr in Betracht. Das Eigenthümliche, was sie von anderen Parteien dieser Art unterscheidet, ist lediglich ökonomische Kritik und ein ökonomisches Reformprogramm. Fast noch bezeichnender ist die außerordentlich bedeutende Stellung, die innerhalb der sozialistischen Theorie eine Deduktion erhalten hat, die im Grunde im System nur die Rolle einer Nebenlehre spielt, die Idee der materialistischen Geschichtauffassung. Daß die historische Betrachtung auf den Sozialismus einen großen Einfluß gewonnen hat, hängt mit seiner Entstehung zusammen: er ist in Deutschland emporgekommen in Anlehnung an den hegelschen Entwickelungsgedanken, er hat von vorn herein all seine Hoffnungen auf eine aus dieser formalen Idee gezogene materielle Folgerung gesetzt, nämlich darauf, daß die wirthschaftliche Entwickelung, wie sie sich bisher beobachten lasse, nothwendig zu neuen Unternehmungformen und zu Uebelständen führen müsse, die den Umschlag der kapitalistisch-individualistischen in eine sozialistische Volkswirthschaft im Gefolge haben müssen. Daß es an sich ein glücklicher Gedanke war, eine soziale Theorie auf historischen Grundlagen aufzurichten — und namentlich auf einer so tragfähigen Idee, wie die Lehre von der Entwickelung, Das heißt dem organischen pflanzenhaften Wachsthum alles historischen Geschehens —, wird Niemand leugnen dürfen; aber was hätte näher gelegen, als daß eine soziale Theorie sich einen sozialgeschichtlichen Unterbau gegeben hätte? Davon aber ist nichts geschehen; die historische Arbeit, die sozialistische Forscher geleistet haben und die zum größeren Theil aus theoretischen Programmforderungen für die Geschichtschreibung und nur zum kleineren aus praktischer Anwendung dieser Ideen besteht, ist ganz und gar von wirthschaftgeschichtlichen Tendenzen getragen. Ist doch im Grunde Das, was man viel zu weit materialistische Geschichtauffassung nennt, ökonomistische Geschichtauffassung: die wirthschaftlichen Verhältnisse sind Quell und Ursprung aller Geschichte. (Eine eigentlich materialistische Geschichtschreibung müßte ja noch mehrere andere materielle Faktoren in Betracht ziehen: Leben, Klima, Vegetation u. s. w.) Hat man sich freilich zuvor davon überzeugt, daß auch diese angeblich soziale Theorie eine im Wesentlichen ökonomische ist, so wird man auch über die Natur ihrer historisch-theoretischen Unterlage nicht verwundert sein.

Wer irgend über die Entstehung des Sozialismus nachgedacht hat, wird seine wesentlich wirthschafttheoretische Richtung nicht erstaunlich finden. Allerdings: die Wurzeln seines geistigen Ursprungs, die zu Rousseau zurückführen, sind mehr sozialen Gepräges; die Preisschriften, wie der contrat

social Rousseaus sind die gewaltigsten Würfe sozialer Pädagogik, die je gewagt worden sind. Aber die Theorien, die, von diesem Ausgangspunkt ausgehend, das sozialistische Dogma ausgestaltet haben, gewannen doch erst Bedeutung für die praktische Politik, als sich ihnen eine allmählich immer stärker anwachsende wirthschaftliche soziale Bewegung als Träger anbot. Der Sozialismus ist erst dann von Bedeutung geworden, als er das Programm einer aufwärts drängenden Klasse wurde, wie freilich auch diese Klasse ohne jenes Programm schwerlich je sich hätte zu so starker politischer Wirkung zusammenschließen können. Nun ist zwar unzweifelhaft diese Bewegung an sich ebenfalls sozialer Natur: eine Klasse schickt sich hier an, nicht nur alle anderen höher stehenden Klassen anzugreifen, sondern sie plant die Aufhebung aller Klassenverbände überhaupt. Aber der starke Impuls, der sie zu diesem Unterfangen treibt, ist lediglich materieller, wirthschaftlicher Natur: der geringe Antheil an dem Gütererwerb, der den niederen Schichten zufällt, ist das A und das O dieses welthistorischen Phänomens. Dieser Antheil war früher nicht größer gewesen, aber die Bevölkerung-Konzentration der neuen Wirthschaftformen, die gesteigerte Lebhaftigkeit des politischen Lebens, die politische Demokratie, vielleicht auch die Ausbreitung elementarer Bildung haben diesen Schichten den Blick und das Bewußtsein geschärft. Und nun wurde diese wirthschaftliche Minderberechtigung das Centrum der Bewegung: jede politisch-praktische Agitation, jede theoretische Auseinandersetzung, jedes Reform- und Revolutionprogramm, jedes Versprechen zukünftiger Besserung setzte bei ihr ein. An eine spezifisch soziologische Werthung und insbesondere an eine Prüfung der Folgen dieses ganzen Beginnens für die Entwickelung der Persönlichkeit und ihres Bindungverhältnisses zu den sie rings umgebenden alten oder neugeplanten Gemeinschaften wurde nicht gedacht.

Im anderen Lager, bei den Gegnern dieser Bewegung, bei den Vertheidigern des Bestehenden, liegen die Dinge ein Wenig anders. Die Theoretiker, die dem Sozialismus entgegengetreten sind, haben den soziologischen Kern der geplanten Neuerung doch viel öfter berührt. Insbesondere der Kathedersozialismus neuester Zeit hat das Verdienst, diesen wichtigsten Punkt des ganzen Streites viel häufiger betont und beleuchtet zu haben als die von ihm angegriffene sozialistische Schule. Adolph Wagner hat schon längst durch die Gegenüberstellung von Sozialismus und Individualismus die Frage in ein halb soziologisches Licht gerückt; auch die politische Praxis hat diese Seite der Sache weit öfter beleuchtet, als es von der sozialistischen Partei geschehen ist. So plump und ungerecht übertrieben auch sicher das Schlagwort vom sozialdemokratischen Zuchthausstaat ist: es ist soziologischer, nicht ökonomischer Natur. Und wenigstens der radikale Liberalismus unserer Tage betont noch heute so stark wie je zuvor, daß er den Einzelnen dem

Staat gegenüber mächtiger und unabhäng'ger machen wolle, und hält allen Umwälzungplänen des sozialen Demokratismus das Argument entgegen, daß durch sie eben diese Freiheit des Individuums unter ein neues Joch gebeugt werden könnte. Der gemäßigte, in vielen Stücken konservativ gewordene Liberalismus aber hält jedenfalls den Sozialisten gegenüber an der Betonung der Selbsthilfe des Einzelnen fest, wenn er auch nach der anderen Seite, dem Staat gegenüber, außerordentlich viel größere Konzessionen in Hinsicht auf die Bewegungfreiheit des Einzelnen und ihre Einschränkung gemacht hat als sein Vorgänger von 1848. Charakteristisch ist endlich, daß im Rücken des Sozialismus selbst, meist durch Abfall aus seinen Reihen, sich eine Partei gebildet hat, die, noch radikaler als er, ihn nicht bekämpft, weil sie irgend Etwas von den bestehenden Zuständen, am Wenigsten den Staat, konserviren möchte, sondern, weil ihr der Sozialismus nicht individualistisch genug ist. Der Anarchismus, der im Grunde nur die letzten Konsequenzen aus den politischen und sozialen Prinzipien des demokratischen Liberalismus zieht, ist aus dem selben Grunde wie dieser, nur in unvergleichlich viel schärferer Betonung, der Anwalt des Individuums gegen das kollektivistische Element im Sozialismus geworden.

Man sieht: es fehlt bei den Gegnern des Sozialismus weniger als bei ihm selbst an Anläufen zu einer eigentlich soziologischen Betrachtungart der sozialen Fragen. Trotzdem wird man nicht sagen dürfen, daß sie irgendwie herrschend geworden sei; die vornehmlich wirthschaftliche Auffassung dieser großen ökonomisch-sozialen Krisis ist auch hier die durchaus überwiegende. Wenn der Individualismus dem Sozialismus gegenübergestellt wird, so geschieht es doch in einem fast durchaus nationalökonomischen Sinn: man denkt an die Ideen des freien Wettbewerbes und an den Sozialismus als eine Form assoziativer Bindung dieser wirthschaftlichen Freiheit. Und wenn aus jenen parteipolitischen Invektiven gegen den Zuchthausstaat der Sozialisten wirklich die Sorge um die ganze, nicht nur ökonomische Unabhängigkeit spricht, so ist doch nirgends eine in wissenschaftlichen Sinne soziologische Deutung dieser Fragen zur Herrschaft gelangt.

Nun höre ich im Geiste schon einen Einwand, der freilich sorgfältiger Erwägung werth ist: man wird sagen, daß ja alle nationalökonomische Betrachtungweise an sich eine soziologische sei, man wird mich darauf hinweisen, daß es sich bei der großen Frage der Gütervertheilung, zum Theil auch bei der Produktioneinrichtung, die der große soziale Streit unserer Tage zum vornehmsten Gegenstand hat, im Wesentlichen um die Regelung sozialer, ja der wichtigsten sozialen Verhältnisse handle. Darauf ist zu erwidern, daß man diese Behauptungen fast in ihrem ganzen Umfang zugeben kann, ohne doch auf die grundsätzliche Forderung zu verzichten, von der

meine Untersuchung ausgeht. Gewiß: ein großer und sehr beträchtlicher Theil der Beziehungen und Einungen der Menschen unter einander, von denen die Soziologie handeln will, ist ökonomischer Natur; und Niemand wird leugnen dürfen, daß die Nationalökonomie, eben so wie etwa die Jurisprudenz oder die theoretische Politik und vielleicht auch die Ethik, Tochterwissenschaften der Soziologie sind; nur ist hier, wie öfters in der Genealogie der Wissenschaften, zu konstatiren, daß die Töchter älter sind als die Mutter. Denn wie Recht, Politik und Ethik nur von den Bemühungen der Menschen und ihrer Genossenschaften unter einander reden, so untersucht auch die Nationalökonomie wirthschaftliche Dinge im Grunde nur so lange und so weit, wie sie ein soziologisches Interesse darbieten: alles rein Oekonomische überläßt sie der Technik oder behandelt es lediglich im Hinblick auf seine sozialen Funktionen.

Aber schon indem man hervorhebt, daß die Nationalökonomie trotz oder eben wegen ihres sozialen Charakters einen Zweig der Soziologie, gewissermaßen angewandte Soziologie, darstelle, ist gesagt, daß die Soziologie selbst noch andere und ausgedehntere Aufgaben hat. Mir scheint nun selbstverständlich, daß, wo der Theil schon Jahrzehnte lang am Werke ist, sich geltend zu machen, auch das Ganze nicht schweigen dürfe; und man wird zugeben, daß hier große Erträge zu hoffen sind. Niemand wird der Narr sein wollen, zu dekretiren, daß die Nationalökonomie inkompetent sei, die zuerst einmal wirthschaftlichen Probleme zu behandeln, an die man unter der Bezeichnung „Soziale Frage" denkt; wer sich heute mit Soziologie, d. h mit einer noch in der Wiege liegenden Wissenschaft, befaßt, wird vielmehr überall daran erinnert, wie viel diese Studien der Nationalökonomie schulden. Die fruchtbarsten sozialgeschichtlichen Arbeiten verdanken sie einem Nationalökonomen und ihre methodische Schulung werden sie hier am Ehesten sich aneignen dürfen. Aber damit ist nicht gesagt, daß der nothwendig partielle Standpunkt, von dem aus die Wirthschaftwissenschaft diese Dinge ansieht, der allen Ansprüchen genügende oder gar einzige sein kann. Es steht damit eben so wie mit den Versuchen, die neuerdings geistvolle Juristen gemacht haben, soziologische Probleme von ihrer Position aus zu lösen: die Soziologie kann dafür nicht dankbar genug sein und durch solche Bemühungen wird die sehr nothwendige Durchdringung des juristischen Stoffes mit soziologischem Sauerteig nur gefördert werden. Aber eine zureichende Erledigung soziologischer Aufgaben wird man eher von der Soziologie selbst als von solchen zum Theil von ganz anders gearteten Bedürfnissen diktirten Hilfeleistungen der Nachbarwissenschaften erwarten dürfen. Noch neuerdings ist eine tüchtige Monographie dieser juristisch-soziologischen Art erschienen, die an sehr charakteristischen Wendungen der Beweisführung erkennen läßt, wie hier ein starker,

eigenwilliger Stoff in ihm fremde Kategorien hineingepreßt ist. Der Nationalökonomie aber kann unmöglich unwillkommen sein, daß die Stoffe, die sie seit nun schon längerer Zeit behandelt hat, für ganz andere, wesentlich verschiedene Zwecke benutzt werden.

Doch wenn ich Sie nun auch von der theoretischen Nothwendigkeit, soziale Fragen vom Standpunkt der Soziologie aus zu betrachten, überzeugt hätte: Sie würden doch der Ansicht sein, daß ich mit leeren Händen vor Sie getreten sei, wollte ich es damit sein Bewenden haben lassen. Sie werden mit Recht von mir eine Probe auf dies programmatische Exempel, einen praktischen Beweis der Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit dieser Forderung verlangen. Und so weit meine Kraft reicht, möchte ich ihn Ihnen nicht schuldig bleiben und versuchen, wenigstens in Hinsicht auf die wesentlichsten Punkte eine soziologische Analyse der geistigen und politischen Bewegung aufzustellen, der man den Namen der sozialen Frage gegeben hat.

Ich darf von einer geschichtlichen und einer methodischen Vorbemerkung ausgehen. Woher stammt der Drang nach einer spezifisch soziologischen Deutung dieser Dinge, die man so lange den ökonomisch gerichteten Theoretikern und Praktikern überlassen hat? Ich meine, der Wecker ist auch hier, wie in so vielen anderen Stücken, Friedrich Nietzsche gewesen. Wollte man seine Stellung in der Geschichte des deutschen Geistes mit zwei Worten — d. h. viel zu eng, aber charakteristisch — bezeichnen, man müßte ihn den Philosophen der Persönlichkeit nennen. Dem Begriff wie der Bewerthung der Persönlichkeit ist es in unseren Tagen schlimm ergangen: die übermäßige kollektivistische Strömung der Gegenwart hat ihr übel mitgespielt. Der Sozialismus hat ihr aus Prinzip den Krieg erklärt und in der Wissenschaft sind ihr leidenschaftliche Gegner erstanden. In der Geschichtschreibung — oder besser: in der Theorie der Historie — wird heute ein Kampf um sie ausgefochten, der auch für die übrigen Geisteswissenschaften wichtig ist. Ein übertriebener Kollektivismus auf der einen Seite hat die absurdesten Blüthen getrieben, deren symptomatischste, wenn auch keineswegs erfreulichste Bourdeaus Theorien darstellen; aber auch für die Persönlichkeit sind zum Theil nur sehr schwächliche Anwälte aufgetreten. Namentlich die Praxis dieser angeblich individualistischen Historiker läßt bis auf wenige rühmliche Ausnahmen viel zu wünschen übrig: ein Blatt aus Dostojewskijs Roman enthält mehr psychologische Divination und Analyse als die allermeisten dieser dickleibigen Biographien, als etwa Droysens York, ein besonders gepriesenes Exemplar dieser Gattung. Damit, daß man einen bis zu banaler Abgegriffenheit verschlissenen Goetheverse citirt, wird man noch kein Pfadfinder im dunklen Reich der Seele starker Einzelmenschen. Dazu kam die alte Thorheit, als sei die starke Persönlichkeit herausgehoben aus dem unabänderlichen Gang

der kausal bedingten, determinirten Entwickelung, eine Thorheit, die immer von Neuem wieder mit den selben nichtigen Argumenten verfochten wird. Hier hätte man von Nietzsche lernen können: er, der individualistischste Individualist, der glänzendste Vertheidiger der Persönlichkeit, der je seit Machiavelli erstanden ist, hätte es für eine Niaiserie gehalten, den eisernen Zwang der Nothwendigkeit alles Geschehens auch nur mit einem Worte noch zu diskutiren. Doch an solches Lernen ist heute, da Nietzsche im Reiche deutscher Wissenschaft noch immer der bestignorirte Mann ist, nicht im Entferntesten zu denken.

Der Soziologie aber hat er mit seinem unablässigen Preise des Einzelnen, des starken Einzelnen eine tief einwirkende Anregung gegeben. Er selbst freilich ist weit davon entfernt geblieben, aus dieser einen großen These, die er als Sozialpädagoge, als Menschheiterzieher, nicht als Sozialtheoretiker, als Wissenschafter aufgestellt hat, die Konsequenzen zu ziehen, die zur Behandlung politischer sozialer Zeitfragen hinüber geleitet hätten; so wenig wie er je sozialpolitische oder historische Kenntnisse hätte sammeln mögen, um zum Staat eine sichere Stellung zu gewinnen oder den sozial historischen Prozeß im Sinne seiner Ansichten anders zu beleuchten als durch ganz fragmentarische, oft blitzartig die tiefsten Tiefen aufhellende, oft mehr als paradoxe und vollkommen falsche Aperçus. Dazu war er zu sehr Seher, Poet, Sänger und viel zu wenig Gelehrter; er sah im Grunde alle Realitäten des Lebens, auch die härtesten und rauhesten, nur auf ihre ästhetische Wirkung an; selbst der Gipfel seiner Lehre, das Dogma vom Uebermenschen, wurzelt in weltfremder Romantik, in einer die Jahrtausende der Menschheitgeschichte arglos verwechselnden Phantasie.

Aber wie die Wissenschaft aus tausend Einzelergebnissen seines Schauens und Schaffens noch die reichsten Früchte ziehen wird, so konnte der leitende Gedanke seiner Philosophie der Soziologie den Antrieb zu ganz anderem Vorwärtsstreben geben, wenn auch mit ganz anderen, systematischeren Hilfsmitteln, als sie ihm selbst zur Verfügung standen. Der Gedanke der prinzipiellen Gegenüberstellung von Persönlichkeit und Gemeinschaft, des sozialen Atoms und der sozialen Verbindung, war hier mit Leichtigkeit in einem nicht mehr nationalökonomischen oder politischen oder überhaupt irgendwie angewandten, sondern im rein soziologischen Sinne zu gewinnen. Nur freilich ergab sich, wenn ich hier von meinen Forschungerfahrungen ein Wort sagen darf, daß dieser eine Gegensatz, Individuum und Assoziation, Einzelner und Genossenschaft, Persönlichkeit und Menge, allzu weit gespannt ist, als daß er allein zu sozial-historischen und, wie sich später fand, auch soziologischen Studien verwandt werden könnte. Gewiß: die beiden Tendenzen individualistischer und assoziativer Gesellschaftordnung sind die beiden großen Pole, nach denen alle soziale Bewegung gravitirt, sei es nach dem

einen, sei es nach dem anderen. Aber es sind nur die beiden Endpunkte einer langen, nuancenreichen Skala. Und mir scheint, man wird, um der Fülle des Geschehens und der konkreten Fälle nur einigermaßen gerecht zu werden, jede dieser beiden Hauptformen sozialer Bewegung in zwei Unterarten zerlegen müssen. Es giebt zunächst einen aristokratischen und einen demokratischen Individualismus. Das heißt: der Einzelne kann sich gegen irgend einen bestehenden sozialen oder politischen Zwang in Masse erheben, Tausende von Individuen können bestrebt sein, sich und Allen ein gewisses Maß größerer Bewegungfreiheit und Unabhängigkeit zu verschaffen; oder aber der Einzelne hebt sich in geringerer Zahl stolz in die Höhe, um seine Persönlichkeit durchzusetzen. Ein typisches Beispiel für jenen, für den Klassen- und Mengen-Individualismus ist alle moderne Demokratie, ein Muster für diesen, für den starken, persönlichen Individualismus, das waffenstarke Ritter- und Dynastenthum des Mittelalters. Ich meine, man wird diese Unterscheidung ohne Weiteres als plausibel anerkennen: daß ein moderner Demokrat und daß etwa auch Nietzsche für die Rechte des Einzelnen eintritt, ist offenbar, aber daß zwischen ihnen ein weit klaffender Abstand sich dehnt, ist eben so klar. Der Eine will den Vielen einige wohl bemessene, der Andere Wenigen ganz außerordentliche, fast unbegrenzte Rechte zuweisen. Daß bei dem aristokratischeren dieser beiden Systeme der Menge eher Freiheit genommen als gegeben wird, leuchtet ein. Es ist, als ob es sich um einen Strom handle, der entweder eng, dann aber tief und reißend, mächtig dahinrauschend sein Wasser wälzt oder in breitem ebenen Bett ruhig und still, aber auch seicht dahinfließt.

Doch kann auch der Drang zur Assoziation, zur Vergesellschaftung sich in zwei sehr verschiedenen Formen äußern: er kann zu einer aus freiwilligem Antrieb organisch erwachsenen Gemeinschaft führen und er kann sich in einer mehr zwangsmäßig geordneten, von oben herab dekretirten Assoziation bethätigen; in beiden Fällen ist ein enges Aneinanderrücken und Zusammenleben bei einem gewissen Maß von Ebenbürtigkeit und Gleichheit der Mitglieder die Voraussetzung. Schauen Sie die mannichfachen zünftigen und ständischen Organisationen des blühenden Mittelalters, aber auch die wenigen auf genossenschaftlichen Zusammenhalt und freie Einigkeit basirten Republiken des Alterthums und der späteren Zeiten an, als typische etwa die heldenhaften kleinen Bauernvölker der Urschweiz, der Friesen und der Dithmarschen, so halten Sie den Beleg für jene erste Form, für die freiwillige, organisch von unten herauf erwachsene Assoziation in Händen. Die absoluten Monarchien des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aber bieten das nächstliegende Beispiel der anderen Kategorie, der Zwangsassoziation, dar, denn indem sie ihre Staaten und Völker zu engster wirthschaftlicher und politischer Gemeinschaft zusammenschlossen, wollten sie doch diese Genossenschaften durch-

aus nur von oben her regiren und gaben auf eine freiwillige Theilnahme der Glieder nicht das Mindeste; sie appellirten noch kaum an deren Gefühl. Alle diese vier großen Tendenzen, die selbstverständlich auch wieder nur große und grobe Zusammenfassungen mannichfacher feinerer und zarterer Nuancen und Schattirungen der sozialen Bewegung sind, spiegeln sich nicht nur in der Formation der Staaten und Stände, der Klasse und der Familie ab, sondern auch im wirthschaftlichen, im Rechtsleben wieder; ja, es lassen sich selbst im geistigen Leben, in Religion, Kunst und Wissenschaft, Analogien und Parallelen nachweisen. Der überwiegenden Regel nach mischen und kombiniren sich aber in den konkreten Zuständen bestimmter Zeiten und Völker mehrere, wenn nicht alle vier Formen dieser großen Tendenzen des sozialen Lebens. Und wo immer sich ein Drang zur Aenderung regt, gerathen sie mit einander in Konflikt, will die eine die andere verdrängen oder wenigstens bei Seite schieben. Und da Das sehr häufig geschieht, so hat es im Grunde schon unendlich oft soziale Fragen gegeben. Nur hat sich ihr Austrag meist viel latenter, viel stiller vollzogen als heute. Erstens, weil man sich dieser Dinge, obwohl man auch ehemals Tag für Tag um sie focht, nicht so bewußt war, zweitens, weil noch niemals ein so ungeheuer weiter Kreis von Volksgenossen an ihnen lebhaften und leidenschaftlichen Antheil genommen hat wie in unseren demokratischen Tagen.

Fassen wir nun den heutigen Zustand ins Auge, so ergiebt sich ein Zusammenwirken aller jener großen Tendenzen, das einer gewissen Harmonie nicht entbehrt und das deshalb von Vielen — freilich ohne daß man sich des Grundes bewußt wurde — als Gesundheit mit Befriedigung empfunden wird. Am Stärksten macht sich in unserem politischen Leben noch die autoritäre Form der staatlichen Assoziation geltend: Krone, Heer und Beamtenthum tragen bei uns an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts noch immer, trotz mannichfachen Zugeständnissen an neuere Entwickelungstadien, den Stempel des absolutistischen Zeitalters. Daß das Preußen Friedrich Wilhems des Ersten und seines großen Sohnes den Absolutismus so kräftig und gesund ausgebildet sah wie vielleicht kein anderer Staat jener Zeit, macht sich auch heute noch geltend. Der politische Massenindividualismus unseres Jahrhunderts, die Demokratie, hat Dem gegenüber nicht allzu viel durchzusetzen vermocht: wie schwach unser Parlament ist, weiß Jeder von uns. Oft haben sich beide Tendenzen verschmolzen, wie etwa in der grundlegenden Institution unseres Heerwesens, in der allgemeinen Wehrpflicht, und haben da wenigstens die Empfindung, wenn auch gewiß noch nicht die Institutionen einer freiwilligen Genossenschaft der Staats- und Heeresangehörigen hervorgebracht. Das starke Nationalgefühl unseres Zeitalters trägt diesen selben Charakterzug, nur noch reiner ausgeprägt, wenigstens in die größten Fragen unserer

auswärtigen Politik, d. h. in diejenigen, die sich nicht im Geheimniß der Kabinete vollziehen und zu denen man die öffentliche Meinung wenigstens in der Noth heranzuziehen pflegt. Am Wenigsten kann sich heute der Individualismus der starken Persönlichkeit regen: im politischen Leben hat die Allgewalt des Staates ihm längst jede Möglichkeit benommen, sich auch nur auszubilden, geschweige denn zu regen.

Und wer nicht wie Nietzsche ein Romantiker ist, der uralte Vergangenheiten neu beleben und in einer Zeit beleben will, der alle Voraussetzungen dafür abgehen, wird darüber nicht allzu schwere Klagen führen können; bewundern wir doch an dem höchstgewachsenen Menschen, den wir erleben durften, daß er sich den Ordnungen des Staates, den er leitete, so ganz eingefügt hat. Bedenklicher ist vielleicht, daß die Uniformität eines bureaukratisch regirten Staates dahin tendirt, auch weit geringfügigere, nur theoretische Regungen der Selbständigkeit zu unterdrücken und jeden nicht ganz reglementgemäß wachsenden Strauch nach dem klassischen Muster Le Nôtres und der politischen Gartenkünstler des Absolutismus unter die fiskalische Heckenscheere zu nehmen. Am Häufigsten hat noch das wirthschaftliche Leben unserer Tage mit seinen gigantischen Unternehmungen starken Persönlichkeiten Gelegenheit gegeben, sich eigenthümlich auszuwachsen und auszuleben. Es war kein schlechter Gedanke, der vor einiger Zeit einmal geäußert wurde, daß die großen Unternehmer unserer Industrie und unseres Handels die am Meisten nietzschischen Erscheinungen unserer Zeit seien. Und Dem entspricht es durchaus, daß der Massenindividualismus, der in den heute sich politisch und zum Glück auch geistig so stark emporreckenden Schichten der Hand- und Maschinenarbeiter einen bereiten Träger finden würde, in unserem wirthschaftlichen Leben am Wenigsten zur Geltung kommt. Selbst in Zeiten fast beängstigend schnellen Aufschwunges der Industrie, wie den augenblicklichen, ändert sich in Hinsicht auf die Gewinnvertheilung zwischen Unternehmern und Industrieleitern auf der einen, den Arbeitern auf der anderen Seite fast nichts. Die kleinsten und gerechtesten Ansprüche auf Lohnerhöhung stoßen, wir sahen es eben wieder mit Staunen an den unseligen Bergarbeitern Belgiens, auf eisernen Widerstand.

Dem gegenüber hat sich nun eben dieser vierte Stand erhoben und hat eine all seinen äußersten Wünschen weit entgegenkommende ökonomisch-soziale Theorie auf den Schild erhoben, um Staat und Gesellschaft nach ihr zu modeln. Der Sozialismus stellt sich, soziologisch erfaßt, zunächst als die ökonomische Konsequenz des politisch längst ausgesprochen und theilweise zur Herrschaft gekommenen Massenindividualismus der Demokratie dar. Der Einzelne als solcher, jeder Einzelne verlangt nun nicht blos nach politischer, sondern auch nach wirthschaftlicher Gleichberechtigung. Doch freilich:

schon der Name der Bewegung deutet darauf, damit ist sie noch nicht vollständig charakterisirt. Das Mittel, durch das dem Einzelnen geholfen werden soll, ist nicht Selbsthilfe, wie sie der ökonomische Zwillingsbruder des Liberalismus, das System der freien Konkurrenz, und wie sie in ihren radikalsten Konsequenzen der Anarchismus predigt, sondern die Genossenschaft, die Assoziation, etwa die Klasse, die Gewerkschaft, die Wirthschaftgemeinschaft, später das Volk, wenn nicht die ganze Menschheit.

Mir kann nun nicht beikommen, hier an diesem theoretischen und praktischen System vom soziologischen Standpunkt aus eine eingehende Kritik ausüben zu wollen. Nur zwei Punkte — und so weit ich sehe, sind es gerade die Angelpunkte — möchte ich kurz beleuchten und zwar nicht beurtheilen, aber auf ihre soziologische Deutbarkeit hin prüfen.

Der eine ist die antiaristokratische Tendenz des Sozialismus. Sie ist ganz außerordentlich stark und Nietzsches Haß gegen alle moderne Demokratie, gegen Rousseau, die Revolution und noch mehr gegen den Sozialismus ist hierfür symptomatisch. Sie wissen, daß Nietzsche eins seiner härtesten Worte gegen ihn geschleudert hat, da er bedauerte, daß es nicht gelungen sei, eine europäische Sklavenkaste heranzuzüchten. Unter dem Lichte der antiaristokratischen Theorie des Sozialismus erscheint sogar unsere in vielen Stücken egalisirte Gesellschaft als durch starke soziale Stufen, ja durch hohe Abstürze gegliedert und geschieden. Wie wenig dem Sozialismus an der starken Persönlichkeit liegt, Das beweist er schon durch seine rein ökonomische Natur: ihm ist an dem schwachen, armen Einzelnen viel mehr gelegen als an dem starken, denn Dieser kommt nur sehr selten in wirthschaftlichen Nothstand, für Jenen ist er chronisch.

Noch leidenschaftlicher aber mußte der Sozialismus seiner innersten Tendenz nach gegen die Abstufungen der Gesellschaft eifern, die nicht eigentlich durch den starken Einzelnen herbeigeführt werden, sondern durch die gesellschaftliche Tradition, besonders durch die Vererbung. Und ginge er überhaupt auf soziologische Argumentationen aus, so müßte er es hier sicherlich thun. Denn zerlegt man sich Das, was er fordert, so findet man, daß er einmal allerdings Ausgleichung der sozialen Lage ohne Ausnahme erstrebt: er wünscht Jeden mehr seinen Bedürfnissen als seinen Leistungen nach zu entlohnen. Zweitens aber kämpft er gegen alle nicht von ihrem Inhaber meist selbst erworbenen, sondern ererbten sozialen Vorzüge. Daß eine ständische Abstufung, ein ererbter Adel namentlich, mit seinem System nicht zu vereinigen ist, ist selbstverständlich; die Sozialisirung der Produktionmittel aber, die partielle Aufhebung des Privateigenthumes, sein wichtigster Programmpunkt, bedeutet, soziologisch ausgedrückt, zum größten Theil nichts Anderes, als daß die Vererbung der anderen und materiellen Gruppe sozialer Vorzüge,

d. h. eben des Eigenthumes, aufgehoben werden soll. Der Sozialismus müßte zwischen diesen beiden Dingen, zwischen den erworbenen und den ererbten sozialen Vorzügen, scheiden. Daß er es nicht thut und daß er nur selten wagt, wie Kautsky es z. B. in anerkennenswerther Weise thut, an die Abstufung der sozialen Belohnung der Einzelnen zu denken, bietet vielleicht einer soziologischen Kritik dieser Theorien einen der schwächsten Angriffspunkte dar. Die Praxis des Sozialismus ist zwar — Das werden die Unparteiischen auch unter seinen Gegnern anerkennen müssen — noch nicht ganz massenindividualistisch: es giebt keine Partei, die die vom Sozialismus gepredigte Geringschätzung der starken Einzelnen weniger praktisch bethätigt als er selbst und keine, die mehr hero-worship treibt als sie. Es kann ja keinen stärkeren Beweis für die Macht der Persönlichkeit geben als die übermächtige Wucht, mit der heute jeder Buchstabe, den Marx je geschrieben hat, auf seiner Partei wie ein Bann lastet. Und wer davon überzeugt ist, daß zwar die großen Linien der Entwickelung unbeirrt ihre Bahn vorwärts laufen müssen, daß aber immerdar führende Menschen auftreten werden, um auf diesen Bahnen voranzuschreiten, wird sich dieses Einflusses starker Persönlichkeiten ganz contre coeur der Beeinflußten freuen müssen, wie immer er auch zu Marx und seinen Lehren sich verhalten mag.

Ein Zweites ist die Natur der vom Sozialismus geplanten und herbeigewünschten allgewaltigen Wirthschaftgenossenschaften. Wird man ihnen, wenn man über ihre mögliche Organisation und ihre praktische Ausführbarkeit nachdenkt, den Charakter freiwilliger Assoziation zugestehen können? Ich führte eben noch als Beispiele der entgegengesetzten Form dieser Gruppe sozialer Institutionen den monarchischen Absolutismus an; aber ist nicht auch ein demokratischer Absolutismus denkbar, eine Tyrannei von Majoritäten, kurz, könnten nicht auch solche Genossenschaften eher den Typus der Zwangsassoziation, nicht den der freiwilligen, organisch gewachsenen annehmen? Mir scheint auch Dies eine wenig bewehrte Stelle der sozialistischen Theorie zu sein.

Beide Einwürfe aber gehen, wie Sie bereits gesehen haben werden, von einem Anfangspunkt aus, nämlich von der Rücksicht auf die Selbständigkeit und Eigenwüchsigkeit des Einzelnen, namentlich des starken Einzelnen. Nun weiß ich wohl, daß mit diesen beiden Argumentationen nicht die ganze Linie des sozialen Kampfes umspannt wird, — aber auch ohne langen Kommentar werden Sie längst gesehen haben, daß ihre Tragweite sehr groß ist und viel ausgedehnter, namentlich in Hinsicht auf die Theorie des Eigenthumes und der Einkommensvertheilung, als sie auf den ersten Blick erscheint. Doch dieser Kampf ist kein theoretischer, sondern ein praktischer. Und auch die Jüngsten unter uns werden sein Ende nicht mehr sehen. Denn so furchtbar auch die Phalanx ist, die der Sozialismus in einer schon nach

Millionen zählenden Anhängerschaft um sich geschaart hat: stärker sind unzweifelhaft die alten Gewalten, die sich ihm entgegenstemmen. Es ist ein welthistorisches Drama, dessen erste Szenen sich da vor unseren Augen abrollen, — für den Historiker und Sozialtheoretiker ein Schauspiel von faszinirendem Reiz, aber für Tausende in beiden Lagern eine Sache, für die sie Blut und Leben einzusetzen bereit sind. Die Rolle der Wissenschaft jedoch kann dabei nicht nur die eines ästhetisch entzückten oder fleißig notirenden Zuschauers sein. Sie hat vielmehr die Pflicht, nicht parteiisch, sondern objektiv nach der Wahrheit auch in diesen Dingen zu suchen, so weit es in ihren Kräften steht, und sie dann ungescheut auszusprechen. Vielleicht kann sie dann, zwar nicht den streitenden Theilen, wohl aber dem Ganzen, dem Volke, der Menschheit, den einen oder anderen Dienst erweisen, der auch praktische Folgen hat. Und noch eine andere Mission fällt ihr bei diesem vorbereitenden, ich möchte sagen, Generalstabsamte zu: durch unbefangenes, vorurtheilloses Beobachten und Anhören nach allen Seiten hin den Frieden zu fördern und dahin zu wirken, daß diese große innere Auseinandersetzung zwar nicht in Stagnation auslaufe — Das wäre nicht nur kein Gewinn, sondern ein großer Schade —, aber auch nicht in einer Blut- und Brandkatastrophe endige.

Dies Amt wird uns Leuten des Arbeitstisches und des Katheders nicht ganz leicht gemacht: den Heißspornen unter den Verfechtern der unbedingten Aufrechterhaltung des Bestehenden gelten wir schon als Revolutionäre, die man, je eher desto lieber, mit Peitschen und Skorpionen züchtigen müsse. Und die Männer der radikalen Neuerung nennen uns, was sehr viel schmerzlicher ist, feile Knechte und Söldlinge des Unternehmerthumes. Aber vielleicht zeigt sich, daß heute wieder eine Generation von Gelehrten auf dem Plan steht, die sich weder von rechts noch von links her einschüchtern läßt und die ähnlich unerschrocken und ähnlich besonnen auftritt wie einst die Professoren der dreißiger und vierziger Jahre, die in einem ganz anderen, aber nicht minder leidenschaftlich geführten Kampf unserem Volke durch eine feste und unparteiische Stellungnahme doch nicht ganz geringe Dienste sehr praktischer Art geleistet haben: Das ist meine — und gewiß Ihrer Aller — große und frohe Hoffnung.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Oesterreichische Industriepolitik.

Das chronische Fieber, das den Körper der österreichisch-ungarischen Monarchie durchschüttelt, hat bisher Handel und Wandel des täglichen Lebens kaum beeinflußt. Ein Bischen nationaler Boykott, ausgehend von der letzten Hand, nicht immer ehrlich gemeint und nicht immer ehrlich durchgeführt: Das ist eigentlich der ganze bisherige Reflex des großen Kampfes auf das „Geschäft". Unser gesammtes Wirthschaftleben ist so verkommen und unmodern, wir sind so gewöhnt an das Elend, daß wir glauben, es könne nicht anders sein. Wie unabsehbar auch die nachtheiligen Folgen für die Volkswirthschaft beider Reichshälften wären, wenn es nicht gelingt, der gegenwärtigen Krisis Herr zu werden, so sind diese traurigen Aspekten dennoch bisher nicht escomptirt worden. Unbekümmert um eine fernere Zukunft wurden von Erzeuger und Zwischenhand die vielen Sorgen des Tages getragen und die wenigen Erfolge des Tages gepflückt. Das ist bezeichnend für die Psychologie des Erwerbslebens. Aber auch charakteristisch für die geringschätzige Auffassung, die unsere Praktiker von der Möglichkeit der Realisirung des Projektes eines selbständigen ungarischen Zollstaates hegen. Die Schweinepest, die Judenkrawalle in Galizien, vor Allem aber die schlechte Ernte von 1897 haben einen viel größeren Einfluß auf die Gestaltung des „Geschäftes" gehabt als alle Kabinetswechsel, Parlamentsrevolutionen und alle zwischen Wien und Budapest spielenden Intriguen und ausgetauschten Flegeleien. Selbst die Börsenspekulation, die einen ausgesprochenen Hang zur Uebertreibung besitzt und niemals faul ist, die Tips der Weltgeschichte zu unterstreichen und auszunützen, blieb von der politischen Situation unberührt und entnahm ihre Anregungen den Gas- und Tramway-Verlegenheiten des Dr. Lueger, den rücksichtlosen Montanoperationen des Herrn Wittgenstein und landläufigen Börsenjobbereien schäbigster und auch den Untersuchungrichter beschäftigender Natur, wie den berüchtigten Vorgängen in der österreichischen Waffenfabrik. Wenn der Kurszettel, namentlich in seinem magyarischen Theil, heute ein anderes Gesicht trägt als im Jahre 1896, so steht Das viel mehr mit der europäischen Bewegung des Zinsfußes als mit den tobenden Gewittern und annoch dräuenden Wolken unserer innerpolitischen Sturm- und Drangperiode in Verbindung.

Nach Thomas Buckle ist es „ein Hohn gegen alle gesunde Vernunft, der Gesetzgebung auch nur irgend einen Antheil an dem Fortschritt zuzuschreiben oder von künftigen Gesetzgebern eine Wohlthat zu erwarten, ausgenommen die Wohlthat, Das abzuschaffen, was ihre Vorgänger verordnet haben." Ohne sich ganz und gar mit dieser Ansicht des edlen Vertreters eines edlen Liberalismus zu identifiziren, dürfte man denn doch dem modernen Parlamentarismus zu viel Ehre anthun, wenn man glaubte, er könne Volks-

glück und Volkswohlstand nur so paragraphenweise dekretiren. Am Allerwenigsten aber war es dem österreichischen Parlament auch in den Zeiten seiner eifrigsten — sogenannten — wirthschaftlichen Arbeit vergönnt, wirklich maßgebend in die Wirthschaftpolitik des Reiches einzugreifen. Der vollständige Stillstand der österreichischen Gesetzgebungmaschine wird daher offenbar von den Militärpolitikern, die immer neu zu bewaffnen und zu reorganisiren haben, von dem Finanzminister, der immer neue Lasten auf die breiten Schultern der Arbeiterklasse zu legen wünscht, und von der auswärtigen Vertretung, die bei aller berufsmäßigen Heiterkeit der Lebensauffassung den raschen Rückgang der internationalen Werthschätzung der österreichisch-ungarischen Monarchie empfinden muß, viel schwerer ertragen als in der Werkstätte und im Kontor oder gar von Denen mit Ax und Halm.

Das österreichische Abgeordnetenhaus hat vor den Neuwahlen des Frühjahrs 1897 sowohl unter dem Koalitionministerium als unter Badeni seine durch keine Obstruktion gehemmte Arbeitkraft dazu verwandt, um mit heißem Bemühen eine Reform der direkten Personalsteuern zu Stande zu bringen, die das Einkommen aus Industrie und Handel unverhältnißmäßig belastet und die bis dahin bereits schwer empfundene Besteuerung der Kapitalsassoziation in der Form der Aktiengesellschaft bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat. Mindestens ein Viertel des Reingewinnes dieser Erwerbsvereinigungen verfällt dem Staats-, Landes- und Gemeindesäckel. Noch weniger Veranlassung hat die Industrie, der handelspolitischen Thätigkeit des österreichischen Parlamentes von Taaffe bis auf Badeni freundlich zu gedenken, als deren Erfolge die Verschlechterung der Handelsbilanz, der erschreckende Rückgang unserer Industrialienausfuhr nach dem Balkan, das Ueberwiegen eines kurzsichtigen Agrarprotektionismus zu Tage treten. Der österreichische Reichsrath hat auch in Eisenbahnpolitik gearbeitet. Namentlich einzelne Koryphäen haben in diesem Zweige viel geleistet und viel gemacht. Geleistet an Volksbetrug und gemacht an Tantiemen und Börsegewinnen. Mehrere der wichtigsten Linien sind bekanntlich in der Hand von Privatunternehmungen. Jede von ihnen besitzt an ihrer Spitze und im Verwaltungrath diverse Zierden aus der Aristo-, Bureau- oder Parlamentokratie. Da giebt es Prozesse, Verstaatlichungaktionen, Geschäfte und Geschäftchen, Konversionen, Hausse und Baisse. An Alledem nimmt die Legislative redlich und „zielbewußt" Antheil. Den „zielbewußten" Antheil bekommen die Leute, die wissen, was vorgeht; den redlichen Antheil die Anderen, die das Auditorium und die unentbehrliche Staffage abgeben. Auch die wenigen sachkundigen und doch ehrlichen Opponenten werden geschickt ausgenützt, denn das Fiasko der Staatsaktion wird erst recht zum höchsten Trumpf und Triumph der Börsenaktion. Unter dem Handelsminister Wurmbrand, zur

Zeit der arbeitfreudigen Koalition, gab es gleich drei solche brillante Verstaatlichungaktionen: für die Staatseisenbahn, die so heißt, weil sie keine Staatseisenbahn ist, die Nordwestbahn und die Südbahn. Alle drei Aktionen endeten natürlich damit, daß diese Bahnen private Aktienunternehmungen blieben; aber in ihren Kursen gab es doch ein Wallen und Sieden; sie rauschten herauf, sie rauschten nieder, — und darauf kam es der Börse und den Eingeweihten allein an. Die Industriellen, die auf die betreffenden Strecken angewiesen sind, hatten freilich schon lange Zähne nach den billigen Staatsbahntarifen gehabt. Für diesmal kamen sie aber mit der bloßen Hoffnung davon. Ihre Lage ist sogar noch schlimmer als vor der parlamentarischen Aktion. Denn die Verwaltungräthe dieser Bahnen haben nun für die stets vorhandene Unlust zu Investitionen und Tarifherabsetzungen die schöne Ausrede, daß man knapp vor der „drohenden" Verstaatlichung dem Aktionär die Ablösungrente nicht schmälern dürfe. Das Vaterland besitzt aber ein herrliches Gemengsel von Staats- und Privatbahnen mit hochinteressanten Tarifvarietäten, das in seiner unnachahmlichen Buntheit und Verwirrung für die von unseren Regirungen bewirkte Lösung des spezifisch österreichischen Problems der Sprachenfrage als Vorbild gedient zu haben scheint.

Man kann es der Regirung des Grafen Thun nicht verübeln, wenn sie die Obstruktion in Mißkredit zu bringen trachtet. Diesem Zweck dient die Vertretung und Verbreitung der Anschauung, daß die Regirung bereit sei, große industriefreundliche Reformen in Angriff zu nehmen, daß sie aber in der Ausführung solcher Segen spendenden Arbeit von der Obstruktion gehindert werde. Eine Durchsicht der von der Regirung auf den Tisch des Hauses niedergelegten Vorlagen beweist das Gegentheil. Die weitaus überwiegende Mehrzahl, insbesondere die auf den Ausgleich mit Ungarn Bezug habenden, sind, wie ich bereits in der „Zukunft" auseinanderzusetzen die Ehre hatte, durchaus nicht einwandsfrei und sind von den betroffenen Industriellen einstimmig abgelehnt worden. Auf solche Kleinigkeiten kommt es aber bei ministeriellen Kundgebungen und bei den Echos aus dem Preßbureau nicht an. Das ist übrigens auch so ziemlich das Einzige, worin unsere heutige Regirung geschickt ist: irgend ein Schlagwort, einen Gedanken in unbestimmter und unverbindlicher Form in die öffentliche Diskussion — zwar nicht des Parlamentes, aber doch — der Zeitungen und Versammlungen zu bringen. Bald hört man von einem Sprachengesetz, bald von einer Verständigungaktion, bald von einem Staatsstreich, bald von einer Ausgleichskonferenz, — kurz, es ist immer ein magerer Knochen im Spiel, an dem die Meute herumzerren und herumbeißen kann und der doch eigentlich kein Stückchen mehr an sich hat von Flechsen oder Fleisch.

Ein solcher Knochen ist auch die k. k. Industriepolitik modernsten Datums.

Die Sache lag aber auch zu nah. Der Ausgleich mit Ungarn wurde verhandelt. Punkt für Punkt wurden Vergleiche zwischen Cis und Trans angestellt und Punkt für Punkt wurde gefunden, daß eigentlich diese barbarischen Magyaren, was Werthschätzung und werkthätigen Eifer für ihre Industrie anbelangt, ganz kluge und moderne Menschen seien; daß manche nicht unbedeutende Erfolge der ungarischen Volkswirthschaft innerhalb des Dualismus lediglich auf die ungarische Thätigkeit und die k. k. Unthätigkeit zurückzuführen seien; daß sich die wiener Regirung in vielen großen und kleinen Dingen an der budapester Regirung ein Beispiel nehmen sollte. Da geschah es, das Große, das Wunderbare, — ganz wie bei Ibsen. Unsere Regirung ging richtig hin und nahm sich ein Beispiel. Natürlich zunächst nur in Worten, Versprechungen und guten Vorsätzen und nur insoweit, wie es möglichst thunlich und thunlichst möglich ist, und dann nur in dem Maße, wie es mit der Schonung aller alten Privilegien, Monopole und Sinekuren, vor Allem mit den wohlverstandenen Interessen des Herrn von Schlendrian und des Grafen Defraudinski vereinbarlich ist; und endlich: billig muß die Geschichte sein, so Etwas, das nach viel ausschaut und nichts kostet; Sie verstehen mich: so Etwas wie ein Hochzeitgeschenk für einen armen Verwandten.

Und damit beginnt die Geschichte von den drei Josephen. Zu den billigsten Geschenken für eine nothleidende Erwerbsklasse gehören hierzulande Erlasse und Enqueten. Auch die gutmüthigsten Gutmüthigen — und Das sind die bürgerlichen Kreise Oesterreichs — werden manchmal unzufrieden. Aber noch immer hat man sie mit einem Erlaß beruhigt und mit einer Enquete besänftigt. Anderswo werden Kanäle gebaut, Kolonien erworben, Schulen gegründet, Dampferlinien eingerichtet, Kabel gelegt und die Leute nörgeln weiter und finden in ihrem Welteroberungdrange die Thaten ihrer Regirungen selbstverständlich oder noch immer nicht zureichend. Bei uns genügt ein Erlaß, — und die Presse lächelt Wonne und aufathmend sagt es Einer dem Anderen: Na, endlich scheint denn doch Etwas zu geschehen!

Noch radikaler wirkt die Enquete. Da gilt es vor Allem, dabei zu sein. Es ist ein Ehrenpunkt, Mitglied der Expertise zu werden. Durch häufiges Dabeisein kann man den Grund zum Kommerzialrath oder zu noch Höherem legen. Darum ist es auch die Hauptsorge des Experten, „oben“ nicht anzustoßen. Zwar giebt es auch da Hetzer und Wichtigmacher, die solche Gelegenheit benützen wollen, ihrem schwer gepreßten Herzen Luft zu machen. Das Gros der Experten aber gehört zu jenem Stabe der Erfahrenen, die die Faust im Sacke ballen, den Mund zu und die Knopflöcher offen halten.

Es war darum eine glänzende Idee des Siebenmonatministers Joseph Maria Baernreither, der Noth der österreichischen Industrie dadurch abzuhelfen, daß er einen Erlaß herausgab und außerdem noch eine Enquete ein-

berief. Doppelt genäht hält besser. In dem Erlaß wurden die Gewerbebehörden dringend aufgefordert, den Bedürfnissen der Industrie, mit der sie bei Ertheilung von Betriebskonzessionen, Baubewilligungen, in wasserrechtlichen und sozialpolitischen Angelegenheiten vielfach in Berührung kommen, die thunlichste Aufmerksamkeit zu schenken. Außer diesem gewiß nicht zu unterschätzenden Geschenk an k. k. Aufmerksamkeit wurde eine Enquete beschlossen. Aber nicht eine gewöhnliche Enquete, wie sie in letzter Zeit bereits von Privatvereinen und einzelnen Handelskammern veranstaltet worden sind, wo man öfters über die Schnur gehauen und Ausdrücke gebraucht hat, die man kaum auf die Goldwage legen dürfte; auch kein solches vergängliches Vergnügen, wo sich die Herren Experten ein- oder zweimal in der Zeitung lesen, — und dann ist es wieder aus; sondern etwas Dauerndes, das man sich auf Visitenkarten und Briefadressen, auf Vermählunganzeigen und Totenscheine drucken lassen kann; kurz, eine Enquete in Permanenz, genannt österreichischer Industriebeirath. Der Industrieerlaß mag heute schon versunken und vergessen sein — Das ist ja der Erlasse Fluch —, aber der Industriebeirath wird nicht in Aeonen untergehen. Mit Recht nannte ein strebsamer Fabrikant, der im Sommer 1898 allerdings nicht voraussehen konnte, daß bei dem großen Jubiläumsordensregen am zweiten Dezember Joseph Baernreither nicht mehr im Amt sein werde, den Schöpfer des Industriebeirathes einen „Markstein“ in der Geschichte der österreichischen Industrie. Wenn von der mineralogischen Entgleisung des Gleichnisses abgesehen wird, so giebt dieser Ausdruck den ganzen naiven Glauben des bürgerlichen Unternehmers in Oesterreich an die hohe Regirung und deren Kunst und Gunst wieder. Wir besitzen außer den Handels- und Gewerbekammern und den Gewerbevereinen industrielle Clubs, industrielle Vereinigungen, einen Bund der Industriellen, jeder Fabrikationzweig hat seinen Fachverein mit Lokalgruppen. Fast jeder halbswegs größere Fabrikant ist irgend ein Präsident, Vicepräsident oder Ausschußmitglied, viele kumuliren gleich mehrere Würden in sich. Diese Vertretungen haben, je nach der Mode des Tages, den selben Speiszettel. An wirklich gebildeten, sachkundigen und fleißigen Arbeitkräften ist freilich Mangel. So kommen denn die meisten dieser Korporationen seit Jahr und Tag nicht vom Fleck und reichen mit der Variation von drei oder vier Themen prächtig aus. Gelingt es, alle Vierteljahre mit einer Deputation einen oder den anderen Minister zu begrüßen, der natürlich die Beschwerde auf das Freundlichste entgegennimmt und auf das Gründlichste zu prüfen verspricht, so geht über dieses Ei ein befriedigtes Gackern durch die Zeitungen und Versammlungen. Man kann sich vorstellen, welches Hoffnungsglück die Schöpfung des Industriebeirathes im Thale dieser patentirten Industrieretter erblühen ließ. Leider gab es — natürlich wieder — zu wenige

Stellen, so daß meist die selben Herren als Mitglieder des Industriebeirathes sich wiedersahen, die sich am Tage vorher als Mitglieder irgend eines industriellen Bundes gesehen hatten und übermorgen als Mitglieder irgend einer industriellen Vereinigung mit Bestimmtheit wiedersehen werden. Es war das alte Spiel Karten, nur frisch aufgemischt. Aber Eins war neu. Und Das war das Originelle an der Schöpfung Josephs des Ersten. Der Industriebeirath bekam nichts zu thun, absolut nichts. Es wurden Reden geredet, schöne und lange. Es wurde ein Programm entwickelt, ein schönes und langes. Aber als der Industriebeirath sich anschickte, seine Hand nach der Lebensfrage der österreichischen Volkswirthschaft auszustrecken, nach dem Ausgleich mit Ungarn, da wurde ihm sanft, aber entschieden von der Regirung des Paragraphen 14 bedeutet: Das sei ernstes Geschäft und keine Spielerei und davon möge der sehr geehrte Industriebeirath denn doch die Hand lassen. Er ließ die Hand davon. Natürlich. Er durfte doch nicht irgend Etwas sagen oder thun, das „oben“ verstimmen könnte. Sacht stets, sacht und bedacht stets ist Lebens Hochgenuß, wie der schwäbische Dichter singt.

Es dauerte nicht lange und der „Markstein“ der österreichischen Industrie saß auf der Matte, allerdings, wie ein anderer schwäbischer Dichter singt, aufrecht und mit dem Anstand, den er hatte. Auf Joseph Maria Baernreither folgte Joseph Dipauli, gleich seinem berühmten Namenspatron im Pharaonenlande seines Zeichens halb Agrarpolitiker, halb Handelsmann; ein Praktiker, der das Weingeschäft en gros und en detail aus dem ff versteht. Das soll dem Freiherrn Dipauli durchaus nicht als Nachtheil angerechnet sein, so wenig, wie die Erfahrungen, die ein anderer Jesuitenschützling, Oberst Wallenstein, im Jahre 1620 und später in seinem schwunghaften Weinhandel gemacht hatte, ihn hinderten, der große Generalissimus und Organisator zu werden. Der nüchterne Blick eines aktiven Geschäftsmannes ist eine sehr werthvolle Qualifikation für den Posten eines österreichischen Handelsministers, weil er denn doch tausend Dinge anders ansehen und erledigen wird als der herkömmliche Bureaukrat. In einem Lande, das seit einem Menschenalter keinen hocharistokratischen Ministerpräsidenten besaß, der nicht am Schnapsgeschäfte betheiligt gewesen wäre, ist das Nasenrümpfen über die vinikole Vergangenheit und Gegenwart des zweiten Joseph schlecht angebracht. Eher wäre der gastwirthlichen Psychologie ein ministerieller Plan zur Exportförderung gutzuschreiben, der so übel nicht ist. Der österreichischen Industrie fehlt ein Kaufmannsstand, namentlich für den Export. Diesem Mangel soll dadurch abgeholfen werden, daß sich entsprechend befähigte Oesterreicher in verschiedenen auswärtigen Plätzen etabliren, wozu ihnen eine nicht ganz unbeträchtliche finanzielle Unterstützung von der Regirung gewährt wird. Es ist das selbe System, mit dem große Brau- oder Weinhäuser sich für ihre

Waaren einen neuen Platz dadurch zu gewinnen wissen, daß sie auf ihm einen tüchtigen Wirth etabliren. Dipauli mag dieses Experiment zum Besten des Vertriebes seines südtiroler Tropfens oft und mit Erfolg gemacht haben. Die Aufnahme, die der Plan in den fachkundigen Kreisen unserer Geschäftsleute fand, war nicht ungünstig und wäre noch besser gewesen, wenn es der zweite Joseph vermieden hätte, ein von einer einflußreichen Fabrikantengruppe gehegtes und vom ersten Joseph gepflegtes Projekt gar zu despektirlich wegzuschieben. Seit Jahren sprach und schrieb man von der Errichtung einer Exportbank. Die Statuten waren fertig und auch das Kapital soll bereit gelegen haben. Man rechnete, wenn ich gut berichtet bin, auf eine staatliche Jahressubvention von einer Viertelmillion Gulden. Allerdings war es einigermaßen verdächtig, als die Regirung gestattete, daß sich der Industriebeirath mit dem Dinge beschäftige. Einstimmig sprach sich der Industriebeirath für die Errichtung der Bank und für die Gewährung der Subvention aus. Sofort verfügte die Regirung das Gegentheil. Sie gab nichts und errichtete nichts. Dabei hatte sie die öffentliche Meinung auf ihrer Seite; wie es scheint, auch die Projektanten, die trotz dem unzweifelhaften Affront noch immer Mitglieder des Industriebeirathes sind und ihr seit Jahren als Rettungwerk für die österreichische Industrie ausgerufenes Lieblingskind im Stiche ließen, ohne auch nur den Versuch zu machen, diese Exportbank selbst zu gründen. Handelt es sich wirklich um einen guten Gedanken, ein gutes Geschäft, dann kann es auf die Subvention der Regirung allein nicht ankommen. Handelt es sich aber lediglich darum, irgend eine plausible Form zu finden, um die Staatsunterstützung einem bevorzugten Kreise zuzuführen, dann ist der Krach der noch nicht gegründeten Bank begreiflich.

Abgesehen von der nicht unglücklichen Exportidee, deren praktische Durchführung zwar noch von sehr viel Wenn und Aber abhängt und die unter allen Umständen verhältnißmäßig untergeordnete Bedeutung besitzt, blieb auch der zweite Joseph der österreichischen Industrie Alles schuldig, was sie braucht. Unbesehen acceptirte er den ungarischen Ausgleich des Grafen Badeni und brachte sich so mit den eigenen, vor wenigen Monaten im Abgeordnetenhause feierlich abgegebenen Erklärungen in Widerspruch. In der Eisenkartellsache holte er sich und der Eisen konsumirenden Industrie eine schwere Niederlage. In Oesterreich kostet das Eisen so viele Gulden wie im Deutschen Reich Mark. Dank einem hohen Schutzzoll, einer großartigen Technik und einer mit allen Börsenkünsten durchgeführten kommerziellen Konzentration beherrscht das Eisenkartell den Markt souverain und nützt seine Monopolstellung rücksichtlos aus. Man nennt das Eisen mit gutem Grunde das tägliche Brot der Industrie. Unsere hohen Eisenpreise und unsere hohen Kohlenpreise — die auf die schon erwähnte Monopolstellung der Privat-

bahnen zurückzuführen sind — hängen von Haus aus wie Bleigewichte an der Produktion und erschweren deren Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt. Eine interne Meinungverschiedenheit über Gewinn-Berechnung und Vertheilung bei der führenden prager Eisen-Industriegesellschaft und damit zusammenhängende Jobbereien lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf die seit Jahren erhobenen, bisher aber kaum angehörten Klagen der Eisenkonsumenten. Diesen erwuchs in einer offiziellen Kundgebung des Regirungblattes ein freudig begrüßter Bundesgenosse. Im deutschen und czechischen Lager des Parlamentes ertönten Kriegsrufe gegen das Eisenkartell. Das Eisenbahnministerium ließ verkünden, es wolle alle tarifarischen Zauberkünste gegen die Eisenwucherer spielen lassen. Jedermann hatte wieder einmal das Gefühl: Etwas muß geschehen. Das Ende war natürlich eine Enquete, die Joseph Dipauli hinter verschlossenen Thüren mit einigen Mitgliedern des Eisenkartelles und solchen ausgewählten Draht- und Maschinenfabrikanten abhielt, die in Folge ihrer wirthschaftlichen Abhängigkeit vom Kartell die lammfrömmsten Kantonisten zu sein versprachen. Ein oder das andere Etablissement bekam dann einen Bakschisch von dem Kartell in der Form von Preisnachläßen für angebliche Exporte, — und die Sache war vorüber. Das Kartell, dem die Werke eines Erzherzogs, eines Erzbischofs, verschiedener einflußreicher Aristokraten und Finanzkönige angehören, fühlte sich während der ganzen Campagne nicht im Mindesten beunruhigt, sondern erfreute die Oeffentlichkeit mit frechen und protzigen Darlegungen seines intransigenten Standpunktes.

Der dritte Joseph heißt Kaizl und ist Finanzminister. In der Tragikomoedie, genannt österreichische Industriepolitik, fiel ihm die schwierigste Rolle zu. Er hatte viel zu vergessen, bevor er für seinen Part reif war. Zu vergessen, was er auf deutschen Universitäten, was er von Gustav Schmoller gelernt hatte; zu vergessen die aufgeklärten und menschenfreundlichen Ideen, für die er als Lehrer und Abgeordneter selbst Jahre lang überzeugt und überzeugend eingetreten war. Selten noch hat Jemand einen so tiefen Trunk aus dem Becher politischer Lethe gethan wie Joseph Kaizl. Die Ideale seiner Jugend und seines besten Mannesalters wichen dahin. Vor seiner Seele zerstob das Bild einer freien und glücklichen Gesellschaft, die, ungehindert durch Privilegien und Ausbeutung, jedem Talent Platz, jedem fleißigen Arm Raum gewährt; wo die Industrie als Begründerin und Krönung modernen Geistes die Bedürfnisse befriedigt und veredelt; wo in ihrer Heimath zwei tüchtige Stämme sich vereinen zu sozialem Fortschritt und friedlichem Wettkampf; wo das geliebte Vaterland, statt dem marastischen Schicksale Spaniens entgegenzutaumeln, seinen stolzen Antheil an der Kulturarbeit der Menschheit fordert und leistet. Die Czechisirung deutscher Ortsnamen in deutschen Gegenden, die Verdrängung der deutschen Sprache aus

Amt und Schule, die Ueberschwemmung der Behörden mit czechischen Beamten, die Festigung der Herrschaft des Feudaladels, die Unterdrückung des Verfassungsgesetzes: Das waren die Thaten Josephs Kaizl, nachdem er zum österreichischen Finanzminister herabgesunken war. Er mag sich und seinen Parteifreunden vortäuschen, daß der nationale Aufschwung des czechischen Volkes nur auf diesem Wege des Verrathes an der modernen Kulturidee zu erreichen sei. Kaum ein zweites Volk leidet so unter der wirthschaftlichen Verelendung, die eine Folge der Jahrzehnte lang währenden Reaktion ist, wie das czechische. Sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und seine Ausdauer befähigen es in hohem Grade, zum Träger der Fabrikindustrie zu werden. Alle Leiden, die eine unglückliche Politik, deren treueste Bundesgenossin fast immer die jeweilig herrschende czechische Partei gewesen ist, über die österreichische Industrie heraufbeschworen hat, treffen nicht zum geringen Theile die Slaven in den Sudetenländern. Ein Strom von Auswanderern wälzt sich alljährlich nach Bayern, Sachsen und Preußen. Söhne sind es des czechischen Volkes, die daheim keine Arbeit finden und als ungern gesehene Gäste an dem Tische deutscher Kultur Platz nehmen. Der czechische Vertrauensmann im Ministerium Thun würde seinem Volk mehr nützen, wollte er seinen Stammesgenossen, die heute im Deutschen Reich bald zugelassen, bald in barschem Ton über die Grenze zurückgeköllert werden, in ihrer Heimath Arbeitgelegenheit verschaffen, statt in der Vermehrung czechischer Hof- und Gerichtsräthe der nationalen Weisheit letzten Schluß zu erblicken.

Freilich hätte der dritte Josef sich dann weder mit Badenis ungarischem Ausgleich noch mit den Erhöhungen der Abgaben auf Bier, Branntwein, Zucker und Petroleum identifiziren dürfen. Er hätte auch die von ihm angekündigte Reform der Aktiengesetzgebung nicht nur zum Schein, sondern mit Ernst und Thatkraft in Angriff nehmen müssen. Die modernste der Institutionen, dazu berufen, das Gefäß der für die industrielle Entwickelung unerläßlichen Kapitalsassoziation zu sein, die Aktiengesellschaft, wird in Oesterreich nicht allein vom Steuerfiskus rücksichtlos ausgebeutet, sie unterliegt auch einem so verrotteten und verzopften Recht, daß sie der Industrie längst nicht mehr zum Förderungmittel, sondern zum Hemmschuh geworden ist. Die straf- und civilrechtliche Haftung der Gründer für die Prospektangaben und des Vorstandes für die Gesellschaftgebahrung ist in Folge mangelhafter gesetzlicher Bestimmungen und einer unerhört nachsichtigen Praxis kaum wirksam. Als allmächtiger Spiritus Rector und gegebenen Falles als allschuldiger Sündenbock fungirt ein nur aus seinem Dienstvertrage verantwortlicher Beamter, der Direktor. Die Aufsicht und Kontrole, die in den Kulturstaaten von den Aktionären an der Hand des Gesetzes geübt wird und die in Oesterreich fast ganz fehlt, ersetzt der Polizeigeist durch die Staatsaufsicht und den Konzession-

zwang. Welchen Werth diese Aufsicht, als Nebenerwerb ausgeübt von dem nächstbesten Hofrath in der Form passiver Assistenz bei Generalversammlungen und Verwaltungrathssitzungen, besitzt, Das beweisen die zahlreichen Aktienskandale der letzten Jahre. Der Konzessionzwang besteht darin, daß jede Aktiengesellschaft eines eigenen Privileges bedarf, das die Regirung auf Antrag der sogenannten Vereinskommission ertheilt. Diese Beschränkung hat freilich schwindelhafte Gründungen nicht verhindert. Sie hat nur den Geldverdienst jener Klasse von Aristokraten, ausgedienten Beamten und Parlamentariern vermehrt, deren Aufgabe es ist, durch ihre glänzenden Namen das Publikum über die Reellität des Unternehmens zu täuschen und bei Gründungen, Emissionen, Lieferungsgeschäften, gerichtlichen Anständen und anderen mit den Behörden auszutragenden Affairen die Wege zu ebnen und zu glätten. Eine moderne Reform des Aktienwesens würde das arbeitlose Einkommen dieser einflußreichen Schmarotzerklasse bedrohen; deshalb denkt auch die Regirung durchaus nicht daran, mit dem Konzessionzwange zu brechen. Da die Aktienskandale der letzten Jahre die öffentliche Meinung aufgerührt hatten und da bei diesem Anlaß die Beschwerden der Industrie und des Handels über die unerträgliche Behinderung durch unser thörichtes Aktienrecht wieder einmal besonders laut wurden, sah auch Joseph der Dritte, der Finanzminister, ein: Etwas muß geschehen. Er veranlaßte natürlich eine Enquete, die sogar schriftlich und mündlich war. Sie beschäftigte den Ehrlichen wie den Schalk, — und nun ist Alles wieder beim Alten.

So könnte ich weiter erzählen, Stunden und Tage lang, von der Industriepolitik in Oesterreich; von den technischen und Gewerbeschulen, die unsere Regirung hinter der Zeit zurückbleiben läßt; von den Handelsschulen, die sie überhaupt nicht gründet; von den Tarifen des Lloyd; von der Donauschiffahrt und der ungarischen Transportsteuer und den Péagegebühren am Eisernen Thor; von den Telephontarifen, die so hoch normirt sind, damit die Postverwaltung nicht durch zu viele Gespräche gestört werde; von den Plätzen, wo es kein Lokaltelephon, und von den Relationen, auf denen es keinen interurbanen Verkehr giebt; von dem Preßgesetz und dem Kolportageverbot, das Papier- und Druckindustrie zum Siechthum verdammt; von den Staatsmonopolen, Finanzzöllen, indirekten Steuern und Kartellen, die der Bevölkerung die wichtigsten Nahrung- und Genußmittel so belasten, daß sie auf einer Stufe künstlichen Unterkonsums erhalten wird; von der erschreckenden Unwissenheit; von der Feindschaft gegen die Sozialreform, die doch die Lebenshaltung der breiten Volksschichten heben und damit die gesündeste Grundlage für eine blühende Industrie abgeben würde, von . . . Aber ich müßte es ganz schildern, wie es ist, mein unglückliches Vaterland. Dann erst würde man begreifen, warum ein solcher Staat und eine solche Gesellschaft

nicht im Stande sind, die höchste soziale Entwickelungstufe, jene der Industrie, zu erklimmen; warum es das unbeachtete und von keinem Prinzen erlöste Aschenbrödel bleibt, während die Anderen ausziehen, die Welt aufzutheilen. Dann würde man aber auch über die Unverwüstlichkeit der menschlichen Natur staunen, da trotz Alledem doch noch eine Menschenklasse in Oesterreich besteht, die, Ameisen gleich, das von Dummheit und Egoismus so oft zerstörte Kulturwerk immer und immer wieder von Neuem beginnt, die, trotz den verlockendsten Angeboten, den Ausbeuterfeldzug nicht mitmacht, sondern in ehrlicher Arbeit, umrungen von Gefahr, ihr tüchtig Jahr verbringt und das Testament des sterbenden Faust als Herzenswunsch im Busen trägt: auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen!

Die Realpolitiker des „Geschäftes“ freilich betrachten derlei Ideale eben so skeptisch wie die Quacksalbereien einer hohen Regirung. Wegwerfend lächeln sie, wenn zum Quartalswechsel ein neues Heilmittel für die kranke Volkswirthschaft angepriesen, eine neue Epoche der k. k. Industriepolitik verkündet wird. Gleich dem Hohepriester Kalchas in Offenbachs Schöner Helena, wissen sie den Werth duftender und nährender Opfergaben wohl zu unterscheiden. Und was immer die drei Josephe bieten, — in ihrem Sinne behält Kalchas mit seinem geringschätzenden Ausruf Recht: Blumen, nichts als Blumen!

Brünn.

Dr. Otto Lecher,
Mitglied des österreichischen Reichsrathes.

Sommerfrischen.

Bei uns Deutschen wächst, wenn wir beim Bier zusammensitzen, mit jeder Maß der Patriotismus; gegen Lokalschluß ist er am Größten. Wenn man als stiller Zuhörer in unseren Gasthäusern verkehrt, vom unterirdischen Bräustübl in einem Winkel Oberbayerns angefangen bis zu den prunkvollsten Restaurants der Reichshauptstadt, so sollte man glauben, daß ein Deutscher, der abends, wenn seine Stimmung durch den nöthigen Alkohol gehoben ist, so thut, als ob er ausschließlich ad majorem patriae gloriam auf der Welt sei, auch in der Frühe, wenn er ausgeschlafen hat und man mit einer nüchternen Frage an ihn heran tritt, noch Etwas für patriotische Unternehmungen übrig hätte. Das aber ist meist nur nachts, so lange die Wirkung des Alkohols dauert, der Fall; in der Frühe hat der Patriotismus, den man wenige Stunden vorher eher mit Chauvinismus hätte bezeichnen können, recht oft ein gewaltiges Loch.

In dem Fache, mit dem ich mich viele Jahre hindurch beschäftige, in rebus coloniensibus, habe ich häufig erleben müssen, daß vermögende Leute, die abends meist nach der zweiten Flasche schon sich für die größten Kolonialenthusiasten ausgaben und dabei so thaten, als ob sie bereit seien, auf der Stelle ihren Geldschrank zu öffnen, damit durch ihre materielle Unterstützung in Ostafrika Kaffee-

plantagen entstehen könnten, mir gleich am nächsten Morgen, wenn ich sie im Interesse der Sache ernstlich stellte, erwiderten, „sie hätten sichs anders überlegt". Dieselben deutschen Kolonialenthusiasten haben sich dann bald darauf an Transvaal-, Klondyke-, australischen oder sonstigen Diamant-, Gold- oder Silberbergwerksaktien die Finger gründlich verbrannt und mir später gestanden, daß sie es bereuten, nicht mitgeholfen zu haben, Kaffeebäume in Ost- oder West-Afrika zu bauen, deren Ertrag ihnen nach einigen Jahren sichere Rente und später ein Vermögen gebracht hätte. Der Deutsche trägt leider sein Geld gern ins Ausland. Das ist „Vaterlandsliebe" im weiteren Sinne. Solche bedauerliche Wahrnehmungen kann man bei uns jahrein, jahraus machen. Sobald die Ferien anfangen, rennet, rettet, flüchtet Alles in Gottes freie Natur, aufs Land, in ein Höhenklima, in schattige Thäler; aber gewöhnlich bleibt man nicht innerhalb der deutschen Grenzpfähle. So gehen in jedem Sommer Summen, die sich auf Millionen belaufen, unserem Vaterlande verloren. Und unsere Sommerfrischler hätten es innerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle doch viel bequemer und billiger; sie könnten mit dem Bewußtsein zu ihren Penaten zurückkehren: „Diesen Sommer haben wir unser Feriengeld in Deutschland ausgegeben!" Ihre Gesundheit würde gewiß nicht darunter leiden.

Seit vielen Jahren war es meine Absicht, Wohnung- und Verpflegungverhältnisse in Oberbayern, im Allgäu, Nordtirol, Vorarlberg und im Salzkammergut wieder einmal zu untersuchen, Vergleiche mit anderen Ländern in Bezug auf die Bequemlichkeit, die Güte der Nährmittel, der Hotel- und Privatunterkunftpreise anzustellen. Die Pausen zwischen größeren Auslandsreisen habe ich benutzt, um mir über Fort- oder Rückschritt in den Unterkunft- und Verpflegung-Verhältnissen an Ort und Stelle Kenntnisse zu verschaffen; von der Grenze Vorarlbergs am Bodensee bis zum Traunstein und weiter östlich habe ich zu diesem Zwecke Notizen gesammelt.

In den letzten Jahren hat sich eine große Wendung zum Besseren in unseren Bergen bemerkbar gemacht. Früher konnte man es in Gebirgsgasthäusern häufiger erleben, daß zum Beispiel zum Frühstück stickige Eier, die in Kisten aus Oberitalien bezogen waren, aufgetragen wurden; solche und ähnliche Fehlgriffe haben beinahe ganz aufgehört. Unsere Gasthausbesitzer, auch in den kleinsten Ortschaften, sind mit der Zeit fortgeschritten; sie haben sich an dem Verpflegungsystem der Nachbarländer ein Beispiel genommen. Wo gäbe es heutzutage in Oberbayern ein Gasthaus, in dem der Feinschmecker nicht frische Forellen, Saiblinge, Schill und so weiter täglich haben kann und das nicht Fleisch aller Sorten, Geflügel, Obst und Gemüse täglich frisch bezieht? Daß in unseren Bergen Butter, Käse, Milch, gutes Schwarzbrot unverfälscht verabreicht werden — was man nicht von allen großen Kurorten des Auslandes behaupten kann —, ist bekannt. Daß unser bayrisches Bier das würzigste, malzreichste, von absoluter Reinheit, daher bekömmlichste ist und beinahe überall frisch vom Faß um etwa 24 Pfennige pro Liter verschänkt wird, braucht kaum erwähnt zu werden.

Nimmt man eine Karte von Südbayern, Nordtirol und dem Salzburgerland in die Hand, zieht man darauf ein Dreieck, dessen eine Spitze, von München ausgehend, am Bodensee bei Feldkirch endet, dann von Feldkirch östlich weitergeht und etwa am Dachstein verläuft, so steht in einer Gebirgsgegend von riesiger Ausdehnung und herrlichster Pracht, die man deutsch nennen darf, dem Sommerfrischler eine große Auswahl von Ortschaften zur Verfügung. Die meisten sind

für Sommerverkehr eingerichtet, liegen zwischen fünfhundert und fünfzehnhundert Meter Höhe, Schatten spendende Tannen- und Laubholzwaldungen sind in der Nähe, man verkehrt mit einer Bevölkerung, die im Allgemeinen nicht habgierig ist und den Fremden nicht als eine zu melkende Kuh betrachtet, ihn eher als Bekannten, Landsmann, Freund behandelt, ihm Liebenswürdigkeit und Höflichkeit entgegenbringt. Selbst in den kleineren dieser Gebirgsorte hat man heute vielfach elektrisches Licht; es liegen weit mehr Zeitungen auf als in früheren Jahren und die Wirthe geben sich die größte Mühe, es den Sommergästen angenehm und behaglich zu machen.

Wenn die herrliche, staubfreie Luft und die Ruhe, die man im Hochlande Oberbayerns, des Allgäu, Nordtirols und des Salzburgerlandes genießt, dem der Erholung bedürftigen, nervösen Sommerfrischler nicht besser bekommen als der Aufenthalt in den kasernenmäßigen, überfüllten Abspeiseanstalten des Auslandes mit ihren befrackten Kellnern und der ewigen Unruhe, die in solchen Karawansereien herrscht, dann muß es mit dem Organismus deutscher Ferienreisender eben so schlecht bestellt sein wie mit ihrem Patriotismus.

Von Westen nach Osten gehend, innerhalb der deutsch-nationalen Grenzpfähle bleibend, führe ich in unseren Bergen eine Reihe von Orten auf, die, für Fremdenverkehr zugeschnitten, Alles bieten, was man verlangen darf: saubere Zimmer, Betten nach neuester Bequemlichkeit, komfortable Zimmereinrichtungen, gute Hausmannskost für Jeden, der mit vier bis fünf Mark pro Tag, Alles inbegriffen, leben will, reichhaltige Speisenkarte nebst gutem Weinkeller für den verwöhnteren Großstädter. In Oberbayern: Adelholzen, Aibling, Ambach, Ammerland, Andechs, Aschau; Badersee, Bayrisch-Zell, Benediktbeuern, Berchtesgaden, Bergen, Beuerberg, Biehl, Birkenstein, Braunenburg, Bruckmühl, Chiemsee (Frauen-Chiemsee); Diessen; Eibsee, Enterrottach, Eichenlohe, Ettal, Eurasburg; Fall, Feilnbach, Feldafing, Fischbachau; Garmisch, Geitau, Gmund, Grafrath, Grainau; Heilbrunn, Hohenschwangau, Hohenpeissenberg; Josephsthal, Jugell; Kiefersfelden, Kochel, Königssee, Kohlgrub, Krankenheil, Kreuth; Landsberg, Lenggries, Leoni; Marquartstein, Miesbach, Mittenwald, Murnau; Neubeuern, Neuhaus; Oberammergau, Oberau, Oberaudorf, Oberwarngau; Partenkirchen, Prien; Ramsau, Reichenhall, Reit im Winkel, Rosenheim, Rottach, Ruhpolding; Sacherang, Schlehdorf, Schliersee, Schongau, Seeon, Seeshaupt, Siegsdorf, Starnberg; Urfeld; Valepp, Vorderriß; Walchensee, Wallgau, Wessen, Westerham, Weyarn. Im Allgäu: Balderschwang; Einödsbach; Fischen, Füßen; Gerstruben; Hindelang, Hinterstein; Immenstadt; Lindau; Nesselwang; Oberdorf; Oberstorf; Pfronten; Sonthofen, Spielmannsau; Weißensee. In Nordtirol und Vorarlberg: Achensee; Bärenstadt, Bregenz, Bludenz, Brenner, Brixlegg; Ehrwald, Elmau; Feldkirch, Fernstein, Fieberbrunn; Hall, Hinterriß, Hopfgarten, Hüttisau; Jenbach, Imst, Innsbruck; Kaiserthal, Kirchbichl, Kitzbühel, Kössen, Kufstein; Landeck, Lermoos; Matrei; Nassereit, Nesselwängle; Pertisau, Pinzwang, Plansee; Rattenberg, Reutte; St. Anton am Arlberg, St. Johann, Scharnitz, Schattwald, Schröcken (Bregenzerwald), Schruns, Schwaz, Seefeld, Söll, Stuben; Telfs, Thiersee; Vils; Walchsee, Weißensee, Wildbichl, Wörgl; Zirl. Im Salzburgerland: Attersee, Aussee; Ebensee; Gastein, Gmunden, Goisern, Golling, Gosauthal; Hallein, Hallstadt; Ischl; Kammer; Laufen bei Ischl, Lofer; Mondsee; Ober-Weiß-

bach; Radstadt; Saalfelden, Salzburg, Schörfling, St. Gilgen; St. Johann, St. Wolfgang, Strobl; Taxenbach, Traunkirchen; Unternach; Werfen; Zell a. S.

Etwa zweihundert Orte sind hier genannt, wo man im Sommer seiner Gesundheit leben kann, ohne das Geld aus Deutschland oder aus Deutsch-Oesterreich in die Fremde zu tragen; sie sind bequem und billig zu erreichen, nach den meisten führt Eisenbahn, Vizinalbahn, Post oder sonstige Verbindung; noch einmal so viele könnten innerhalb der Grenzen Nordtirols angeführt werden, von den Thälern des Gletscher- und Dolomitengebietes Südtirols, Steyermarks und Kärnthens ganz abgesehen.

Da es mir zur Ueberzeugung der Leser wichtig erscheint, festzustellen, was andere Länder aus dem Fremdenverkehr einnehmen, will ich anführen, welche Summen die Schweiz jährlich aus dem Fremdenverkehr zieht und wie sehr diese Einnahmen zum Nationalreichthum eines Landes beitragen. Alljährlich fließen in die Schweiz aus den Taschen der Fremden über einhundertfünfzig Millionen Mark; die Summen, die Privatposten, Pferde- und Maulesel-Verleihanstalten, Wagenbesitzer, Führer, Dienstmänner u. s. w. einnehmen, sind nicht eingerechnet. Der Reingewinn der schweizer Hoteliers hat in den letzten Jahren durchschnittlich fünfundzwanzig Millionen Mark pro Jahr betragen. In der Schweiz giebt es heute über 2000 Fremdengasthäuser mit über 100 000 Betten; selbst da, wo vor wenigen Jahren nur kleine Unterkunft- oder Sennhütten standen, sind heute Hotels aufgeführt. Die alljährliche Brutto-Einnahme der vom Fremdenverkehr lebenden Gasthofbesitzer beträgt in der Schweiz durchschnittlich über 100 Millionen Mark. Die Gehälter der Bediensteten allein — wobei die Trinkgelder nicht eingerechnet sind — belaufen sich heute auf etwa zehn Millionen Mark bei 25 000 Angestellten, die der Hotelverkehr erfordert. Das sind gewaltige Summen, statistisch zusammengestellt, deren Ziffern unanfechtbar sind.

Der Hotelbetrieb allein erfordert durchschnittlich 60 Millionen Mark, davon 40 Millionen für das Küchenwesen, etwa sechs Millionen für allgemeine Unkosten, eben so viel für Erhaltung der Gebäude, über vier Millionen für Beheizung und Beleuchtung, große Summen für Steuern, Versicherungen, Annoncen. Der Verein der Hoteliers hat eine Statistik herausgegeben, auf die ich mich berufe: 300 000 Mark für Käse, 300 000 Mark für Oel, eben so viel für Thee, 400 000 Mark für Zucker, eben so viel für Kaffee, 800 000 Mark für Obst, über eine Million Mark für Eier, über 13 Millionen für Konserven und Gemüse, über 1¼ Million Mark für Milch, beinahe zwei Millionen Mark für Gewürze und Verschiedenes, zwei Millionen Mark für Butter, 2½ Millionen Mark für Brot, drei Millionen Mark für Fische, fünf Millionen Mark für Geflügel, beinahe zwölf Millionen Mark für Fleisch und Wild.

Das sind Zahlen, die laut, deutlich und mahnend sprechen und die an den guten Willen, an die Vaterlandsliebe deutscher und deutsch-österreichischer Ferienreisender appelliren sollen. Denn diese großen Summen, von denen ein ganz beträchtlicher Theil aus dem deutschen Geldbeutel fließt, bleiben fast vollkommen in der Schweiz, wenig davon kehrt zu uns oder nach Oesterreich zurück. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, in den Bergen Erholung suchende Deutsche und Deutsch-Oesterreicher zu veranlassen, bei der Auswahl ihres Sommeraufenthaltes in Zukunft ihr Augenmerk etwas mehr auf deutschen Boden zu lenken!

Berlin, Kaiserhof. Eugen Wolf.

Schlechte Familienväter.

Nummer Fünfunddreißig der „Zukunft“ vom siebenundzwanzigsten Mai enthielt einen Aufsatz „Schutz gegen schlechte Familienväter“ vom Herrn Stadtrath Samter in Charlottenburg, der sich gegen die von dem „Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ gefaßten Beschlüsse der Zulassung eines Verwaltungzwangsverfahrens gegen pflichtvergessene Familienväter wendet. Der Verfasser nimmt hierbei fortlaufend auf die von mir im Sinn jener Beschlüsse an anderer Stelle vertretene Auffassung Bezug. In dem selben Heft der „Zukunft“ handelt ein Leitartikel des Herausgebers unter der Ueberschrift „Heyls Armee“ von den psychologischen Voraussetzungen, aus denen Jemand zum Bettler, zum Obdachlosen und zum pflichtvergessenen Familienvater werden kann. Beide Artikel, offenbar ohne jede Beziehung auf einander geschrieben, ergänzen einander doch in merkwürdiger Weise und regen den Leser, der mit dem Gegenstand vertraut ist, zu weiter gehenden Betrachtungen an. Auf die gegen mich gerichtete Polemik Samters zu erwidern, habe ich keine Veranlassung. Meine Stellung zur Sache wurde von ihm objektiv und wohlwollend behandelt und trotz aller scheinbaren Verschiedenheit der Auffassung gelangen er und ich im Grunde zu sehr ähnlichen Ergebnissen für die Behandlung des sozialen Uebels. Nur zu einigen ergänzenden Bemerkungen drängt mich die Lecture beider Artikel.

In langjähriger theoretischer und praktischer Thätigkeit auf dem Gebiet der Armenpflege und Wohlthätigkeit habe ich beständig meine Aufmerksamkeit auf die soziologische Seite des wirthschaftlichen Zustandes richten zu müssen geglaubt, den wir mit dem Wort „Armuth“ bezeichnen. Wenn menschliche Zustände niemals anders als im Zusammenhang aller Erscheinungen zu begreifen sind, so gilt Das ganz besonders von der Armuth. Wir verstehen darunter in der Regel einen Zustand, in dem ein Mensch an den Mitteln Mangel leidet, die für den unentbehrlichen Lebensunterhalt erforderlich sind, d. h. nicht im Stande ist, sich diese Mittel aus eigenem Vermögen oder aus den Leistungen Dritter, die zur Hergabe verpflichtet sind, zu verschaffen. Der Begriff des eigenen Vermögens beschränkt sich dabei selbstverständlich nicht auf das Vermögen im juristischen Sinn, sondern umfaßt auch jede Art von Fähigkeit, sich durch eigene Kraft den unentbehrlichen Lebensunterhalt zu verschaffen. Diese Kraft erkennen wir in erster Linie dem arbeit- und erwerbsfähigen Menschen zu. Wer im Besitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte ist, gilt nicht als arm; und eben so wenig gilt als arm, wer zu dem Arbeit- und Erwerbsfähigen in einem bestimmten gesetzlich anerkannten Familienverhältniß steht, das ihn berechtigt, von dem Erwerbsfähigen seinen Unterhalt zu fordern. Die Ehefrau und die Kinder des arbeitfähigen Mannes gelten daher nicht als arm. Eine solche Familie wird im Wege der Armenpflege nur dann unterstützt, wenn der zum Unterhalt Verpflichtete seiner Obliegenheit sich entzieht und seine Angehörigen hilflos läßt. Ich sehe hier selbstverständlich von den Fällen ab, in denen der an sich Arbeitfähige aus besonderen Gründen keine Arbeit hat und daher auch zur Beschaffung des eigenen Unterhaltes vorübergehend außer Stande ist, und betrachte nur den regelmäßigen Fall, daß der Arbeitfähige auch Arbeit finden kann. Unter dieser Voraussetzung fordert das Gesetz und fordert die mit seiner Ausführung betraute Armenver-

waltung, daß der Familienvater für seine Angehörigen sorge. In der Praxis hat die Armenpflege bei verlassenen Familien mit zwei verschiedenen Kategorien zu rechnen: erstens mit den Familienvätern, die zwar Arbeit und ausreichenden Verdienst haben, das Verdiente aber für sich — meist in Gemeinschaft mit einer fremden Frau — verbrauchen, und zweitens mit den Familienvätern, die zwar arbeiten können, aber ihre Arbeitkraft nur so weit ausnützen, daß sie nothdürftig für sich selbst sorgen können, oder die überhaupt nicht arbeiten wollen, wie die Zuhälter, die Bettler und Verbrecher. Hier sei an die Ausführungen in dem Artikel „Heyls Armee" erinnert, — Ausführungen, die das Werden des Bettlers und Verbrechers in kurzen Strichen zutreffend schildern. Auch mich lehren meine reichen praktischen Erfahrungen, daß, von wenigen pathologischen Ausnahmen abgesehen — und solche Ausnahmen findet man auch in den wohlhabenden Klassen —, kein Mensch als Bettler oder Verbrecher geboren wird. Dazu machen ihn erst die Verhältnisse. Die jämmerliche Beschaffenheit der kleinen, schmutzigen Wohnung, in der das Kind aufwächst, die Unzulänglichkeit und Enge der Räume, durch die die Heranwachsenden nothwendig Zeugen aller Vorgänge des menschlichen Zusammenlebens werden, und damit die unausbleibliche Ertötung des natürlichen Schamgefühles, endlich das einem jeden Menschen angeborene Bedürfniß nach Lust und die Schwierigkeiten, diesen Drang mit erlaubten Mitteln zu befriedigen: alles Das wirkt zusammen, um die arbeitende Klasse gegen die Verpflichtungen, die Staat und Gesellschaft Jedem in Gesetz und Sitte auferlegen, abzustumpfen und widerstandsunfähig zu machen. Während der Wohlhabende die selben Neigungen und Lustbedürfnisse befriedigen kann, ohne Gesetz und Sitte zu verletzen, wird der Proletarier von Kindesbeinen an von der geraden Straße abgedrängt und bedarf der stärksten Gegenimpulse, um Gesetz und Sitte auch nur äußerlich zu achten. Früher Branntweingenuß, früher Geschlechtsverkehr, frühe Selbständigkeit führen dazu, die Eheschließung sorglos zu behandeln, während in den Kreisen der Wohlhabenden die Möglichkeit eines dauernd geordneten Hauswesens, angemessener Wohnung, angemessener Kindererziehung und angemessenen standesgemäßen Auftretens als Voraussetzung der Ehe gilt. Wenn in den sogenannten besseren Kreisen das eheliche Verhältniß brüchig geworden ist, wird meistens der Schein gleichwohl gewahrt und ein neben der Ehe bestehendes illegitimes Verhältniß möglichst verschleiert; in jenen anderen Kreisen, in denen das Feingefühl und die Furcht vor dem Urtheil der Welt geringer ist, wird die eheliche Gemeinschaft viel leichter aufgegeben und die Folgen einer Auflösung des Familienverhältnisses machen sich da nicht nur sittlich, sondern vor Allem auch wirthschaftlich sofort geltend. Die Familie wird verlassen und fällt, wenn nicht die Frau Wiedervergeltung übt und, was nicht selten ist, ein Konkubinat eingeht, der Armenpflege anheim.

Wie häufig solche Fälle vorkommen, hat die von Samter erwähnte Erhebung des „Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit" wenigstens annähernd dargethan. Wer in der Praxis der Armenpflege steht, weiß, daß die Zahl, auch wo sie sich statistisch nicht festhalten läßt, groß ist und daß diese Fälle den schwierigsten und widerwärtigsten Theil der Arbeit jeder Armenverwaltung bilden. Wie soll sie sich verhalten? Jede Behörde muß in erster Linie von den bestehenden Gesetzen ausgehen. Das Gesetz verpflichtet den arbeitfähigen Familienvater zur

Ernährung seiner Familie. Also muß die Armenverwaltung Alles thun, was in ihren Kräften steht, um den Familienvater zur Fürsorge für seine Angehörigen anzuhalten. Welche Mittel stehen ihr dafür zu Gebot?

Die Frau kann genöthigt werden, gegen ihren Ehemann klagend vorzugehen, und auch die Armenverwaltung kann an ihrer Stelle die Ansprüche bis zur Höhe der gewährten Unterstützung geltend machen. Das wäre ausreichend, wenn nur die gesetzliche Befugniß sofort ihre Verwirklichung fände und wenn Klage und Vollstreckung auch wirklich Etwas einbrächten. Hier beginnt aber die Sysiphusarbeit der Armenverwaltung. Bis sie eine verurtheilende Entscheidung erzielt, hat selbstverständlich der Mann sich schon längere Zeit hindurch von der Familie entfernt und ist froh, nur noch für sich selbst zu sorgen. Kommt es zur Zwangsvollstreckung aus dem Urtheil, so wechselt er gewöhnlich die Wohnung und die Arbeit oder legt gar die Arbeit bis auf Weiteres vollständig nieder. Wo bequeme Verbindungen nach außerhalb vorhanden sind, geht er auf und davon, und wenn er anderswo die Arbeit wiederaufnimmt, ist ein umständliches Verfahren an der auswärtigen Arbeitstätte erforderlich. Dabei hindert ihn schließlich nichts, auch dort das selbe Manöver zu wiederholen. Aber es kommt auch vor, daß er sich bereit erklärt, für seine Familie zu sorgen. Dann verweist man die Frau an ihn und stellt die Unterstützung ein, um nach kurzer Zeit sich der Frau und der Kinder von Neuem anzunehmen, weil das Erbieten nur ein Vorwand war, den unbequemen Mahnungen für einige Zeit zu entgehen. Kehrt der Mann unter solchen Umständen zu seiner Familie zurück, so wird einer human denkenden Armenbehörde auch damit selten gedient sein, weil rohe Mißhandlungen der Frau und Kinder die regelmäßigen Begleiterscheinungen der Wiedervereinigung zu sein pflegen, während auf eine genügende Fürsorge doch nicht zu rechnen ist.

Eine solche Mißachtung ernster gesetzlicher Verpflichtungen erscheint so schwer, daß man von vorn herein daran denken mußte, sie unter Strafe zu stellen. Das ist durch die Reichsgesetzgebung auch geschehen. Mit Haft — unter Zulassung einer korrektionellen Nachhaft bis zu zwei Jahren — wird bestraft, „wer sich dem Spiel, Trunk oder Müssiggang dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand geräth, in dem zu seinem Unterhalt oder zum Unterhalt Derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörden fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß". Nicht getroffen wird durch diese schwere Bestimmung der Mann, der arbeitet und trotz ausreichendem Verdienst nicht für seine Familie sorgt. Er kann im schlimmsten Falle mit Haft- und Geldstrafe, jedoch nicht mit korrektioneller Nachhaft belegt werden. Das ist eine, wie von allen Seiten anerkannt wird, ungenügende Repression. Die geringe Strafe hat nicht einmal vom Geldstandpunkt aus Bedeutung, da der Mann dabei noch immer billiger fortkommt, als wenn er seine Familie regelmäßig versorgte. Außerdem ist die Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen durch die Gerichte unbefriedigend, weil es den Richtern in Folge ihrer überwiegend formal-juristischen Ausbildung an wirthschaftlichen Kenntnissen und Einblick in die sozialen Zusammenhänge fehlt. Ich selbst bin lange Jahre hindurch, ehe ich in die Verwaltung übertrat, Richter gewesen; und als ich mich nachträglich der Fälle erinnerte, in denen es sich um Aburtheilung von Bettlern, Müssiggängern, pflichtvergessenen Familienvätern u. s. w. handelte, mußte ich mir eingestehen, daß mir das richtige Ver-

ständniß dieser Vergehungen und ihres tiefwurzelnden Zusammenhanges mit den gesammten wirthschaftlichen Zuständen überhaupt gefehlt hatte. Die wirthschaftliche Betrachtung kann zu strengerer oder milderer Beurtheilung führen, verträgt sich aber nie mit einer formal-juristischen Behandlung. Wer den Bettler verurtheilt, sollte vor Allem von den Beziehungen des Arbeitsuchenden zum Arbeitmarkt wissen, wer die Pflichtvergessenheit eines Familienvaters straft, die Entwickelung der Familienverhältnisse kennen, die zu der Zerrüttung des Familienlebens führen mußte. Von Alledem weiß der Richter aber nichts oder sehr wenig. Ist es da ein Wunder, daß der Verwaltung, die täglich unter den Mängeln der Berufsjustiz leidet, sich der lebhafte Wunsch bemächtigte, selbst an der Rechtspflege Antheil zu nehmen und selbst und unmittelbar die Bekämpfung der Uebelstände auch von dieser Seite aus zu versuchen? Und so sind die Armenverwaltungen dazu gekommen, das Verwaltungzwangsverfahren zu fordern. Ich gebe zu, daß auch einige unter den in der Praxis stehenden Mitgliedern des „Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit" Samters Anschauungen theilen. Aber es sind nur Wenige und sie schrecken im Grunde — wie er selbst — weniger vor der Sache als vor der Form zurück, weil sie eine Ausartung in Willkür fürchten. Von der Preisgebung des Armen an die bloße Willkür der Verwaltungbehörden ist aber nie die Rede gewesen; Niemand von uns hat jemals ein Verfahren befürwortet, mit dessen Hilfe die Armenbehörde nach ihrem Belieben den Familienvater beliebig lange einsperren dürfte, — ganz abgesehen davon, daß ein solches Verfahren den Reichsgesetzen widersprechen und deshalb gesetzlich unzulässig sein würde. Was wir wollen, ist ein Verwaltungverfahren im Gegensatz zum gerichtlichen Verfahren, — ein Verfahren, das weniger von formaler Jurisprudenz als von der Praxis des Lebens beherrscht wird. Ueber die Kautelen, die solchem Verfahren zu geben sind, läßt sich reden.

Meine Ansicht und die Ansichten des „Deutschen Vereines für Armenpflege und Wohlthätigkeit" sind der Oeffentlichkeit hinlänglich bekannt. Mich interessirt vor Allem die soziologische Seite; und so will ich denn Herrn Samter gern bestätigen, daß ich der von ihm berührten Frage skeptisch gegenüberstehe und die Möglichkeit einer Besserung auf diesem Gebiet in erster Linie in sozialer und wirthschaftlicher Besserung sehe. Wer sich bemüht, den Dingen auf den Grund zu gehen, muß eben einsehen, daß das schwere soziale Uebel der Nährpflichtverletzungen im engsten Zusammenhang mit der sozialen und wirthschaftlichen Lage der besitzlosen Klassen steht und daß die Erscheinung eine hohe symptomatische Bedeutung hat. Jede Wohnung, in der die Eltern mit vier bis fünf Kindern in einem Raum zusammen wohnen und schlafen und wegen der Höhe der Miethe auch noch Schlafburschen und Schlafmädchen aufzunehmen genöthigt sind, ist die Brutstätte von Eigenschaften, die in Widerstreit mit Gesetz und Sitte treten. Die Beschäftigung von Kindern in aufreibender gewerblicher Arbeit, die Ausnützung der Arbeitkraft ohne gerechten Entgelt erzeugen das Streben nach Kompensationen für die ausgestandene Qual, wenn nicht auf erlaubtem, dann auf unerlaubtem Wege. Hier nützt keine Strafe, kein Verwaltungzwang und keine Einsperrung, auch nicht durch die Armenbehörde, sondern nur die Besserung von innen heraus, die das Uebel an der Wurzel zu fassen sucht. Hier liegt aller Verwaltung Ziel und Ende.

Aber eine Einschränkung muß doch gemacht werden. Wir können un-

möglich unsere Gesetzbücher, die durchweg die wirthschaftlichen Verhältnisse als normal und die Selbstbestimmung als frei voraussetzen, so lange suspendiren, bis alle jene Ursachen beseitigt sind, die die Freiheit der Selbstbestimmung im höheren Sinn ausschließen. Wir müssen daher streben, den Sumpf abzugraben; aber wir können inzwischen, so lange er noch vorhanden ist, unmöglich die Sumpfpflanzen ruhig dulden. Wir suchen sie also nach besten Kräften zu beseitigen. Doch um weniger bildlich zu sprechen: liegt der Schwerpunkt aller Verwaltung und Gesetzgebung auf diesem Gebiet unbedingt in wirthschaftlicher und sozialer Reformarbeit, so darf die Verwaltung doch, bis das Ziel solcher Arbeit erreicht sein wird, nicht einfach die Hände in den Schoß legen. Zugegeben, daß wir keine oder doch nicht so viele pflichtvergessene Familienväter haben würden, wenn die ursächlichen Zusammenhänge anders wären: so lange wir sie haben, müssen wir das durch Gesetz und Sitte geknüpfte Band der Familie wirksam zu erhalten suchen und dürfen, wo das innere sittliche Bewußtsein ohnmächtig geworden ist, vor äußerem Zwang nicht zurückschrecken. Nicht im fiskalischen Interesse, um die Armenverwaltung zu entlasten, wie Samter am Schluß seiner Ausführungen in einer etwas künstlichen Beweisführung behauptet, sondern aus sittlichen und wirthschaftlichen Gründen ist ein solcher Zwang unentbehrlich. Welche Einrichtungen in diesem Sinn zu schaffen sind, darüber wird, wie ich zuversichtlich hoffe, eine Einigung möglich sein.

Stadtrath Dr. Emil Münsterberg.

Selbstanzeigen.

Bibliothek der Volkswirthschaftlehre und Gesellschaftwissenschaft. Begründet von F. Stöpel. Fortgeführt von Robert Prager. Bd. 8. Louis Blanc, Organisation der Arbeit. Nach der neunten Ausgabe des Originals übersetzt von Robert Prager. Berlin 1899, Verlag von R. L. Prager, X, 332 Seiten.

Die von C. Stöpel begründete Bibliothek der Volkswirthschaftlehre hat einen großen Erfolg gehabt. War sie doch die erste Sammlung ausländischer Nationalökonomen in deutscher Uebersetzung, die sich bestrebte, die Werke in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Die verschiedenen Kulturvölker sollten in ihrer Bedeutung für die Volkswirthschaft berücksichtigt und vorerst die für das Studium unentbehrlichsten Werke vorgelegt werden. Daß die Angelsachsen als Erste zu Wort kommen mußten, war selbstverständlich. So erschien „Der Reichthum der Nationen" von Adam Smith, „Das Bevölkerungsgesetz" von Malthus, Peshine Smiths „Handbuch der politischen Oekonomie" und H. C. Careys „Einheit des Gesetzes". Leider blieb das Unternehmen hier stecken und es hat eine ganze Reihe von Jahren gedauert, bis der jetzige Herausgeber einen neuen Band erscheinen lassen konnte. Er hat dazu Louis Blancs „Organisation der Arbeit" gewählt, um den Franzosen zu ihrem Recht zu verhelfen, und auch, weil dieses Buch noch besonders in die Gegenwart hinein-

ragt. Man sagt kaum zu viel, wenn man die „Organisation der Arbeit“ die erste wissenschaftliche Leistung des Sozialismus nennt. Sechzig Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung muthet sie noch so frisch an, als sei sie gestern geschrieben; die Schattenseiten der Gesellschaftordnung, die im Ganzen noch dieselben sind wie im Jahre 1839, werden beredt geschildert und an der Hand der pariser Arbeitlöhne führt Louis Blanc den Beweis, daß nur eine Regelung der Arbeit die schrankenlose Herrschaft des individuellen Egoismus brechen kann und daß die freie Konkurrenz nicht nur das Proletariat, sondern auch die Bourgeoisie zu Grunde richtet. Er bekämpft das arbeitlose Einkommen, speziell den Zins, und fordert, daß Jeder nach seinen Fähigkeiten arbeiten und nach seinen Bedürfnissen genießen solle. Als ein Mittel, diese Forderung durchzusetzen, schlug er die Errichtung von Arbeitwerkstätten mit Staatshilfe vor. Daß die mit großen Kosten errichteten Nationalwerkstätten mit einem Mißerfolg endigten, kann füglich Louis Blanc nicht zugerechnet werden, da die Art ihrer Einrichtung seinen Anschauungen schnurstracks zuwiderlief. Man mag die Ansichten Blancs theilen oder nicht: die überall durchbrechende Menschenliebe und das heilige Feuer, das ihn erfüllt, sichern dem Buch bleibend einen sympathischen Leserkreis und der kritische Theil seines Inhaltes trifft unsere Verhältnisse noch eben so wie die Verhältnisse vor sechzig Jahren. Den Schwung der Sprache hat der Uebersetzer sich treulich bemüht, auch der Uebertragung zu erhalten. Robert Prager.

Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur von S. A. Wengerow. Uebersetzt und eingeführt von Traugott Pech. Berlin 1899, Verlag von Johannes Räde (Stuhrsche Buchhandlung).

Nachdem die Werke Iwans Turgenjew, die fast in alle Sprachen der civilisirten Welt übersetzt worden sind, die Bahn frei gemacht haben, ist eine große Reihe von Uebersetzungen aus dem Russischen, namentlich auch in Deutschland, gefolgt. Daß dabei hauptsächlich die Schriftsteller der neueren und neusten Zeit berücksichtigt wurden, ist ganz natürlich, weil sich erst in dieser Zeit der spezifische Charakter der russischen Literatur, ihr Realismus — oder vielleicht richtiger: Realidealismus — entwickelt hat. Die vorliegende Schrift beleuchtet in sachkundiger Weise eben diese neuere und besonders die neuste Periode der russischen Literatur. Eine gleichwerthige Originalarbeit eines Nichtrussen dürfte kaum zu beschaffen sein, weil neben der Kenntniß der russischen Literatur auch die Vertrautheit mit dem russischen Leben eine große Rolle spielt. Wie sehr die Kenntniß beider nothwendig ist, um die russische Literatur in ihrer eigenartigen Stellung in der Heimath, wo sie zugleich das hervorragendste Organ des öffentlichen Lebens ist, richtig zu beurtheilen, dafür liefert die Schrift in überzeugender Weise den Beweis. Im Einzelnen sei nur auf die scharfe Charakteristik der wichtigen Thätigkeit Bjelinskijs hingewiesen. Sie wird um so willkommener sein, als seine Schriften nicht übersetzt sind und sich ihrem Gegenstand nach — es sind Kritiken, Abhandlungen und publizistische Artikel — auch kaum zur Uebersetzung eignen. Zahlreiche Vergleiche mit anderen Literaturen bringen den Inhalt der Schrift dem Interesse des Lesers noch näher. Traugott Pech.

Guy de Maupassant. Musotte. Drama in drei Akten. Deutsch von Adolf Heilborn. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Es ist immer mißlich, eine Selbstanzeige einer bloßen Uebersetzung zu schreiben. Ich hätte mich auch nicht dazu entschlossen, wenn nicht die Kritiken über den Werth des Werkes und der Uebersetzung einander so diametral widersprächen. Einer nennt das Drama mittelmäßig, larmoyant, ein sentimentales Grisettenstück; ein Anderer nennt es herzwarm, stark, fein, offen, keck, einen echten Maupassant; ein Dritter spricht von geschickt zugespitztem, doch unbehaglichem Wortgefecht, von trockenem Ernst und nassem Jammer; ein Vierter von dem schwermüthig schönen Stück Leben, von dem geistvollen, pointirten, witzigen Dialog u. s. w. Armer Maupassant, arme Musotte! ... Eben so ist es meiner Uebersetzung ergangen. Daß der Eine mir Flüchtigkeit, Plumpheit und Fixigkeit (ein hübsches Wort!) vorwirft und den Beruf zum Uebersetzer abspricht, der Andere die Uebersetzung ausgezeichnet findet, so gut wie selten eine Uebertragung aus dem Französischen, und der Dritte ihr besonderes Feingefühl nachrühmt, ist noch nicht das Geringste an einander widersprechenden Urtheilen. Genug davon... Ich will zu meiner Rechtfertigung nur anführen, daß ich in meiner Thätigkeit eine Szene, die dem zweiten Akt des Dramas vollständig ähnelte, selbst erlebt habe und daß ich bemüht war, pariser Leben und französischen Geist bis ins Intimste zu studiren. Der geneigte Leser mag übrigens selbst urtheilen. Dr. Adolf Heilborn.

Die Y-Z-Strahlen des Professors Dr. Antinom. Verlag von E. Moos, Erfurt.

Wir befinden uns in einem geräumigen Saal. Zwölf Personen sitzen um einen verhüllten Apparat. Der Professor begrüßt die Anwesenden und verwahrt sich energisch gegen die Vermuthung, daß es sich um ein spiritistisches Kunststück handle. Als Mann der Wissenschaft könne er den Spiritus nur zu Zwecken der Heizung und Konservirung zulassen, halte seine Verwendung zu alkoholischen Getränken für eine Abscheulichkeit und den spiritus als „Geist" für weiter nichts denn ein Ueberbleibsel früherer Entwickelungperioden. Er erklärt, daß es sich um eine rein wissenschaftliche Entdeckung handle, um Strahlen, die nicht, wie die seines Kollegen Röntgen, die Weichtheile, sondern die Knochen durchdrängen und die feinsten Nervenbilder zu Tage förderten. Er habe diese Strahlen mit Y-Z bezeichnet, weil er durch sie das Alphabet menschlicher Weisheit für erschöpft halte. Er erklärt weiter, daß sich durch die Y-Z-Bestrahlung der menschlichen Gehirne auf den Metallplatten, die hinter den Köpfen der Anwesenden angebracht sind, Abdrücke ergeben werden, die einer Gehirn-Rechenschaftablage gleichkommen. Er hoffe, dadurch die wissenschaftliche Annahme, daß das Bewußtsein aus zwei Theilen bestehe, einem oberen, dessen wir uns bewußt werden, und einem unteren, dessen wir uns nicht bewußt werden, zu beweisen und den scheinbaren Widerspruch eines unbewußten Bewußtseins zu beseitigen. Er werde durch die Bilder des Großhirnes die Lebensumstände und Handlungen des Individuums in ihrer Aufspeicherung zu erkennen geben, durch die Bilder des Kleinhirnes aber den Schleier, der über dem unbewußten Bewußtsein hängt, lüften. Damit werde man auch dem tollen Treiben eines Rudimentes aus der Kinderzeit

der Menschheit, der sogenannten Phantasie, besser auf die Spur kommen. Der Professor bittet vor völligem Abschluß seiner Arbeiten um Diskretion, da er vorzeitige Veröffentlichungen der stofflüsternen Tagespresse zu vermeiden wünsche; auch wolle er nicht durch Titel- oder Ordensverleihungen den bitteren Neid und die scharfen Angriffe der geschätzten Kollegen herausfordern. Die neuen Strahlen seien stärker als das Sonnenlicht, aber kalt, wodurch der Zusammenhang zwischen Licht und Wärme aufgehoben werde. Das sei eben das Herrliche der modernsten Wissenschaft, daß fast allwöchentlich eine neue Entdeckung die sichersten Beobachtungen früherer Zeiten über den Haufen werfe und ungeahnte Perspektiven in die Abgründe des Universums eröffne. Er werde nun mit der Bestrahlung beginnen und von Eins bis Tausend zählen... Antinom verlöscht das elektrische Licht und bringt die Pole in der Röhre zusammen. Ungeheure Helle und eisige Kälte verbreiten sich. Er zählt langsam bis Dreihundertfünfundsechzig. Da geschieht — wie so häufig bei wissenschaftlichen Experimenten — etwas Unerwartetes: ein dumpfer Knall, allgemeine Dunkelheit und Geschrei. Der Professor öffnet rasch die elektrische Leitung: zum Glück hat sich die Röhre beim Zerplatzen nur getheilt und man ist mit dem Schrecken davon gekommen. Antinom eilt zu den Platten, überfliegt sie, seine Augen strahlen und er verkündet mit zitternder Stimme: Es sind Abdrücke da, wenn auch nur Bruchtheile. Er verabschiedet die Anwesenden und verspricht, ihnen in der nächsten Sitzung darüber zu berichten. Die Frau Professorin, die auch zugegen war, bittet ihn vergeblich, frische Luft zu schöpfen, einen Spazirgang mit ihr zu machen; er erwidert entrüstet: „Doch jetzt nicht, wo ich vor der Enthüllung des tiefsten Menschengeheimnisses stehe!" Sie geht. Er entziffert seine Platten; und was er aus den Gehirnen, dem Ober- und Unter-Bewußtsein der zwölf Männlein und Weiblein, zuletzt aus dem seiner Gattin erfährt, ist in dem Büchlein den Lesern anschaulich beschrieben.

Laiso.

Zwei prager Geschichten. Verlag von A. Bonz & Comp. Stuttgart.

Absicht dieses Buches war, der eigenen Kindheit irgendwie näher zu kommen. Denn alle Kunst sehnt sich, um diesen vergangenen Garten, um seine Düfte und Dunkelheiten reicher, um sein Rauschen beredter zu werden. Vorwand waren nur zwei kleine Geschichten. Prag, diese Stadt voll finsterer Gassen und geheimnißvoller Höfe, ist der Schauplatz. Träumerisch und traurig sind die selten handelnden Menschen. Slavische Sehnsucht ist in ihren Stimmen und sie leben von der frühen Frömmigkeit ihrer unverbrauchten Gefühle. Und so kam durch den Vorwand ein Neues dazu: die Geschichte einer Völkerkindheit. Ein paar Worte erzählen im Vorübergehen von dem Schicksal eines Volkes, das seine Kindheit nicht ausbreiten kann neben dem älteren, ernsten, erwachsenen Brudervolk. Und in diesen fast zufällig laut gewordenen Worten scheint mir jetzt meines Buches bester Werth zu liegen. Denn alle seine Wärme kommt von dort her; und gerade, wo es tendenziös zu werden scheint, wird es weit und wissend und menschlich.

St. Petersburg. Rainer Maria Rilke.

Der Königssohn.

„Heil, Ortwin, Dir, besteig' den Thron,
„Heil, Ortwin, tritt hervor!"
Jung Ortwin steht, der Königssohn,
Streckt Arm und Schwert empor:

„Der Feind erstach den Vater mein,
Schlug mir die Mutter tot.
Ein Bruder und ein Schwesterlein,
Die essen Kerkerbrot.

Nun bin ich Mann. Erschlag' ich Wult,
Der Alle mir geraubt,
Dann und nicht ehr — bei Freyas Huld! —
Setz' ich die Kron' aufs Haupt."

Sprachs, schwang sich auf sein Roß und ritt,
Ritt suchend durch den Wald
Und lauert auf des Räubers Schrttt
In grünem Hinterhalt.

Da rauschts — sonst Stille weit und breit —:
Er spannet Blick und Ohr ...
Was schauet er? Die schönste Maid
Tritt aus dem Wald hervor.

Sie will entfliehn — schnell springt er zu —:
Die Maid nicht mehr entkam;
„Wie heißt Du?" „Traut, Wults Kind; und Du?"
„Jung Ortwin ist mein Nam'."

Sie sitzen lang im grünen Moos,
Schön Irmtrauts Hand ist weich;
Sie herzt das Haupt in ihrem Schoß.
Hörst Du die Unk' im Teich?

. . . .

„Willst Du schon gehn?" „'s ist spät, ich muß!"
Wult kehret heut zurück."
Sie reißt sich los vom letzten Kuß.
Wild rollt Wults zornger Blick.

„Ich kehre heim und Du bist aus?“
„Im Walde war es kühl!“ — —
Der Donner grollt, es bebt das Haus,
Die Nacht kommt, schwarz und schwül.

Wult folgt ihr, sieht des Feindes Waif'
Bei Irmentraut im Wald.
„Der ward ein Mann und ich ein Greis,
Doch wird er nimmer alt.“

Es blitzt der Stahl, roth wird das Moos,
Die Unke stöhnt im Teich.
Getroffen in Schön Irmtrauts Schoß
Jung Ortwin ruht als Leich'.

Da ächzt der Wald, es heult der Sturm,
Das Käuzchen angstvoll schreit,
Im schwarzen Teich bei Molch und Wurm
Schläft Ortwin sonder Zeit.

Der Mörder trägt sein Kind nach Haus,
Hält lange bei ihm Wacht,
Dann schläft er ein; Traut schleicht hinaus,
Hinaus in finstre Nacht.

Sie eilt zum Teich, horcht, hemmt den Lauf,
Dumpf klagt die Unk' allein, —
Ein Sprung — ein Schrei — die Fluth spritzt auf:
„Jung Ortwin, ich bin Dein.“

Wult rast im Wald. Sie hört ihn nicht,
Sein Ruf verhallt im Wind;
Da huscht nachts übern Teich ein Licht:
„Hier, Kind, mein einzig Kind!“

Wult, halt, Du sinkst! Zu spät. Vorbei ...
Jäh schweigt der Unke Lied.
Still ruht der Teich, still ruhn die Drei ...
Und lautlos steht das Ried.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Die kluge Provinz.

Durch die Erwerbung der Karolineninseln ist die Aufmerksamkeit in Deutschland wieder stärker auf die spanischen Verhältnisse gelenkt worden. Das seiner großen Kolonien beraubte Spanien macht jedenfalls kein schlechtes Geschäft dabei, da die Inselchen bisher nur Zuschüsse erfordert haben. Wenn ein großer Theil der deutschen Presse auf das Jahr 1885 zurückgegriffen und dem Fürsten Bismarck ernsthaft nachgesagt hat, er habe bei dem damaligen Konflikt mit Spanien auf die Karolinen großen Werth gelegt, so scheint sie auf die bekannte Vergeßlichkeit der Zeitungleser zu rechnen. Die Thronrede in Madrid deutete in Bezug auf den zukünftigen Coupondienst Allerlei an, was nicht nur auf einen Steuerabzug, sondern sogar auf eine Konversion hinauslaufen würde. Zu konvertiren pflegte man bisher freilich nur, wenn der Kurs des Staatspapieres über Pari stand und darum hat zum Beispiel Mexiko so lange damit gewartet, obgleich es schon seit Jahren zahlungfähiger ist als das spanische Mutterland. Steuerabzüge auf die Extérieurs würden die fremden Besitzer heute kaum empfindlich treffen. Denn sie haben zu niedrigen Kursen gekauft und können unmöglich auf eine reguläre Zinszahlung gerechnet haben. Noch dazu ist der größte Theil der auswärtigen Schuld längst im Lande selbst untergebracht. Die Hausse in Spaniern ist übrigens als Börsenereigniß recht charakteristisch. Die sogenannten Dummen haben, auch als der Kurs fünfzig Prozent überschritt, gekauft, die Klugen haben seitdem verkauft. Dadurch bildete sich eine ausgedehnte Baissepositition und die Deckungskäufe und Prolongationen bei jeder Liquidation trieben den Kurs noch mehr in die Höhe. So haben gerade die Leute, die die Finanzlage des besiegten Königreiches kühl und richtig beurtheilten, an der Börse Unrecht behalten und ihre bessere Einsicht theuer bezahlen müssen. Das trifft hauptsächlich Paris als den Mittelpunkt dieser Spekulation. Auch an der berliner Börse haben seit Monaten die Umsätze stark zugenommen, ja, Spanier bilden neben Northern und Kanadian die einzigen lebhaft begehrten Werthe außerhalb des Bergwerks- und Industriemarktes, indessen auf die Kursbildung haben diese Umsätze doch nur geringen Einfluß gehabt. Uebrigens wird man nicht müde, das Zustandekommen der bekannten internationalen Anleihe immer wieder zu melden, obgleich — wie man mich auf das Bestimmteste versichert — ernste Verhandlungen gar nicht stattfinden. Die hohen Kurse sind also an sich nicht gerechtfertigt und doch läßt sich vorläufig ein Rückgang nicht prophezeien. Die Spanier selbst scheinen allmählich einzusehen, daß alle ihre gerühmten Bodenschätze ihnen nichts helfen können, so lange die bisher unabhängig vom wechselnden Parteiregiment gleichmäßig geübte schlechte Verwaltung fortbesteht. Merkwürdig ist, daß heute in Spanien ein starkes Vorurtheil gegen England herrscht, dem von oben herab ein wohlüberlegter Vorschub geleistet wird. Man suchte nach einer Ableitung für die durch die nationalen Demüthigungen verbitterte Stimmung und redete sich schließlich ein, daß England an dem ungleichen Kampfe seine besonders „perfide“ Schadenfreude gehabt habe. Auch gebildete und vorurtheilsfreie Spanier, denen man hie und da in Geschäftsangelegenheiten bei uns begegnen kann, äußern sich in diesem Sinn; und so dürften

neue englische Unternehmungen in Spanien bis auf Weiteres wenig Aussicht haben. Damit fällt aber auch die Aussicht auf eine stärkere Heranziehung englischen Kapitales, denn jenseits des Kanals hängen Handel, Politik und Kapitalsanlagen außerordentlich eng zusammen. Spanien hat noch werthvolle Grubenkonzessionen für Kohlen, Erze u. s. w. zu vergeben und in England fehlt es dafür keineswegs an Interesse. Erst kürzlich führte der Präsident des Institute of Mining Engineers in einer Aufsehen erregenden Rede aus, daß der englische Kohlenreichthum in fünfzig Jahren erschöpft sein werde, und forderte deshalb zum Schutz der heimischen Industrie einen Ausfuhrzoll von drei Pence für die Tonne. Man kann füglich dahingestellt sein lassen, ob in einem halben Jahrhundert nicht andere Länder im Stande sein werden, Kohle billig und reichlich zu liefern, und ob bis dahin nicht überhaupt ein neues Brennmaterial eingeführt sein wird: jedenfalls zeugen solche Ausführungen von der praktischen Voraussicht der Engländer. Kein Wunder also, daß man sehnsüchtig auf die Minen der iberischen Halbinsel blickt; und wir würden vielleicht heute schon Transaktionen im größten Stil erleben, wenn die geschilderten Vorurtheile auf spanischer Seite nicht hemmend im Wege ständen. Die deutschen Börsen haben einstweilen an spanischen Fonds viel Geld verdient, obgleich es sich bei den Steigerungen fast immer nur um wenige Prozente handelte.

Die großen Umsätze in Canadian und Northern-Pacific halten unserer ersten Börse ihren Antheil an der amerikanischen Aufwärtsbewegung offen; und ohne den Uebermuth der beständig zunehmenden Trusts würden die Gewinnchancen noch ungleich sicherer sein. Das Hauptinteresse unserer Spekulation gehört aber nach wie vor den Bergwerks- und Industriepapieren. Das Börsengesetz hat hier zum Theil geschadet, zum Theil genützt. In früheren Jahren würden Pestfälle, wie die kürzlich von Alexandrien gemeldeten, jähe Kursrückgänge in Kreditaktien und Diskonto-Kommandit, in italienischen Bahnen, Schiffahrtaktien u. s. w. verursacht haben; heutzutage schallt uns auch in solchen Momenten aus dem Börsensaal nur der Ruf nach Laura oder Bochumern entgegen. Die leidenschaftlichen Berufsspieler, die jeden Einzelfall für eine Allgemeintendenz fruktfizirten, sind nach der Einschränkung des Differenzspieles ziemlich verschwunden und an ihre Stelle ist ein Börsenpublikum — ich meine damit nicht nur die eigentlichen Börsenbesucher — getreten, das fast immer die Meinung der besonderen Fachkreise zum Ausdruck bringt. Es wäre gar nicht schwer, festzustellen, daß Oberschlesien und Rheinland-Westfalen mit ihren Industriebaronen direkt oder indirekt das geschäftslustigste und wichtigste Kontingent an der berliner Börse stellen. Diese Kreise haben den Aufschwung kommen sehen, die Zweifel an seiner Dauer rascher überwunden als die Bankwelt und daher auch den Rahm von der ganzen so staunenswerthen Kursbewegung abgeschöpft. Und wenn heute berliner Bankiers Uneingeweihten gegenüber sich damit brüsten, wie früh sie die vortheilhafte Entwickelung unserer Industrie erkannt haben, so verwechseln sie den richtigen Instinkt ihrer Kunden mit ihrer eigenen Weisheit. Denn sie selbst haben die Kunden möglichst zurückgehalten und, wo ihr eigenes Interesse nicht mit im Spiel war, wohl auch gewarnt; die biedere Provinz aber hat sich nicht irre machen lassen. Es ist kaum zu übersehen, wie viel große Vermögen dort seit Jahr und Tag entstanden sind. Nur beweist die konstante Verödung des Anlagemarktes, daß bisher wenig sicher bei

Seite gelegt, sondern das Gewonnene immer wieder in Dividendenpapieren — und noch dazu in theuren — investirt worden ist. In der Rheinprovinz giebt es heute Millionäre, die noch vor wenigen Jahren fast nichts besaßen und die ihr Glück weniger ihren Fabriken und Hüttenwerken als Ankäufen von Aktien verdanken, deren Gewinnchancen sie selbst zu kontroliren in der Lage waren. Man möchte in Alledem beinahe den Sieg der werkthätigen Provinz über die doktrinäre Intelligenz der Großstadt sehen, — sehr zum Unterschied von früheren Perioden des Aufschwunges, in denen sich vorzüglich die hauptstädtischen Geldcentren bereicherten. Die Provinz ist es auch, die so manche berliner Orakel inspirirt, von denen man heute vertraulich erfährt, daß mancherlei Industriewerthe noch um hundert Prozent steigerungfähig seien. Die Leute, deren Muth mit dem Erfolg wächst und die aus ihren Engagements so leicht nicht herausgehen, weil es ihnen weder an Geld noch an Eigensinn gebricht, sind optimistischer denn je. Hört man auf sie, so blühen uns die höchsten Dividenden, die glänzendsten Geschäftsverträge beginnen jetzt erst in Wirksamkeit zu treten und die Hochkonjunktur würde auch noch das Jahr 1900 überdauern. Davon, daß viele unserer Industrien an den Grenzen ihrer Leistungfähigkeit angelangt sind, sprechen sie natürlich eben so wenig wie von den nothwendigen Betriebserweiterungen auf Kosten der Aktionäre, die gewöhnlich erst dann gerade nutzbar werden, wenn das Ende der Konjunktur da ist. Uebrigens sind bisher selbst die Erwartungen der kühnsten Sanguiniker übertroffen worden und vielleicht haben wir den Irrthum begangen, uns zu sehr an die kurze Dauer solcher früheren Blütheperioden bei uns zu halten. England und Frankreich haben lange Zeiten gewaltigen Aufschwunges erlebt, die wohl von gelegentlichen Schwankungen unterbrochen wurden, aber keineswegs mit Zusammenbrüchen endigten. Ein Gebiet wird doch auch von dem andern günstig beeinflußt. Ich erinnere nur an Cementaktien, die binnen wenigen Wochen um fast fünfzig Prozent stiegen. Es hatte thatsächlich sehr lange gewährt, bis die Börse sich darauf besann, wie viel mehr heute als früher in Deutschland gebaut wird und wie viel stärker dadurch die Nachfrage nach Cement werden muß, — ganz zu geschweigen anderer Verwendungen wie z. B. zur Betonirung.

Die Bankwelt, die sich von der Provinz neuen Muth einblasen läßt, rechnet jetzt den Kurszettel nach und entdeckt plötzlich, daß die meisten der guten Bergwerks- und Fabrikpapiere doch immer noch ungefähr sechs Prozent abwerfen, also eine Rente, mit der man auch weiterhin zufrieden sein kann, wenn nur die Dividenden in gleichem Verhältnisse mit den Kursen fortfahren, zu steigen. Meine unmaßgebliche Meinung geht freilich dahin, daß wir im Gegensatz zu unseren reicheren und erfahreneren Nachbarn im Westen so hoher Kurse noch ungewohnt sind und daß unser Publikum einem plötzlichen Umschlag der Stimmung keineswegs gewachsen ist. Vor Allem haben wir alle Veranlassung, unsere Arbeiter zufrieden zu stellen. Sie haben ihre eigene Unentbehrlichkeit täglich vor Augen, von der Unentbehrlichkeit ihrer Arbeitgeber sind sie aber leider gar nicht durchdrungen. In diesem Sinn ist die Vorlage des Zuchthausgesetzes eine schwere Gefährdung unserer Industrie.

Pluto.

Notizbuch.

Ob wir nun für eine Weile wenigstens vor Berichten über den Dreyfusfall gesichert sind? Die Sache wird ja noch einmal beginnen, wenn Herr Alfred Dreyfus in Rennes vor seinen neuen Richtern erscheint; und dann wird auch der kühlere Beobachter gezwungen sein, den fünfjährigen Krieg rückblickend zu überschauen. Vorläufig aber könnten die hitzigen Herren sich ein Bischen Ruhe gönnen, — sich und ihren verschiedenen Vaterländern, deren einzig bedeutsame Aufgabe es am Ende doch nicht ist, für die Unschuld des früheren Artilleriehauptmannes die Waffen zu führen. Ob die Eisernden solche Resignation üben werden? Wahrscheinlich ist es nicht. Zwar hat der höchste Gerichtshof Frankreichs das Urtheil der pariser Militärjustiz aufgehoben und die Sache zur erneuten Verhandlung an ein bretonisches Provinzialkriegsgericht verwiesen, vor dem öffentlich verhandelt und der Angeklagte von geschickten Vertheidigern unterstützt werden wird. Zwar ist Zola, der die Ehren, aber nicht die Lasten des Feldzuges auf sich nahm, wieder in Paris und Herr Picquart, der das Treiben seiner Kameraden ausspionirte, ohne aus ihren Reihen zu scheiden, wird bald das Licht der Freiheit grüßen, vielleicht wieder in die Armee eintreten und eine stattliche Mitgift einheimsen. Das Ziel wird über kurz oder lang also erreicht sein. Oder gab und giebt es noch ein anderes Ziel? Sollte, um die letzte Erinnerung an Panama auszulöschen, der staunenden Welt bewiesen werden, daß die französische Bourgeoisie doch aus besseren Menschen besteht als der morsche Rest des frommen feudalen Schwertadels? Sollte der Dreyfusfall dazu dienen, die Renaissance des gallischen Geistes niederzuzwingen, der in den Vogüé, Brunetière, Lemaître, Bourget und selbst in dem tragikomischen Junker Déroulède von La Mancha trotzig sein Haupt erhebt? Zu dieser Absicht wird sich Keiner bekennen; und selbst die lieben Briten, die mit der Humanität immer gute Geschäfte gemacht haben, werden nicht einräumen, daß sie den langwierigen Hader schlau zu benutzen wußten, um sich in Egypten festzusetzen, den Sudan zu erobern und die in den Grundmauern wankende französische Republik bei Faschoda zu demüthigen. Ringsum wird unter großen Grimassen vom Sieg des Rechtes und vom Triumph der Menschlichkeit geredet, in widrigem Phrasenschwulst das Glück der Häuser Dreyfus und Hadamard geschildert und, allen Barbieren zur Wonne, die unwiderstehliche Gewalt des Edlen, Schönen, Hehren verkündet. Einen so brauchbaren, billigen und beliebten Stoff läßt der mitteleuropäische Leitartikelschreiber sich so leicht nicht entgehen; er ist immer dabei, wenn es für der Menschheit große Gegenstände zu streiten gilt, und hätte für Schroeder und Ziethen, für die Opfer der italienischen und magyarischen Machthaber mit nicht geringerem Heldenmuth gefochten, wäre zu solchem Gefecht nur rechtzeitig die Parole ausgegeben worden. Doch sie blieb aus — der kapitalistische Unternehmer hatte an diesen Persönlichkeiten kein Interesse — und so kam es zu keinem Sturm der öffentlichen Meinung und die private Faulheit konnte ihre traditionelle Rolle spielen. Herr Dreyfus hat Glück: er ist ein reicher Mann, ist mit anderen reichen

Familien versippt und seine Sache wurde — ob mit Recht oder mit Unrecht, braucht hier nicht erörtert zu werden — zur Sache der gesammten Judenheit gemacht. Kein Verständiger kann solches Glück dem Manne neiden, der, wie es scheint, unschuldig, eine lange Zeit schweren Leides durchlebt hat und für den die Sympathie nicht dadurch gemindert werden darf, daß er unangenehme, aus dem dunkelsten Winkel Bethuliens stammende Wesenszüge zeigt. Wer der Familie Dreyfus, monsieur, madame et bébé, gratuliren will, mag es thun. Und wer aus dem ganzen Handel die fürchterliche Fehlbarkeit aller Kastenjustiz kennen gelernt hat, Der mag gegen diese rückständigste Form menschlicher Rechtsprägung laut und leidenschaftlich seine Stimme erheben. Nur verschone man uns endlich mit dem Kolportageroman von den pechschwarzen Bösewichten Boisdeffre, Du Paty de Clam, Mercier und Genossen und mit der läppischen Mär, mit reinen Waffen sei hier der Sieg der reinen Wahrheit erstritten worden. Es handelt sich im Grunde um eine recht alltägliche Geschichte, die nur, weil die eine Partei über große Geldmittel verfügte, diesmal weidlich aufgebauscht wurde. Unschuldige — und besonders Solche, deren Schuld nicht unzweideutig erwiesen werden konnte — werden in allen Ländern täglich zu harten Strafen verurtheilt und die Behörden, auch die bürgerlichen, haben, wenn diese Urtheile später angefochten werden, stets eine begreifliche Scheu, den alten Aktenstoß noch einmal zu durchstöbern. Diese Scheu steigert sich, sobald das Ansehen einer ganzen Kaste auf dem Spiel steht, und verführt gewissenlose Leute dann leicht zu Schandthaten, die der Zweck ihnen zu heiligen scheint. So ist es auch dem unglücklichen Herrn Dreyfus ergangen. Die Zahl — und namentlich das Gewicht — der gegen ihn vorgebrachten Verdachtsmomente war nicht groß; trotzdem waren die Mitglieder des Kriegsgerichtes und deren Inspiratoren von der Schuld des Angeklagten sicher überzeugt. Und als dann der Geldkrieg für die Befreiung des auf die Teufelsinsel Verbannten begann, als Zeitungen gekauft, Journalisten bestochen wurden und der Goldene Esel den Weg bis ins Innerste des gerichtlichen Amtsgeheimnisses fand, da konnten skrupellose Haudegen vom Schlage Henrys wähnen, die Ehre des Heeres würde befleckt bleiben, wenn die goldfarbige Fahne des Syndikates sieghaft über dem Schlachtfeld wehe. Auf beiden Seiten wurde so vielgelogen und betrogen, gefälscht und geflunkert, daß die von französischem Uebermuth bedrohten Völker sich des Schauspieles einer schnell fortschreitenden Zerrüttung freuen durften. In Deutschland spürte man freilich von solcher Freude nichts. Der größte Theil unserer Presse glaubte sich verpflichtet, für die Unschuld Alfreds des Edlen und für die Reinigung des französischen Heeres „unentwegt“ einzutreten und die Leser morgens und abends mit immer erneuten Gräuellegenden aufzupeitschen. Diese Thorheit wird sich, mögen die Dreyfusleute jetzt auch noch so laute Triumphgesänge anstimmen, eines Tages empfindlich rächen. Einstweilen brauchen die Franzosen Ruhe. Sie rüsten sich für die Weltausstellung; und die Furcht, der Profit könne geschmälert werden, hat den Revisionisten mehr geholfen als alle Bemühungen der Herren Clémenceau, Yves Guyot & Co. Ist die Weltmesse erst vorüber und der Goldstrom aus Paris in die Provinzen gesickert, dann wird die Stimmung verändert sein und Herr Chauvin wird finden, daß er mit den Deutschen ein stattliches Hühnchen zu pflücken hat. Auch im Zarenreich wird nach der Friedenskonferenz, die so phrasenhaft und ergebnißlos zu verlaufen scheint wie der Tuberkulosekongreß, wieder eine zärtliche Regung für die holde Marianne erwachen und dann werden vielleicht die deutschen Bürger, die gespannten Sinnes den Schauergeschichten aus Frankreich

lauschten, mit Gut und Blut für die von ihrer lieben Presse eingeworfenen Fenster zu zahlen haben. Wie wäre es, wenn wir Herrn Dreyfus nun seinem Glück und seinen Richtern überließen, den leidenschaftlichen Zornmuth nicht mehr an große und kleine Spitzbuben im französischen Generalstab vergeudeten, den wechselnden Abenteuern des republikanisch posirenden Herrn Loubet unser Interesse versagten und uns, zur Abwechselung, wieder einmal mit der Frage beschäftigten, ob im Deutschen Reich Alles so bestellt ist, wie es, zum Wohl des Einzelnen und der gesammten Volkheit, bestellt sein sollte?

* * *

Ein hübsches, wenn auch nicht sehr ergiebiges Thema bietet zum Beispiel die „Zuchthausvorlage". Vor zwei Jahren, im Juli 1897, sagte der Kaiser in Bielefeld, die „schwerste Strafe" müsse künftig Den treffen, „der sich untersteht, einen Nebenmenschen, der arbeiten will, an freiwilliger Arbeit zu hindern". Am sechsten September 1898 sprach der Kaiser in Oeynhausen: „Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahre zugehen, worin Jeder, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht oder gar zu einem Strike anreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll." Das Jahr ging zu Ende, der Gesetzentwurf kam nicht an den Reichstag und es hieß, für die vom Kaiser verheißenen drakonischen Bestimmungen sei weder im preußischen Staatsministerium noch gar im Bundesrath eine Mehrheit aufzubringen. Nun ist der lange erwartete Entwurf veröffentlicht worden. Er entspricht, da er weder die Bedrohung der Strikebrecher noch den Aufruf zum Ausstand mit Zuchthausstrafe belegt, nicht der Ankündung des Kaisers, aber er ist geeignet, den Bürgerfrieden zu gefährden und der Sozialdemokratie in ihrer Agitation und propagandistischen Kraft mindestens eben so großen Nutzen zu bringen, wie es einst die unselig verschollene Umsturzvorlage that. Diese Gefahr kann später beleuchtet werden. Schon jetzt aber lohnt ein Blick auf die politischen Zustände, die erst die Geschichte dieses Gesetzentwurfes möglich machten. Der Kaiser und König spricht in einer offiziell verbreiteten Rede eine Absicht aus, die, wie es scheint, mit den Ansichten der Mehrheit seiner preußischen Berather nicht zu vereinen ist. Und diese Herren, die, wenn sie auf dem von ihm gewählten Wege dem König nicht folgen zu können glauben, ihre Entlassung erbitten müßten, begnügen sich damit, künstlich dem Oberflächenbetrachter die Sache so darzustellen, als sei dem Wunsch des Monarchen Erfüllung geworden. Es ist nicht ganz leicht, für ein solches Verfahren die richtige Bezeichnung zu finden. Wenn die Herren zur Rede gestellt würden, wäre, wie so oft schon, die Antwort wahrscheinlich: „Sie ahnen nicht, wie viel wir verhindern." Diese Auffassung der Ministerpflicht kann mit einem goethischen Wort schlecht und modern genannt werden. Für ihre Bekenner mag sie nützlich und — besonders — bequem sein; der Monarchie aber, deren höchster Vertreter stets ohne ministerielle Bekleidungstücke im Vordergrunde des Kampfplatzes gelassen wird, muß sie auf die Länge unermeßlichen Schaden zufügen.

* * *

Das Deutsche Reich hat den verkrachten Spaniern in der Südsee ein paar Inselgrüppchen abgekauft, von denen die Karolinen die bekanntesten und wohl auch beträchtlichsten sind. Darob großer Jubel bei stets zum Jubeln geeigneten Patrioten. Seht, rufen sie: Bernhard von Bülow gelang, was Otto von Bismarck vergebens erstrebte! Das klingt wunderschön. Doch wir kennen die Weise, kennen den Text und kennen auch die Verfasser. Es sind die selben Leute, deren Wonnejauchzen 1890 den Helgolandvertrag begrüßte. Damals, wie jetzt, achteten sie nicht auf den Kaufpreis. Und jetzt vergessen sie obendrein noch, daß Bismarck die Karolinen eine „Lumperei" genannt und Jedem, ders hören wollte, gesagt hat, ihm sei es nur darauf angekommen, die dreisten Spanier durch den Karolinenstreit für den Abschluß eines uns günstigen Handelsvertrages zu kirren. Ob die Summe von siebenzehn Millionen Mark für den Ankauf von Inseln, die zusammen etwa vierzigtausend Einwohner haben, nicht zu hoch ist, wird nüchtern und kaltblütig zu berechnen sein. Zu geräuschvoller Freude über den angeblich errungenen Erfolg scheint einstweilen nicht der geringste Anlaß gegeben. Den Rest der spanischen Masse konnte jede leidlich zahlungfähige Macht an sich bringen. Keine hat es gethan und alle wünschen Deutschland zum neuen Besitz Heil und Segen. Jede wirkliche Mehrung unseres Kolonialreiches wäre dankbar aufzunehmen. Die Kolonien aber, die das Deutsche Reich unter dem Beifall der Briten und Amerikaner erwirbt, sind schwerlich dazu angethan, sein internationales Ansehen zu fördern und seinen Volkswohlstand zu heben.

* * *

Dem Herausgeber der „Zukunft" ist der folgende Brief eines Lesers zugegangen: „Im Briefkasten der ‚Zukunft' fand ich neulich die Bemerkung: ‚Auch die — an sich ja nicht uninteressante — Thatsache, daß der Sohn des Reichskanzlers wieder einmal für eine Aufsichtrathsstelle in Aussicht genommen ist, stimmt doch höchstens zu Betrachtungen, die einem Festungstubengefangenen nicht bekömmlich sein würden.' In dieser Bemerkung liegt offenbar eine Kritik, die als lobend nicht anzusehen ist. Ich habe nicht die Ehre, den Sohn des Reichskanzlers, den Prinzen von Hohenlohe, persönlich zu kennen, habe ihn sogar nie gesehen und bin bisher auch noch nie in die bevorzugte Lage gekommen, mit dem Herrn Reichskanzler selbst in persönliche Berührung zu treten. Ich glaube also, durchaus objektiv zu sein. Beim besten Willen aber kann ich nichts Beklagenswerthes darin sehen, wenn der Prinz Hohenlohe Aufsichtrathsstellen bekleidet; es wäre vielleicht ganz wünschenswerth, wenn auch noch andere Prinzen und Grafen seinem Beispiel folgten. Die englische Nobility, die doch manche Vorzüge besitzt, hat sich auf diesem Wege in enger Fühlung mit dem Erwerbsleben gehalten; daraus fließt nicht zum Wenigsten ihre politische Macht und ihr Einfluß. Bedenklich wäre die Sache doch nur, wenn die Gefahr vorläge, daß aus den persönlichen Beziehungen heraus sich Konflikte für Reichs- oder Staatsbehörden ergäben, oder wenn unberechtigte Begünstigungen für das Institut zu befürchten wären. Ich glaube nicht, daß zu solchen Befürchtungen auch nur ein leiser Anlaß vorliegt, und ich wäre hocherfreut, wenn in unserem Staatsleben keine anderen Gefahren ungebührlicher Beeinflussung lauerten als diese, deren Existenz ich rundweg leugne. Die Stellung als Aufsichtrath ist für Jeden, der nicht Kaufmann ist, fast die

einzige Möglichkeit, persönlichen Einblick in das Getriebe von Handel und Industrie zu gewinnen. Diese Kräfte beherrschen aber unser öffentliches Leben; wer eine politische Rolle spielen oder überhaupt sich in der Oeffentlichkeit bethätigen will, muß Fühlung mit ihnen gewinnen. Die niederziehende Impotenz unseres höheren Beamtenthumes stammt doch recht häufig aus seiner totalen geschäftlichen Einsichtslosigkeit. Auch der Osten Deutschlands kann seine betrübende Rückständigkeit im Wesentlichen darauf zurückführen, daß die dort den Ton angebenden Persönlichkeiten in Folge ihrer Unwissenheit heute noch einen Lieutenant oder Assessor für mehr halten als den Kaufmann und Industriellen. Jedes Mitglied eines Aufsichtrathes kann im Interesse seines Institutes eifrig und fleißig sein; man muß nicht immer und ohne Weiteres annehmen, daß nur Hunger nach Tantieme — und nach manchmal recht geringer Tantieme — die Leute treibt. Deshalb freue ich mich herzlich, wenn der Sohn des Reichskanzlers, wenn ein wirklicher Prinz auf diesem Wege in Beziehungen mit Handel und Industrie tritt. Er kann dadurch sich und Anderen nützen, seinem Dasein einen Inhalt geben und seinen Gesichtskreis erweitern."

Die Ansicht des Briefschreibers ist prinzipiell unanfechtbar. Gewiß: unserem Adel kann eine bessere Kenntniß der Industrie, des Handels und der Bankwelt nur nützen; und die Zukunft des in den Ostprovinzen heimischen Adels wird zum beträchtlichen Theil davon abhängen, ob es ihm rechtzeitig gelingt, solche Kenntniß zu erwerben. In dem besonderen Fall des Prinzen Hohenlohe liegen aber die Dinge anders. Er ist der Sohn des ersten Reichsbeamten. Und dieses persönliche Verhältniß bürdet dem davon Profitirenden Pflichten auf. Wie die auf den höheren Stufen der Beamtenschaft Angelangten, so sollten auch die ihnen durch Familienbande Verknüpften ängstlich sogar den Schein meiden, es könne ihre Absicht sein, die Vortheile ihrer Stellung in Privatgeschäften nutzbar zu machen. Um diesen schlimmen Schein nicht entstehen zu lassen, hat man in manchen Ländern Inkompatibilitätgesetze geschaffen, die selbst titellosen Parlamentariern die finanzielle Ausnützung ihrer politischen Macht verwehren sollten. Der Gedanke ist richtig: ein Abgeordneter, Minister oder Ministerssohn, dessen Name als dekoratives Beiwerk von Geldleuten bezahlt wird, spielt keine erfreuliche Rolle. Es ist nicht gestattet, an der reinen Absicht des Prinzen Hohenlohe zu zweifeln; man wird aber fragen dürfen, ob die Reinheit dieser Absicht eben so bereitwillig anerkannt worden wäre, wenn einer der Söhne des Reichskanzlers Fürsten Bismarck die immerhin mühelos einträgliche Stellung eines Aufsichtrathes angenommen hätte.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Juni 1899.

Die Zuchthausvorlage.

Wenn ich, statt durch verregnete Fensterscheiben in einen feuchten Festunghof zu starren, als ein in heiliger Stunde erkürter Volksvertreter im Reichstagshaus säße, nah bei den wohl schon herrlich erblühten Rothdornbüschen des berliner Königsplatzes, und wenn es mir, einem Wilden, nicht in fraktionelle Zucht Eingezäunten, beschieden sein könnte, in der ersten Lesung des Gesetzes zum Schutz des gewerblichen Arbeitverhältnisses das Wort zu erlangen, ehe die Aufmerksamkeit des Hohen Hauses noch völlig erlahmt ist, dann würde ich, ohne den Ehrgeiz, auf irgend einer Seite lebhaften oder gar stürmischen Beifall zu wecken, also ungefähr sprechen:

Wir sind, meine Herren, in diesem schönen Hause versammelt, um dem Willen des deutschen Volkes die Stimme zu leihen. Zwar bin ich nicht so naiv, zu wähnen, daß dieser einzige Zweck unseres Beisammenseins immer in seiner Reine erreicht wird; sehr oft, wir wissen es Alle, bestimmt das Handeln der hier Tagenden der Wunsch, für die Macht der Partei, für die in jeder fraktionellen Einheit verkörperte Weltanschauung Etwas herauszuschlagen. Das ist begreiflich; und in allen Parlamenten, von denen uns die Geschichte spricht, haben solche Wünsche solche Stimmungen bewirkt. In allen aber, die würdig waren, im Buch der Geschichte erwähnt zu werden, gab es gewisse Stunden, wo der — durchaus berechtigte — Gruppenegoismus schwieg und jeder wache Geist sich bewußt wurde, daß diesmal mehr auf dem Spiel stand als ein sub specie aeterni immerhin winziger Ein-

satz an Parteimacht. Daran muß ich Sie heute mahnen; denn wir stehen, wie mir scheint, vor einer solchen Stunde, — vor einer, die zum wesentlichen Theil über die Geltung dieses häufig gescholtenen Parlamentes in der Geschichte entscheiden wird. Sicher wäre es gerade jetzt, gerade an der Schwelle der hier zu erörternden Aktion, leicht möglich, den regirenden Herren die Wunschzettel der Fraktionen vorzulegen und mehr oder minder beträchtliche Gewinne einzuhandeln. Scheiden Sie aus Ihren Entschließungcentren solche Erwägungen! Man hat Ihnen gesagt, daß die Regirenden den höchsten Werth darauf legen, den uns heute beschäftigenden Entwurf in die Sammlung der Reichsgesetze einreihen zu dürfen. Ersparen Sie den Herren nicht die Nothwendigkeit, offen zu zeigen, was diese Vorlage ihnen werth ist! Es handelt sich um eine Grundfrage unseres Rechtes und unserer Wirthschaft; einer so bedeutenden Frage darf die Antwort nicht auf den unsauberen Wegen der Schachermachei gesucht werden. Ich bitte Sie, den Entwurf nicht einer Kommission zu überweisen, sondern im Plenum abzulehnen und dadurch unzweideutig zu beweisen, daß in diesem Reichstag für antisoziale Bestrebungen keine Mehrheit zu finden ist. Dann werden die Regirenden vor die Pflicht gestellt sein, die zum Wahlrecht Zugelassenen zu fragen, ob sie mit ihren heutigen Vertretern oder mit dem anderen Faktor der Reichsgesetzgebung übereinstimmen, und dann wird endlich Klarheit darüber verbreitet werden, wohin auf dem wichtigsten Gebiet deutschen politischen Lebens der Wille des seit dreißig Jahren mündig gesprochenen Volkes sich neigt.

Diese Klarheit ist nicht länger mehr zu entbehren. Aus dem Munde des Fürsten Bismarck, der, als ein 1815 Geborener, in den Traditionen altpreußischen Adels Erwachsener, nur durch seine Fehler, wie fast jeder schaffende Genius, an seine Zeit und seine Klasse geknüpft war, der, wie Goethe, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen blieb und sich den verwirrenden Eindrücken neuer Probleme als Greis gern verschloß, aus dem Munde des Mannes, dem, was auch dagegen gesagt werden mag, doch allein der Ruhm des Reichsschöpfers gebührt, hörte ich häufig den härtesten Tadel über eine unsicher von einem zum anderen Pol schwankende und tastende Politik, die, statt stetig, von Eintagsstimmungen unbeirrt, am Werk zu sein, morgen schon zerstören möchte, was sie gestern erst mühsam erbaute. Ist der Vorwurf, daß die Verbündeten Regirungen seit beinahe zehn Jahren eine solche Politik treiben, etwa unberechtigt? Sie haben auf das Sozialistengesetz verzichtet und nicht nur durch diesen Verzicht, nein, auch ausdrücklich erklärt, daß sie hofften, ohne straffe Repression einer als politische Partei

organisirten Klasse auskommen zu können. Nichts, nicht das allerkleinste Symptom, hat diese Hoffnung als irrig erwiesen: der innere Friede des Reiches blieb gewahrt, und trotzdem die Gewinne der industriellen Unternehmer und der sie leitenden Banken eine ungeahnte Höhe erreichten, sahen wir weder Ausschreitungen noch Gewaltthätigkeiten, zu deren Ahndung das gemeine Recht die Hilfe versagte. Was aber geschah? Jedes neue Jahr brachte einen neuen Versuch, die entschlummernde Flamme zu neuer Gluth aufzupeitschen. Nur Wenige unter Ihnen kennen wohl die kleine Alltagsarbeit der sozialdemokratischen Agitation, das Heer der Referenten, Vertrauensmänner und Redner, denen die Aufgabe zufällt, die Masse in müssigen Abendstunden zu beschäftigen oder mindestens zu unterhalten. Ich habe mich bemüht, diese Arbeit kennen zu lernen, und kann Ihnen sagen: Den verbündeten Regirungen ist es zu danken, daß sie ihre Wirkung noch nicht eingebüßt hat. So oft den meist tüchtigen Leuten, die gegen kargen Entgelt in Vereinen und Versammlungen des Proletariates Reden halten, der Stoff zu fehlen begann, so oft sie gezwungen waren, die alten Ladenhüter aus der Rumpelkammer des Marxismus hervorzukramen und abermals, vor leeren Sälen, herunterzuleiern, was in der Parteipresse und in Brochuren seit Jahrzehnten über den Mehrwerth, die Tendenzen des Kapitalismus und den ökonomischen Determinismus bis zur Ermattung wiederholt worden ist, so oft, der Bourgeoisie zum Nutzen, dieser tote Punkt erreicht war, half irgend ein abenteuerliches Experiment den Verschmachtenden aus der Noth. Ein neues Thema, ein neuer Nährstoff für die Agitation. Die Versammlungen waren wieder besucht, die Redner konnten gegen die reaktionären Neigungen der bürgerlichen Gesellschaft wettern und, wenn der Sturm abgeschlagen war, jubelnd durch alle Straßen schreien, nur die internationale, Völker befreiende Sozialdemokratie sei der Freiheit sicherer, unerschütterlich fester Hort. Das ist der Erfolg der amtlichen deutschen Politik. Und ein zweiter, nicht minder glorreicher Erfolg unkluger Geschäftigkeit war, daß auch solche Schichten, die das Klasseninteresse vom Dogma des Sozialismus trennt, sich gezwungen sahen, die Sache des Gegners zu führen, weil sie vor Vernunft und Gewissen die Verantwortung anderen Thuns nicht tragen konnten.

So weit sind wir nun Ueber die im Angesicht der „sozialdemokratischen Gefahr“ nützlichste Haltung des Staates und der Gesellschaft ist in fünf Lustren nichts Besseres gesagt worden als Das, was in ihrer ernsten und tief dringenden Polemik Treitschke und Schmoller vor fünfundzwanzig Jahren darüber gesagt haben. Und heute noch ist der Satz nicht zu bestreiten, den Albert Schaeffle 1885 „mit der unumstößlichen Gewißheit einer all-

seitig durchdachten Ueberzeugung" aussprach: „Als entschiedenste Sozialreformpartei wäre die Sozialdemokratie, auch wenn sie den Namen nicht ablegt, sachlich nicht mehr demokratischer Kollektivismus, wäre sie ungefährlich. Als kollektivistische Sekte ist und bleibt sie aussichtlos." Vor der Gefahr eines drohenden Kollektivismus zittert im Deutschen Reich kein erwachsener Mensch. Und ob der Versuch, die „entschiedenste Sozialreformpartei" durch besondere Gesetze zu lähmen, erfolgreich sein kann: darüber muß jeden Sehenden der Rückblick auf die bisherigen Versuche belehren. Ich habe den Eindruck, daß wir uns mit den Symptomkuren und Experimenten vor dem Weltgericht der Geschichte lächerlich gemacht haben. Und weil ich an unklug begonnenem Werk nicht mitarbeiten, zur Schürung des Klassenhaders nicht helfen will, deshalb werde ich, wie es im Einzelnen auch verändert werden möge, gegen das Gesetz stimmen, das beim Volk den Schrecknamen der Zuchthausvorlage trägt.

Es trägt ihn mit Recht, obwohl, trotz der kaiserlichen Verkündung, der Entwurf weder die Bedrohung der Strikebrecher, noch die Aufforderung zum Ausstand im Zuchthaus büßen lassen will. Selbst wenn es gelänge, die vagen, dem Klasseninstinkt des Richters den weitesten Spielraum lassenden Begriffe zu beseitigen und den Entwurf nebst seinen Motiven von Worten, wie „Unternehmen", „Ehrverletzung", „Rädelsführer", „Willensfreiheit" zu säubern, — selbst dann bliebe die tiefste und, wie mir scheint, schädlichste Tendenz ungeschmälert erhalten. Und gerade gegen diese Tendenz sträube ich mich, sollten sich Alle sträuben, die eine gesunde, organische Entwickelung wünschen. Der Entwurf will mit ehrlosem Thun geziemenden Strafen ein Beginnen treffen, das sehr oft, auch wo es sich in unzulässigen Formen äußert, einer ehrenwerthen, in schwerer Prüfung als selbstlos bewährten Gesinnung entstammt und fast nie in einem verkrüppelten Ehrbegriff seine Wurzel hat. Aus diesem unklaren Gefühl ist der derbe Ausdruck „Zuchthausvorlage" hervorgegangen; er soll in populärer Prägung andeuten, daß die politische Moral der Herrschenden hier mit entehrenden Strafen Thaten treffen will, die im Volksbewußtsein nicht den Makel der Ehrlosigkeit tragen.

Mit den gassenläufigen Phrasen über die Freiheit der Koalition und mit dem Nachweis, daß der vorliegende Entwurf uns unter das 1869 erreichte Niveau hinabführt, will ich Sie heute nicht langweilen. In diesem Rüstzeug haben schon die Führer großer Parteien das Schlachtfeld beschritten. Auch von den Erfahrungen, die England während seines Erwachsens zum mächtigsten Industriestaat der bewohnten Erde mit repressiven Gesetzen sammeln durfte, will ich nicht sprechen; und noch weniger mit scheinbar ernsthafter Miene

untersuchen, ob wirklich, wie uns erzählt wird, der Entwurf auch den Machtbereich des wirthschaftlich Starken einengt. Das Alles ist bis zum Ueberdruß in der Presse erörtert worden. Nur die Beleuchtung der tiefsten Tendenz dieses gesetzgeberischen Planes scheint mir noch nöthig. Ein paar Beispiele:

Der Wirth eines Vergnügunglokales weigert einem bei ihm verkehrenden Offizier den gewünschten Schutz gegen Belästigungen. Der Offizier verläßt das Lokal, erzählt den Kameraden den Vorgang und meldet auch den Vorgesetzten das Geschehene. Bis zu dem Augenblick, wo der Wirth die als ausreichend erachtete Genugthuung gewährt, wird sein Lokal von den Offizieren der Garnison gemieden werden. Vielleicht werden auch andere Beamte sich dem Boykott anschließen und der Unternehmer wird, weil er sich gegen einen Einzelnen verging, von einer ganzen Korporation an der für ihn empfindlichsten Stelle gestraft werden. Einem Offizier, der, trotzdem er den Vorgang kennt, das boykottirte Lokal besuchte und die Einnahmen des Wirthes mehrte, würden die Kameraden ihre Mißbilligung nicht verhehlen; sie würden ihm sagen, er habe gegen den Grundsatz kameradschaftlicher Solidarität gesündigt.

Zweites Beispiel. Ein Fabrikant zeigt sich im Verkehr mit den von ihm Waaren beziehenden Händlern unreell oder wenigstens uncoulant. Einer der dadurch Geschädigten wendet sich in einem Rundschreiben an seine Berufsgenossen und klagt ihnen sein Leid; nur gemeinsame Abwehr, schreibt er, könne vor solcher Ungebühr schützen. Der Ruf weckt ein Echo; und die Kunden des gebrandmarkten Fabrikanten beschließen, von ihm, bis er seinen Fehler gesühnt hat, nichts mehr zu kaufen. Die nur locker verbundene Interessentengruppe will durchsetzen, was der Einzelne mit seinen beschränkten Mitteln nicht durchzusetzen vermöchte. Ein Händler, der diesen Versuch dadurch störte, daß er die günstige Konjunktur benutzte, um von dem boykottirten Fabrikanten zu herabgedrückten Preisen Waaren zu beziehen, würde hart getadelt werden; man würde ihm vorwerfen, der augenblickliche Vortheil habe ihm mehr gegolten als der Grundsatz geschäftlicher Solidarität.

Drittes Beispiel: Ein Fabrikarbeiter wird aus dem Lohn entlassen. Die Entlassung scheint seinen Arbeitgefährten ungerecht und sie, die doch auf den Verdienst jedes Tages angewiesen und, wenn sie heute feiern, morgen mit ihren Familien brotlos sind, beschließen, die Maßregelung des Einzelnen durch einen den Unternehmer schädigenden Schritt der Gesammtheit zu rächen. Sie striken und fordern die Genossen auf, der Fabrik fern zu bleiben, wo Einem der Ihren, wie sie behaupten, Unrecht geschehen ist. Ihr Ziel — die Wiedereinstellung des Entlassenen oder, wenn der Strike eine andere Ursache

hatte, die Verbesserung der Arbeitbedingungen — kann nur durch die straffste Solidarität erreicht werden. Manchem geht es wie dem Alten in Coppées „Strike der Schmiede“: die häusliche Noth, der trostlose Anblick des Familienelends treibt ihn an die Thür der früheren Arbeitstätte; doch selten trotzt Einer dem Zorn der Genossen und tritt hinein. Aber der Fabrikbesitzer weiß Rath. Wozu giebt es die proletarische Reservearmee? Er verschreibt neue „Hände“. Gewöhnlich sinds nicht die besten Arbeiter; aber für eine Weile läßt sichs mit ihnen schon hausen und inzwischen sind die Strikenden durch Hunger gekirrt und für künftige Fälle gefügig gemacht. Der Unternehmer will seine Autorität wahren. Er hat Recht. Die Arbeiter fordern an der Fabrikregirung einen reichlicheren Theil; sie wollen an die Stelle des Fabrikdespotismus das konstitutionelle System setzen. Auch sie haben Recht. Und ihr Zorn darüber, daß in ganzen Waggons aus weiter Ferne Leute herbeigeschafft werden, die sie um den Preis ihres Kampfes bringen sollen, ist nur allzu begreiflich. Sie sind nicht kühle Philosophen, die den Welthändeln gelassen zuschauen und an dem Aufspüren geheimer Zusammenhänge ihre feinste Freude haben. Sie ringen um ihr Bischen Lebensmöglichkeit und knirschen wüthend, wenn schlechte Kameraden sie unterbieten, ihnen des Mühens Lohn rauben. Sind sie, denen die Bethätigung des Solidaritätgefühles die schwersten Opfer aufbürdet, ehrlos, wenn sie in ihrer Sphäre so handeln, wie der Offizier, der Kaufmann handeln muß, um im Kreis der Standesgenossen die Geltung zu bewahren? Während den Offizier, den Kaufmann, der sich von der Korporation trennt, der härteste Tadel trifft, soll der Lohnarbeiter, der fest und treu zu den Genossen steht, ein verächtliches Geschöpf und sein Todfeind, der Strikebrecher, eine herrliche Säule der Staatsordnung sein?... Ich weiß, meine Herren, was Sie mir einwerfen werden: nur die Ausschreitung, die Roheit solle gestraft werden. Doch dieser alten Litanei verschließt sich mein Ohr. Die Roheit, die Sie meinen, ist eine, die nach Ihrer eigenen Anschauung nicht beseitigt werden darf, wenn unsere Kultur nicht Schaden leiden soll. Der ohne alle modernen Bildungmittel Erwachsene darf, wo er frevelt, nicht härter gestraft werden als der Glücklichere, dem der Zufall der Geburt reichere Kulturmöglichkeiten beschert hat. Wer den Unkultivirten richtet, wird wohl thun, der Strenge die Milde zu paaren. Und wer die Staatsgewalt in dem Kampf verwenden will, den die Koalition der Schwachen wider die machtvoll im Besitzrecht Wohnenden führt, wird sich der Worte erinnern müssen, in denen der preußische Wirthschafthistoriograph Gustav Schmoller den Regirenden die Pflicht vorschrieb: „den Nothleidenden

zu helfen, die Ungebildeten zu heben und zu erziehen, die Nichtbesitzenden gegen den Egoismus und die Kurzsichtigkeit der Besitzenden, gegen diese Laster, die immer wieder hervorbrechen, zu schützen". In der Stunde, wo Sie dem vorliegenden Entwurf zustimmen, entsagen Sie diesem verständigen, schließlich auch dem berechtigten Klasseninteresse allein dauernd nützlichen Programm und erniedern das Recht zum Ausdruck der organisirten Gewalt. Nietzsches Seufzer, dem modernen Europa fehle eine Sklavenkaste und es werde an diesem Mangel im Kampf mit Asiens ungeheurer Vernunft eines Tages zu Grunde gehen, mag einem richtigen Decadenceempfinden entstammen; den Wahn aber, mit legislativen Pfuschereien eine hörige, aus der Rechtsgemeinschaft gelöste Sklavenkaste heute noch züchten zu können, würde die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Leben zu bezahlen haben.

Kommunismus im alten Israel.

In Hellas hat der Kommunismus nur in der Welt der Gedanken existirt: vornehmlich in philosophischen Theoremen, deren berühmtestes der platonische Idealstaat mit seiner Gemeinschaft der Güter und Frauen ist. Im alten Israel ist er aber wirklich in Erscheinung getreten, wenn auch nur innerhalb eines beschränkten Kreises von Personen, nämlich beim jüdischen Orden der Essäer. Das hing hier damit zusammen, daß das — ursprünglich auf indischem Boden entstandene — Prinzip der Askese nach Westen gedrungen war und bei der jüdischen Nation Eingang gefunden hatte: und dies Prinzip muß immer die Entstehung kommunistischer Tendenzen begünstigen. Denn die Askese fordert den Verzicht auf irdischen Besitz. Da Dies aber im strengen Sinne des Wortes undurchführbar ist, so wird der Asket entweder seinen Lebensunterhalt durch Bettel erwerben oder aber jenen Verzicht nur auf das Privateigenthum einschränken. „In dieser Form wirkt der asketische Trieb nothwendig gemeinschaftbildend; er drängt zur Gründung genossenschaftlicher Einigungen von Gleichgesinnten, in denen dem Einzelnen seine physische Existenz gesichert ist durch einen Gemeinbesitz, bestehend theils aus den vorher schon besessenen Gütern, die der Einzelne der Gemeinschaft einbringt, theils aus denen, die er als deren Glied neu erwirbt" (Hundeshagen). Als historisches Beispiel dafür stellen sich uns die Essäer dar.

Die parsisch-buddhistische Lehre verpflanzte nach Israel die Vorstellung, daß man die Seele aus den Banden des Körpers lösen müsse und sich durch reinen irdischen Lebenswandel auf das himmlische Leben vorzu-

bereiten habe. „Es herrscht nämlich — berichtet schon Josephus von der Metaphysik der Essäer — bei ihnen die Ueberzeugung, daß die Leiber vergänglich seien und ihr Stoff keinen Bestand habe, die Seelen dagegen unsterblich und unvergänglich. Diese kommen aus dem feinsten Aether und werden — durch eine Art natürlichen Zaubers herabgezogen — in den Körper wie in ein Gefängniß eingeschlossen; wenn sie aber von den Banden des Fleisches befreit sind, dann freuen sie sich, als ob sie von einer langen Knechtschaft erlöst wären, und erheben sich in die Höhe. Und den guten Seelen weisen sie jenseits des Ozeans einen Aufenthaltsort an, der, durch keinen Regen, Schnee oder Frost belästigt, fortwährend von einem sanften Zephyr vom Ozean her gekühlt wird, den schlechten dagegen eine finstere und winterliche Schlucht voll endloser Qualen."

Praktisch lief diese Lehre darauf hinaus, die Uebung der Askese Allen zur Pflicht zu machen, die eine höhere Heiligkeit auf Erden als Vorstufe zum glücklichen Leben in der Ewigkeit anstrebten. Um ihre Absichten — deren Gestaltung im Einzelnen meist durch parsisch-buddhistische Formen bestimmt war — durchzuführen, mußten sich die Essäer zu einem engen Verbande zusammenschließen: und hier war es nun, wo das Prinzip der Askese als Konsequenz eine Art von wirthschaftlichem Kommunismus im vorhin entwickelten Sinne hervorbrachte. Dabei waren die Essäer gesetzestreue Israeliten; nur trachteten sie danach, ein besonders sittenreines und gottgefälliges Leben zu führen, und kamen dann allerdings in leicht begreiflichem religiösen Eigendünkel dazu, sich als die Gottgeweihten, alle Anderen aber als unreine Masse anzusehen, von der man sich gänzlich abzusondern habe. Die Organisation der Essäer war nicht an einen bestimmten Ort gebannt, sondern sie lebten über Land und Städte zerstreut, als Ackerbauer oder Handwerker, wenn sie auch die größeren Städte wegen der dort herrschenden Sittenlosigkeit gern mieden. Jeder von ihnen ging zunächst seinem bürgerlichen Berufe nach, gedachte aber, für sich nur das Nothwendigste zu erwerben, und gab alles Uebrige freudig seinen Genossen hin. Es herrschte also auch hier, wie im idealen Gemeinschaftstaate Platos, nicht der Kommunismus der Produktionmittel, sondern nur der Kommunismus des Konsums. „Den Reichthum — heißt es im Bericht des Josephus, der selbst dem Orden eine Zeit lang als Novize angehört hatte, — halten sie für nichts, hingegen rühmen sie sehr die Gemeinschaft der Güter und man findet Keinen unter ihnen, der reicher wäre als der Andere. Sie haben das Gesetz, daß Alle, die in ihren Orden eintreten wollen, ihre Güter zum gemeinsamen Gebrauch hergeben müssen, so daß man bei ihnen weder Mangel noch Ueberfluß merkt, sondern sie haben Alles gemein wie Brüder. Sie wohnen nicht in einer Stadt zusammen, sondern sie haben in allen Städten ihre besonderen Häuser, und

wenn Leute, die ihrem Orden angehören, anderswoher zu ihnen kommen, so theilen sie mit ihnen ihren Besitz, den die Fremden dann ganz wie eigenes Gut gebrauchen können. Sie kehren ohne Weiteres bei einander ein, auch wenn sie sich vorher nie gesehen haben, und thun dann, als ob sie ihr ganzes Leben in vertrautem Verkehr gewesen wären. Wenn sie über Land reisen, so nehmen sie nichts mit sich als eine Waffe gegen die Räuber. In jeder Stadt haben sie einen Herbergvater, der den Fremden Kleider und Lebensmittel austheilt. Handel treiben sie nie mit einander, sondern wenn Jemand Einem, der Mangel hat, Etwas giebt, so empfängt er dagegen wieder von ihm, was er braucht. Und wenn er auch nichts dafür zu bieten hat, so mag er doch ohne Scheu, von wem er will, begehren, was er braucht."

Ein solches Wirthschaftsystem war natürlich nur unter Menschen möglich, die die vergänglichen Güter für nichts achteten und von lauterstem Tugendstreben erfüllt waren. Um dieses Streben immer wach zu erhalten, trieben die Essäer in ihren freien Stunden eifrig ethisch-religiöse Studien. Ihr Zeitgenosse Philo weiß darüber zu berichten: „Von der Philosophie überlassen sie den logischen Theil, als zur Tugend entbehrlich, den Wortklaubern, den physischen Theil, so weit er nicht das Dasein Gottes und die Entstehung der Welt betrifft, als zu hoch für die Menschen, den Schwindlern; aber um den ethischen Theil bemühen sie sich sehr wohl, indem sie sich an die von den Vätern überlieferten Gesetze halten, die der menschliche Geist ohne göttliche Begeisterung nicht fassen könne." Dem entspricht auch die weitere Mittheilung Philos, daß sie bei ihren Zusammenkünften in der Synagoge Stellen aus den Heiligen Schriften vorlesen ließen, die dann von den sachkundigen Mitgliedern des Ordens erläutert würden. Mit ihren ethisch-religiösen Grundsätzen stand es im engsten Zusammenhang, daß sie den Kommunismus nicht auf die Frauen ausdehnten, sondern im Gegentheil auch hier zu gewissen Prinzipien der Enthaltsamkeit gelangten: die Einen berührten überhaupt kein Weib, die Anderen heiratheten zwar, beschränkten aber den ehelichen Verkehr auf den Zweck der Kindererzeugung.

Von sonstigen Ordensregeln seien noch die folgenden erwähnt, die sämmtlich parsisch-buddhistischen Gebräuchen entsprachen: Verbot, Sklaven zu haben, Enthaltung von allen Speisen, die nicht von Mitgliedern des Ordens nach bestimmten Vorschriften bereitet waren, tägliche Bäder und gemeinsame Mahle, Verbot des Eides, Geheimhaltung der Lehrvorschriften des Ordens, unbedingter Gehorsam gegen die Oberen.

Die Organisation des Ordens war eine streng hierarchische. „Dem, der nach ihrer Gesellschaft strebt — erzählt Josephus —, wird nicht gleich Zutritt gewährt, sondern, während er auf ein Jahr außen bleibt, unterwerfen sie ihn der selben Lebensweise, nachdem sie ihm ein kleines Beil, einen

Schurz und ein weißes Kleid gegeben haben. Wenn er aber in dieser Zeit die Probe der Enthaltsamkeit abgelegt hat, so hat er näheren Zutritt zu der Lebensweise und nimmt an den höheren Reinigungsgebräuchen Theil, wird aber zu den gemeinschaftlichen Mahlen noch nicht zugelassen. Denn nach dem Beweise seiner Kraft (zur Enthaltsamkeit) wird in weiteren zwei Jahren seine Gesinnung (ἦθος) geprüft; und wenn er sich würdig gezeigt hat, so wird er dann in die Gesellschaft aufgenommen. Bevor er aber die gemeinsame Speise berührt, muß er furchtbare Eide schwören", die seine religiösen, sittlichen und sonstigen Ordensverpflichtungen betreffen. „Und sie sind nach der Zeitdauer ihres enthaltsamen Lebens in vier Klassen getheilt; und so sehr stehen die Jüngeren den Aelteren nach, daß, wenn sie diese berühren, die Aelteren sich abwaschen müssen, als ob sie sich mit einem Fremden verunreinigt hätten." Von der sorgfältigen Aufnahmeprüfung war nicht einmal die Frau befreit, die einen Essäer heirathen wollte: auch sie wurde, ganz wie die Novizen, einer dreijährigen Probezeit unterworfen und durfte dann erst zur Ehe schreiten, εἰς πεῖραν τοῦ δύνασθαι τίκτειν, wie sich Josephus ausdrückt.

Gegen Leute, die sich wider den Geist und die Vorschriften des Ordens vergehen, haben sie durch Ausschluß aus dem Orden eine furchtbare Waffe. „Denn der Ausgeschiedene geht häufig durch den traurigsten Tod unter. Da er nämlich durch die Eide und die Sitte gebunden ist, kann er auch nicht die von den Anderen bereitete Speise nehmen; und so nimmt er, Gras essend und von Hunger verzehrt, ein schreckliches Ende. Darum haben sie freilich aus Erbarmen Viele, die beinahe in den letzten Zügen lagen, wieder aufgenommen, da sie die Todesqual für eine genügende Sühne gelten lassen."

So stellt sich uns der Geheimbund der Essäer, der seine Mitglieder um eines hohen Sittlichkeitideals willen in so harter Zucht hielt, als ein Tugendbund dar; und wir begreifen vollkommen, daß solche religiösen und sittlichen Grundsätze, die inmitten der rauhen Wirklichkeit unter einem der Genuß- und Selbstsucht verfallenen Volke verwirklicht wurden, von Theologen als die reinste Blüthe des Alten Testamentes bezeichnet werden. Nur darf man dabei nicht vergessen, daß diese Blüthe von zahllosem Laubwerk asketischen und sonstigen jüdisch-magisch-buddhistischen Aberglaubens umwuchert war.

Die Wirthschaftverfassung der Essäer hat zum ersten Male in der alten Welt für mehrere Tausende von Menschen den Kommunismus verwirklicht. Gepredigt hatten ihn schon vorher griechische Autoren; realisirt wurde er erst innerhalb der jüdischen Nation; und man kann keineswegs behaupten, daß diese Probe schlecht ausgefallen ist. Denn der kommunistische Verband hat mindestens zwei Jahrhunderte bestanden und der Welt stets das Schauspiel einer tag-

täglich von den edelsten sittlichen Motiven durchglühten Gemeinschaft geboten. Freilich war die Form, in der hier der Kommunismus verwirklicht worden ist, diejenige, die prinzipiell und historisch sich als die einzig Erfolg verheißende erwiesen hat: die hohen Anforderungen, die der Kommunismus an Alle stellt, die ihn im Leben bethätigen wollen — Arbeitsamkeit, Zufriedenheit mit dem ihnen zugewiesenen Loose, Wohlwollen gegen den Nächsten, Unterordnung unter die Befehle der Oberen —, das Alles war mit den Bundesprinzipien von selbst gegeben. Denn diese verstatteten ja nicht den Normalmenschen den Zutritt, sondern nur den moralisch Auserwählten und hundertfach Bewährten, — und Alle wurden durch die Inbrunst der religiösen Ueberzeugung, die ihnen ewige Wonne in einem besseren Jenseits verhieß und keine Freude an vergänglichem Genuß aufkommen ließ, zusammengehalten und so ward ihnen die fortwährende Uebung solcher Tugenden möglich.

Darin lag die Stärke des Essäismus, — aber auch seine Schwäche. Gerade weil er nur in einem ausgewählten Kreise moralisch hochstehender Menschen Bekenner zu finden vermochte, konnte er auch nicht auf das Ganze wirken, keine Reform großen Stiles hervorrufen; vielmehr hatte er, so wie er war, ausschließlich dazu Anlage, Sekte zu werden; und faktisch betrug ja die Zahl seiner Anhänger nie mehr als viertausend. Aber — wie schon ein hervorragender Theologe, Albrecht Ritschl, erkannt hat — gerade diese innerliche Beschränktheit hat dem Essäismus die Kraft gegeben, solche Einrichtungen zu schaffen, die ihm wirklich lange Bestand gesichert haben: vor Allem die Gütergemeinschaft, die immer nur auf sektirerischer Grundlage unternommen werden kann und die in diesem Falle auch nur gelang, weil sie auf Armuth, Betriebsamkeit und moralische Erziehung sich stützte und nicht von habsüchtigen Motiven begleitet war.

Bemerkenswerth ist, daß sich solche ethisch-religiösen Ansichten und solches Handeln gerade im jüdischen Volk zeigten. Doch ist Das wohl durch den Hinweis auf die wunderbare theologische Begabung und die Religiongeschichte dieses Volkes zur Genüge erklärt: gerade hier, wo man über das Wesen der Gottheit so tiefsinnig nachgegrübelt hatte wie nirgends sonst in der europäisch-asiatischen Kulturwelt, wo die ganze Moral und Lebensweise unmittelbar von göttlichen Geboten abgeleitet war, wo seit je her alle politischen und sozialen Volksbewegungen einen ausgeprägt religiösen Charakter getragen hatten, — gerade hier lag angesichts der traurigen Geschicke Israels die Meinung nah, daß die bisherige religiöse Uebung, die das Strafgericht nicht hatte abwenden können, noch nicht streng genug, noch nicht „reinigend" genug sei und daher auch keine innige Verbindung mit Gott verbürgen könne: und so mußten die magisch-buddhistischen Lehren der Askese und verwandte Prinzipien gerade in Israel auf fruchtbaren Boden fallen. Der spezifisch

humanitäre Charakter aber, der für den Essäismus so bezeichnend ist, darf am Wenigsten bei einem Volk verwunderlich erscheinen, das in großherzigster Weise die Sklaven geschützt und ein besonderes Armenrecht ausgebildet, übrigens auch das erste System der Sozialreform geschaffen hat. Auf diesem Gebiete blieben die Essäer nur dem Geiste treu, der die Besten ihrer Altvordern geleitet hatte.*)

Das Lehrsystem des Essäismus als solches ist natürlich, wie für heutige Leser kaum betont zu werden braucht, vom metaphysischen Fundament an gerechnet bis zur Konsequenz der asketischen Postulate, nur ein Produkt phantastischen Kalküls, das eine eindringende Kritik auf seine objektive Richtigkeit hin in keiner Weise verträgt. Für seine Bekenner war daher dieser Komplex von philosophischen, ethischen, religiösen und sozialen Anschauungen nur eine große Illusion, die sie aber nicht nur subjektiv — durch den Wahn des Einklanges mit den obersten Instanzen des Alls — glücklich machte, sondern auch objektiv einen hohen Grad von moralischem Heroismus bewirkte.

Und wie fruchtbar dieser Illusionenkreis war, ist aus den wunderbaren weltgeschichtlichen Folgen zu ersehen: denn der Essäismus spielt in einer Kette von ursächlichen Thatsachen, die zur Geburt des Christenthumes und damit zur Erneuerung der Welt führten, eine nicht unwesentliche Rolle. Ihm selbst freilich fehlte, wie bereits erklärt, der große reformatorische Zug, — aber er stellt die höchste Annäherung eines vorchristlichen Systems an das Christenthum dar und zeigt eine nahe Verwandtschaft in der Auffassung des frommen Lebens. Und darum knüpfen namhafte moderne Kirchenhistoriker unter Hinweis auf gewisse Stellen des Neuen Testamentes das Auftreten Jesu direkt an das Wirken der Essäer an. Den Essäismus, sagt Keim, habe Jesus gekannt und das lebendige Salz — aus dem Geiste der Propheten — unter viel Totem nicht verachtet, vielleicht sogar an der Existenz dieses wirklichen Tugendbundes mitten im Volk zum Gedanken einer religiösen Reformation seines ganzen Volkes sich ermuthigt. Am Nächsten hat er sich mit den Essäern berührt, da er im Werktag seines Wirkens mit Johannes dem Täufer sich verband, dessen geschichtliches Auftreten man gewaltsam isolirt, wenn man es nicht als die echte Mittelstufe zwischen Essäismus und Christenthum mit der denkwürdigen Erscheinung der durch Wasser und Tugend Reinen verknüpft. So, meint auch Hilgenfeld, war der Essäismus, in dem die jüdische Glaubenslehre von dem ernsten Streben des Parsismus und von dem universalistischen Zuge des Buddhismus befruchtet ward, der Boden, aus dem das Senfkorn der christlichen Weltreligion emporwachsen sollte.

Professor Georg Adler.

*) S. Georg Adlers „Sozialreform im Alterthum", Jena, 1898.

Gerechtigkeit.

Seit einem Monat war der ehemalige Fuhrherr Gottfried Ebelt arbeitlos. Die Schuld lag wohl zum größten Theil an ihm selbst. Denn er wollte auch gar nicht mehr arbeiten. Im Anfang hatte er noch hier und da eine Gelegenheitarbeit angenommen; aber dann hatten ihn seine Gedanken überwältigt und er war in eine vollständige Apathie gerathen.

Im März hatte er nämlich seine Frau verloren. Und Das wars, was ihm eigentlich den Rest gegeben; Das hatte noch zu allem Uebrigen gefehlt ...

Wenn man irgend Jemand einen Pechvogel nennen konnte, so ihn.

Von seinem Vater hatte er draußen im Norden der Stadt, gegen Pankow hin, ein hübsches, schuldenfreies Häuschen und Anwesen geerbt, eine kleine Fuhrwirthschaft, die, in bester Ordnung, ihren Mann gut und sicher ernährte. Er hatte ein armes, aber fleißiges, wirthschaftliches und verständiges Mädchen geheirathet. Im Anfang war Alles auf das Beste gegangen; seine Frau hatte ihm nach und nach sechs muntere, gesunde Kinder geboren; es war eine Zeit, wo viel gebaut wurde, er stand mit den Bauherren in geschäftlicher Verbindung und verdiente ein schönes Stück Geld.

Aber dann waren schlechte Zeiten gekommen, die sein Geschäft in Rückstand brachten; und nicht genug damit: ihm starben im Zeitraum von ein paar Jahren seine Kinder weg, in einem Alter, wo er an ihrem Gedeihen die reinste väterliche Freude hatte, wo sie ihn, an Leib und Seele wohlgerathen, mit den schönsten Hoffnungen erfüllten; seine Frau verfiel in ein schleichendes Siechthum, dann hatte er Verlust an Vieh und Geräth, stürzten und krepirten ihm Pferde und, wie man so sagt, Eins kam zum Anderen.

Schlag für Schlag war das Unglück über ihn hereingebrochen. Eine Schuld nach der anderen war er genöthigt gewesen auf sein kleines Anwesen zu häufen und so unverzagten Muthes er auch immer wieder in die Höhe gestrebt hatte: der Stein war im Rollen, er konnte sich nicht mehr halten; es ging mit ihm zu Ende. Sein Häuschen und seine Wirthschaft wurden ihm genommen. Als ein alternder Mann sah er sich noch gezwungen, den Tagelöhner zu spielen. Da war ihm nun auch noch seine Frau gestorben, — und nun wars vorbei. Er kam in Gedanken und Grübeleien, vernachlässigte seine Arbeit, so daß er schließlich nicht mal mehr das Bischen Miethzins für das armsälige Hofloch hatte aufbringen können, in dem er die letzten Jahre mit seinem kranken Weib gehaust. Der Wirth hatte ihn vor die Thür gesetzt und nun lag er auf der Straße...

Zwei Tage und eine Nacht hatte er sich bereits obdachlos in allen Stadtvierteln Berlins umhergetrieben. Es ging in die zweite Nacht.

Das Centrum Berlins an einem schönen, lauen Frühlingsabend.

Ebelt, der vom Norden her die Chausseestraße herabkam, mit der Absicht, sich in den Thiergarten zu begeben und dort einen geeigneten Fleck zum Uebernachten aufzusuchen, schob sich langsam, mit wankenden Knien, an den Schaufenstern hin, die Friedrichstraße hinauf.

Er war schon sehr heruntergekommen. Sein Gesicht war gelblich und fahl, seine alte, abgetragene Kleidung verschmutzt von der Nachtruhe im Freien; wirr starrte ihm der in der letzten Zeit ergraute Bart und seine Augen lagen

tief. Stumpf und müde schleppte er sich vorwärts, in dieser lastenden, trüben Theilnahmlosigkeit, die sich seiner seit dem Tode seiner Frau bemächtigt hatte, in dieser unbestimmten, gleichgiltigen Erwartung, wie ihn wohl sein Schicksal zu Ende bringen wollte.

Um ihn brauste und rauschte der bunte, klare Frühlingsabend des berliner Centrums. In der Fülle von Pracht und Lebensüberfluß, in dem lebendigen, großen Rauschen und Treiben dieses Verkehres überkam ihn Etwas wie Scham und Gedrücktheit, eine scheue, sich in sich selbst hinein duckende Verlegenheit und ein instinktiver Respekt; und was in ihm Halbbauer war, da draußen aus dem Norden, vom Weichbild der Vorstadt her, wo sie sich an der äußersten Grenze ins Land und ins Dorf hinein verliert, Das gerieth in ein unwillkürliches, verdutztes Schauen und Staunen. Die bunten Herrlichkeiten der Schaufenster, der Duft der Parfums und der feinen Tabake, der von den Vorübergehenden ausging, die gleißenden Frühlingstoiletten der Weiber, das Hin und Her der Wagen: das Alles brachte ihn in einen dumpfen Rausch und Taumel.

Schließlich fühlte er sich verwirrt und betäubt, wie ein verlaufenes Thier. Da er ausgehungert war, befiel ihn ein Schwindel, so daß er sich ab und zu gegen eine Hauswand lehnen mußte.

Er bog unter die Linden ein, wo er sich freier fühlte, überschritt den Fahrdamm und schleppte sich im Schatten der Promenade dem Brandenburger Thor zu.

Das Geästel der Baumkronen, die im Schmuck ihres ersten grünen Schimmers prangten, erhöhte die frischen Töne des Sonnenunterganges, die sich von den tieferen Gluthen über dem Brandenburger Thor in luftigen Farbenspielen weit über den klaren Himmel dehnten und die Zinnen der Bauten mit einem zarten Rosa bekleideten.

Das schöne Bild, die linde, liebliche Abendluft, das Spiel der Kinder um die Bänke herum: das Alles weckte ihn ein Wenig aus seiner wirren Dumpfheit. Der Verkehr auf dem Reitweg fing an, ihn zu interessiren. Auf einer Bank ließ er sich nieder und betrachtete das Hin und Her der Reiter. Militärs im blitzenden Uniformschmuck, Civilisten in eleganten Reitkostümen, Reitknechte in schmucken Livreen, Damen in knappen Reitgewändern kamen vorüber und er spürte so Etwas wie eine leise Freude über alle die wohlgehaltenen Thiere, die in der blauen Dämmerung der alten Bäume an ihm vorüberglitten. Ein lebendigeres Gefühl, eine Freude, die ihm wohlthat, die sein müdes, gutmüthiges und schweigsames Gesicht mit einer leisen Wehmuth verklärte, unter der sich unbestimmte Erinnerungen regten.

Allein und abgesondert, mit den Armen müde über die Lehne hängend, den Kopf mit der verschossenen, zerknüllten Mütze vornüber gebeugt, den struppigen Bart auf den Rockärmeln: so hockte er auf dem äußersten Ende der Bank. Die übrigen Spazirgänger, die sich hier zur Rast und, um den schönen Abend zu genießen, niedergelassen hatten, waren von dem alten, schmutzigen Stromer fortgerückt. Und so starrte er in dem flüchtigen Wohlgefühl einer stumpfen Ruhe auf den Verkehr des Reitweges.

Bis in die Dunkelheit hockte er so. Die Reihen der Gaslaternen drüben auf den Trottoirs fingen an, aufzuflammen. Weit hinten aus den hellvioletten Dünsten der dämmernden Straße begannen sie, sich zu entzünden; immer mehr wuchs die fröhlich glitzernde Lichtreihe und oben, mitten zwischen den dunklen Massen der Baumkronen, blitzten die großen weißen elektrischen Monde auf.

Ebelt erhob sich und wankte, die Hände in den Taschen seines alten, zerrissenen Arbeitjockets, mit krummem Rücken langsam weiter. Er schritt über den Pariser Platz und ging zwischen den mächtigen Säulen hin durch das Thor. Zwischen dem Getümmel der Pferdebahnwagen, Droschken und Equipagen, zwischen den Radfahrern und Reitern hindurch schob er sich bis zu einer der runden Steinbänke, die sich an dem hohen, gestutzten Buschwerk am Eingang der Charlottenburger Chaussee befinden.

Totmüde ließ er sich hier nieder, um die völlige Dunkelheit zu erwarten und sich dann irgendwo in die heimlicheren Finsternisse des Thiergartens zu verlieren. Er hatte den Tag über kaum Etwas gegessen. Ein Fieber schüttelte ihn. Er griff in die Jackettasche nach dem Fläschchen und fand noch einen Rest Branntwein, den er austrank und der ihn ein Bischen wärmte.

In diesen letzten Tagen hatte er zum ersten Male Branntwein getrunken. Nie in seinem Leben hatte er Alkohol zu sich genommen; höchstens hatte er in früheren Jahren mal, wenn er mit Frau und Kindern sonntags draußen in der Vorstadt einen Restaurationgarten aufsuchte, ein Glas Bier getrunken.

Mit aufgestütztem Kopf dusselte er, von dem Fusel ein Wenig betäubt, vor sich hin und nahm den Anblick in sich auf, der sich weit vor ihm breitete.

Das eilige, dunkle Gekribbel der Menschen und Fuhrwerke über das saubere Grau des Pflasters hin, überstrahlt von dem Schein der vielen Gasflammen, gegen das die erlöschende Klarheit der Höhen ihren letzten Kampf kämpfte; die mächtige Masse des Thores; die eleganten, imponirenden Fassaden der Gebäude, die sich rechts in dem Astgewirr der Promenadenanlagen bis zur Lennéstraße verlieren, links bis zu dem prächtigen Koloß des Reichstagsgebäudes hin ausdehnen; die schwarzen Massen der alten, hohen Bäume; die mächtigen Gaskandelaber vor ihm auf dem Platz ....

Ja, ja! ... Er gähnte und fuhr mit seinen breiten, braunen, hornharten Händen langsam über die Schenkel.

An seiner dicken, grauen Arbeithose saßen noch breite Flecke von rothem Backsteinstaub, der sich von seiner letzten Arbeit draußen auf den Bauten der Vorstadt eingefressen hatte.

Stumpfsinnig starrte er sie an und strich mit seinen knorrigen Fingern in einem gegenstandlosen Nachdenken drüberhin.

Und plötzlich sah er die elende Hofspelunke, draußen in der Vorstadt, im fünften Stock, dieses kalte, von den feuchten Frühjahrswinden durchwehte Loch, in dem seine Frau gestorben war, in dem sie Beide die letzten elenden Jahre allein mit einander vegetirt hatten, — wer weiß wozu? ... Er sah das erbärmliche Bett und die Arme mit ihrem weißen, unendlich abgezehrten, verhärmten Gesicht und sah sich, wie er in ihren letzten Augenblicken stumm und mit verhaltenen Thränen bei ihr auf dem Bettrand saß, wie ihre erlöschenden Blicke in Liebe und Sorge an seinem Auge hafteten, — die letzten Abschiedsblicke, und wie er sie nur stumm aufrecht hielt in seinen Armen und wie sie dann ausgehaucht hatte...

Er mußte lachen, leise und kurz, während seine Finger an der Hose zupften und seine Blicke irr und mit einer stillen Wildheit hinglitten über das eilige, treibende, blödsinnige Gewimmel des Verkehres, das vor ihm auf dem weiten Platz durcheinanderwirbelte, sich kreuzte und ineinander verschlang.

Aber dann sank er wieder stumm in sich hinein. Nur an seinem Mund war noch das kurze Lachen geblieben, das ihm die Lippen zusammendrückte und die Mundwinkel nach unten zog, und seine Augen hatten sich gekniffen. Es nahm sich aus, als wenn er stillvergnügt über irgend etwas recht Angenehmes nachdächte; ungefähr wie früher, wenn er abends, nach gutem Geschäft, mit dem Wagen in seinen kleinen Hof einfuhr und die Kinder, denen er irgend eine Leckerei mitgebracht hatte, ihm jubelnd entgegensprangen.

Aber das Uebermaß seines starren, versetzten Schmerzes und seiner Schande, die tiefe Wunde, die seine Rechtschaffenheit und sein Ehrgefühl durch die Schicksale der letzten Jahre erlitten hatten, umhüllten ihn mit einer feinen, eisigen Kühle.

Verkommen! Verlumpt! Ohne Ehre, ein alter, umherlungernder Stromer!

Ja, ja! ... Nu! ...

Arbeiten? Wieder arbeiten?

Arbeit! Was fühlte er Alles in diesem einzigen Wort! Ehrliche, rechtschaffene Arbeit war all sein Leben und war seine schönste Freude gewesen.

Sein Auge wurde feucht; und langsam, langsam rann ihm eine einzige Thräne über seine schmutzige, gelbe, verrunzelte Backe hinunter in den Bart.

Arbeiten! Wieder arbeiten!

Nu ja! .. Doch wohl! .. Vielleicht! .. Was sonst?

Morgen! Morgen vielleicht! Morgen konnte er am Ende doch mal wieder hinausgehen zu den Baustellen in der Vorstadt.

Morgen!

Als er aus einem langen Brüten wieder aufblickte, blitzten am Nachthimmel die Sterne

An allen Gliedern zerschlagen, mühte er sich in die Höhe und verschwand in der Finsterniß der Anlagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er wußte nicht, wie lange er gelegen, als er sich wachgerüttelt fühlte.

Blitzende Uniformknöpfe und eine Helmspitze.

Er glotzte.

Eine grobe Militärstimme fährt ihn an.

Er weiß nicht, was los ist.

Aber jetzt wird er von der Bank heruntergerissen, eine kräftige Faust hält ihn am Arm gepackt.

Ach, ein ... Schutzmann?

Ein Schutzmann! Polizei!

Er soll mitkommen! Auf die Polizeiwache.

Auf ... auf die Polizeiwache ... die ... Polizeiwache? ...

Ja, ja! Nu!

Halb gezogen, taumelt er, noch ganz schlaftrunken, neben dem Schutzmann her.

Auf die ... Polizeiwache.

Aber plötzlich kommt er zum Bewußtsein.

Die ... Polizeiwache! ... Polizei! Was ... was hat er denn mit der Polizei zu thun?

Er, ein rechtschaffener Mensch mit ... mit der Polizei?

Er will Etwas sagen, aber ... Ja, ja! Obdachlos! Und ... und ... Obdachlos!

Ja, ja!

Wie im Traum taumelt er durch die helle Pracht von Lichtern, durch die schöne Frühlingsluft einsamer, schlummernder Straßen und dann wird es dunkel und öde; sie sind in eine Nebenstraße eingebogen; ohne Ende schreiten sie vorwärts und dann wieder um eine Ecke und noch um eine ...

Mechanisch will er nach der Faust tasten, die ihn gepackt hält, die ihn vorwärts reißt und deren Griff ihm Schmerz verursacht; aber er ist wie in einer Starre. Er will Etwas sagen, aber bringt keinen Laut über die Lippen.

Was ist denn nur eigentlich ... Warum ...

Sie stehen vor einem dunklen, grauen Haus. Eine Laterne, die ein düsteres, rothes Licht in einen niedrigen Thorweg wirft.

„Marsch! Vorwärts!"

Er wird durch einen langen Hausflur gestoßen, in dem eine gelbe Gasflamme flackert. Ein paar Stufen hinauf. Eine Thür öffnet sich.

Sie sind in einem kahlen Zimmer, in dem zwei trübe Gasflammen brennen. Hinter einer hölzernen Schranke befinden sich große Bureaupulte mit Regalen. Ein breitrückiger Schutzmann schläft an dem einen, das Gesicht zwischen den aufgestützten Fäusten. Der an dem anderen räkelt sich und gähnt.

Es wird auf Ebelt losgefragt; aber er versteht nicht, kann nicht antworten. Mit Mühe und Noth kann er endlich die nöthigen Aussagen machen.

„Marsch!"

Er wird in einen schmalen, dunklen Korridor geschoben, eine Thür wird geöffnet, über der in einer Luke eine Gasflamme brennt. Er befindet sich in einem halbdunklen, engen Raum, der mit einer dumpfen, stickigen Luft und einem schweren, üblen Alkoholdunst angefüllt ist. Die Thür schlägt zu. Ein Schlüsselbund rasselt. Mehrmals wird herumgeschlossen; schwere Tritte verhallen draußen nach vorn.

Die Polizei. Er ist in Polizeigewahrsam. Eingesperrt!

Ebelt steht da ...

Aus dem dunklen Hintergrund kommt ein schweres, rasselndes Schnarchen. Auf einer hölzerner Pritsche liegt der Länge nach ein Kerl mit struppigen Haaren und einem gedunsenen Gesicht.

Ebelt taumelt gegen die Thür und schreit auf wie ein Verrückter; haut mit den Fäusten gegen die Thür und brüllt und brüllt ...

Das Schnarchen hinter ihm hört auf; die alte Holzpritsche knarrt und kracht; eine heiserne versoffene Stimme:

„Was, zum Donnerwetter ... Leg Dich hin un halt de Schnauze!"

Aber Ebelt brüllt und brüllt und sein Brüllen wird ein dumpfes, verzweifeltes Heulen.

Draußen schlagen Thüren; Schritte kommen durch den Korridor auf die Thür zu.

Auf der Stelle soll er sich ruhig verhalten!

Aber er hört nicht.

Draußen wird hin und her gesprochen. Die Schritte entfernen sich wieder. Das helle Schrillen einer Telephonklingel.

Ebelt ist an der Thür zusammengebrochen. Er hat das Gesicht in die Hände gedrückt und wimmert und schluchzt jetzt wie ein kleines Kind.

Lange liegt er so da.

Die Thür wird wieder geöffnet, er wird beim Arm gepackt und in die Höhe gerissen.

„Vorwärts, vorwärts! Die Reise jeht weiter! Wolln mal ne kleene Spazirfahrt machen, alter Herr!"

Er wird durch den Korridor gezerrt; vorn im Zimmer werden ihm die Taschen untersucht: ein Stück Schnur, das Fläschchen, Stahl und Schwamm, ein Röllchen Priem, das Klappmesser, ein Nickelstück. Und nun wieder die Stufen hinunter durch den Flur. Draußen vor der Thür steht ein großer, dunkelgrüner Wagen. Hinten ist eine Thür offen, die eine vergitterte Luke hat. Er wird hineingeschoben, bricht in einer Ecke auf einer gelben, harten Holzbank zusammen. Der Beamte steigt ein und nimmt, nachdem die Thür zugeschlagen ist, in einem kleinen Verschlag bei der Thür Platz.

Ebelt hat Gesellschaft. Da ist so eine Art schäbiger Eleganz in einem Cylinder und einem gelben Sommerüberzieher und ein altes, dickes Weib in einem Umschlagetuch, mit Hängebacken, kleinen Funkelaugen, einer dicken, rothen Nase und einem mächtigen Grützbeutel unter ihrem dünnen, grau melirten Haar.

Ein dumpfes Poltern und Dröhnen. Das Fuhrwerk setzt sich in Bewegung.

Ebelt starrt wie ein Wahnsinniger. Steif, ohne Bewegung, sitzt er in seiner Ecke; nur mit den Fingernägeln kratzt er leise an der Bank und stiert bald auf die Alte, bald auf den Gentleman im gelben Sommerüberzieher, die mit einander in eine vergnügte Unterhaltung gekommen sind.

Nach einer langen Fahrt kreuz und quer durch das Ungewisse hält der Wagen, die Thür wird aufgerissen, sie steigen aus und werden in ein ungeheures, schloßartiges Gebäude hineingebracht, das aus rothen Backsteinen gebaut ist.

Es ist eine ganze Wanderung, bis sie in einen großen, saalartigen Raum gelangen. Ein ungeheurer, langgedehnter, niedriger Raum mit irgend so einer hellen Oelfarbe gestrichen, die Decke von schwarzen eisernen Säulen und Pfeilern gestützt. Gasflammen bringen in das dunstige Dunkel eine leise, müde Helle.

Aus einem kleinen Vorraum werden sie durch ein hölzernes Gitter in den Saal geschoben.

Bis in das Dunkel der Hintergründe hinein dehnen sich niedrige Holzpritschen mit Gängen dazwischen; auch an den Wänden hin ziehen sich diese Pritschen; und auf ihnen ein unheimliches, schwarzes Gewirr von menschlichen Körpern in dunklen, schäbigen Kleidungstücken, von denen ein übler Dunst ausgeht.

In dem ganzen Raum ist es still. Nur daß hier und dort Jemand auf dem Rande seiner Pritsche sitzt und sich leise mit seinem Nachbarn unterhält; Schnarchlaute in allen erdenklichen Tonarten; Stöhnen und Grunzen; Jemand, der im Schlafe spricht; ein Arm, ein Bein, die sich regen oder in die Höhe recken, ein Körper, der sich schwerfällig herumwälzt, sich halb aufrichtet; ein wirres, verschlafenes Gesicht in dem schmutzig gelben Gaslichtschein. An einem der Pfeiler sitzt ein alter Kerl mit dicken, mit Lappen umwickelten Beinen, der ein paar Krücken neben sich liegen hat; er stöhnt, winselt und jammert; er scheint Schmerzen zu haben oder thut vielleicht auch nur so.

Ebelt ist auf eins der Holzgestelle niedergesunken. Aufrecht sitzt er da, die Hände mit leise sich krampfenden Fingern auf den Schenkeln, und sieht mit einem wirren Grinsen umher.

Unwillkürlich richten sich seine Blicke in die Höhe zu den kleinen, eisenvergitterten Fensterluken oben unter der Decke, die schon blau sind von dem anbrechenden Tag.

Er weiß nicht, was mit ihm ist, wo er sich befindet, was mit ihm werden soll; keinen Gedanken kann er fassen; seine Seele ist erstarrt in einem innerlichsten Schauer und Grausen. Nur das eine Gefühl, daß er im Gefängniß ist, zum ersten Mal in seinem Leben im Gefängniß. Daß er irgendwie ehrlos ist, in Schande und Erniedrigung gerathen. Und ihm ist, als wäre er mit einer dicken, fressenden Schmutzschicht überzogen, unter der er ersticken müßte . . .

Ja ja: obdachlos! Richtig! Er hat ja zwei Nächte lang kein Obdach mehr gehabt, kein Obdach; hat nicht mehr gearbeitet!

Du großer Gott! Was . . . war denn nur eigentlich . . . mit ihm los?!

Entsetzt gehen seine Blicke über das dunkle, dunstende Gewirr der Menschenleiber.

Bettler, Landstreicher, Diebe, Zuhälter, Trunkenbolde, Obdachlose. Das elendeste, unglücklichste, verkommenste Gesindel, der Abschaum der Großstadt.

Es ist aus mit ihm; er ist am Rande, am äußersten Rande!

Dumpf haften seine Blicke an dem kleinen, blauen Viereck oben, von dem sich ein bleiches, fahles Zwielicht über die Decke hinlegt; leise reiben seine Hände über die Schenkel; seine Kinnladen kauen und es würgt ihn in der Kehle.

Und wieder erinnert ihn dieses öde, blasse Zwielicht an die Sterbestunde seiner Frau. Es war auch gegen Tagesanbruch gewesen, als sie in seinen Armen verschied. Das selbe kalte, fröstelnde Licht in dem kahlen, armsäligen Zimmer. Der elende Strohsack, auf dem sie gelegen hatte, die schmutzige, zerflickte, fadenscheinige Decke; und er hört ihren letzten, verhauchenden Seufzer, ihr letztes, sorgenvolles Wort: „Vater!"

Und sie war ein so gutes, braves Weib gewesen! Womit hatte sie denn eigentlich all das Elend verdient?

Und seine Erinnerungen führten ihn weiter zurück in die ersten guten Zeiten ihres bescheidenen Wohlstandes und weiter, wie dann Alles so Schlag auf Schlag zerronnen war.

Und plötzlich wurde Etwas in seinem Hirn hell, ein Gedanke, ein einziger Gedanke: Gerechtigkeit!

Wo war denn eigentlich nur die Gerechtigkeit in der Welt?

Da saß er mit seinen grauen, in Ehren ergrauten Haaren, ein rechtschaffener, braver, ehrlicher Mensch von Kopf bis zu Fuß, hier unter diesem Abschaum, unter diesem stinkenden, verlumpten, verkommenen Gesindel, als ob er in aller Welt nichts Besseres werth wäre.

Und mit einem Male lachte er; ein leises, kurzes, böses Lachen.

Und er sank in sich zusammen und begann, über diesem Wort zu brüten; und seine Hände ballten sich und preßten mit schwerem Druck auf die Schenkel, seine Muskeln strammten sich und seine Kinnladen knirschten.

Gerechtigkeit!

Und das Wort wurde so Etwas wie eine Forderung.

Gerechtigkeit!

Im Vorraum wurde es jetzt lebendig. Schutzleute kamen, Beamte gingen mit Papieren, es wurde gesprochen und konferirt. Durch die offene Thür brach aus dem Flur die helle Frühlingssonne herein. Die Gasflammen kämpften mit dem Tageslicht, das durch alle Luken oben in den Raum drang.

Auch über die Pritschen hin regte es sich. Man richtete sich in die Höhe, räkelte sich, gähnte, stöhnte, stand auf, fing an, hin und her zu gehen; es wurde geschwatzt, gelacht.

Vorn klirrte Etwas. Ein paar Männer brachten große, dampfende Blechkübel, Geschirre und Brot angeschleppt. Eine Pritsche wurde frei gemacht, die Kübel wurden geöffnet, das Brot und die Geschirre vertheilt: der Frühkaffee.

Es gab einen Andrang; man stieß sich und zankte. Die Beamten schafften Ordnung. Dann hockte man umher und es gab ein Geschlapp, Geschlürfe und Gekaue ...

— —

Es war gegen Mittag, als Ebelt wieder frei war und übernächtig, wirr und mit blinzelnden Augen, draußen vor dem Gebäude in der hellen, warmen Frühlingssonne stand.

Er befand sich beim Bahnhof Alexanderplatz. Oben gingen die Züge hin und her, aus der schwarzen Halle heraus, in die Halle hinein; um ihn herum toste der Verkehr des Platzes.

Eine Weile stand er so, taumelnd und verwirrt in der grellen, blendenden Helle des Sonnenlichtes. Endlich setzte er sich in Bewegung, scheu, verdutzt, wie ein stutziges Thier ...

Er fühlte seine Füße kaum; es war, als ob es ihn nur so hintrüge, — und in seinem Gehirn immer nur dieser einzige, bittere, würgende Gedanke: Gerechtigkeit!

Und da überkam ihn eine seltsame, irre Empfindung; so ein sonderbarer, gegenstandloser, stiller, wühlender Grimm, der ihm die Fäuste in den Rocktaschen krampfte, ihm in allen Muskeln zog und zuckte und ihm ein stoßendes, kurzes, heiseres Lachen aus der Kehle preßte.

Würgen! Würgen! Irgend wen würgen! Weil ihm seine sechs Kinder gestorben, weil ihm seine Pferde krepirt waren, weil seine Frau sich die Schwindsucht angerackert hatte, weil tausend und aber tausend Halunken in Glück und Wohlstand lebten und ein braver, ehrlicher Kerl zu nichts in der Welt gut ist, als daß ihm eine Last und eine Drangsal nach der anderen aufgepackt wird, als daß er im Dreck verkommt wie ein Stück Vieh!

Und all der Plunder und Luxus in den Schaufenstern, an denen er hinstrich, zerlumpt, schmutzig, krank und hungrig, ehrlos und ausgestoßen, all die Menschen, die da an ihm vorüberhasteten, dieser ganze bunte, brausende, fröhliche Verkehr: das Alles wuchs zusammen und einte sich zu einem einzigen feindlichen Wesen, zu einem einzigen bösen, unbarmherzigen Wesen, dem er nie

ein Leid gethan und das es nur darauf angelegt hatte, ihn zu Grunde zu richten. Warum? Weil er zu gut war, zu gut und zu dumm! Und weiß der Teufel! Das war richtig! Richtig wie nur irgend was in der Welt! Zu gut und zu dumm!

Es war, als wenn ihm ein Schleier von den Augen fiele und als wenn er sich einen Augenblick mit den Augen dieses feindlichen, bösen Wesens sähe, das ihn da umlauerte und umbrauste, daß es ihm in den Ohren klang, wie ein einziges großes Spott- und Hohngelächter. Und er lachte dies Lachen mit, blieb stehen und lachte laut und hart und grell auf, lachte über sich selbst, daß so ein polizeiwidrig gutes und dummes Thier eben zu nichts Anderem in der Welt da ist. Und er verstand Das . . .

Aber plötzlich zuckte er auf in einer brennenden Scham, als würde ihm von allen Seiten ins Gesicht gespien, und Alles zog sich in ihm zusammen zu einem einzigen, ungeheuer konzentrirten, seltsam lauernden Haß gegen dieses Wesen, gegen dieses eine ungeheure, böse, unbarmherzige Wesen, das ihn da umhöhnte, anspie, stieß und trat. Und nur das Eine fühlte er noch, daß er es irgendwo packen, irgendwo sich an ihm rächen, daß er es irgendwie totschlagen, tot . . tot . . schlagen müßte.

Er schäumte zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Ganz war er in der blinden Wuth, wie sie zwei Männer ergreift, die, das blanke Messer in der Faust, auf Tod und Leben einander gegenüber stehen.

Mit schiefem Blick beobachtete er die Gesichter der Vorübergehenden, wie er mit geducktem Rücken langsam die Straße hinaufbummelte, und überall hatte er die eine und gleiche Vision: überall sah er diesen Spott, diesen Hohn, diesen selben kalten Hohn, das selbe unbarmherzig höhnende Auge. Es waren Hunderte und aber Hunderte, — und doch ein und das selbe feindliche, unbegreifliche und tötlich verhaßte Gesicht, ein und das selbe Wesen, das ihn in wechselnder gleitender Gestalt, faßbar, unfaßbar, umgab wie ein Todfeind.

Eine ganze Weile hatte er gestern, als er vom Norden kam, auf der Weidendammer Brücke gestanden und, über das Geländer gebeugt, in das trübe Wasser hinunter gesehen und hatte gedacht, ob es nicht das Beste wäre, wenn er ein Ende machte und sich hinunterstürzte. Warum hatte es ihn so räthselhaft zurückgehalten?

Wie eine letzte, unauslöschlich fressende Schmach und Schande empfand er diesen Aufenthalt in dem schmutzigen Polizeigewahrsam unter all diesem verkommenen Gesindel.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Und dieses Auge, dieser heimliche Gegner, dieses eine bewußte Wesen, in das sich ihm jetzt die heimliche Schicksalsmacht seines ganzen Lebens zusammenzog und verkörperte, dieser wahnsinnige, erbarmunglose, kalte Peiniger, der sich ihm nun gleichsam zu offenbaren anfing, gestern schon in diesem Schutzmann, der ihn von der Promenadenbank gerissen hatte, und heute in all den Hundert und Hunderten, die an ihm vorüberglitten, dieser Todfeind, der sich an ihn herandrängte und ihn so seltsam zu reizen begann!

Und vor Grimm und treibender Ungeduld fing er an, zu weinen.

— —

So irrte er den ganzen Tag umher, bis er sich gegen Abend wieder draußen im Norden befand.

Die Hände in den Hosentaschen, sein Klappmesser in der Hand herumdrehend, stand er vor einem Rohbau. Die Leute stiegen von den Gerüsten herab und kamen in ihren rothbestaubten Arbeitkleidern aus dem großen, dunklen Thorgang, um sich aus der Arbeit des Tages nach Haus zu begeben. Viele von ihnen aber gingen in die Stehbierhalle drüben an der Ecke, um bei einem Glas Bier und einer Cigarre noch eins zu plaudern.

Unwillkürlich schloß er sich an, betrat das Lokal, setzte sich in einen Winkel und ließ sich sein Fläschchen mit Branntwein füllen.

Er kippte die halbe Flasche hinunter; halb aus Verlegenheit, in die ihn zwischen diesen Leuten sein heruntergekommener Zustand versetzte. Aber der Alkohol regte ihn auf, wie er ihn so hastig in den nüchternen Magen hinuntergoß, und er gerieth wieder in diese heimlich würgende, lauernde Stimmung.

Mit unterlaufenen Augen stierte er auf die Gäste. Sie saßen an den kleinen Tischen bei einander, rauchten, tranken, lachten, plauderten und spielten Karte.

Leise und unausgesetzt trommelte er mit seinen harten Fingern auf der Tischplatte herum, pfiff vor sich hin, zuckelte im Takt mit den Beinen und sein Auge haftete an den Leuten, als lauere er auf ein Wort oder eine Bewegung, die ihn beleidigen könnte.

Aber Niemand bekümmerte sich um ihn.

So saß er eine ganze Weile, als sich die Thür aufthat und ein neuer Gast in das Lokal trat.

Es war ein kleiner, strammer Kerl in einem hellen Maureranzug; blond, mit einem runden, rosigen Gesicht und kleinen, fidelen, grauen Zwinkeraugen.

Ebelt blickte in die Höhe und starrte ihn an.

Er kannte ihn. Es war Brecht, der Maurerpolier. Ebelt hatte früher mit ihm zu thun gehabt, früher, als er noch Fuhrherr war, und hatte wohl manchmal mit ihm zusammengesessen und ihm was zu Gute kommen lassen.

Aber nun zuckte er zusammen. Brecht hatte ihn auf den ersten Blick in seiner Ecke bemerkt. Er stand und fixirte ihn und schien ganz überrascht zu sein.

Für einen Moment hatte Ebelt nun doch bei Seite sehen wollen, um lieber nicht bemerkt zu werden, aber dann blieben seine Blicke an diesen kleinen fröhlichen Funkelaugen haften, die ihn seltsam zu reizen begannen.

Eine Weile sahen sie einander so an, bis endlich Brecht auf seinen Tisch zukam.

„Na?“ sagte er herablassend, indem er sich setzte. „Ebelt?! Wo kommen wir denn her?“

Ebelt lächelte. Es war beinahe sein altes, gutmüthiges Lächeln von früher, das gleichsam einen leisen Anflug von Bescheidenheit und Demuth hatte. Aber er sagte nichts; saß nur ganz still, den Rücken vornübergebückt, die Hände vor sich hin auf der Tischplatte zusammengelegt und sah Brecht mit gekniffenen Augen ins Gesicht.

Aber es klang in ihm nach wie ein Echo: „Wo kommen wir denn her?“ Und er fühlte bis in die innerste Seele das Beleidigende und Demüthigende,

das in dieser gleichgiltigen Bewegung war, mit der sich der Maurer jetzt nach dem Buffet hinwandte und mit seiner lauten, quäkenden Stimme Bier und Cigarren bestellte. Hastig und tief begann Ebelt zu athmen, als wenn ihn auf der Brust Etwas würgte, und seine Fingernägel kratzten leicht an der anderen Hand.

„Hm?" machte Brecht, indem er sich wieder zu ihm drehte und ihn mit seinen kleinen, grauen Augen selbstbewußt und spöttisch ansah. „Was machen wir denn nu eigentlich?" Er gähnte Ebelt ins Gesicht.

Ebelt kaute mit den Kinnladen und schluckte; immer mehr nahmen seine Augen und die Haltung seines Kopfes diesen seltsam demüthigen, wie bittenden Ausdruck an.

Brecht bekam Bier und Cigarren. Er bestellte, ohne gefragt zu haben, auch für Ebelt.

„Na, da bringen Sie nur mal meinem alten, juten Ebelt hier ooch jleich noch 'n Teppchen!" Denn Das mußten sie ja doch wohl begießen. Sie hatten sich ja ewig und drei Tage nicht gesehen. Hähähä!

Und nun fing Brecht, die Arme lang über die Tischplatte gelegt, an, zu reden. Die Karre ging wohl schief? Na, aber nur immer den Kopf oben behalten! Das wird ooch noch mal wieder besser kommen!

Das Bier wurde gebracht und neben Ebelt hingestellt, der es aber nicht beachtete und schweigend, wie durch einen Nebel, an diesen Augen haftete . . . da vor ihm, diesen Augen . . .

„Hähähä! Ja, ja, wenn der Mensch Malheur hat", meinte Brecht. Und so eine rechtschaffene, gute Haut wie Ebelt! Aber er sollte doch mal fragen kommen? Sie könnten da auf dem Bau wohl gut und gern noch 'n Handlanger brauchen. Es wäre so gut wie sicher, daß Ebelt Arbeit bekommen würde; und er, Brecht, würde sicher sein Möglichstes thun. Und so fort.

Aber mit einem Male war Ebelt leise zusammengezuckt, seine rechte Hand hatte sich von der anderen gelöst und war in der Hosentasche verschwunden. Er grinste und lachte ganz leise und verwirrt, so ein leises, kurzes, gesättigtes Lachen und nickte mehrmals kurz mit dem Kopf, gerade als wenn er Das, was Brecht da hinredete, bestätigen wollte.

Gemüthlich schwatzte Brecht weiter. Aber jetzt sollte Ebelt doch mal erzählen, wies ihm nu eigentlich ergangen wäre, und . . .

Aber plötzlich fuhr Etwas blitzschnell und haarscharf von oben herunter über den Tisch weg, auf ihn ein.

Ein kurzer, erstickter Schrei . . . und Brecht schlug mit dem Stuhl hinten über in das Lokal. Ein Getümmel entstand, der Wirth stürzte hinter seinem Buffet vor, die Gäste drängten sich um den Tisch. Brecht lag lang auf dem Boden. Er war tot. Ebelt hatte ihn mitten ins Herz getroffen.

Er stand da, die Fäuste auf den Tisch gestemmt, mit gekniffenen Funkelaugen auf den Toten niederstarrend und kicherte und kicherte. . . .

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Die deutsche Soda-Industrie.

Die Geschäftsabschlüsse einiger Sodawerke haben neuerdings mehreren großen Blättern Veranlassung gegeben, die Aufhebung der bestehenden Prohibitivzölle auf Sodafabrikate warm zu befürworten. Soda bildet bekanntlich einen der wichtigsten Rohstoffe für die Seifen-, Papier-, Farbenfabrikation u. s. w. und die große wirthschaftliche Bedeutung dieser Industrien gestattet nicht, stillschweigend abseits zu stehen, — um so weniger, als neuerdings zwischen Produzenten und Konsumenten ein heftiger Streit entbrannt ist, der interessante Einzelheiten über das Gebahren des Sodaringes zu Tage gefördert hat.

In meiner Schrift „Deutschlands Soda-Industrie in Vergangenheit und Gegenwart" (Cottas Verlag, Stuttgart 1895) habe ich nachgewiesen, daß die bestehenden Zölle auf verschiedene Sodafabrikate von den Interessenten meist nur mit Hilfe unrichtiger Angaben erlangt worden sind. Nachdem ich, als der Erste, die Oeffentlichkeit alarmirt hatte, richtete auf Grund meiner Schrift vor etwa zwei Jahren der „Verband der deutschen Seifenfabrikanten" an den Bundesrath eine Petition um Aufhebung oder Herabsetzung der Sodazölle und in letzter Zeit haben sich diesem Vorgehen verschiedene Handelskammern angeschlossen. Auch zwei bekannte Fachmänner stellten sich auf meine Seite. Professor Dr. Georg Lunge (Zürich) gestand, daß er die von ihm früher vertheidigte Zollerhöhung des Jahres 1879 jetzt, seit er meine Schrift kenne, anders beurtheile, und H. Schreib erklärte in seiner Abhandlung über die Fortschritte auf dem Gebiete der Soda-Industrie (Chemiker-Zeitung von 1896, S. 953): „Sehr interessant in Bezug auf die Entwickelung der Soda-Industrie ist das Werk von Goldstein. Er weist nach, daß die Behauptungen, die von den Soda-Interessenten bei den Zollverhandlungen 1878 und später aufgestellt wurden, nicht immer stichhaltig waren. Ich kann mich Goldsteins Ausführungen nur anschließen. Die Entwickelung der deutschen Soda-Industrie ist durch die beständigen Klagen und trüben Schilderungen einiger Interessenten geradezu gehemmt worden. Statt die Fabrikation zu verbessern und das Ammoniaksodaverfahren energisch einzuführen, warnten die Autoritäten der Sodabranche geradezu vor Neubauten, da Deutschland mit England doch nie konkurriren könne."

Wie steht es zunächst um diese Konkurrenz mit England? Die deutsche Ein- und Ausfuhr von kalzinirter Soda betrug:

i. d. Jahren	Einfuhr (in 100 kg)		Ausfuhr (in 100 kg)	
	überhaupt	aus Großbritannien	überhaupt	nach Großbritannien
1886/87	13 800	10 100	85 900	2 600
1894/95	8 800	7 900	324 900	28 000

Danach übersteigt die Ausfuhr deutscher kalzinirter Soda nach Großbritannien bereits seit Jahren den Import von dort nach Deutschland ganz erheblich. Das ist um so bedeutsamer, als noch zu Beginn der achtziger Jahre Deutschland einen großen Theil seines Bedarfes aus England bezog.

Nun könnte man vielleicht gerade in den hohen Zöllen die Ursache dieser erfreulichen Entwickelung der deutschen Industrie suchen. Dem steht aber entgegen, daß es sich bei der Erhöhung des Zolles im Jahre 1879 um den Schutz des damals herrschenden Leblanc-Sodaverfahrens handelte. Schreib sagt: „Sehr

richtig weist Goldstein darauf hin, daß der Zoll, ohne den die Soda-Industrie von 1879 nicht bestehen zu können glaubte, den damals existirenden Fabriken in Wirklichkeit nicht genützt hat, denn die meisten sind später troß dem Schutzzoll eingegangen. Das war die Folge der solvayschen Konkurrenz, die die Preise bekanntlich ziemlich erheblich unter die Selbstkosten der meisten damaligen alten Leblanc-Sodafabriken herunterdrückte Im Jahr 1879 existirten in Deutschland einige zwanzig Sodafabriken, die nach der Methode Leblancs arbeiteten: davon sind heute nur noch sechs im Betrieb. Der Schutzzoll hat also der damaligen alten Leblanc-Soda-Industrie nichts genützt; sie ist neben der Ammoniaksodafabrikation von gar keiner Bedeutung mehr. Der Zoll hat also den Zweck, den er nach Absicht der damaligen Interessenten in erster Linie haben sollte, nämlich Schutz der bestehenden Sodafabriken, absolut nicht erreicht." Diese Einwände sind von den Soda-Interessenten niemals widerlegt, dafür aber systematisch totgeschwiegen worden. Sie hatten dazu freilich guten Grund. 1879 hatten sie behauptet, die Produktionbedingungen in Deutschland seien der Einführung des billigen Ammoniakverfahrens ungünstig. Solvay selbst, erklärten sie, habe die Rheinprovinz, Westfalen, Sachsen und Hannover bereist, um eine Fabrik anzulegen, habe jedoch die für sein Verfahren erforderlichen Bedingungen nirgends vereinigt gefunden. Dem gegenüber lassen spätere Angaben Dr. Hasenclevers, der 1878 als Hauptvertreter der Soda Interessenten die Verhandlungen leitete, aber keinen Zweifel darüber, daß sogar im Jahr 1877 schon beinahe der fünfte Theil der deutschen Soda mit Hilfe des Ammoniakverfahrens hergestellt wurde. Fünf Jahre später konnte sich Deutschland der größten Ammoniakfabrik der Welt rühmen und Walter Weldon konstatirte, daß die Fabrikation von Ammoniaksoda in England 12, in Frankreich 45 und in Deutschland 44 Prozent der Gesammtproduktion ausmachte. Nach Verlauf weiterer fünf Jahre wurden in England 22, in Oesterreich 44, in Frankreich 60 und in Deutschland bereits 75 Prozent mit Hilfe des Ammoniakverfahrens hergestellt und heute entfallen in Deutschland auf das alte theure Leblanc-Sodaverfahren kaum 10 Prozent, während es in England noch außerordentlich verbreitet ist.

Wie ungünstig die englische Soda-Industrie sich in den letzten Jahren im Vergleich zur deutschen entwickelt hat, ergiebt sich aus den nackten Zahlen. Im ersten Quartal des Jahres 1897 exportirte England 1 132 000 Cwt. Alkali, 1898 (erstes Quartal) 967 000 und 1899 (erstes Quartal) nur noch 842 000 Cwt. Dagegen betrug Deutschlands Ein- und Ausführ von kalzinirter Soda:

im Jahresdurchschnitt	Einfuhr (in 100 kg)	Ausfuhr (in 100 kg)	Mehrausfuhr
1894/95	8800	324 900	316 100
1897/98	7200	413 900	406 700
	−18,2 %	+27,3 %	+28,6 %

und von Chlorkalk:

im Jahresdurchschnitt	Einfuhr (in 100 kg)	Ausfuhr (in 100 kg)	Mehrausfuhr
1894/95	13 000	36 500	23 500
1897/98	1 600	152 200	151 600
	−88 %	+317 %	+545 %

Der Chlorkalkmarkt wird von der Chemischen Fabrik Griesheim in Frankfurt a. M. beherrscht, die im Herbst des Jahres 1898 mit der Fabrik „Elektron" fusionirt wurde. Ihr haben sich auch die Elektrochemischen Werke Berlin in Bitterfeld und Rheinfelden angeschlossen, — und damit war der Ring gebildet, der im laufenden Jahre die Preise um nicht weniger als zwanzig Prozent in die Höhe getrieben hat. An Dividenden vertheilt die Chemische Fabrik Griesheim seit Jahren trotz überaus hohen Abschreibungen sechzehn Prozent.

War nun schon im Jahre 1879 die Zollechöhung auf Sodafabrikate nicht sonderlich begründet, so ist es geradezu unverantwortlich, daß man diese Zölle weiter beibehalten hat, nachdem sie völlig zu Prohibitivzöllen ausgeartet waren. Im Jahr 1879 beabsichtigte man, der damals noch wenig entwickelten Soda-Industrie einen Absatz von zehn bis zwölf Prozent ad valorem zu gewähren: heute beträgt der Zoll in Folge der Verbilligung der Herstellungskosten dreißig bis vierzig Prozent. Eine so exorbitante Belastung der wichtigsten Rohstoffe zahlreicher bedeutender Industrien wäre nur dann erträglich, wenn erwiesen werden könnte, daß die Sodaindustrie leidet oder zum Mindesten vom Ausland stark gefährdet wird. Keins von Beidem ist der Fall. Denn etwa neunzig Prozent der in der ganzen Welt fabrizirten Ammoniaksoda werden — wie der ehemalige Hauptwortführer der Soda-Industrie, Dr. Hasenclever, angiebt — nach dem Verfahren Solvays hergestellt, der auch der Hauptsodaproduzent in Deutschland ist. Bereits gegen Ende der achtziger Jahre lieferte Solvay nach Junges Mittheilungen etwa die Hälfte der Sodaproduktion der ganzen Welt. Er besitzt Werke in Rußland, Belgien, Frankreich, England, Deutschland, Oesterreich und in den Vereinigten Staaten. In Deutschland wird mindestens ein Fünftel der gesammten Sodaproduktion in Fabriken erzeugt, die direkt oder indirekt in seinen Händen sind. Im Jahre 1891/92 warfen die deutschen Solvaywerke bei einem Kapital von zehn Millionen Mark einen Reingewinn von etwa 3,8 Millionen Mark ab. Im Jahr 1896 wiesen diese Werke bei unverändertem Aktienkapital bereits einen Reingewinn von etwa 5256000 Mark auf und dabei verzeichnete der Abschluß Rücklagen in Höhe von 16043270 Mark. Das Kaliwerk zu Bernburg, die Sodafabriken und Salinen in Bernburg, Wyhlen und Saaralben, die Chromfabrik in Bernburg, Braunkohlengruben und Fabriken in Osternienburg, Konzentrationanlagen u. s. w. stehen zusammen mit 18765901 Mark zu Buch. Im Jahr 1897 stieg der Reingewinn auf 5380000 und erreichte im Jahre 1898 — trotz überaus hohen Abschreibungen — die fabelhafte Höhe von 6417000 Mark. Es ist betrübend, daß die Reichsregirung bis jetzt keine Schritte gethan hat, um diesen von dem „Verband der Seifenfabrikanten" und von zahlreichen Handelskammern (Das lehren insbesondere die Berichte von Bielefeld und Hanau) übereinstimmend als gemeinschädlich verurtheilten Zuständen ein Ende zu bereiten. An schönen Worten über die nothwendige Erhaltung der Klein- und Mittelbetriebe, den Schutz der Schwachen u. s. w. fehlt es ja vom Regirungtische aus nie, man scheint aber einfach nicht zu wissen, daß die hohen Gewinne eigentlich nur einer Firma zu Gute kommen. Die bestehenden Prohibitivzölle ermöglichen dem Sodaring, die Preise nach Willkür zu diktiren, und er nützt seine Macht rücksichtlos aus, um Hunderte und Aberhunderte kleiner Seifenfabrikanten und sonstiger Sodakonsumenten zu ruiniren.

Zürich, im Juni 1899. Privatdozent Dr. Josef Goldstein.

Der gepanzerte Engel.

Als Mittelpunkt der Denkmalsanlagen auf dem Schlachtfeld von St. Privat wird die Kolossalfigur eines gepanzerten Engels errichtet werden. Engel sind auf Friedhöfen eine hergebrachte Erscheinung; sie bedeuten Frieden, Hoffnung und Liebe. Ein Engel mit Panzer, aber ohne Waffe und kriegsgemäße Kopfbedeckung würde militärisch anstößig sein; es ist also anzunehmen, daß der gepanzerte Engel auch Helm und Schwert führt. Damit tritt er aber in Beziehung zu den Kriegsthaten; er ist ein Sieges-, nicht ein Friedensengel, er scheint dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß hier res dei gestae per Germanos vorlägen. Solche Berufungen auf göttliche Rathschlüsse und Eingriffe haben das Bedenkliche, daß sie auf die gerechteste Sache, die unterliegt, zurückschlagen. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.

Der Engel von St. Privat wird nicht als Würgengel gedacht sein, sondern als Personifikation des wachsamen und wirksamen Schutzes der Landesgrenze. In dieser Eigenschaft als Wächter finden wir in der religiösen Symbolik des Alten Testaments die Seraphim und Cherubim. Jene sind flammende Schlangenbilder, die den Thron Gottes umstehen. (Jesaias 6. 2.) Die Cherubim, dem Kultus der Assyrer und Perser entnommen, waren geflügelte Stiere mit Menschenhäuptern, die den Eingang des Paradieses bewachten, die Bundeslade beschirmten (Ezechiel). Cherubim-Skulpturen sind wohlerhalten in den Ruinen der Paläste zu Ninive und Persepolis gefunden worden. Diese grandiosen Gestalten liegen der Gegenwart zu fern; wollte man sie h ute verwenden, so würden sie nicht verstanden werden. In St. Privat wird daher nur ein Engel in der konventionellen Form, göttlich nach menschlichem Ebenbild, statthaft sein, mag er nun eine Waffe, einen Oelzweig oder das christliche Kreuz führen.

Zwei gewichtigen Bedenken bleibt auf alle Fälle die Statue ausgesetzt. Das eine liegt in dem Widerspruch zwischen der Schwere des Materials und den Flügeln. Die Fähigkeit und Gewohnheit des Fliegens ist ein ganz unerläßliches Attribut. Die Propheten dachten sich das Fliegen allzu leicht. Jesaias giebt dem Seraph sechs Flügel, von denen er nur zwei zum Fliegen verwendet, während er mit den übrigen vier sein Antlitz und seine Füße bedeckt. Die heutige Menschheit aber ist mit den Gesetzen der Natur so vertraut, daß ihr der Engel von Stein oder Erz (Erzengel) als unbeweglich und sein Flügelpaar sinnwidrig erscheint. Auch Kilometer lange Flügel würden den schweren Mann nicht heben können; sie müßten, um einen Sturm zu bestehen, solid gearbeitet sein und würden mit der Hebung ihres Eigengewichtes genug zu thun haben. Heute ist nur noch ein gemalter Engel angebracht, kein plastischer. Das Gemälde setzt eine Wand voraus, die aber keine Schwierigkeit macht, da die Mitwirkung der Architektur bei Bildhauerwerken sich schon eingebürgert hat. Eine Wand, wir wissen es aus dem Sommernachtstraum, ist zu Allerlei brauchbar.

Aber der Panzer! Der Panzer! Er wird auch in Oel nicht zu halten sein, denn sein Zweck ist der Schutz des Leibes; ein Engel aber ist ohne ihn so wenig verwundbar wie mit ihm. Durch den Panzer würde nur erreicht werden, daß die unerfüllbare Zumuthung an die Flügel noch mehr ins Auge fällt. Die Flügel kennzeichnen das überirdische Wesen, das irdischen Waffen unerreichbar

ist: der Panzer würde diese Unverletzlichkeit wieder zweifelhaft erscheinen lassen. Allenfalls könnte dem Engel eine gepanzerte Faust gegeben werden, denn hier wäre die Bronze nicht Schutz-, sondern Angriffswaffe, wie bei Götz die eiserne Faust im Rathhause von Heilbronn. Doch ein Engel als Faustkämpfer würde Manchem Anstoß erregen; eher läßt man sich den mit der blanken Klinge Menschen tötenden oder mit dem Revolver den Teufel bedrohenden gefallen.

Erscheint für ein modernes Denkmal das Bild des Seraphs so wenig verwendbar wie das des Cherubs, so ist uns doch im Gedanken jenes viel näher; ja, die feurige Schlange, die Gottes Macht in Feuer und Blitz und die Schnelligkeit seines Eingreifens darstellt, wie das Stierbild seine Stärke, ist für unser heutiges Kennen und Können ein so annehmbares Sinnbild wie für den naiven Standpunkt der Alten. Diese haben von dem fulgura frangere schon Etwas verstanden; altgriechischen Priestern wurde nachgerühmt, daß sie dem Himmel den Blitz zu „entlocken" vermöchten, und bei egyptischen Tempeln waren Holzstangen aufgerichtet, deren Spitzen mit Kupfer beschlagen waren. Aber wir schicken den Blitz als Boten (Engel) über Welttheile und durch Weltmeere, lassen ihn unschädlich unsere Gemächer erleuchten und die Räder in den Fabriken treiben, wir zwingen die Sonne, in unserem Dienste zu zeichnen und zu malen. Kein besseres Bild haben wir für Licht und Elektrizität als das des Seraphs, der feurig sich emporringelnden, Flammen züngelnden Schlange.

Albert Brockhoff.

Eine Tausendstelsekunde.

Hundert Jahre: eine kurze Frist im Vergleich zum Alter der Erde! Aber Unvergängliches ist dem menschlichen Geist in dieser kurzen Spanne gelungen. Auf den Strahlen des Blitzes eilt sein Gedanke über den Erdball, den flüchtigen Schall hat er gefesselt, seine Stimme dringt in die weiteste Ferne und sein Auge findet in Luft und Wasser Milliarden von Lebewesen, deren Dasein er früher nicht einmal geahnt hatte.

Kleinstes und Größtes ist uns vertraut geworden wie Gegenstände der alltäglichen natürlichen Anschauung. Einen interessanten Einblick in dieses Gebiet der Erforschung des Kleinsten giebt der Experimentalvortrag „Eine Tausendstelsekunde", den Dr. Paul Spieß jüngst in der berliner „Gesellschaft Urania" hielt. Eine Tausendstelsekunde! Wer kann sich davon auch nur annähernd eine Vorstellung machen? Erscheint uns doch schon die Sekunde als ein ganz winziger Zeitraum. Freilich, berechnen können wir solche Zeiten recht gut. Wir wissen z. B., daß das Licht in einer Sekunde 300000 Kilometer, also einen Kilometer in $^1/_{300000}$ Sekunde, zurücklegt, und solche genauen Berechnungen lassen sich beinahe unbegrenzt vornehmen. Aber die Sinne können diese kurzen Fristen nicht mehr wahrnehmen.

Photographirt man mit dem Magnesiumblitz, so zeigt das gewonnene Momentbild die Pupille weit geöffnet, wie im Dunkel. Unser Auge fand also während der Dauer des Blitzes nicht Zeit genug, auf den starken Lichtreiz zu reagiren. Und doch ist der Magnesiumblitz im Vergleich zum elektrischen Funken schneckenhaft träg. Das lehrt ein einfaches Experiment. Man befestige auf einer schwarzen Scheibe, die durch einen Motor in schnellste Rotation zu versetzen ist, einen schmalen Streifen weißen Papieres. Läßt man die Scheibe nun rotiren, so entsteht für das Auge bei gewöhnlicher natürlicher oder künstlicher Beleuchtung der Farbeneindruck eines verwaschenen Grau. Dasselbe Grau nimmt das Auge auch noch bei der Belichtung durch den Magnesiumblitz wahr. Wird die Scheibe dagegen durch den elektrischen Funken belichtet, so erscheinen, je nach der langsameren oder schnelleren Aufeinanderfolge der Funken, drei und mehr weiße Streifen, die sich deutlich von dem schwarzen Grund abheben, und die Scheibe scheint auf Momente stillzustehen. Kein Wunder, denn der elektrische Funke hat eine Zeitdauer von nur $^1/_{100000}$ Sekunde.

So konstruirt man denn auch die Apparate, mit denen kleinste Zeiträume gemessen werden sollen, sämmtlich auf elektrischer Basis. Das geistreichste dieser Instrumente ist vielleicht das Chronoskop des Ingenieurs Hipp in Neuenburg: die sogenannte Millisekunden-Uhr. Sie wird mit Hilfe einer Stimmgabel regulirt, die in einer Sekunde genau 1000 Schwingungen macht. Das Chronoskop hat zwei Zifferblätter, die mit je 100 Theilstrichen versehen sind; der Zeiger des größeren Zifferblattes vollendet seinen Umlauf in 10 Sekunden, jeder Theilstrich bedeutet also $^1/_{10}$ Sekunde, der Zeiger des kleineren in $^1/_{10}$ Sekunde, jeder Theilstrich bedeutet also $^1/_{1000}$ Sekunde. Nun kann man stets — und darin liegt die Genialität der Konstruktion — den einen oder den anderen Zeiger durch Elektromagneten momentan ausschalten, während das Uhrwerk beständig weiter läuft. Aus der Differenz der zu Anfang und Ende der Messung abgelesenen Zahlen läßt sich dann die Zeitdauer des beobachteten Vorganges auf Tausendstelsekunden bestimmen. So können mit dem Chronoskop physiologische und psychologische Vorgänge — beispielsweise die Dauer, die ein Entschluß beansprucht — ziffermäßig festgestellt werden. Man verfährt dabei so, daß der eine Experimentator durch das Geräusch, das beim Schließen des Stromes entsteht, ein Signal giebt und daß ein anderer Experimentator einen zweiten Strom schließt, sobald er das Geräusch wahrnimmt. Der erste Strom schaltet die Zeiger in das bereits laufende Uhrwerk ein, der zweite schaltet sie wieder aus. Bei dem vom Dr. Spieß angestellten Versuch ergab sich eine Differenz von 133 Tausendstelsekunden: diese Zeit war also nöthig, um den Schall mit dem Gehör wahrzunehmen, ihn im Gehirn zu registriren und auf den Nervenbahnen — den thierischen Telegraphendrähten — das Bewußtsein der Wahrnehmung in die die Ausschaltung besorgenden Finger zu leiten. Basirt Hipps Apparat auf dem Schließen von Strömen, so giebt es einen anderen Meßapparat, der mit dem Unterbrechen von elektrischen Strömen arbeitet. Er hat sich für die Berechnung ballistischer Zeit als besonders brauchbar erwiesen und wird, da er eine genaue Berechnung der Geschwindigkeit des fliegenden Geschosses ermöglicht, für militärische Zwecke benutzt. Dieser boulengésche Apparat zeigt auf einem Stativ zwei Elektromagneten, durch die je ein schwacher Strom geschickt wird, so daß sie gerade noch im Stande sind, einen längeren und einen kürzeren Eisenstab zu tragen. Der kürzere Stab setzt beim Herabfallen ein Messer

in Thätigkeit, das in den vorbeigleitenden längeren, mit einem Zinkmantel versehenen Stab eine Marke einschlägt. Aus der Entfernung dieser Marke vom Endpunkt des Stabes wird die Fallhöhe und damit tabellarisch die Zeitdauer des Vorganges bestimmt. Das Experiment wird so angeordnet, daß quer über die Geschützmündung ein Draht gespannt wird, durch den der zum Tragen des längeren Stabes nöthige Strom fließt. Die Scheibe, auf die das Geschütz gerichtet ist, belegt man mit Staniolstreifen, durch die der zum Festhalten des kürzeren Stabes erforderliche Strom geht. Wird dann das Geschütz abgefeuert, so zerreißt die Kugel zuerst den Draht, unterbricht dadurch den ersten Strom und der längere Stab beginnt zu fallen; dann schlägt sie in die Scheibe, unterbricht dadurch den zweiten Strom, der kürzere Stab fällt herab, schleudert das Messer heraus, — und dieses markirt den Fall an dem längeren Stabe.

Solche geringen Zeitbruchtheile dem Auge deutlich sichtbar zu machen, ist der pouilletschen Apparat besonders geeignet. Pouillet bedient sich kurzer, aber starker Ströme, die die Nadel eines Galvanometers ablenken. Auf der Nadel ist ein Spiegel angebracht, der von einem Glühlämpchen beleuchtet wird, und der Reflex dieses Lichtes fällt in Streifen auf eine große Skala. So vermag man bequem selbst Tausendstelsekunden abzulesen. Dr. Spieß zeigte mit diesem Apparat die Geschwindigkeit eines Geschosses im Inneren des Geschützlaufes.

Der elektrische Funke mit seiner so kurzfristigen Belichtung spielt auch in der Momentphotographie die Hauptrolle. Der prager Physiker Mach photographirte mit Hilfe des elektrischen Funkens durch die Luft fliegende Geschosse in ausgezeichneter Vollendung; er benutzte dabei das verschiedene Brechungvermögen gewöhnlicher und komprimirter Luft. Das Geschoß gleicht in den photographischen Aufnahmen einem die Wellen rasch durchschneidenden Schiff. Vor dem Geschoß geht eine starke Luftwelle her, hinter ihm zieht sich, dem Kielwasser vergleichbar, die komprimirte Luft in dunkler, kompakter Masse nach. Fast noch besser gelangen die Aufnahmen Boys, des englischen Physikers, der Unterbrechungfunken zur Belichtung eines durch Glas schlagenden Geschosses anwandte. Das Geschoß erzeugt selbst den Funken, indem es den Strom führenden Draht zerreißt. Auf diesen Photographien sieht man ganz deutlich auch die von den Geschoßwänden reflektirten Wellen. Ein genialer Gedanke Neesens gab endlich dem Projektil selbst seinen photographischen Apparat mit auf den Weg. Das Innere der Granate bildet die Kamera und zu beiden Seiten fällt während des Fluges das Sonnenlicht durch je einen geringen Spalt auf das im Inneren angebrachte photographische Papier. Durch Neesens Bilder erfuhr man zuerst, daß das Geschoß in der Luft nicht nur um seine Axe rotirt, sondern auch pendelnde Bewegungen macht. In der Photographie hat man überhaupt ein ausgezeichnetes Mittel, Vorgänge, die sich in Bruchtheilen von Sekunden abspielen, in ihren sonst für das Auge nicht wahrnehmbaren Einzelheiten festzuhalten. Daher sind die Kinematographen, Mutoskope und ähnliche Instrumente in gewissem Sinn auch Meßapparate. Man ist heute im Stande, photographische Platten von solcher Empfindlichkeit herzustellen, daß zu ihrer Belichtung etwa ein Tausendstel einer Sekunde genügt. Freilich: in der Praxis kann man diesen Vortheil bis jetzt noch nicht völlig ausnützen; immerhin ist es doch schon gelungen, bis zu zweihundert Aufnahmen in einer Sekunde zu machen.

Die ersten Momentaufnahmen dieser Art verdanken wir Anschütz. Er be-

nutzte für den Momentverschluß ein Wachstuchrouleau mit einem Spalt, der, an der Platte vorbeigleitend, eine der Zeit nach minimale Beleuchtung gestattet, und photographirte mit mehreren Apparaten. Seine Bilder gelangen vorzüglich; allein zu eigentlicher Vervollkommnung entwickelte sich das photographische Verfahren doch erst durch die Erfindung des sogenannten Films, einer „endlosen" photographischen Platte. Edinson wandte dieses Verfahren als Erster an. In seinem Kinematographen werden die auf dem Film fixirten Bilder kontinuirlich abgewickelt, mit einem Glühlämpchen beleuchtet, — und es gelingt so täuschend, den Schein des Belebten zu erwecken. Durch eine sinnreiche mechanische Vorrichtung, die den Film ruckweise vorwärts bewegt — wodurch die Dauer der Belichtung jedes Bildes verlängert wird —, haben die Gebrüder Lumière den Apparat noch wesentlich verbessert; und unablässig ist man an weiteren Verbesserungen thätig. Dienen die Vorführungen des Kinematographen bis jetzt mehr interessantem Zeitvertreib, so kann es doch nicht mehr zweifelhaft sein, daß solche Apparate sich auch bald für wissenschaftliche Versuche einbürgern werden. Wie prächtig kann man z. B. mit ihrer Hilfe die Fallgesetze ad oculos demonstriren! Und gar für das Studium und die Veranschaulichung physiologischer Bewegungen, des Gehens, Laufens u. s. w. haben wir gar kein trefflicheres Mittel zur Verfügung. Alle Phasen der Bewegung, die in Tausendstelsekunden aufeinanderfolgen, werden durch langsames Abrollen des Films auf die Dauer von Sekunden auseinandergezogen und die Bewegung wird gemächlich in alle ihre Komponenten zerlegt. Man verfolge mit Meßters Apparat, der bis jetzt wohl am Brauchbarsten ist, etwa den Gang eines Menschen und man sieht genau, wie der Gehende jedesmal erst mit der Ferse den Boden berührt und dann die gekrümmte Fußsohle, die Zehenspitzen voran, folgen läßt.

Ich erinnere an die geistreiche Utopie Dubois-Reymonds, der in den „Sieben Welträthseln" ungefähr sagte: „Jeder gegenwärtige Zustand der Welt bedingt den folgenden. Wir würden also, wenn wir alle gegenwärtigen Vorgänge kennten, die folgenden voraussagen können. Wie wäre es nun, wenn wir Das einmal umkehrten? Dann würden wir also in jedem Augenblick gerade Das thun, was wir im folgenden zu thun erst beabsichtigten." Aehnlich hatte lange vor ihm auch schon Fechner in seinem prächtigen, leider fast vergessenen Büchlein „Stapelia mixta" die verkehrte Welt geschildert: wie in rückläufiger Abfolge der Zeit die in unserem Magen verdauten Speisen wieder synthetisch zu Fleisch, Aepfeln, Kartoffeln und anderem Gemüse verarbeitet werden und als solche zum Munde heraustreten; wie das Obst dann an die Bäume hinanfallen, aus der Frucht nachher die Blüthe werden, diese in die Knospe übergehen, zuletzt der ganze Baum, immer kleiner werdend, sich zum Samenkorn kontrahiren müßte. „Das Fleisch wird aus dem Mund in den Topf übergehen, dort roh gekocht werden, dann in den Fleischbänken zusammenkommen und auf der Schlachtbank selbst werden daraus neue Ochsen und Schafe." Der geistvolle Physiker hätte gewiß seine helle Freude an Meßters „Badeanstalt von rückwärts" gehabt, wo zunächst das Wasser hoch aufspritzt, dann im kühnem Schwung der Springer aus den Fluthen im Handstand rückwärts auf das schon wippende Sprungbrett fliegt, sich aufrichtet und das Sprungbrett rückwärts gemessenen Schrittes verläßt.

Dr. Adolf Heilborn.

Humanisirung des Krieges.

Die Erste Kommission der Friedenskonferenz hat sich unter Anderem mit der Art und Wirkung der Waffen und Kriegswerkzeuge zu beschäftigen, besonders auch mit den Fragen des Verbotes neuer Waffen oder Explosivstoffe, die wirksamer wären, als die bisher gebrauchten sind, des Verbotes, gewisse Explosivstoffe von übermäßig verheerender Gewalt anzuwenden und Explosivstoffe aus Luftballons zu werfen; endlich des Verbotes unterseeischer Torpedoboote und ähnlicher Maschinen im Seekrieg.

Der Gebrauch vergifteter Waffen wird von den Parthern, den Scythen und Gothen berichtet; den Griechen und Römern galt er als besonders hassenswerth. Im Mittelalter untersagte ihn die Kirche, doch ohne Erfolg, denn er erhielt sich bis ins sechzehnte Jahrhundert. Hugo Grotius brandmarkte ihn in seinem berühmten Werke als völkerrechtswidrig. Auf der Brüsseler Konferenz von 1874 wurde die Verwendung vergifteter Waffen ausdrücklich vom Kriegsgebrauch ausgeschlossen. Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts versuchte Papst Innozenz XIII. den Gebrauch aller Waffen, die Geschosse schleudern, auch von Handwaffen — wie Bogen und Armbrust — im Kriege unter Christen zu verbieten. Die Einführung der Feuerwaffen rief unter den Rittern Entrüstung hervor, da sie die entscheidende Bedeutung der persönlichen Tapferkeit im Nah- und Einzelkampf beseitigte. Gewisse Einschränkungen der fernwirkenden Kriegswerkzeuge traten allmählich durch militärische Abkommen ein: so kamen in neuerer Zeit Pechkränze, Ketten- und Stangenkugeln und die bei der Belagerung von Danzig 1574 erfundenen glühenden Kugeln wieder außer Gebrauch. Emrich von Vattel formulirte im achtzehnten Jahrhundert folgende Sätze: Kampfmittel, deren Wirkung darüber hinausgeht, den Gegner außer Gefecht zu setzen, und die darauf abzielen, ihn unbedingt zu töten, sind verwerflich; der Gegner werde die selben Mittel anwenden und der Krieg dadurch nicht wirksamer, sondern nur grausamer und schrecklicher werden; der Krieg sei den Nationen nur im Nothfall erlaubt und alle müßten vermeiden, was seine verhängnißvollen Wirkungen nutzlos steigere. Trotz Vattels großer Autorität kam es aber weder in der Theorie noch in der Praxis zur Uebereinstimmung über Das, was erlaubt und verboten sei. Die Geschütze mit gehacktem Blei oder Eisen, Glasstücken oder Nägeln zu laden, galt aber ziemlich überall unter civilisirten Völkern als unzulässig; dagegen blieben schlecht abgerundete Kugeln, nicht völlig rundes Blei oder andere solche Metallstücke erlaubt. Uebrigens galten alle Regeln immer nur für organisirte Kämpfe mit regulären Waffen und regulärer Munition. Ueber die Verwendung von Hohlgeschossen mit Brandstoffen gingen im französisch-englischen Seekrieg von 1759 die Ansichten der Kriegführenden auseinander. Statt der Kettenkugeln und glühenden Kugeln sind in der Neuzeit aber ungleich furchtbarere Zerstörungmittel eingeführt worden, die mit außerordentlicher Treffsicherheit Tod, Verderben und Brand auf weiteste Entfernung hin tragen: unsere Granaten und Torpedos.

Die moderne Kriegskunst geht darauf aus, die größtmögliche Anzahl von Menschen auf einmal außer Gefecht zu setzen und dadurch den Ausgang des Kampfes zu beschleunigen. Der Kampf Mann gegen Mann ist selten geworden und das Bajonnet scheint der Vergangenheit anzugehören. Ein Kriegswerkzeug, das mit einem Schlage eine ganze Armee vernichtete, würde in diesem Sinn das beste

sein. Gerade diese ungeheuerliche Steigerung der vernichtender Waffenwirkungen scheint jedoch geeignet, eine Reaktion herbeizuführen. In Ehrenhändeln zwischen Privatpersonen sind die Duelle auf Tod und Leben doch heute viel seltener als früher; man zieht in der Regel selbst bei schweren Beleidigungen einen Ausgleich vor. Eben so kann sich vielleicht auch das Verhalten der Nationen zu einander entwickeln. Vorläufig begnügt man sich damit, Kampfmittel auszuschließen, die, ohne dem feindlichen Widerstand stärkeren Abbruch zu thun, den Verwundeten unnöthige Leiden verursachen oder ihre Heilung erschweren. Man verzichtet also auf alle Mittel, die den Krieg grausamer machen, als ein rascher und entscheidender Gang der Operationen fordert.

Es ist bekannt, daß die große Tragweite, Treffsicherheit und Feuergeschwindigkeit der Gewehre mit konischem oder cylindrisch-ogivalem Geschoß sie zum stärksten Vernichtungwerkzeug machen. Daher wurde auf dem Genfer Kongreß im Jahre 1864 vorgeschlagen, das Rundgeschoß wiederanzunehmen, dessen Wirkungen genügen, um den Verwundeten außer Gefecht zu setzen. Aber der Vorschlag wurde nicht angenommen und jeder Kriegführende hat noch immer, wie bekannt, das Recht, sich der grausamen Geschosse zu bedienen. Der Menschenfreund muß die Mitrailleusen, die unzählige Geschosse mit größter Geschwindigkeit ausstreuen, die Shrapnels, die ihre Sprengstücke und Kartätschenkugeln auf Granatschußweite schleudern, die Windbüchsen von Perkins, deren eine eben so viele Geschosse abfeuert wie ein ganzes Bataillon, und die Landminen und Torpedos, die in einem Augenblick ganze Truppenabtheilungen und Kriegsschiffe in die Luft blasen, verabscheuen. Aber der Krieg heischt Blut, — Ströme rasch vergossenen Blutes, wenn er die Gegenden, die er verwüstet, bald wieder verlassen soll. Leider ist es schwer, zwischen solchen Kriegswerkzeugen, die die angestrebte stärkste Vernichtungskraft haben, und solchen, die unnütze Qualen verursachen, praktisch zu unterscheiden.

Auch die Kriegstechnik hat an den Fortschritten der mathematischen, physischen und chemischen Wissenschaften Theil genommen und damit tritt an den Kongreß die Frage heran, wie der wilde Wettlauf nach neuen Erfindungen und nach möglichster Vervollkommnung der Kriegswerkzeuge aufgehalten werden kann. Kein Staat wird geneigt sein, sich zu binden oder einzuschränken, und wäre es selbst möglich, Vereinbarungen darüber aufzustellen, dann entstünde immer noch das Dilemma, wie ihre Befolgung im Falle eines Krieges aufs Messer erzwungen werden sollte. Gerade die Verwendung neuer Angriffs- und Vertheidigungmittel ist bisher wiederholt entscheidend für den Ausgang der Kriege gewesen. Der ersten Anwendung des Schiffspanzers war der Sieg von Kinburne im Krimkrieg zu danken, die ersten gezogenen Geschütze halfen den Sieg von Solferino erringen, das Chassepotgewehr siegte bei Mentana, Königgrätz war ein Triumph des Zündnadelgewehres und die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie trug nicht unwesentlich zur Entscheidung des Feldzuges von 1870 bei. Aber die Mächte könnten doch auf alle solche Waffen und Geschosse verzichten, die nicht erheblich wirksamer als die anderen sind und dabei unbedingt tötliche oder unheilbare oder sehr schmerzhafte Wunden verursachen. Schon die Genfer Konvention untersagte aus diesem Grunde den Gebrauch von Handfeuerwaffen mit Explosivgeschossen; und vielleicht gelingt es der Konferenz, die Engländer zur Aufgabe der im indischen Grenzkrieg und im Feldzug in Egypten verwandten Dumdum-Geschosse — ausgenommen gegen völlig barbarische Völker-

schaften — zu veranlassen. Weit weniger wahrscheinlich ist es schon, daß die Franzosen auf die submarinen Torpedoboote verzichten werden, in denen sie ein Mittel des Ausgleiches mit der überlegenen Seerüstung Englands sehen. Mag die Konferenz jedoch im Ausschluß besonders mörderisch und verstümmelnd wirkender Waffen und Werkzeuge noch so weit gehen: den Gebrauch der bereits eingeführten Waffen, deren Geschosse verderblicher als Explosivstoffe wirken und entsetzliche Verstümmelungen nebst ungewöhnlich schweren Leiden zur Folge haben, wird sie kaum aus der Welt schaffen. In gespannter Erwartung und hoffnungvoll blicken alle Freunde des friedlichen Fortschrittes der Völker auf die Delegirten im Haag: es wäre nicht ungefährlich, wenn alle diese Erwartungen und Hoffnungen durch das Endresultat getäuscht werden sollten.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Selbstanzeigen.

Von Robespierre zu Buddha. Leipzig, W. Friedrichs Verlag.

Diese sozialen Studien richten sich mit eindringlicher Schärfe gegen alle konventionellen Lügen und Vorurtheile — ohne selbst dem Problem des Anarchismus aus dem Wege zu gehen —, kommen aber zu der Schlußfolgerung, daß ohne religiöses Gefühl eine wirkliche Besserung der Menschheit nicht möglich sei. Dieses kann, nach Abwirthschaften aller Kirchenreligion, seine Befriedigung nur noch im Buddhismus finden. Nur die Karma-Lehre bringt einen vernünftigen Sinn in das Welträthsel. Deshalb muß von hier aus der Hebel zur Erneuerung des religiösen Bewußtseins angesetzt werden.

Der böse Wille des Militarismus. Preis 1,50 Mark. — **Gedankenübertragung beim großen Generalstab.** Preis 0,50 Mark. Leipzig, W. Friedrichs Verlag.

Diese beiden Brochuren gehören zusammen, gehen von eigener Sache aus und tragen daher ein persönliches Gepräge. Jedoch nur äußerlich, denn sie handeln von allgemeinen Fragen. Man täusche sich darüber nicht: der eigentliche Militarismus ist gleichbedeutend mit allem Reaktionären, Freiheit- und Bildungfeindlichen. Dem richtigen Militär ist sogar das „zuchtlose" größte Kriegsgenie Napoleon ein Dorn im Auge. Sein allüberragendes Feldherrnthum gegenüber dem unreifen Moltkekultus betont zu haben, war mein Hauptverbrechen, wofür man mir Rache und Aechtung schwor. So warf sich auch der General von Boguslawski in die

Brust, er habe die Korrespondenz mit mir abgebrochen, weil ich die Entstellung der Zahlenstärken bei Gravelotte in Moltkes hinterlassenem Buch ehrlich aufhellte. Nun, da er selbst mein „kolossales Wissen" in der Kriegswissenschaft zugestand, wird er wohl gestatten, daß ich seinen militärischen Vorurtheilen den Garaus mache. Was meine kriegswissenschaftlichen Arbeiten heraushebt, ist nicht allein die kritische Analyse, sondern vor Allem die Divination, vermöge deren sich mir oft die verhüllte Wahrheit selbst veranschaulicht. So habe ich denn auch zuerst über den berühmten Kampf der achtunddreißigsten Brigade bei Mars-la-Tour divinatorisch Licht verbreitet und dargethan, daß das bekannte Bild, das man bisher davon entwarf, auf Irrthum beruhte und daß die Auffassung, als sei die Brigade niedergeknallt worden, ohne dem Feind Schaden zu thun und als seien ihr eigener Patronenverbrauch und der französische Verlust minimal gewesen, völlig in die Irre ging. Damit wurden denn alle auf diesen Irrthum aufgebauten „Untersuchungen über die Taktik der Zukunft" hinfällig. Nicht das frontale Massenfernfeuer, nicht die angeblich ungelenke Schlachtformation der Brigade haben sie vernichtet, sondern einzig das Flankenfeuer auf sehr nahe Distanz der Division Cissey. Daß diese ihren Flankenstoß führen konnte, verdankte sie aber lediglich dem rechtzeitigen Anmarsch, also der Umsicht des Corpsführers Ladmirault. Nichts „Taktisches", sondern — wie immer — das Strategische gab auch hier den Ausschlag. Diese meine neue Auffassung nun hat nebst mancher anderen divinatorischen Einzelheit wie z. B. betreffend die total falsche Zeitangabe des Generalstabswerkes über die Reiterschlacht — im fünfundzwanzigsten Heft der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" des Generalstabes ein treues Echo gefunden, ohne daß man freilich es der Mühe für werth hielt, mich zu nennen. Mindestens mein Prioritätrecht bei dieser nachträglichen Uebereinstimmung gedenke ich mir aber zu sichern, um so mehr, als ja schon oft meine Auffassung, für die ich totgeschwiegen oder totgeschlagen werden mußte, hinterher von Anderen gepredigt wurde ... durch „Gedankenübertragung."

Karl Bleibtreu.

Karen, eine Sylter Geschichte. Von Georg Mengs. Bibliothek der Gesammtliteratur, Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. (Nr. 1249, 1250, geh. 50 Pf., geb. 75 Pf., in Original-Geschenkband 1,50 Mk.)

In einem beliebten Seebade entwickelt sich ein Ehestandsdrama, das von den gewöhnlichen Konflikten sich wesentlich und vortheilhaft durch seine Innerlichkeit und ernste Lösung unterscheidet.

Raeder: **Robert und Bertram** (Nr. 1251), Kleist: **Käthchen von Heilbronn** (Nr. 1252), Nestroy: **Lumpacivagabundus** (Nr. 1253), **Die Rantzau** von Erckmann-Chatrian (Nr. 1254). Bühnenbearbeitung von Demetrius Schrutz. Bibliothek der Gesammtliteratur, ebd. (geh. je 25 Pf., geb. je 50 Pf.)

Die ansehnliche Sammlung von Bühnenstücken, die man in unserer Bibliothek der Gesammtliteratur bereits findet, haben wir hiermit vermehrt. In den Possen

werden zum ersten Mal die Extempores gebracht, die sich nach und nach durch die Mitarbeit der Darsteller und durch die Tradition eingebürgert haben. Bisher waren sie in den verschiedenen Bühnenmanuskripten zerstreut.

Fantasia und Das Kloster. Zwei Dichtungen von Salvatore di Giacomo übersetzt von George Carel. Bibliothek der Gesammtliteratur, ebd. (Nr. 1255, geh. 25 Pf., geb. 50 Pf., in Original-Geschenkband 1,20 Mk.)

Wie Verga eigentlich nur durch die Cavalleria rusticana, so ist auch di Giacomo bisher nur durch seine zum Melodram zugestutzte Mala vita in Deutschland bekannt geworden. Diesen begabten Dichter in seiner wahren Gestalt den deutschen Lesern zu zeigen, war endlich Ehrensache geworden.

Halle a. S. Otto Hendel.

✣

Lehrgeld. Geschichte einer Ehe. Deutsches Verlagshaus Vita.

Ein stilles, alltägliches Frauenschicksal... Ein weltfremdes Mädchen, das sich in die Ehe hineinträumt wie in einen unvergänglichen Rosengarten. Die Erfahrung entblättert ihr Blüthe um Blüthe. Sie lernt die harte Lehre des Mannesrechtes auf Untreue, sie lernt aber auch aus den Schwächen des eigenen Herzens. Das Verstehen bringt Verzeihen. Sie kehrt heim, durch Leid bereichert, ein traurigerer, aber ein ein tieferer Mensch und baut sich aus den Trümmern ihrer Luftschlösser die bescheidene Hütte einer „glücklichen Ehe".

Die Unterseele. Novellen. Deutsches Verlagshaus Vita.

Wie die Sinnlichkeit die Menschen bezwingt, wollte ich zeigen. Gegen ihren Willen, als grober Trieb, als schmerzliche Sehnsucht. So erliegen ihr der Jüngling, die Kammerzofe, das reife Mädchen. Ihnen stelle ich eine junge Frau, kühl und überlegen, gegenüber. Trotz äußeren Reizen ist sie aber des höchsten Reizes baar, des Feuers, das als Sonnenstrahl auch den Schmutz vergoldet und als reinste Flamme Kunst und Schönheit schafft.

Auguste Hauschner.

✣

Tampete. Novellen. Verlag von S. Fischer, Berlin. Preis 2 Mark.

Der Gelehrte, der ein wissenschaftliches Werk verfaßt, ist sich klar, aus welchem Gesichtspunkt er seinen Stoff behandelt und welches Ziel er verfolgt hat. Aus dem Inhaltsverzeichniß mit Haupt- und Untertiteln würde es ihm gegebenen Falles später nicht schwer fallen, eine Selbstanzeige zu formuliren. Die Resultate seiner Gedankenarbeit — nur auf sie kommt es ihm allein an — lassen sich mit klaren Worten aussprechen. Der Dramatiker, der eine Idee verkörpert, der Künstler, der im Roman oder in der Novelle das Leben gestaltet, der Lyriker, der im Anblick seiner eigenen nackten Seele schwelgt, — sie Alle sind in anderer Lage. Hier ist die Persönlichkeit, das Temperament, das Wie, nicht das Was,

entscheidend. Gerade Das, was man nicht analysiren kann, macht das Wesentliche, das Werthvolle, das eigentlich Dichterische aus. So ist es auch in anderen Gebieten der Kunst. Eine Waldlandschaft von Leistikow muß man gesehen haben, um zu verstehen, warum diese kahlen Stämme, ohne Laubkronen, doch auf uns wie ein ganzer Wald, wie ein rauschender, dunkler, träumerischer Wald wirken. Mit erläuternden Worten wäre da nichts gethan. Und was beim Maler das äußere, Das ist beim Dichter das innere Auge. Beide wollen gefühlt, empfunden werden. Am Wenigsten wird der Maler selbst über seine „Schildereien" zu sagen wissen — Boecklin, heißt es, ist einsilbig — und auch der Dichter wird nur ungern mit erklärenden Fingerzeigen nachhelfen. Man weiß von Keller, wie ingrimmig er zu schweigen verstand. Ich kenne Hauptmann nicht persönlich, aber auch ihn denke ich mir seinem Werk gegenüber scheu und schweigend. Eine Inhaltsangabe der vier Novellen, mit der ich mir helfen könnte, frommt zu nichts; eine Selbstanalyse, die Manifestation seiner künstlerischen Individualität außerhalb seines Werkes, ist für den Dichter mißlich, weil ihm die Distanz zu sich fehlt. Der Lyriker Christian Morgenstern faßte seine Ausführungen über mich in der „Gesellschaft" dahin zusammen: „Sein Feld scheint die psychologische Vertiefung einer Anekdote. Aber ist die Novelle nicht die psychologisch vertiefte Anekdote? So wäre also Franz Ferdinand Heitmüller ein wirklicher Novellist? Ich möchte nicht zu viel sagen. Das aber ist gewiß: sein Blut ist voll starker, gesunder, ansprechender Züge." Das zweite Fragezeichen ist mir sympathisch. Eine Antwort darauf habe ich nicht; vielleicht hat sie der Leser.

Franz Ferdinand Heitmüller.

Diätetik im Alterthum, eine historische Studie. Vorwort vom Professor Dr. E. v. Leyden. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1899.

Die Geschichte der Medizin ist reich an wechselnden Erscheinungen, reich aber auch an uralten Wahrheiten. Eins der vornehmsten Axiome des Alterthumes und besonders des Hippokratismus war die Totalität des Organismus und daraus folgte für die Therapie die ausgedehnteste Individualisirung und Anwendung hygienisch-diätetischer Mittel. Die moderne Medizin hat diese Anschauung zu neuem Leben erweckt und schickt sich an, den „Weg der Natur" wieder zu betreten. Es war höchste Zeit, denn der Schematismus der chemischen Medikasterei drohte, die gesammte ärztliche Kunst zu einer ratio experimenti zu machen. Ich habe versucht, in kurzen Zügen ein Bild der hygienisch-diätetischen Bestrebungen des Alterthumes zu entwerfen, und Herr Professor von Leyden hat die Güte gehabt, dem Büchlein ein Geleitwort mit auf den Weg zu geben.

Mannheim. Dr. Julian Marcuse.

Welche Kurzschrift ist die beste? Einige beherzigenswerthe Worte vor der Erlernung irgend eines Stenographiesystems. Als Anhang: Beiträge zu

stenographischen Tagesfragen und Kaiser Wilhelm II. als Redner. Zweite Auflage. J. Harrwitz Nachf. (C. Th. Kehrbach), Berlin. Preis 50 Pfennige.

Die kleine Schrift ist dadurch entstanden, daß Leitartikel der von mir herausgegebenen „Kurzschriftlichen Blätter", die in gabelsbergerscher Stenographie erscheinen, wiederholt von Tageszeitungen abgedruckt und auch in der gegnerischen Fachpresse weiter verbreitet wurden. Da glaubte ich denn, daß meine Darlegungen auch ein größeres Lesepublikum interessiren könnten, und ergriff die Gelegenheit, in den so heftig geführten Systemstreit mit einigen schlichten und auf einer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung beruhenden Aeußerungen einzugreifen. Als Stenograph des „Berliner Lokal-Anzeigers" hatte ich Gelegenheit, kaiserliche Reden aufzunehmen.

Karl Hempel.

Unser Cement.

An dieser Stelle würde kürzlich auf die Steigerung von Cement-Aktien hingewiesen. Der Aufschwung der Cement-Industrie ging dieser Börsenbewegung lange voraus und die stärkere Nachfrage datirt seit etwa drei bis vier Jahren, als das Produkt wesentlich besser geworden war und Holz und Eisen einen hohen Preisstand erreicht hatten. Heute decken wir unseren ganzen ungeheuren Konsum im Lande und exportiren von Fabriken, die am Wasser gelegen sind, nach den Vereinigten Staaten, nach China und Japan, von Schlesien nach Rußland und von Heidelberg nach der Schweiz. Unser Fabrikat ist dem amerikanischen überlegen. Drüben sind Cement-Fabriken nicht gerade zahlreich und ein Theil davon mußte in Folge zu hoher Lohnansprüche der Arbeiter zeitweilig geschlossen werden, so daß die amerikanische Technik nicht gleichen Schritt mit der unsrigen halten konnte. Die Union bezieht Cement außerdem auch noch von England via Hull und von Frankreich via Boulogne, meistens in Fässern und zwar als Ballast. Vor sieben Jahren entstanden bei bedeutend gestiegenen Preisen viele Fabriken auf Aktien, besonders in der Nähe der Weser, wo sich viel Kalk befindet und der Wasserweg den Export unterstützt. Diese Gründungen waren aber nur zum Theil erfolgreich. Jetzt haben wir erheblich mehr als hundert Fabriken, von denen ein großer Theil im Kurszettel gar nicht figurirt, und die Machtstellung unserer Cement-Industrie ist unbestritten. Die Kurse sind, wie gesagt, erst später der Konjunktur nachgefolgt. Am Bedeutendsten sind die Unternehmungen in Biebrich, in Hannover und an der Saar; die Fabriken mit kleinem Kapital prosperiren weniger.

Nachdem die Lehrjahre vorüber sind, darf man sich ruhig eingestehen,

daß unsere Produktion einst sehr schlecht war. Die allmähliche Hebung der Qualität ist aber um so anerkennenswerther, als das Rohmaterial unverändert das selbe ist und, selbst nachdem die Technik verbessert worden war, die alten Vorurtheile gegen die Leistungfähigkeit auf diesem Gebiet nachwirkten. Man hatte eben lange Jahre hindurch schlechte Erfahrungen gemacht und hütete sich bei Deckenkonstruktionen, Wänden, Unterpflasterung-Material u. s. w. ängstlich vor der Verwendung von Cement. Ging doch die berliner Baupolizeibehörde so weit, ausdrücklich alle Konstruktionen für unzulässig zu erklären, deren Haltbarkeit allein „auf der Festigkeit des Mörtels" beruhe. Dadurch war in unserer größten und baulustigsten Stadt jahrelang der Ersatz von Mauerkonstruktionen durch Cement ausgeschlossen; auch fand das berliner Verbot in vielen anderen Städten Nachahmung. Da trat vor nunmehr zwanzig Jahren der „Verein deutscher Portland-Cement-Fabrikanten" zusammen und unterwarf, um allen Qualitätdifferenzen ein für allemal ein Ende zu machen, die Produktion seiner Mitglieder einer regelmäßigen Kontrole. Das Fabrikat wird von dritter unparteiischer Seite auf Druck- und Zugfestigkeit geprüft und, wenn sich ergiebt, daß es den Vereinsvorschriften nicht genügt, reprobirt. Die Fabrik soll zugleich verwarnt und im Falle der Wiederholung aus dem Verein ausgestoßen werden. Ob ein solcher je Fall eingetreten ist, weiß ich nicht; darauf kommt es aber auch nicht an, da die Gefahr des Ausschlusses vorbeugend wirkt. Dem Verein gehören nicht nur beinahe sämmtliche inländische, sondern auch einige Dutzend Fabrikanten des Auslandes an. Eine Vereinsorganisation, wie diese, ist einzig in ihrer Art; es gab aber auch keine andere Möglichkeit, dem deutschen Markt das allgemeine Vertrauen zu verschaffen und zu erhalten. Wenn Cement allgemein verwendet werden soll, darf überhaupt kein schlechter Cement in den Handel kommen und bei den großen Gefahren für Eigenthum und Leben, die aus der Verwendung mangelhaften Materiales entspringen, giebt es für Bauunternehmer und Baupolizeibehörden nur ein: entweder, oder! Allmählich ist unter diesen Verhältnissen eine solche Ausgleichung der deutschen Fabrikate unter einander eingetreten, daß gelegentlich eine Verbandsfabrik ihre Verträge durch die andere erfüllen läßt und selbst nur die Säcke mit ihrer Firmenbezeichnung liefert. Auch hat sich eine weitgehende Solidarität entwickelt und dazu geführt, daß schon häufig einer Fabrik, die in ihren Leistungen zurückzugehen drohte oder finanziell gefährdet war, mit Energie und Umsicht von den anderen geholfen wurde.

Noch vor siebenzig Jahren kannte man nur natürlichen Cement und der künstliche Portland-Cement wurde zuerst in englischen Fabriken hergestellt. Man mischte damals 72 Prozent kohlensauren Kalkes mit 28 Prozent kieselsaurer Thonerde; das jetzt übliche Mischungverhältniß ist 75 : 25. Ein Engländer war es auch, der die erste Fabrik bei Stettin erbaute; Lüneburg, Bonn, Mannheim, Heidelberg, Ulm und Saarbrücken folgten dann nach. Anfänglich benutzte man Ringöfen; im Beginn der achtziger Jahre, als wir bereits etwa vierunddreißig Fabriken hatten, wurden kontinuirliche Etagen Oefen eingeführt, die bedeutende Kohlenersparnisse gestatteten. Der überaus große Cementverbrauch Deutschlands soll sich übrigens davon herschreiben, daß unsere Hafenbauten und Befestigungen heute sehr viel Material in Anspruch nehmen. Früher waren es dagegen gerade Hafenbauten, die lange die englische Konkurrenz in Deutschland besonders be-

günstigten. Die Seefrachten waren niedrig, unsere Eisenbahnen befolgten eine Tarifpolitik, die mehr dem Handel der Seestädte als der einheimischen Industrie zu Statten kam, und die meisten Portland-Cement-Fabriken, die wir hatten, lagen weit entfernt von unseren Küsten und Häfen. Man kann sich danach vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten die heute so blühende Cement-Industrie in ihren Anfängen zu kämpfen hatte. Wenn übrigens jetzt die vorhandenen Fabriken den Aufträgen kaum genügen können, so ist kaum anzunehmen, daß die Interessentenkreise davon überrascht worden wären, aber Fabriken lassen sich nicht aus dem Boden stampfen, ganz abgesehen von erschwerenden örtlichen Bedingungen hat man etwa zwei Jahre nöthig, um in Betrieb zu kommen, und so Mancher mag gefürchtet haben, daß inzwischen die Konjunktur wieder zu Ende sein würde. War Das ein zu ängstliche Prognose, so haben die Cement-Fabrikanten Deutschlands darin mit vielen Unternehmern anderer Branchen gemeinsam geirrt. Hier tritt auch die schwache Seite des Aktienwesens hervor. Ein Privatmann, der entschlossen ist, ein Risiko zu übernehmen, zieht höchstens seinen Bankier zu Rathe, vielleicht auch nicht einmal Das. Handelt es sich aber um die Gründung oder Vergrößerung einer Aktiengesellschaft, so ist man vielen Leuten Rechenschaft schuldig, eine mehr oder weniger interessirte Kritik setzt ernste Mienen auf und hat Einer das Unglück, sich in der Vorausberechnung der guten Zeit zu irren, so hat er nachher den ganzen Haufen der geschädigten Aktionäre gegen sich. Daher lehrt die Erfahrung, daß alle bedeutenden Industrien dem Wagemuth und der Standhaftigkeit Einzelner ihre Entstehung verdanken. Erst, wenn die entscheidende Arbeit gethan war und die ersten Pioniere sich müde oder satt oder durch lockende Gründungsgewinne geködert zurückzogen, fand in der Regel der Uebergang zur Aktienform statt.

Die wissenschaftlich geschulten Kräfte, die der Betriebsleiter der Cement-Fabrik, der chemischen Fabrik u. s. w. nöthig hat, stehen dem Einzelunternehmer ganz eben so zu Gebote wie den großen Aktiengesellschaften und seit Jahren schon hat jede Cement-Fabrik ihr eigenes Laboratorium, in dem fest angestellte Chemiker tägliche Prüfungen vornehmen, um den Erhärtungzustand der verschiedenen Proben nach je 7, 14 und 21 Tagen festzustellen. Dieser wissenschaftlich zuverlässige Laboratoriumdienst hat neben der strengen Vereinskontrole am Meisten dazu beigetragen, den Konsumenten das Sicherheitgefühl zu geben, das den Markt so groß gemacht hat. Die annähernde Gleichmäßigkeit der Fabrikate, von der ich bereits sprach, war aber um so schwieriger herbeizuführen, als die Fabriken verschiedenes Rohmaterial benutzen und das Verfahren je nach der Art der Kreide des Wiesenkalkes, Kalksteines, Thones u. s. w. verschieden ist. Arbeiter werden in dieser Industrie zahlreich beschäftigt: in den Steinbrüchen, in den Cement- und Kalk-Mühlen und an den Oefen. Eine große Fabrik beschäftigt mindestens dreihundert Arbeiter, die meisten davon in den Steinbrüchen. Der Akkordverdienst eines tüchtigen Arbeiters im Steinbruch war früher bis zu sechs Mark täglich, bei der allgemeinen Nachfrage nach Händen ist er jetzt wahrscheinlich höher. In der Mühle werden drei bis vier Mark täglich verdient, was bei der schweren und ungesunden Arbeit nicht viel ist. Die Brenner, die Handlanger und die Arbeiterinnen verdienen sogar nur zweieinhalb bis drei Mark. Für die Steinbrüche sind Italiener gesucht, weil sie sich auf das Sprengen verstehen und daher die Kosten der Aufsicht gespart werden können.

Pluto.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Juni 1899.

Tuberkulose.

Mein erster Leitsatz lautet: Der Name „Tuberkulose“ ist nicht glücklich gewählt. Phthise, Schwindsucht oder ähnliche Namen sind anderen Benennungen aus sachlichen und humanitären Gründen vorzuziehen. Zwar sagt ein alter, oft mißbrauchter Satz: Der Name thut nicht viel zur Sache; wenn aber ein Name abstrakt ist, wo er konkret sein sollte, verallgemeinernd, zusammenfassend, wo unterschieden, individualisirt werden müßte, wenn von vorn herein eine unrichtige Vorstellung von dem Gegenstande erweckt wird, wie es bei der Tuberkulose der Fall ist, so dürfte eine Aenderung des Namens doch wohl in Erwägung zu ziehen und nach mehr als einer Seite hin nützlich sein. Der Name Tuberkulose ist nach meiner Meinung geeignet, irrezuführen und zu schädigen, — schon, weil er auf den Tuberkel und den ihn bedingenden Bacillus das Hauptgewicht legt, damit der Stellungnahme zu den in Frage

*) Da der Herausgeber der „Zukunft“ durch ein lähmendes Unwohlsein verhindert ist, diesmal selbst einen Beitrag zu liefern, hat Herr Geheimrath Schweninger die Güte gehabt, für dieses Heft ein paar Bemerkungen über Tuberkulose niederzuschreiben, die, wie er selbst sehr genau weiß, das Thema durchaus nicht erschöpfen, die in ihrer menschenverständigen und bescheidenen Einfachheit aber nach den geräuschvollen, vom Schmettern der Reklametrompeten begleiteten Verhandlungen des Tuberkulose-Kongresses nicht unangebracht scheinen werden. Daß während der letzten Wochen in der Polyphonie dieser Zeitschrift Hardens Stimme manchmal fehlen mußte, ist eine Folge der Festunghaft und seines schlechten Gesundheitstandes; sobald er sich einigermaßen erholt hat, wird er sich nach bester Kraft wieder bemühen, hier „auszusprechen, was ist“.

kommenden Zuständen und primären wie sekundären Veränderungen und Momenten einseitig präjudizirt und so den Arzt und noch mehr den Laien schädigt, ganz abgesehen von psychischen Eindrücken und Alterationen, die das Wort Tuberkulose und die damit verbundenen Gedanken und Empfindungen bei Arzt, Laien und deren Angehörigen hervorzurufen vermögen. Der Tuberkel und die auf ihn aufgebaute akute und chronische Miliartuberkulose ist nicht mehr Kern der Sache als die genuine Desquamativ-Pneumonie, sekundäre (käsige) Desquamativ-Pneumonie, Peribronchitis purulenta, akute nekrosirende Pneumonie u. s. w., von denen die zuletzt genannten mit dem Tuberkel und seinem Bacillus sogar oft nichts oder nur sehr wenig zu thun haben. Das Wahre und Wichtige bleibt doch immer der Körper und seine erkrankten Theile oder Organe, nebst der daraus resultirenden Rückwirkung auf das Ganze, das Fieber, die Konsumption, das Schwinden des Körpers, die Phthise, wie sie auch schon die alten Aerzte nannten. Der ubiquitäre Bacillus, darüber sollte man endlich einig sein, thut nichts, wo er einen gesunden Körper und gesunde Theile trifft, dagegen sehr viel an verschieden veränderten, für ihn empfänglichen Kranken. Ist, angeboren oder erworben, eine Schwäche, Disposition, Geneigtheit vorhanden — ich darf hier z. B. an Zuckerruhr und andere, oft unmerklich wirkende Ursachen, wie Verletzungen (nach Sturz, Schlag, Fall) erinnern —, existiren sonst noch ungünstige, das Befinden schädigende Umstände, wird unverständig gelebt, so wird in dem siechen Körper manchmal Tuberkulose sich entwickeln. Aber auch hier müßte berücksichtigt werden, daß es sich nur in wenigen Fällen und nur kurze Zeit um reine Tuberkulose, gewöhnlich aber um Mischprozesse handelt, weil eben im faulfähigen Körper und in faulfähigen Körpertheilen nicht nur der Tuberkelbacillus haust und arbeitet, sondern weil in der weniger exakt wissenschaftlich arbeitenden Natur noch viel mehr andere Momente, andere Pilze und ihre Derivate ihr Unwesen treiben, die manchmal (nicht immer) dem Tuberkelbacillus die erste Minirarbeit — scheinbar oder thatsächlich — überlassen, dann aber oft energisch mit ihm in Konkurrenz treten, ihn in seiner Leistung (oft schon vorher) überholen und in diesem Falle häufig auch zerstörend wirken. Der Tuberkel und sein Bacillus ist also durchaus nicht immer und unter allen Umständen die Hauptsache; zuerst sind es oft die disponirenden Momente der Wohnung, Lebensweise, Beschäftigung, später kommt die Reaktion des Körpers und seiner vom Prozeß befallenen Stelle hinzu. Ich möchte also schon aus sachlichen Gründen die alten Bezeichnungen wie „Schwindsucht" oder „Phthise" vorziehen. Für die Praxis und den Kranken, der gar keine ihn vielleicht alterirende Diagnose nöthig hat, ist die Bezeichnung auch nicht gleichgiltig. Schwindsüchtige pflegen ja zu ihrem Glück sehr oft zum Optimismus zu neigen. Aber selbst der freudigste Optimismus schwindet, wenn man sich auf den

Aussterbeetat gesetzt sieht. In einem weltstädtischen Krankenhause fand ich an den Saalthüren die Allen sichtbare Klassifikation bis zu den „unheilbaren Krebskranken“ ausgedehnt. Sollten diese Unglücklichen das ihnen gesprochene Todesurtheil nicht schmerzlich empfinden? Da es bei der Behandlung — nicht „Heilung“, wie fälschlich noch immer gesagt wird — der Kranken doch auch auf die psychische Einwirkung ankommt, möchte ich auch für die Praxis statt des schreckenden Wortes Tuberkulose andere Bezeichnungen empfehlen, die sich gewiß ohne Schwierigkeiten finden und allgemein einführen lassen. Aber ich wiederhole: auch für die Wissenschaft ist eine mehr differenzirte Bezeichnung der verschiedenartigen, sehr häufig differenten, nach Zeit, Ort, Individuum wechselnden Zustände und Prozesse wünschenswerth, die wir jetzt „Tuberkulose“ nennen.

Die wissenschaftliche Untersuchung sollte nie vergessen, daß es sich bei der „Tuberkulose“ um eine Summe, eine wahre Hydra verschiedenartiger Stadien und Zustände leidender Menschen handelt; deshalb muß auch der Forscher — nicht nur der praktische, den Tuberkulösen behandelnde Arzt — das Verfahren entsprechend differenziren. Die Untersuchungmethode muß mit ihren Beobachtungen und Thierversuchen, um Fehlschlüsse zu vermeiden, von der selben Erwägung ausgehen. Die wissenschaftliche Untersuchung hat ja, wie allgemein bekannt ist, gerade auf dem Gebiete der Infektionkrankheiten mit außerordentlichem Eifer, den man nicht hoch genug anschlagen kann, und vom Standpunkt der reinen Forschung aus auch mit gutem Erfolg gearbeitet. Aber dieser Erfolg ist und wird nicht überholt und übertroffen von dem Erfolg, der auch schon früher ohne moderne wissenschaftliche Untersuchung nachweislich 85 Prozent der „tuberkulös“ erkrankten Menschen genesen und leistungfähig werden ließ. Es muß verhindert werden, daß diesen sicheren „Erfolg“ die „moderne“ Richtung mühelos sich aneignet und als ihr Verdienst ausposaunt, und es muß von dieser Richtung mehr als das bisher Erreichte nachgewiesen werden. Erst wenn von den bisher nicht „geheilten“ 15 Prozent ein zweifellos nachweisbarer Theil leistungfähig wiederhergestellt wird, kann die neue Lehre, können die nützlichen Einrichtungen der Heilstätten für Lungenkranke auf höhere Bedeutung Anspruch machen. Während die heutigen wissenschaftlichen Untersuchungen sich oft in einer Summe minutiöser Details, deren praktischer Werth später auch fraglich erscheint, verlieren, wird auf der anderen Seite doch wieder zu sehr zusammengefaßt, verallgemeinert, summarisch als Einheit betrachtet, was zeitlich, örtlich, individuell, persönlich nach Umständen, Verhältnissen u. s. w. differenzirt werden müßte, und so wird der Nutzen der an sich schönen Forschung oft in Frage gestellt. Was hier von den infektiösen Krankheiten im Allgemeinen behauptet wird, gilt ganz besonders von der „Tuberkulose“. Sie wird freilich in Theorie und Wissenschaft vielfach als eine Einheit angesehen;

aber wie verschieden ist sie nach Zeit, Alter, Individuum, Lokalität, Ernährung, Beruf, Rasse, Gegend und wie verschieden gestalten alle diese Momente das Bild und den Verlauf des Prozesses im konkreten Fall! Die Tuberkulose bietet unserem Blick — kein Unbefangener wird es leugnen können — die verschiedenartigsten Erscheinungen; und jede Untersuchung, die diese Summe von Erscheinungen irrend als eine Einheit annimmt, muß deshalb nothwendig zum Ausgangspunkt von allerlei Fehlschlüssen werden.

Ueber die Entstehungursachen der Tuberkulose hat man neuerdings viel gesprochen und allen Scharfsinn darauf verwandt, zu beweisen, daß die Tuberkulose übertragbar ist. Das hatte die Fachwissenschaft lange geleugnet, das Volk aber glaubte längst an die Uebertragbarkeit. Es ist sehr schätzenswerth, daß wir jetzt die Gewißheit haben: die Tuberkulose gehört zu den Infektionkrankheiten. Aber auch Das war schon entschieden, ehe man den Infektionerreger sicher kannte; ich darf dabei nur an die Arbeiten von Buhl, Villemin, Tappeiner, Lippl, Schweninger erinnern, ohne auf die jetzt allgemein bekannten Versuche einzugehen, die uns die Gewißheit gaben, daß die Tuberkulose übertragbar ist. In den Untersuchungen aber, die feststellen sollen, auf welche Art die Tuberkulose im Leben (nicht bei den ad hoc angestellten Versuchen) übertragen wird, sind noch beträchtliche Mängel und Lücken nachweisbar. Denn es genügt doch nicht, ein Thier an sich, dessen Individualität, Lebensweise und Verhältnisse man nicht genau kennt und berücksichtigt, unter Umständen, wie sie im Leben wohl kaum jemals vorkommen, durch das Experiment einfach tuberkulös zu machen. So bilden sich nur Legenden, wie die, daß gewisse Thierarten (Meerschweinchen, Kaninchen u. s. w.) der Ansteckung ganz besonders zugänglich sind. Zum Glück kamen mit der Zeit einige Forscher auf den sehr naheliegenden Gedanken, nachzuforschen, ob diese Legende — bleiben wir einmal bei den Meerschweinchen — von den Thatsachen bestätigt wird. Dabei stellte sich heraus, daß sich die Sache ganz anders gestaltet, wenn man den für den Tuberkulosenversuch bestimmten Meerschweinchen reine Luft, Licht und freie Bewegung gewährt. Das darf als ein erfreulicher Fortschritt betrachtet werden. Denn es kommt doch wohl nicht nur darauf an, zu sehen, wie die Ansteckung entsteht, sondern auch darauf, unter welchen Umständen, warum, unter welchen vorhergegangenen oder nachfolgenden Einflüssen, ob sie leichter, schwerer, langsamer, schneller erfolgt, verläuft, tötet oder wieder verschwindet. Nicht um irgend ein uns unbekanntes Meerschweinchen handelt es sich, sondern um ein bestimmtes Individuum, an dem zu beobachten ist, wie es sich unter bestimmten, naturgemäßen, günstigen oder weniger günstigen Verhältnissen gegen die Uebertragung verhält, so weit Das — und es ist gewiß schwerer als beim Menschen — bei Thieren kontrolirt werden kann. Aus den sehr interessanten Versuchen, die Professor Flügge über die Art der Infektion anstellen ließ,

geht hervor, daß die Uebertragung selbst unter sehr komplizirten Umständen, wie sie in Wirklichkeit kaum oder doch nur sehr selten vorkommen dürften, keineswegs immer gelungen ist. Ich würde es nun, um an diesem Beispiel für alle übrigen Fälle zu exemplifiziren, für sehr wünschenswerth gehalten haben, wenn man, so weit es möglich war, festzustellen versucht hätte, warum wohl die Ansteckung in verschiedenen Fällen ausgeblieben ist, und wenn man auch, unter thunlichster Berücksichtigung der gewonnenen Resultate, die Prozentsätze der gelungenen und nicht gelungenen Uebertragungen einander gegenübergestellt hätte. Daraus hätte man vielleicht auch Anhaltspunkte für die Beantwortung der gerade für den Menschen so wichtigen Fragen gewonnen, warum ceteris paribus der Eine erkrankt, der Andere nicht und warum dann weiter ein Ansteckungfall leichter, besser, verläuft, der andere schlechter, der eine zur Heilung, der andere zum Siechthum oder zum Tode führt.

Auch für das Publikum wären solche Daten von großer Bedeutung. Denn wenn wir auch die Menschen mit Recht zur Reinlichkeit und zur Vorsicht erziehen und sie z. B. vor dem Anniesen und Dergleichen warnen, so wäre es doch sehr wichtig, hinzufügen zu können, daß selbst unter den erschwerenden Umständen des exakten Experimentes nur ein gewisser Prozentsatz der Ansteckung unterlag. Früher sagte man kurz und derb: Nur wer sich fürchtet, erliegt der Ansteckung. Ein Körnchen Wahrheit steckt gewiß in diesem Satze. Wenn wir nun also schon seit Jahren die Menschen mit allen möglichen Bakteriengefahren ängstigen, so müssen wir auch wenigstens hinzufügen, was irgend zur Hebung des Muthes beitragen kann. Wir müssen der Probe stets die Gegenprobe folgen lassen und nicht nur Das, was wir bei dem Experiment gefunden haben, sondern auch Das, was wir nicht gefunden haben, rühmend erwähnen. Haben wir nichts gefunden, so ist das Experiment deshalb noch nicht mißglückt oder zu ignoriren: auch das negative Resultat kann großen, ermuthigenden Werth haben.

Bei der Erörterung der Versuche, die an Menschen oder Thieren vorgenommen werden und sich auf die Bekämpfung der Tuberkulose beziehen, müssen wir, wie mir scheint, ganz besonders die Vorfragen beachten: Was ist Tuberkulose? Wer ist tuberkulös? Wir dürfen nicht Jeden für tuberkulös halten, bei dem Tuberkelbacillen gefunden werden. Auf die Frage, die so oft und erst neulich wieder „von kompetenter Seite“ gestellt wurde: „Was soll man von einem Mittel verlangen, dem man eine Indikation und therapeutischen Werth gegen die Tuberkulose zumessen darf?“ muß man bei entsprechender Berücksichtigung der erwähnten Vorfragen antworten: „Es giebt kein einheitliches Mittel im individualistisch-therapeutischen Behandlungsinn gegen die Vielheit von Erscheinungen, die man unter dem Namen Tuberkulose zusammenfaßt, kein Mittel, das den Tuberkelbacillus, seinen Wirth, seinen Nährboden, seine

Produkte (Tuberkel und Verkäsung, Eiterung, Sepsis, Zerfall u. s. w.), Toxine und Antitoxine, — kurz Alles, was drum und dran hängt, lokal und allgemein in der Zeitfolge, in jedem Moment, bei jedem Menschen oder Thier, bei jedem Alter und Individuum, jeder Disposition oder Reaktion, in jedem Zeitpunkt der längeren oder kürzeren Dauer einheitlich und sicher (tuto, cito et jucunde) gleichheitlich trifft oder beeinflußt. Ein solches Mittel kann es nicht geben. Man muß festhalten, daß über die verschiedenen Stadien, Anfang, Mitte, Ende, akute, subakute, chronische Tuberkulose, Beginn, Fortschritt, accidentelle Dinge — wozu gerade das Experiment am Thier, das die Tuberkulose so schafft, wie sie dann zu behandeln ist, sehr leicht verführt —, nicht hinwegegangen werden darf und kann, sondern daß hier getrennt und scharf auseinandergehalten werden muß. Denn es geht nicht an, das Verfahren zu verallgemeinern, wonach z. B. bei einem bestimmten, frischen, akuten Falle unter Umständen eine günstige Wirkung erzielt worden ist. Das kann, ja muß in einem anderen Fall unwirksam bleiben oder, in vorgeschrittenem Stadium, bei einem anderen Individuum bedenklich wirken. Ich kann Das vielleicht an einem Beispiel aus der Chemie erläutern. Säure und Base geben bekanntlich zusammen das Salz. Gelingt es, die Säure gerade zureichend mit der Base zu verbinden, so daß von Beiden kein Ueberschuß bleibt, daß sie sich gerade binden, so wird Säure und Base, weil zum Salz gebunden, unschädlich sein. Bleibt aber Säure oder Base z. B. im Ueberschuß, so wird für diesen der Zweck der Salzbildung verfehlt und Säure oder Base wird unter Umständen weiter schädlich wirken. Drastischer beleuchtet die Sache vielleicht die Erwähnung, daß z. B. Schwefelsäure durch doppelkohlensaure Alkalien im Reagensglase neutralisirt und zu einem unschädlichen Salz verbunden wird; im thierischen oder menschlichen Körper trifft das der Schwefelsäure nachgeschickte Alkali — abgesehen davon, daß es vielleicht in unzureichender Menge gegeben wird — nicht mehr, wie im Reagensglas, die Schwefelsäure, sondern das von dieser erzeugte Loch. Aehnlich ist und war es vielleicht auch bei der Anwendung des Tuberkulins älteren und neueren Datums, bei kantharidinsauren Salzen, Kreosot und anderen meist eben so rasch empfohlenen wie vergessenen Mitteln gegen die Tuberkulose.

Etwas anders liegt die Sache gewiß bei der von Behring eingeführten Serumbehandlung, wie sie namentlich gegen die akut verlaufende Diphtherie angewandt worden ist. Aber auch hier muß das Mittel versagen, wenn das Individuum, das Stadium, die sekundäre Sepsis dafür nicht mehr geeignet sind. Immerhin bleibt das Mittel werthvoll in einfachen, nicht komplizirten Fällen, wenn es zur rechten Zeit und am rechten Ort gebraucht wird. Sollte es aber nicht werthvoller sein, anzustreben, daß der Körper sein Serum, sein Antitoxin selbst bereitet, wie es bei den Immunen und namentlich in den mehr oder

minder von selbst heilenden Fällen doch aller Wahrscheinlichkeit nach geschieht? Am Weitesten wird uns stets der Weg führen, den die Natur selbst uns gewiesen hat. Beim Tuberkulin — ich will hier von seiner Bedeutung für die Diagnose und Prophylaxe absehen — nahm man oft Kranke, die sonst meist unter relativ ungünstigen Ernährung- und Athmungverhältnissen lebten, in Spitäler und Anstalten auf, fütterte sie, hegte und pflegte sie — ich möchte fast sagen: mästete sie — und fand dann als Resultat, sie seien in jeder Beziehung gebessert, hätten eine Gewichtzunahme zu verzeichnen u. s. w. Ich glaube, wenn man die Gegenprobe gemacht und den einzelnen Kranken nur die gute Pflege, Fütterung und Luft gewährt hätte: das Resultat wäre oft das selbe, unter Umständen ein noch besseres gewesen.

Die Praxis darf — Das kann nicht nachdrücklich genug wiederholt werden — nach meiner Ueberzeugung keine Tuberkulose, sondern nur für tuberkulös gehaltene Kranke kennen. Wenn die Wissenschaft bei ihrer dem Experiment vorhergehenden Gedankenarbeit sich da und dort abstrakt mit Krankheit und Methode befaßt und befassen darf, so daß die Theorie unter gewissen Voraussetzungen mit dem Begriff Tuberkulose operirt, so ist die Praxis in der glücklichen Lage, ihr auf diesem Wege nicht folgen zu müssen. Sie würde sich den größten Irrthümern und Mißgriffen aussetzen, wenn sie annähme, sie könne die Tuberkulose etwa unabhängig vom Menschen anfassen und austreiben; sie hat den Menschen oder das Thierindividuum, das sie als tuberkulös zu erkennen glaubt, seinen besonderen Lebensverhältnissen entsprechend zu behandeln. Es ist gewiß sehr wichtig und wissenschaftlich, Diagnosen zu stellen; aber wichtiger noch ist, neben der Diagnose den Fingerzeig zur tieferen Einsicht in die Ursachen, Wesen und Behandlung der Zustände des bestimmten Individuums zu gewinnen. Das ist die Aufgabe des Arztes. Begnügt er sich aber mit der Diagnose als Ziel des Marsches oder hindert ihn diese aus reiner Wissenschaftlichkeit an dem Vordringen zu dem Kern und Bedürfniß des Einzelfalles, so könnte die Frage zu erwägen sein, ob es nicht besser wäre, überhaupt nicht zu diagnostiziren oder falsche und ungenügende Diagnosen zu stellen, wie es doch so oft — der sezirende pathologische Anatom weiß es: sectio docet! — der Fall ist. Das wird besonders klar, wenn man von der Behandlung spricht, die, wie ja fast alle Aerzte und wissenschaftlichen Forscher einstimmig sagen, vor Allem eine prophylaktische sein soll, also zu einer Zeit, wo der Diagnostiker Tuberkulose nur befürchtet, nicht gesichert ist. Die Behandlung muß eine allgemein prophylaktische sein, weil die Seuche die weitesten Kreise des Volkes gefährdet und vernichtet, mehr als es je eine akute oder chronische Seuche gethan hat. Und will man der Volksseuche „Tuberkulose“ Volksärzte gegenüber stellen, so müssen sie in erster Linie die geschwächten und unvernünftig Lebenden, die zunächst von der Seuche befallen werden, belehren, aufklären und eine

sachgemäße Lebensführung auf allen Wegen zu erreichen suchen, ohne unnöthig Angst zu machen und Glauben und Vertrauen zu erschüttern. Ich übergehe hier die streitigen, aber auch unproduktiven Fragen der Heredität und Uebertragung unter Familienmitgliedern, weil sie mich bei meinem Widerspruch gegen viele herrschende Lehren hier zu weit führen würden und weil ich meine Ansicht gegen die gewollte Beeinflussung der Eheschließung und Fortpflanzung später eingehender begründen möchte. Erwähnen möchte ich nur, daß ich diese Beeinflussung nicht für praktisch, human und — selbst bei direkter Belehrung — auch nicht für aussichtvoll halte, daß sie mir ethisch unzulässig, aber auch nicht nöthig erscheint. Nehmt den Menschen ihre Verfaultheit und Neigung zur Fäulniß im Allgemeinen, dann werdet Ihr auch der Tuberkulose Herr werden: so lautet mein Spruch, — hier wie bei den anderen Infektionen.

Etwas besser, aber auch nicht allzu viel günstiger liegt die Sache bei dem Milieu. Es ist kein Zweifel, daß ungünstige Wohn-, Nahrung-, Berufs- und Arbeitverhältnisse mehr als der Verkehr in der Familie die Ausbreitung der Seuche begünstigen. Wir werden auf diesem Gebiet mit allen Mitteln, die der humanen Gesetzgebung, der Belehrung und der privaten Hilfe zur Verfügung stehen, unermüdlich auf Besserung hinarbeiten müssen, ohne uns über die zunächst zu erreichenden Resultate Illusionen hinzugeben. Man sagt leicht, das Milieu müsse geändert oder gebessert werden; aber so, daß sie wirklich durchgreifend wirkt, ist solche Aenderung sehr schwer praktisch durchzuführen. Ganz unthunlich erscheint mir aber, wie die Verhinderung der Eheschließung, so auch die Absonderung einzelner Familienmitglieder durch eine Art Proskription, — es sei denn, daß wir in der Verrohung und Gefühlsabstumpfung noch weitere, nicht genug zu beklagende Fortschritte machen.

Für die geplanten „Heilstätten“ ist Manches, Manches aber auch gegen sie zu sagen. Dagegen spricht — um hier nur einen Punkt zu erwähnen —, daß man nur die willkürlich ausgewählten leichten Anfangsfälle (vielleicht noch gar nicht Tuberkulöse?) aufnehmen will. Das muß zu Unzuträglichkeiten, Fälschungen, Unklarheiten in Bezug auf Heilung, Statistik u. s. w. führen, abgesehen von der Inhumanität und Rücksichtlosigkeit, die schon in der Stempelung zum Tuberkulösen liegt. Und dann: wie ungern lassen sich Kranke gerade heutzutage, wo die Wissenschaft die Furcht großgezogen hat, in eine Anstalt mit der Etikette „Heilstätte für Tuberkulöse“ oder „Lungenkranke“ aufnehmen und wie schwer entschließen die Verwandten sich zur Einwilligung! Am Wirksamsten ist es immer, Klarheit darüber zu verbreiten, wie man auch unter ungünstigen Lebensverhältnissen relativ sachgemäß leben kann. Wenn die gesammte Lebensführung in Bezug auf Ernährung, Reinlichkeit, Bewegung, Aufenthalt im Freien, Vermeidung geschlossener Wohn- und Arbeiträume, Verwendung der Arbeitpausen u. s. w. immer wieder zu bessern versucht wird,

dann ... wird man sich ja trotzdem auch auf diesem Gebiet keinen allzu großen Hoffnungen hingeben dürfen. Aber wenn auch Gleichgiltigkeit, Bequemlichkeit, Mangel an gutem Willen das Gelingen oft genug erschweren, so sollte man sich dadurch nicht abschrecken lassen.

Die Behandlung wird bei strengster Individualisirung im weitesten und besten Sinne physikalisch-diätetisch sein müssen. Wir wollen weder auf die klimatischen noch auf die medikamentiösen Mittel prinzipiell verzichten, wollen sie eben so wie alle anderen Hilfsmittel im gegebenen Falle erproben, doch bei den medikamentiösen Mitteln berücksichtigen, daß es nicht so sehr darauf ankommt, den Tuberkelbacillus und die durch ihn bewirkten Veränderungen zu beseitigen, als darauf, den Kranken herzustellen oder wenigstens thunlichst zu stärken. Und wenn man bedenkt, daß die Tuberkulose in ihrer Wirkung oft nichts Anderes als eine Phthise, ein Schwinden ist und daß es also vor Allem gilt, den Ernährungzustand entsprechend zu erhalten und zu heben, so wird man allen Mitteln, die diese Hebung hindern, großes Mißtrauen entgegenbringen, um nicht mit dem Bacillus und seinem Werk auch dessen Träger zu vernichten. Seit dreißig Jahren habe ich die Ueberzeugung, daß die Tuberkulose heilbar ist. Ich selbst habe festgestellt, daß unter hundert Menschen, die starben, 70 an lokalen oder allgemeinen tuberkulösen Prozessen mehr minder nachweisbar litten; von ihnen erlag kaum ein Viertel der Tuberkulose, während die Uebrigen durch andere Leiden den Tod fanden.

Den Heilstätten-Bestrebungen stehe ich freundlich gegenüber; ihre Verheißungen aber betrachte ich sehr skeptisch und alle vorgeschlagenen und angewandten Mittel gegen die Tuberkulose können bis jetzt mein Mißtrauen nicht bannen. Es ist und bleibt stets schwer, zu entscheiden, ob der Kranke wegen oder trotz der Behandlung gebessert worden ist. Den Preis wird nur die „Methode“ verdienen, die alle oder doch viele der bisher nicht von selbst „geheilten“ Fälle zu „heilen“ vermag. Meine Skepsis soll übrigens nur zu gewissenhafter Prüfung unserer wissenschaftlichen und praktischen Arbeit anregen. Die gütige Mutter Natur, die bisher so viele Tuberkulöse ohne unser Zuthun, ja sogar oft gegen unser bestes Können und Wissen gesunden ließ, wird auch in Zukunft unsere Kunst und Wissenschaft und unsere humanen Bemühungen, so dürfen wir hoffen, unterstützen und uns immer mehr belehren, wie wir es besser, sicherer, scheuklappenloser machen sollen, um auch dieser Seuche Herr zu werden. Bis dahin müssen wir uns mit dem Ruf bescheiden: Nehmt die Menschen aus den unwürdigen Ställen, in denen sie hausen, oft hausen müssen, führt sie in die freie Luft, nährt sie anständig und vernünftig, lehrt sie athmen und sich bewegen, statt daß sie, zusammengepferdht, in Stickluft vegetiren, den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage machen, — dann werdet ihr weniger faulfähige Menschen und deshalb auch weniger Tuberkulöse haben.

Ernst Schweninger.

Die Entstehung des Christenthumes*).

Im Judenthum kam es zu Beginn unserer Zeitrechnung zur stärksten Spannung zwischen den wirkenden Kräften der Zeit. Die große Mischung und die sich hiergegen sträubende Selbständigkeit erreichten Beide hier ihren Höhepunkt. Zwei Wellen trafen sich von West und Ost und zugleich fand ein Ausbruch von unten statt, so daß das Volk politisch von dem Boden losgerissen wurde und ein Schaumregen alter und neuer Gedanken nach allen Seiten hinspritzte, dessen Folgen in den christlichen und den mohammedanischen Ländern noch heute verspürt werden.

Die Juden hatten mit wunderbarer Zähigkeit fünfzehnhundert Jahre lang den aus Egypten mitgeführten Schatz, den Glauben an den einen unsichtbaren Gott, vertheidigt. Aber nach der babylonischen Gefangenschaft wurden sie in steigendem Maße von Babylon und Persien beeinflußt. Die Sterndeutung erhielt zwar keinen weiteren Einlaß als durch die heilige Siebenzahl in die Zeit- und Festeintheilung. Aber der Teufelsglaube gewann starke Verbreitung. Im Beginn unserer Zeitrechnung nahm man vom Teufel an, er hätte den Weltenkeller (die Hölle) und die Stube (die Erde) inne, während Gott nur die Decke, die sieben Himmel, übrig hätte. Die Verkündung einer neuen Zeit mußte da die Form annehmen, daß jetzt „das Reich des Himmels nahe“ sei. Der Seufzer des Frommen mußte werden: Wenn doch Gottes Wille auch auf Erden geschehen wollte, so wie er jetzt in den Himmeln geschieht! Zugleich war hiermit unter dem steigenden äußeren Druck die Zukunfthoffnung des Volkes lebendiger geworden. Politisch-religiös formte sie sich als Glaube an das Kommen des Messias, der das Himmelreich auf Erden bringen und dem auserwählten Volk des Herrn den Sieg verschaffen würde. Persönlich nahm sie die Form des Glaubens an ein anderes Leben nach diesem an, in dem oben in den Himmeln oder unten in der Hölle die Vergeltung für das Leben auf der Erde erfolgen sollte.

Nach der Zeit Alexanders des Großen machte sich auch eine Einwirkung von Griechenland aus geltend. Sie kam mehr im Stillen, war aber darum nicht minder bedeutungvoll. Allmählich verbreitete sich die Kenntniß der griechischen Sprache als Handels-, Verkehrs- und Gelehrtensprache. Wenn wir zu der alten Ueberlieferung Vertrauen fassen dürfen, waren nach dem Tode Jesu von Nazareth seine Schüler, obgleich sie zum großen Theil aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen waren, Alle im Stande, sich in dieser Sprache schriftlich auszudrücken. Das ganze Neue Testament, so wie wir es jetzt kennen, ist jedenfalls griechisch abgefaßt. Und griechischer Gedankengang hakte sich auf verschiedene Weise fest. Rein äußerlich, so scheint es, hat er sich öfters in einem gewissen

*) Abschnitt aus dem nächstens in deutscher Uebersetzung bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Werk des dänischen Historikers Troels Lund „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten“.

neu erworbenen „pli“ zu erkennen gegeben, der das alte jüdische Wesen nur noch mehr oder minder durchscheinen ließ. Einen äußeren Anknüpfungpunkt fand der griechische Gedankengang in dem logischen Sinn des Volkes, der es schwer genug machte, zu unterscheiden, ob es ein Grieche war, der disputirte und eine Sache in scharfgeschnittenen spitzfindigen Ausdrücken zerlegte, oder ob es ein Jude war, der seinem allzu schwerfälligen Ernst durch ein mühsames Eingehen auf Einzelfälle Luft machte. Eine innere Aehnlichkeit endlich zwischen griechischer und jüdischer Lebensanschauung war in jenen zerstreuten Bestandtheilen des Alten Testamentes zu finden, die egyptische Reminiszenzen sind und neben einer erstaunlichen Lebensfreude ein vertrauensvolles Verwandtschaftgefühl Gott gegenüber kundgeben.

Während also Wellen von Ost und West über dem alten jüdischen Boden zusammenschlugen, brach aus ihm selbst eine neue und erdentsprossene Macht hervor in Jesus von Nazareth. Mit ihm trieb nicht nur die jüdische Entwickelung eine neue und seltsame Blüthe, sondern Gedanken, die bis dahin in Hellas und Rom gelebt hatten, zeigten sich auf einmal hier in einer reicheren, herzenswärmeren Form. Diese Befruchtung des Genies mit den größten Ideen nicht nur seines Landes, sondern seiner ganzen Zeit ist es, was uns das Verständniß seines Auftretens immer so erschwert. Es bringt etwas zugleich Neues und doch nur Altes in veränderter Form. Hinsichtlich Jesu von Nazareth und anderer größten Geister der Menschheit wird das Verständniß ferner dadurch erschwert, daß er eben so wenig wie Zoroaster, Buddha, Sokrates etwas Schriftliches hinterlassen hat. Man ist darauf angewiesen, sein Bild aus mangelhaften, widerspruchsvollen, gewiß oft mißverständlichen Berichten zu entnehmen. Unter solchen Umständen wird seine Bedeutung am Sichersten durch ein Abwägen der gegebenen äußeren Bedingungen und ein Vergleichen mit dem wichtigsten centralsten Inhalt des Neuen erfaßt werden können.

Diese gegebenen äußeren Bedingungen sind nicht damit erschöpft, daß Jesus als Kind in der ersten Kaiserzeit die Lebensluft des jüdischen Volkes und den leichten Zugang zu den Vorlesungen und Erklärungen seiner vaterländischen Literatur genoß und nach und nach mit dem Glauben an einen erlösenden Messias erfüllt wurde, der in seinem Land und zu seiner Zeit in Folge des politischen Rückganges allgemein war. Hier muß noch der merkwürdige Zwiespalt aufgeführt werden, der nicht nur in der historischen Entwickelung der Juden und in der jüdischen Literatur bestand, sondern auch stetig erhalten blieb und vielleicht am Tiefsten in der eigenartig verschiedenen Natur des Landes selbst wurzelt. Denn das ernste Babylon, von wo diese Semiten ausgegangen waren, und das heitere Egypten, wo sie eine Zeit lang gewohnt hatten, das unerbittlich harte Gesetz, das nur Drohungen Jahwes kennt, und diese zerstreuten Stimmen aus einer ganz anderen Welt, wo Alles sehr gut war und Gott nur von dem nach seinem Bilde geschaffenen Menschen geliebt werden wollte: das Alles hauste in den engen Grenzen des Judenlandes und zeigte sich als der scharfe Gegensatz in der doppelten Natur des Landes und in den beiden Denkweisen, die hier gepflegt wurden. Gen Süd auf den unfruchtbaren, steilen Kalkfelsen, wo Jerusalem erbaut war und wo kein Pflanzenwuchs zur Ruhe in seinem Schatten lud, da trocknete der Gedanke zum Gebot ein, da entbrannte der Zwist

zwischen Pharisäern und Sadduzäern; die Sonnenstrahlen strahlten wider als Selbstsucht und Haß, so daß Feuer und Rache selbst in den Eifer des Herrn überging. Wie sollte da der Messias nicht diese Römer mit ihrem Purpur und ihren Säulen in Herodis Palast zermalmen? Wie sollte nicht Zions Tempel wieder zu den Wolken steigen und als ein Blitz alle andere irdische Pracht zerschmettern? Und wie sollte nicht das Gesetz, das Gesetz des Herrn, das man nach jedem seiner Buchstaben erfüllt hatte, als goldene Krone die Auserwählten Gottes schmücken, aber als glühende Kohle, als ein böses Gewissen für ewige Zeit alle übrigen Völker brennen?

Ganz anders gen Nord, in Galiläa. Hier konnte sich nichts an Milde und Liebreiz der Natur vergleichen, besonders an einem Frühlingstag. Da wimmelte es von Feldblumen an jedem Bergeshang, blühende Hecken hielten Wacht bei Feigenbäumen und Oliven, bei Wein und Orangen. In der Ferne blinken die Wogen des Genezareth zwischen duftenden Oleandern. Muntere Gazellen und der Ruf des Kuckuck am Fuß des Tabor, während seine Spitze im Sonnenlicht träumt und der Storch still oben in der tiefen blauen Luft segelt. In solchem Paradies stimmte die Natur selbst zu Freude und Frieden. Die Bevölkerung war wohlhabend, freundlich und hilfreich, sie hatte nur wenige Bedürfnisse und gering war der Abstand zwischen Arm und Reich. Unter solchen Verhältnissen wurde Gott als barmherzig und gut aufgefaßt. Wenn nicht doch zuweilen Leute, die aus der Stadt kamen, von römischen Wachen und von unheimlichen Teufelsgeschichten erzählten, so hätte man hier das Bedürfniß nach einem Messias kaum verstehen können. Denn hier oben war es, als ob der Messias schon gekommen wäre und liebevoll Alles, Menschen, Thiere und Pflanzen, durchhaucht hätte, so daß es volltönend erklang: „Kommet her zu mir Alle, die Ihr beladen seid; hier sollt Ihr Ruhe finden.“

In diesem bisher nur wenig beachteten Theil des Judenlandes wuchs Jesus von Nazareth auf. Erst durch ihn sollte dieser Theil von Palästina eine Bedeutung für die Welt gewinnen. Und leicht verständlich ist es, daß die Eindrücke, die er von Natur und Menschen und dann von den heiligen Schriften seines Vaterlandes empfing, dem von den Verhältnissen gewiesenen Wege folgten. Von Kindheit an, wie die Anderen hier oben, an Freundlichkeit und sanften Blick gewöhnt, fühlt er sich durch die strengen Gebote und die Gesetzesauslegung nicht angezogen. Hinter Alledem suchte er das Herz zu finden, von dem diese Gebote ausgegangen waren, um selbst zu verstehen, wie sie sich in Liebe auflösen ließen. Und er ahnte eine Erklärung in den zerstreuten Worten, die vormals ein ähnlicher Sinn wie sein eigener gefunden hatte, von dem Gotte, der den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat und der in seiner Barmherzigkeit nicht will, daß eines Thieres Blut vergossen werde. Er empfand, wie das Gesetz hinschmolz in dem wunderbaren Worte: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“ und in dem noch tieferen: „Der Herr, unser Gott, der Herr ist einzig. Und Du sollst den Herrn, Deinen Gott, lieben von Deinem ganzen Herzen, von Deiner ganzen Seele und aus all Deinem Vermögen“.

Und wenn er dann, dieser Eindrücke voll, hinaufstieg in die Einsamkeit, um hierüber zu grübeln, griff die Natur von Neuem ein und legte in seinen Sinn unvermerkt ihr tiefstes Geheimniß nieder. Denn kaum anderswo in der

Welt sieht das Auge eine reiche Mannichfaltigkeit so zart vereint, wie von den Hügelkuppen Galiläas. Nach Nord die Berglandschaft mit lachenden Höhen bis hinauf zu den stillen, schneebedeckten Gipfeln des Hermon. Im Nordost ein Schimmer des Genezareth-Sees; weit im fernen Südosten der Sand der Wüste. Gen Süd die große fruchtbare Ebene Esdralon mit Kornfeldern, so weit das Auge reicht. Nach West das Karmelgebirge, dann die Dünen und endlich das blaue ungeheure Mittelmeer. Ein Rundbild, mächtig und doch so mild bestrickend. Der Gott, der dies Alles geschaffen hatte, mußte auch wollen, daß Alle Brüder sein sollten. War es zufällig, daß Jesus, als es ihm später nicht länger vergönnt war, in Nazareth zu bleiben, zum Aufenthalt gerade Kapernaum auf dem Abhang am See Genezareth wählte, die Stadt, wo sich, nach Josephus, alle Jahreszeiten und alle Formen des Pflanzenwuchses begegneten?

Dies waren die Verhältnisse, unter denen Jesus von Nazareth sich entwickelte, die äußeren Bedingungen dafür, daß er wurde, der er wurde. Das Neue, das er brachte, war in gewissem Verständniß nur alt und wohlbekannt. Es war früher in jenen zerstreuten Worten des Alten Testamentes mit der heiteren, warmen Ansicht vom Leben gesagt worden. Es war dann aus anderen Voraussetzungen heraus in anderer Form, aber doch dem Wesen nach gleich, von Epikuräern und Stoikern ausgedrückt worden. Und doch war Das, was Jesus brachte, etwas Neues, nicht nur auf eigenem Grund gewachsen in einem reinen und edlen Sinn, der aus dem Besten in der Natur seines Landes und in dem Geistesleben seines Volkes Nahrung gezogen hatte, sondern etwas wirklich Neues und Geniales, zum ersten Male gedacht und gesagt, von Lebenswerth für späte Geschlechter. Denn das gemeinsame Frühere: alle Menschen sind Brüder, der beste Inhalt eines jeden Einzelnen ist seine Hingabe an Andere, war hier durch die Persönlichkeit zur Gluth entzündet und hatte Lebensmacht erhalten, so daß es jeden Einzelnen mit Gott verband. Jetzt hieß es: Gott ist die Liebe, und wenn wir einander lieben, erfüllen wir seinen Willen und zeigen, daß wir Gottes Kinder sind. Auf dem Wege innerer Erfahrung war Jesus von Nazareth dazu gekommen, in der Liebe die Schwerkraft des Geistes zu finden. Er wurde hierdurch nicht nur der Begründer der tiefsten monotheistischen Lebensdeutung, sondern bestimmte zugleich die Gewichtseinheit, die als Werthmesser für jede beliebige Form des selbstbewußten Daseins die größte Bedeutung hat.

Während dieses Centrale in der Gedankenwelt Jesu sich leicht nachweisen läßt, mehren sich die Schwierigkeiten und damit die Unsicherheit, wenn man versucht, seine persönliche Entwickelung zu erfassen. Der Mangel unmittelbarer Berichte ist hier sehr fühlbar. Die vorhandenen Erzählungen machen allzu oft den Eindruck, als gäben sie hier zu viel und dort zu wenig. Jedes Verständniß von Jesu Entwickelung bleibt darum der Natur der Sache nach immer nur ein Vermuthen.

Alles deutet darauf, daß der Messiasgedanke Jesus von Nazareth den Anstoß gab, ihn auf die Bahn führte, die mit Nothwendigkeit zu seinem Tode führen mußte. Wenn er grübelnd dort oben auf der Bergspitze saß, konnte es sich ihm noch so darstellen, als ob Alles, was er dachte, nur Das wäre, was er aus den Schriften gelernt hatte. Diese Schriften waren das Eigenthum seines Volkes, das Zeugniß seiner Gnade vor Gott. Wie liebte er nicht sein Volk,

sowohl die Gottesstimme in seinen Schriften, als jeden Einzelnen, Brüder und Schwestern, jedes „Schaf aus Israels Haus" und das Land, das sonnenbeschienen zu seinen Füßen lag. Aber Land, Volk, Schriften sehnten sich innerlich nach der Stunde der Befreiung, nach dem Kommen des Menschensohnes; wie es Daniel nannte, nach der Stunde, da die Macht des „Thieres" abgelaufen sein sollte. Was war das „Thier"? War Das der politische Druck? Den fühlte man hier oben im Freien, wo man nichts vermißte, nur wenig. Kein irdischer Machthaber war ja auch nur wie eine dieser Lilien des Feldes, die hier wild wuchsen, gekleidet. Nein, das „Thier" war gewiß des Menschen Unwissenheit und Stumpfheit, das Auge, das sich dem Gehalt der Schriften, dem Willen Gottes gegenüber verschloß. Das Kommen des Messias mußte eine geistige Befreiung sein; was der Menschensohn brachte, mußte die alte und doch neue Lehre davon sein, daß Jeder Gottes Sohn sei. Herrlichstes Los, eine solche Botschaft seinem Volk zu bringen!

Warum funkelten denn Aller Blicke, wenn Jesus einmal in der Synagoge den verlesenen Text deutete? Warum brannte es in ihm, wehte es um seine Wange wie unsichtbarer Schlag von Engelsfittichen, wenn er von Dem sprach, woran er oft gedacht hatte: von Gottes Liebe, die auf Alle scheint, und von der Nächstenliebe in allen ihren Schattirungen als Barmherzigkeit, Milde, Sanftmuth, Langmuth. War er vielleicht selbst der Messias? Vermessener Gedanke, — doch einmal erweckt, zündete er, erlosch nur scheinbar und entbrannte aufs Neue.

Im Judenland, wo Jeder als Lehrer und Ausleger des Gesetzes auftreten durfte, war der Schritt von hier bis zum Sendling Gottes, zum Propheten, zum Messias aus halb unmerklichen kleinen Uebergängen zusammengesetzt. Jesus that den Schritt. Als er nach Judäa gereist war, um Johannes den Täufer aufzusuchen, erkannte ihn Johannes an und er begann von nun an in seiner Heimath, der Gegend um Nazareth, öffentlich zu wirken. Der Inhalt seiner Predigt war die Verkündung seines Liebesgottes, des neuen und doch alten Mittels gegen alles Böse. Die Verkündung nannte er selbst „die frohe Botschaft" (Evangelium). Der Aufruf war wie der Johannes des Täufers: „Das Reich des Himmels, das Reich Gottes ist nah."

Das war seine Entfaltungzeit, der morgenfrische Anfang. Nichts drückte noch, sein Beruf war ihm eine Freude. Wenn er in begeistertem Glauben vom Gesetz der Liebe redete und heilend die Hand auf die Kranken legte, dann waren sein Wort und sein Thun die Erfüllung einer und der selben Sache. Die junge Kraft verwandelte Wasser in Wein. Auch Widerstand vermochte sie nicht zu hemmen. Als man sich in Nazareth, wo Jedermann ja ihn, den Zimmermannssohn, und seine ganze Alltagsumgebung kannte, zuletzt über das Mißverhältniß ärgerte und ihm widerstrebte, zog er nordwärts und begann von Kapernaum, „seiner eigenen Stadt", aus eine neue und reichere Wirksamkeit.

Hier, wo der fruchtbare, von Quellen getränkte Erdboden und die einträgliche Fischerei auf dem Genezarethsee, mit dem Städtekranz an den lachenden Ufern, eine zahlreiche, gleichmäßig wohlhabende und lebhafte Bevölkerung geschaffen hatten, hier war die rechte Empfänglichkeit für ihn und seine Lehre. Unter diesen braven Fischern gewann er treue, innerlich ergebene Anhänger: die Brüder Simon und Andreas, die Brüder Jakob und Johannes und ihre Eltern Zebedäus und Salome. In beiden Häusern war Jesus ein häufiger und willkommener

Gast. Nicht nur die Kinder, sondern auch Salome begleiteten ihn bis zu seinem Tode. Nach und nach vergrößerte sich diese Schaar durch Männer und Weiber, die Alles verließen, um ihm zu folgen; die Wohlhabenden sorgten für den gemeinsamen Unterhalt, Alle: „Arme im Geist", „nach Gerechtigkeit Dürstende", „zuerst das Reich Gottes Suchende". Mit unvergleichlicher Hoheit stand Jesus im Mittelpunkt dieser Gesellschaft; seine milde, herzgewinnende Reinheit legte den Schleier der Unschuld über Verhältnisse, die vielleicht sonst hätten anstößig erscheinen können; sein begeisterter Glaube gab Allen stetig neue Stärke. Und wärmer und tiefer klangen die Worte auf dem Berge sowohl wie aus dem Boot; aus einem unerschöpflichen Born brach diese Bildersprache hervor, die zugleich wundersam aufleuchtete und sich einbrannte; unaufhaltsam strömte die heilende Kraft von seiner Hand auf die Kranken. Das war die Zeit der Blüthe. Sein Thun trieb bereits neue Schößlinge, als seine Apostel ausgesendet wurden, um in weiteren Kreisen die frohe Botschaft zu verkünden: „Das Reich des Himmels ist nah". Lauter zuverlässige Galiläer, bis auf den Einen aus dem Lande seines bösen Schicksals, aus Judäa: Judas Ischariot. Geldkundig, wurde er später Kassenmeister; aber er betrog zuerst die Kasse, dann den Meister.

Der Tag war lang, die Mittagshitze begann schon zu brennen. Man konnte Ruhe brauchen. Aber es gab keine Ruhe. Beständig neue Schaaren, der Schlagschatten seines Rufes. Neugierige, die wohl Worte begehrten, aber zuerst und zumeist Thaten. Unverständige und Undankbare, die im besten Falle um des eigenen Vortheiles willen ihn zum Herrscher küren wollten. Offenbare Widersacher, die ihm sein Glück neideten und auf seinen Fall lauerten. Jesus begann die Schwere seines Berufes zu fühlen, zu fassen, wie verschieden es war, die frohe Botschaft zu bringen und sie erfüllt zu sehen; er begann den Abstand zu ahnen zwischen der Stunde, da der „Menschensohn" erschien, und der, da der „Alte" ihm „Reich, Macht und Ehre" geben ließ. Ob sich nicht zuerst des Jesaias Wort erfüllen sollte von dem „Menschen des Schmerzes", der aussah wie geschlagen, von Gott getroffen und gedemüthigt? Mußte nicht der Messias ein leidender Messias sein?

Und die Leiden wuchsen. Nicht nur solche, die sich durch Mitleid, Geduld, Sanftmuth überwinden ließen. Nein, auch solche, die tief eindrangen und Theile seines eigenen Ich angriffen. Er liebte sein Volk und war gekommen, die Gnadenbotschaft von Gott zu bringen. Er war ja „nur zu den verlorenen Schafen aus Israels Haus gesandt". Aber was er lehrte, untergrub gerade die Sonderstellung dieses auserwählten Volkes. Die Vorschriften des mosaischen Gesetzes, das Opfer, der Sabbath, die Priesterschaft, der Tempel, was blieb von Alledem zurück, wenn das Gebot der Liebe wirklich durchgeführt wurde und der Vater weder auf Garizim noch in Jerusalem, sondern in Geist und Wahrheit angebetet werden sollte? Indem er sein Volk umarmte, beraubte er es. Konnte er es unterlassen? Nein! Die Lehre von der großen Liebe — Gottes zu den Menschen, aller Menschen zu einander und zu Gott — mußte mit Nothwendigkeit das Judenthum sprengen. Nach einem höheren Gesetz wurde er so ein Abtrünniger, ein Verräther an seinem eigenen Volk.

Der fürchterliche Konflikt, in den Jesus eingetreten war, offenbarte sich, als er zum letzten Passahfest in Jerusalem eintraf. Stadt, Tempel, Schrift,

Volk klagten ihn an. Die Schriftgelehrten waren die natürlichen Wortführer des Volkes, sie durchschauten die Folgen seines Handelns und forderten sein Blut. Vergebens reinigte Jesus den Tempel. Vom jüdischen Gesichtspunkt aus hätte der Tempel von ihm gereinigt werden müssen. Nur eine Sühne gab es: sein Todesurtheil und seinen Tod. Aber konnte, durfte Jesus weichen? Nein. Seine Lehre war ja von Gott. Aber dann mußte der Widerstand gegen sie von Gottes Widersachern, dem Teufel, dem Bösen, dem Fürsten dieser Welt sein. Darum keine Schonung! Wie Blitze sollten die Worte treffen, verurtheilend, zermalmend, so wie sie beim letzten gewaltsamen Zusammenstoß in Jerusalem lauteten: „Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr Heuchler! Ihr schließet das Himmelreich vor den Menschen, denn Ihr selbst gehet nicht hinein, und Denen, die hineinwollen, wehret Ihr es. Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, Ihr Heuchler, die Ihr fresset der Wittwen Häuser und vorgebt, lange Gebete zu beten. Darum sollt Ihr desto härtere Verdammniß empfangen. Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr Heuchler! Zu Wasser und zu Lande ziehet Ihr umher, um einen einzigen Anhänger zu gewinnen; und wenn er es geworden, macht Ihr ihn zu einem Kinde der Hölle, doppelt so sehr, als Ihr es selbst seid. Ihr Schlangen, Ihr Otterngezücht! Wie könntet ihr entfliehen der Verdammniß der Hölle? Darum, wenn der Menschensohn kommt in seiner Herrlichkeit, wird er zu den Böcken zu seiner Linken sagen: ‚Macht Euch fort von mir, Ihr Verfluchten, hin zu dem ewigen Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!‘“

So fielen die Worte hart, scharf, verdammend, während die heiße Erde Jerusalems unter den Füßen brannte. Aber als Jesus in der Abendkühle hinauswanderte zu den Freunden in Bethania, diesem kleinen, gesegneten Fleck, wo Natur und Sinn gleichsam Botschaft von Galiläa brachten, da flüsterte wehmüthig still die Erinnerung und Worte aus früheren Zeiten ertönten, als ob sie weinten: „Richtet nicht, damit Ihr nicht selbst gerichtet werdet. Liebet Eure Feinde! Thut wohl Denen, die Euch hassen; segnet, die Euch fluchen, auf daß Ihr Kinder werdet Eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Werdet darum vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Und tiefer beugte sich Jesus, er hatte das Wort vom „Menschen des Schmerzes“ in seiner ganzen Schwere verstanden. Ja: „geschlagen, von Gott getroffen, gedemüthigt“. Ach, wie schwach ist doch jeder Mensch, selbst wenn er sich mit dem Ehrentitel „Menschensohn“ nennt! „Keiner ist gut außer dem Einen, Gott.“

Eins stand noch aus. Der Gerechtigkeit mußte Genüge geschehen, der irdischen, der himmlischen. Nach den Gesetzen seines Landes zum Tode verurtheilt, sollte er nach des Jesaias Wort „für unsere Uebertretung verwundet, für unsere Missethaten zerschlagen werden. Strafe soll ihn treffen, damit wir Frieden genießen.“ Wie mußte nicht Jesu, der seine Kreuzigung voraussah, dieser Abschluß als leuchtender Punkt, zugleich winkend und schreckend vor Augen stehen! Hinter diesem Unentrinnbaren war die Befreiung. Aber es galt, in all diesem körperlichen Schmerz die Worte zu erfüllen: „Er litt, aber er that seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Schaf, das stumm ist zu Dem, der es schert.“ Er war vorbereitet, wenn er auch im Gebete bebte:

„Mein Vater, ist es möglich, gehe dieser Kelch an mir vorüber! Doch nicht, wie ich will, sondern, wie Du willst!“ Aber als Alles sich gegen ihn zusammenthat, körperliche Martern, der Abfall Aller, die Einsicht, daß das Werk verloren sei, da leerte er den bittersten Kelch des Leidens im Schmerz über Gott, — daß der Gott der Liebe, der durch ein einziges Wort seinen Willen hätte vollbringen können, dies Alles zulassen konnte. „Mein Gott, mein Gott! Warum hast Du mich verlassen?“

Jesus von Nazareth fiel als Opfer des Gegensatzes in der doppelten Natur seines Landes, in dem doppelten Ursprung seines Volkes, in dem doppelten Gedankengang seiner heiligen Schriften. Aber sein Martyrium hat weitere Bedeutung. Indem er die innerlichste Antwort des Alterthumes auf die Frage gab, was der Mensch sei, rührte er an dem tiefsten Leid menschlicher Begrenztheit und wurde davon getroffen. Er wurde ein Märtyrer der Menschheit. Denn er begnügte sich nicht damit, die frohe Lehre der Liebe zu verkünden, er suchte sie in seinem eigenen Leben voll auszudrücken. Aber auf diesem Wege erfuhr er, daß die vollkommene Liebe sich nicht in menschliche Verhältnisse einfügen läßt. Sie wärmt und leuchtet nicht nur zum Leben, sondern sie brennt auch zu Tode. In menschlichen Ketten brennt sie sich in Schmerzen aus, in Schmerz über Andere, in Schmerz über sich selbst, in Schmerz über Gott.

Kopenhagen. Professor Troels Lund.

Im Morgenlicht.

Wolkenloses Morgenlicht,
Athmend Dich im Kühlen,
Mächtig aus der Seele bricht
Altes Jugendfühlen!

Ja, ich bin noch, der ich war
Einst zu jenen Tagen,
Da sich machte offenbar
Mir des Herzens Schlagen.

Trotz den Jahren blieb ich doch,
Der ich ward geboren:
Was ich liebte, lieb ich noch,
Nichts ging mir verloren.

München. Martin Greif.

Die Skandinaven in der deutschen Literatur.

Wer zu Scherzen aufgelegt ist, könnte den Eisenbahnzug angeben, mit dem jeder Skandinave in die deutsche Literatur einfuhr, von Björnstjerne Björnson an, der vor mehr als dreißig Jahren das selbe Coupé bestieg, in dem bereits Auerbach mit seinen Dorfgeschichten saß, bis auf Ola Hansson, der von dem Aussichtwagen der Alpenbahn heute den schwärmerischen Blick über die Länder sendet, dann und wann absteigt und von einsamer Bergeshöhe den leisen Tönen lauscht, die den Strom der Kulturgeschichte begleiten. Die Stimmung wenigstens zu solch spielerischer Lust könnte man nicht ungerechtfertigt finden; so centnerschwere, abgrundernste und hochwissenschaftliche Betrachtungen hat die vorjährige Ibsenfeier einem dankbaren Publikum vorgewälzt, als säße der große Magus selbst in der Diogenestonne und die bösen Buben von Korinth lägen „plattgewalzt, wie Kuchen sind" vor uns. Selten kommt es zur Sprache, daß irgend Etwas in unserer eigenen Literatur nicht ganz richtig sein muß, und nirgends hat man bisher sagen hören, daß wir entweder aus den Niederungen einer minderwerthigen Kunstübung zu Ibsen aufgestiegen oder aus höheren Lagen auf Ibsen herabgekommen sind. Der freundlichen Komik aber, die aus dieser Alternative dem Beobachter entgegenlacht, hat man sich fast ganz und gar verschlossen. Doch macht sich ein Umschwung bemerklich. Wenn der Ueberschätzung, die ja mit Nichtschätzung gleichbedeutend ist, eine Würdigung, die die Kirche beim Dorfe läßt, folgen würde, so wäre damit vor Allem auch dem Gefeierten — so groß ist er, daß er ein Uebermaß des Lobes mehr verachtet als eins des Tadels — gedient und seinen Landsleuten von der Feder, die Alle mehr oder weniger mit seinen literarischen Geschicken verflochten sind. Die Betrachtung, wie solche Ueberschätzung überhaupt entstehen konnte, dürfte jedoch auch für uns von Werth sein und zur Selbsterkenntniß beitragen. Wenn nämlich ihre Schriftsteller die gemeinsamen Vorzüge, die uns mit den nordgermanischen Völkerstämmen verbinden, deutlicher empfinden ließen und daraus ihre Hauptwirkung zogen, so belehren sie uns doch auch über unsere Mängel und zeigen uns in diesen, wenn nicht den stärksten, doch den zartesten Beweggrund unserer Bewunderung.

Alle Wortführer einer neuen literarischen Strömung verkünden ihren Zuhörern: „Was Euch von dem Lande Eurer Sehnsucht trennt, dem Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ist nichts als eine spanische Wand von eingebildeten Hindernissen. Wir ziehen sie weg und Ihr braucht nur noch den Kreidestrich da, der Euren Blick fest gebannt hält, zu überschreiten". Damit dann der Prophet Zulauf finde, genügt es, daß jeder Knabe glaubt, eine Eisenbahnfahrkarte mache ihn zum Genossen des edelsten und tapfersten letzten Mohikaners, obgleich er am Ende sich doch entschließt, zu Hause zu bleiben.

Bildung, Humanität, Kunst, heidnische Götterheiterkeit, sagten die Klassiker, viel Gefühl und Kunst nicht ohne etwas Christenthum, sagten die Romantiker, Wissenschaft und Technik, sagen die Neueren, sind die Kräfte, die in dem Gelobten Lande der gegenwärtigen Mühsal ein Ende machen.

Nirgends fand die neue Zauberformel von Wissenschaft und Technik solchen Glauben wie in der germanischen Welt; und in dieser wieder nirgends so sehr wie im Norden. Nirgends war aber auch der Boden so vorbereitet. Eine Jahrhunderte lange Entwickelung hatte das Individuum allmählich fast ganz aus seinem Zusammenhang heraus präparirt und auf sich gestellt, und als dann die Zeit reif war, da schien es, als stände ein Jeder nun nackt, mit zitternden Nerven, meilenweit entfernt von dem Nachbarn, auf sein schmales Piedestal gebannt. Und nun lenkten sich Aller Blicke auf die Oekonomie der organischen Natur. Was man in Thier- und Pflanzenwelt sah und zu sehen glaubte, wurde der fiebernden Phantasie und dem steuerlosen Verstande zum ewigen Naturgesetz auch für Gestalt und Inhalt des menschlichen Daseins. Dabei suchte man mit dem Mikroskop, was einen Kometensucher erfordert hätte, und der Blick verlor alle Tragkraft und Tragweite und Sicherheit der Orientirung. So rückte man den Dingen mit dem ganzen Leib nah, so nah, daß man sich bald selbst nicht mehr recht von ihnen unterscheiden konnte. Wo man einen Kranken in seinem Bett, ein Elend in einem Winkel, einen Schmutz in einer Gasse sah: gleich fühlte man sich selbst und die ganze Menschheit drinliegen; und wenn die Katze eine Maus fraß, riefen Dütendreher und Philosophieprofessor aus einem Munde: „Mein Schicksal, Menschenloos, Weltordnung.“ Der sozialistische Wander- und Dauerredner oder auch Dauerschreiber pflegte hier gewöhnlich einen Witz zu machen und sagte: Weltunordnung! Ein paar überaus dürftige Schlagwörter, deren man sich heute bereits anfängt, bitter zu schämen, schnürten das ganze Volk der Dichter und Denker zu einem wimmernden Bündel zusammen, dem es wissenschaftlich festgestellt war, daß die Welt und das Leben eine Hölle seien, in der Alles wie Ungeziefer auf einander sitzt und doch vor Frost vergehen möchte. Die Körper schienen sich völlig aussichtlos in einander verfilzt zu haben. Da sollte der Uebermensch helfen. Aber das Problem lag gar nicht in der drangvollen Enge und Nähe der Leiber, sondern in der Vereinsamung der Seelen. Darum konnte es damit nicht gelöst werden, daß ein Jeder seinen Körper auf einen anderen Berggipfel trug, sondern die geistige Gemeinschaft mußte wieder gefunden werden. Hierfür freilich konnte das freundliche Mittelchen des Uebermenschen: „Ich bin groß und Du bist klein“ wenig helfen; und da blieb ihm nur das Verdienst, durch seinen Erfolg die geistige Verfassung seiner Gläubigen als das Schlußbild einer einheitlichen Entwickelung, als den letzten und vollendetsten Ausdruck der Weltanschauung, deren Keime die Reformation gelegt hatte, ins Licht gestellt zu haben.

Ein etwas verwischter, undeutlicher Pantheismus als Bekenntniß, ein verzweifelter Pessimismus als Lebensregel, ein augenmörderischer Naturalismus als Kunstsprache: Das wurden die Grundlagen der neuen Literatur. Die „Wahrheit" hatte wieder einmal die Toilette gewechselt und führte männiglich am Narrenseile, — mit altem, nie versagendem Erfolge, für den gerade in den skandinavischen Ländern die Vorbedingungen sich in unvergleichlicher Vollständigkeit und Fruchtbarkeit zusammenfanden. Was dann hier aus jener Stimmung an Werken der Literatur hervorging, übertraf die gleichartigen Hervorbringungen der übrigen germanischen Welt in der Regel eben so an eindringlicher Kraft wie an blendender Erscheinung.

Skandinavien war, Rußland ausgenommen, von allen Ländern Europas am Meisten ein Bauernland geblieben, ein Bauernland mit solch enormen Abständen der einzelnen Wirthschaften und Familien, wie sie südliche Erfahrung kaum sich vorzustellen vermag. Bauernwesen ist dort nicht nur überhaupt stärker, es schlägt auch stärker und allgemeiner durch alle Schichten der Gesellschaft durch als irgendwo sonst und die großen, unwirthlichen Zwischenräume und die Härte der Natur erhielten dem Bauern Skandinaviens mehr von den Höhleneigenschaften und dem Höhlenleben als irgend einem anderen. Da mußten freilich die Herzen kräftig schlagen, wenn sie die weiten Räume überwinden sollten; die Arme werden stark und die Sinne scharf und die unerbittliche Grausamkeit der Natur fällt so unwiderstehlich in die Seelen, daß eine jede ein Wenig davon widerspiegelt. Die zahllosen Schreckgestalten, unter denen die übergewaltige Gegnerin auf das nackte Menschenwesen eindringt, entzündeten eine lodernde Phantasie; und der Sieg der Kleinen, das Gefühl, sich behaupten zu können, erweckten schäumende Lust der Gestaltung. Wenn in endlosen Novembernächten nur spärliche Berichte von der übrigen Menschenwelt und Natur zu der eingeschlossenen Familie dringen, so fallen sie in seltsam erregte Gemüther voll gespannter Erwartung und zitternder Unsicherheit; es ist, wie wenn eine Lücke im Erleben den Zusammenhang mit dem Leben überhaupt bedrohte. Ahnungen, Vermuthungen, Deutungen, Annahmen und Voraussetzungen, durchsetzt von den kurzen Schwingungen des engen, gemeinsamen Raumes, geben dann die verwaschenen Farben für das Bild des Daseins, in dem ein Jeder seine Furcht und seine Hoffnung anders verzerrt und entstellt, übertrieben und verkleinert sieht, so daß der Anblick zwischen die Einzelnen seelische Räume und Weiten legt, im merkwürdigsten Gegensatz zur Nähe der Körper. Mit nirgends gesehener Kraft hält das Haus körperlich Alles, was zu ihm gehört, fest und nirgends leben die Menschen mit den Gegenständen des Hauses und der Wirthschaft ein solches Gemeinschaftleben, in dem Eins mit dem Anderen die Seele auszutauschen scheint. Möbel und Geräthe gewinnen Leben und die Menschen nehmen Etwas

von der Leblosigkeit der Dinge an in unlösbarer Verkettung. Wenn einmal ein Mädchen seinem Herzen und ein Jüngling seinem Kopfe folgt, so ist es, als ob eine gespenstische Riesenfaust einen Balken aus dem Dach risse, als müßte man dem Hause noch nach hundert Jahren die Wunde ansehen. Der grandiose Wechsel, einmal in der größten Enge und Nähe, dann in der größten Weite zu leben, ja gewissermaßen zugleich das Leben der Enge und der Weite zu führen, bringt jenen Zwiespalt in den einzelnen Herzen hervor, der, tief genug erfaßt, Sinn und Seele der ganzen skandinavischen Literatur eigentlich erst dem Verständniß erschließt. Muß in dem Leben in der Weite, in den unendlichen Wüsten des Hochlandes und des Meeres, jedes Richtzeichen in der Natur und von Menschenhand und Menschenmund vor Allem untrüglich und unbedingt wahr sein, damit das Menschenleben nicht in der grenzenlosen Oede und in dem fürchterlichen Kampf der Elemente verwirrt und verlassen verschmachte, so macht die Enge das gegenseitige Ausweichen, die Andeutungen und Anspielungen, die Vorbehalte und Scheingaben, die Lebenslüge, wie Ibsen es nennt, in einem Maße unentbehrlich wie nirgends sonst. Als ein Angehöriger und Bewohner zweier Welten, so verschieden wie Tag und Nacht, muß der Mensch sein ganzes Wesen umkehren, wenn er über seine Schwelle geht, ob die Schwelle nun die seines Hauses oder Dorfes oder seiner Stadt oder seines Landes sei. Ein unstillbares und unermüdliches Streben, alle Dinge des Außen mit der höchsten Klarheit und Deutlichkeit zu sehen, zu erfassen und wiederzugeben, ein unstillbarer Wahrheitsdurst, eine unbezwingliche Sehnsucht nach festen, zuverlässigen Anhaltspunkten und nach untrüglichen Merkzeichen am Himmel und auf der Erde verbindet sich mit einem tiefen Mißtrauen gegen die Seelenkräfte des inneren Lebens und das Suchen in der eigenen Brust wird eben so selten und peinlich, wie das Forschen an dem Hausgenossen häufig die Quelle eines nicht ganz einwandfreien Vergnügens wird. Zwei Arten von Geistern scheiden sich dann aus dem gemeinsamen Ursprung.

Die einen, die furchtsameren, weicheren, lieben mehr die Dämmerung des Innen: sie bleiben geistig im Hause und am Hause; und was sie von dem Außen berichten, Das haben sie vom Hörensagen, aus Ahnungen und Träumen, aus der Phantasie und dem geheimnißvollen inneren Zusammenleben mit Natur und Welt, wie es seherischen, knospenden Menschen eigen ist. Diese bilden die weit überwiegende Mehrzahl unter allen den zahlreichen Dichtern und Schriftstellern des neueren Skandinaviens. Sinn und Inhalt ihrer Kunst ist Lyrik. Junge Leute, geben sie mit ihrem ersten Werke meist ihr Bestes und oft ihr Letztes, nicht aus Schwäche, sondern nach dem einfachen Naturgesetz, daß der Lyriker nicht alt wird und daß, um über ihn hinaus zu wachsen eben eine Keimkraft nöthig ist, die nur in Wenigen gefunden wird. Welt-

schmerz und Liebesschmerz sind der ausschließliche Inhalt ihrer Thaten, so schwarze Mäntel abgründigen Tiefsinnes sie auch häufig um die jugendlich eckigen Glieder werfen. In Haus und Heimath erschöpfen sich ihnen die Quellen des Schaffens und Werdens wie keiner Künstlergemeinde der übrigen Welt, und wenn sie nach Rom und Athen gehen, so bringen sie nichts zurück und lassen nichts dort. Ungerührt und oft verwundert, ziehen sie sich vorzeitig in die Einsamkeit zurück, nicht, um zu verzichten, sondern, um zu flüchten, — und nicht in die Einsamkeit der Belehrten, sondern in die der Schmollenden. Der unwiderstehliche Drang zum Erleben, zur Berührung mit der Welt, einer möglichst großen und mannichfachen Welt, der vom empfindsamen Jüngling zu dem im Schaffen und Leiden lernenden Mann hinüberleitet, fehlt ihnen, und wenn Einer sein Herz ausgeschüttet hat, weiß er oft nichts Weiteres mehr zu sagen und will nichts Weiteres mehr erleben. Nur recht Wenige erwecken dem Beschauer die Zuversicht, daß sie einst dem duftigen Blüthenregen, an dem die gemeinsame Jahreszeit mehr Antheil zu haben scheint als die einzelne Kraft, einen schweren Herbst werden folgen lassen, daß sie aus dem Garten der Gefühle, in dem Alles Geschenk des Himmels und der Erde ist, ins weite Feld der Thaten und Gedanken hinausschreiten werden, wo Standhaftigkeit und Wurzeltrieb Alles entscheiden. Das aber, was sie zu sagen haben, Das sagen sie häufig so vollkommen, daß die Dinge und Erlebnisse und Empfindungen selbst Ton und Stimme und Ausdruck angenommen zu haben scheinen. Ungebrochene Innigkeit, entzückende Zartheit und echte Schamhaftigkeit, trotz gelegentlichem Altklugsein und gemachtem Kränkeln, lebendigste Jugend, trotz aller Pose ergebener, zukunftloser Ueberreife, durchdringen den Vortrag und die Formen ihrer Gestaltung. Ein unvergleichliches Naturgefühl, mit dem sie den Leser in die endlos fließende Abwechselung der Farbeneffekte und die ergreifende Größe der Bilder ihrer Landschaft zu versetzen wissen, vereinigt sich mit einer schier unwahrscheinlichen Meisterschaft in der Handhabung der Ausdrucksmittel. Diese blendende Meisterschaft enthüllt sich bei näherem Zusehen theils als Folge jugendlicher Empfänglchkeit überhaupt, theils als Folge einer besonders gerichteten und eingeschränkten Ueberempfindlichkeit, die dem gesteigerten nordischen Einsamkeit- und Innenleben entspringt. Einer oft sehr begrenzten seelischen Belehrbarkeit steht eine nahezu unbegrenzte technische Gelehrigkeit gegenüber. Alle Teufeleien paganinischer Fingerfertigkeit, wie sie heute J. P. Jacobsen erfindet, sind morgen Gemeingut der ganzen Künstlergilde und Ton und Farbe und Stimmung aller Literaturen aller Zeiten und aller Völker stehen ihnen zu Gebote wie die glatten Tasten eines Pianinos. Das aber ist nur möglich, weil sie im Grunde Alle vorwiegend mit dem Auge und fürs Auge, und zwar mit der Farbe auf Stimmung arbeiten. Das entbindet von der größeren

und gereifteren Kraft der Zeichnung und erspart dem Genießenden die Mitarbeit, das Nachprüfen, das Urtheil. Damit aber diese Arbeit nicht nur dem Willigen abgenommen, sondern auch dem Selbständigen erschwert werde, muß die Stimmung aufs Höchste gesteigert und alle Lust zum eigenen Denken im Leser ertränkt werden; sie wächst ihrem Erzeuger über den Kopf und wird Selbstzweck. Diese Kunstübung erhält so eine gewisse Einförmigkeit, die Eintönigkeit der Zigeunermusik, die einen allzu großen Theil ihrer Wirkung der Technik und Exotik verdankt.

Aus der Natur der Dinge umschlingt Alle ein gemeinsamer Zug der Konventionalität und erwächst das Bild einer Schule, — ohne Schüler und ohne Meister oder von lauter Schülern und lauter Meistern, einer ewigen Schule.

Nur Wenige verlassen ihre Schwelle. Es sind die überall seltenen Naturen, in denen der Wahrheitsdrang des weiten Außens den Sieg davon trägt. Sie werden Idealpolitiker wie Björnstjerne Björnson oder Lebensphilosophen wie Ibsen oder Kulturforscher wie Ola Hansson. Eine unwiderstehliche Gewalt reißt sie hinaus in die Weiten der geistigen Welt und treibt sie, zuverlässige Himmelszeichen zu suchen und untrügliche Richtpfähle in den Grund der Erde zu schlagen. Es sind die Leute, die, der Enge des Innen entronnen, wagen dürfen, die unbedeckte Brust breit dem vollen, ungebrochenen Strahl der Wahrheit zu bieten, und die aus ihrer bedingunglosen Hingabe Beruf und Kraft zur Führerrolle schöpfen. Björnsons Einfluß auf die deutsche Literatur ist nicht groß gewesen. Man kann ihn in der Hauptsache mit dem schönen, nicht tief reichenden Erfolge seiner Bauerngeschichten als beschlossen ansehen. „Das Fallissement" ging wohl, hier häufiger, dort seltener, über die Bretter, aber mehr als ibsenscher Trabant denn als Himmelskörper mit eigenem Licht und eigener Bahn. „Ueber unsere Kraft" hat in Deutschland keine Wirkung gehabt. Die Leistung, die ihn unter die Führer einreiht, gehört seiner Heimath an.

Anders Ibsen. Er hat Weltarbeit gethan und der Forderung, mit ihr sich abzufinden, kann sich Keiner entziehen, der an unserer Kultur Antheil hat, am Wenigsten der Deutsche. Dabei scheidet jedoch der lyrisch-poetische romantische Ibsen, der seine Thätigkeit mit „Brand" beschließt, aus. Und für die Schätzung seines übrigen Werkes und die Beurtheilung seiner Wirkung müssen wir das Eine fest und unverrückt im Auge behalten: dieser Theil seines Werkes hat mit Kunst und Poesie schlechterdings nichts zu schaffen. Gewiß, das Kunstwerk ist ein außerordentlicher Fall der Natur. Aber er hat nicht die Absicht, zu beweisen, sondern nur die Wirkung. Daß jedes ibsensche Drama die Absicht hat, den Beweis bald so, bald so zu liefern, verringert eben unausbleiblich die Wirkung. Wenn der Vorhang aufgeht, steht ein leeres Faß auf der Bühne. Nun füllt der Autor vor den Augen der Zuschauer

mit heißem Bemühen Kanne um Kanne hinein, klopft zum Schluß mit dem Finger an das Gefäß und blinzelt ins Parterre: Hört, wie voll! Shakespeare schlägt den Zapfen ein und das erfreuliche Naß schäumt sichtbar in die Krüge. Der Beweis, daß das Faß voll war, und die Ansprache an das Publikum bleiben ihm erspart. Mit dem Anspruch auf einen Kunstgenuß dürfen wir daher überhaupt nicht an das Ibsenstück herantreten. Die Form des Dramas liegt nicht als unweigerliche, aus dem Organismus als einzig möglicher Ausdruck geborene Forderung in seinen Stoffen; sie entspringt der Willkür, — wenn auch einer auf große Dinge gerichteten Willkür. Sein Werk verlangt, daß wir ihm gegenüber uns die Frage vorlegen, was es will, nicht die, was es ist. Er will wie der Denker verstanden, nicht wie der Dichter genossen sein. Wir müssen also seinen Scharfsinn und nicht seine Gestaltungskraft messen und untersuchen, ob er unsere Einsicht, nicht, ob er unser Vergnügen erhöht hat. Den unleugbaren Widerspruch, den diese Forderung mit der künstlerischen Einkleidung bildet, müssen wir übersehen und ertragen, da eine peinliche Belehrung zu erfahren, wo wir einen Genuß erwarteten. Warum er die künstlerische Form gewählt hat, ist seine Sache und nicht zu diskutiren. Worauf es ankommt, ist die Frage, ob er uns wirklich belehrt hat. Diese Frage muß bejaht werden. Er hat uns Einsichten in den Bau der modernen Gesellschaft eröffnet wie kein Dichter vor ihm. Und was diese Belehrung zum Verdienst erhebt: er hat sie unter dem Opfer der eigenen Persönlichkeit gegeben. Denn vor solche Erkenntniß, vor solche Naturtreue und Wahrheit ist als Bedingung der Verzicht auf eigenes Rückwärts- und Vorwärtsschauen, das Opfer des eigenen Ichs gesetzt; und da es von ihm gebracht ward, wird die Größe des Denkers, wie jede wirkliche, zu einer moralischen, zu einer allgemein giltigen, so sehr sie individuell zu sein scheinen mag. Gegenüber dieser Größe kommt es dann gar nicht in Betracht, daß die Stücke auf den unhaltbarsten Voraussetzungen beruhen, daß der engste Geist einer zweifelhaften Wissenschaftlichkeit mit Vererbung-, Kampfumsdasein-, Entartung-, Uebervölkerung- und Zuchtwahl-Phantomen darin umgeht, daß der Blick freiwillig sich auf ein mikroskopisches Sehfeld einschränkt und daß die gewonnenen Wahrheiten, mit Riesengewalt aus allem Zusammenhang gerissen, neben ihren doch auch athmenden Schwestern als verhältnißlose Ungestalten dastehen. Denn trotz Alledem hat auch er fruchtbare Strecken Ackerlandes dem Sumpf und dem Meere abgerungen, also die einzige Leistung vollbracht, von der mit Recht gesagt ist, daß ihre Spur in Aeonen nicht untergeht.

Er hat die Forderung einer ganzen Zeit erfüllt, als er uns zeigte, wie wenig wir uns in unserer eigenen Haut, wie wenig in unserem Inneren wohl fühlen. Er hat einer ganzen Generation das dumpfe, drückende Gefühl der geistigen Vereinsamung, in der der moderne Mensch zu erfrieren

droht, ins Licht des Bewußtseins heraufgehoben. Und dann war er groß genug, auf die Angabe, ja selbst auf jede Andeutung von Heilmitteln zu verzichten. Unerbittlich wie die große Natur, entläßt er einen Jeden von uns mit der Mahnung, die Lösung selbst zu suchen. Die Richtpfähle, die er in der Wüste aufzustellen vielleicht selbst meinte, verwandeln sich in Symbole, und wie sie ein Jeder deutet, davon wird es abhängen, welchen der Wanderer sie erretten und welchen sie ins Verderben führen, — das Schicksal aller endlichen Schöpferkraft, deren Werke um so vieldeutiger werden, je mehr wirkliches Leben sie enthalten.

Aber diese Wirklichkeit, in der man, auf dem Grunde des Brunnens sitzend, am hellen Tage die Sterne sieht, ist nicht der Bereich der Kunst, in deren Lande das Sonnenlicht alle Dinge und deren Betrachter umfließt. Daß man Das den Werken Ibsens gegenüber und besonders in Deutschland so völlig vergessen konnte, beweist, wie tief bei uns der Begriff der Kunst und das Bedürfniß nach ihren Tröstungen und Freuden gesunken sein mußte, als der nordische Lebensforscher die Massen vor seine Rampe führte und vor den Bildern seines Inferno in selbstquälerischer Lust auszuharren zwang.

Daß die Entwickelung des modernen Geistes zu der alles Maß überschreitenden Ueberschätzung des Einzeldaseins und Einzelwirkens, der Individualität, der Persönlichkeit — einer Ueberschätzung, in der der Grundzug der geistigen Verfassung der Menschheit am Ende des Jahrhunderts zu finden ist — endlich führen mußte, war zu vermuthen; daß sie in Ibsen und Nietzsche so rasch zu nicht mehr zu überbietendem Ausdruck kommen sollte, hat doch Manchen überrascht. Und mit einigem Erstaunen sieht man, wie da und dort Einer auftaucht und unumwunden und glaubwürdig bekennt: „Als Persönlichkeit bin ich weder mir, noch, hoffe ich, irgend einem Anderen interessant. Dagegen dürste ich danach, zuzusehen, wie die Kräfte der Welt durch die Kleinigkeit, die ich mein Ich nenne, hindurchspielen, und danach, ihnen, nicht mir, ihr Zauberwort abzugewinnen. Diese große Neugier hat alle kleinen verschlungen."

Ola Hansson gehört mit dem einen Theil seines Schaffens noch dem Frühling an, in dem jede Blume nur für sich oder für einen Auserwählten zu duften scheint, mit dem anderen dagegen einem vollen Herbst, der seine Früchte auf die Straße wirft. In der zarten Lyrik seines „Weg zum Leben" nimmt er Theil an allen Vorzügen, denen die jüngere skandinavische Künstlerschaar ihre schöne Stellung in der deutschen Literatur verdankt, die Meisten durch den satten Wohllaut des Vortrages, Alle durch die Tiefe des Naturgefühles übertreffend. Das Innenleben, der Geist des Hauses, des Herdes und der Familieneinsamkeit, beherrschen noch die Worte und Gedanken; und was an Tönen und Strahlen von außen hereindringt, erfährt die

Deutung des Heimgebundenen wie bei seinen Landsleuten. Aber da und dort überwiegt bereits die Lust und Kraft, selbst hinauszugehen, nachzusehen und zu berichten, wie die Dinge auf den Sinn, womit der Mensch der Menschheit, statt auf das Herz, womit er sich angehört, wohl wirken mögen. Ganz im Freien bewegt er sich jedoch, wenn er, wie in seinen „Sehern und Deutern", in typischen Gestalten des geistigen Schaffens, in Dichtern und Denkern und Künstlern dem Spiel der Kräfte zuschaut, die unser Kulturleben formen, und darin Ordnung und Gesetz dieses Lebens zu ergründen sucht. Dabei verstummt der Dichter nicht etwa völlig; im Gegentheil: die Welt der Ideen und Gedanken ist ihm so sehr eine Welt der Offenbarungen wie jene der Empfindungen und Gefühle und Das gilt ihm als ausgemacht, daß auch in der Welt der Ideen und Gedanken sich dem künstlerischen Blick Einsichten eröffnen, die jeder anderen Art der Betrachtung versagt bleiben. An einem lehrreichen Beispiel zeigt er uns in seiner Person, wie die Künstlerschaft über die Jahre der Jugend hinaus nur dadurch lebendig und im Wachsthum erhalten werden kann, daß sie aus der Enge der Empfindung des Ich in die Weite der Ahnung und Anschauung der Welt fortschreitet. Denn in dieser Weite öffnet sich erst das kleine eigene Wesen zu dem großen, widerstandlosen Gefäß, durch das der Strom des Daseins ungeändert und ungemindert und doch festgehalten fließt, dort wird erst jene höchste Ruhe gefunden, die dem höchsten Schaffen gleich ist.

Als der chinesische Philosoph Licius einst mit seinen Schülern auf einem Friedhofe altes menschliches Gebein antraf, deutete er darauf hin und sagte: „Nur Diese und ich haben die Erkenntniß, daß wir weder leben noch tot sind." Ola Hansson hat das Wort des Meisters verstanden wie Wenige. Und er ist auf dem Wege, auch das Wort eines anderen Meisters zu verstehen, von dem der persische Dichter Nisami berichtet: „Ein toter Hund lag am Wege, ein Haufe stand herum. Der Eine sagte: ‚Mir wird das Hirn von dem Gestank ganz ausgelöscht', der Andere: ‚Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück'; ein Jeder schmähte das Aas. Der Meister aber sah auf die tote Kreatur und sprach: ‚Die Zähne sind wie Perlen weiß'."

Beim Beginn der vorstehenden Betrachtungen habe ich den freundlichen Leser eingeladen, mit mir den feierlichen Ernst zu belächeln, den man Ibsen gegenüber offiziell aufzuwenden für nöthig hielt. Ich habe meiner gespottet, ich weiß nicht wie, denn mehr als nah bin ich an allerlei Klippen und Untiefen, Abgründen und Abstürzen des Seins und Denkens vorbeigerathen. So meistert ein jeder Gegenstand seinen Beschauer und zwingt ihm jene Art der Betrachtung auf, die die Größe des Gegenstandes so unverhüllt zeigt wie die Unzulänglichkeit des Beschauers.

Regensburg. Paul Garin.

Unehrliche Leute im alten Indien.

In seinem Bericht über den letzten Census in Indien vom Jahre 1891 führt der amtliche Berichterstatter, J. A. Baines, bei der Berufsstatistik eine Reihe von Angaben der Zähler auf, die, wie er sagt, vermuthlich in den Zähllisten anderer Länder selten wären und auffallen müßten, selbst wenn man in einigen Fällen Rancune der Zähler und in anderen den seltsamen Klang der Ausdrücke in europäischem Gewande mit in Anschlag brächte. Die Worter: „Müssiggänger", „Schmarotzer", „Lebemann" sollen nach Baines Ansicht einfach die Unabhängigkeit von der Arbeit zum Ausdruck bringen, während die Angaben: „Dieb", „Spieler", „Dacoit" (Räuber) jedenfalls aus den Gefängnissen stammten; „Dorfdieb" schmecke nach Rancune.*) Mir will scheinen, daß der englische Autor den einheimischen Zählern Unrecht thut, wenn er ihnen Bosheit in die Schuhe schiebt; ihm scheint eine Thatsache, deren Erklärung wir in der Psychologie des indischen Volkes zu suchen haben, entgangen zu sein. Der Inder steht seit Jahrhunderten unter dem Banne zweier Theorien, die sein ganzes Denken und Fühlen beherrschen, nämlich der Lehre von der Wiedergeburt und der damit auf das Engste verknüpften Kastentheorie. Für den Inder ist das Schicksal des Menschen, die äußere Gestaltung seines irdischen Daseins, eine unentrinnbare Folge seiner früheren Thaten: Reichthum oder Armuth, angesehene oder verachtete Stellung, hohe oder niedrige Kaste hat sich nach indischer Auffassung der Einzelne durch seine Handlungen in einer früheren Existenz verdient.**) „Handlungen" — so heißt es bei Manu im Kapitel über die Wiedergeburten —, „die aus Geist, Sprache und Köper hervorgehen, haben entweder Gutes oder Böses zur Folge; durch Handlung sind die verschiedenen Lebensstellungen der Menschen verursacht, die hohen, mittleren und niedrigen."

Manu unterscheidet drei Abtheilungen, die durch drei verschiedene Qualitäten von Handlungen (Dunkelheit, Thätigkeit, Güte) bestimmt werden, und jede der drei Abtheilungen hat wiederum drei Stufen. Die niedrigste Stufe der zweiten Abtheilung, der durch Thätigkeit hervorgerufenen Lebenslagen, bilden die Jhallas (Stockkämpfer), Mallas (Ringer), Natas (Tänzer), ferner Leute, die von verächtlichen Beschäftigungen leben, und solche, die dem Spiel oder Trunk ergeben sind. Hier haben wir im Wesentlichen die ganze Gesellschaft der Leute beisammen, denen im alten Indien der Makel des Unehrlichen anhaftete; sie stehen zwar nicht auf der untersten Sprosse der sozialen Stufenleiter, die vielmehr den als unrein geltenden, dem Thier gleich geachteten wilden Volksstämmen, den Candalas, Pukkusas u. s. w. zugewiesen wird, aber sie nehmen, wie diese, einen sehr niedrigen Rang in der menschlichen Gesellschaft ein und werden gleich ihnen von den höher Stehenden verachtet und gemieden. Und doch tragen diese „unehrlichen Leute" in den Augen des Inders keine moralische Schuld; daß sie so tief stehen, ist eine Naturnothwendigkeit, der sie in Folge ihrer Thaten in einer früheren Existenz unterworfen sind. Gleich dem Naturleben bewegt sich für den Inder auch die menschliche Ge=

*) Census of India, 1891. General Report, by J. A. Baines. London.

**) Siehe meine Schrift über „Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit". Kiel 1897, S. 215.

sellschaftordnung in ewig gleichbleibenden Bahnen: wer als Candala oder Tänzer, Spieler oder Dieb wiedergeboren wird, muß nach indischer Anschauung Zeit seines Lebens ein solcher bleiben und das Loos eines verachteten, unehrlichen Mannes tragen, — so gut wie Jemand, der die Sünden einer früheren Existenz durch die Wiedergeburt als Thier büßt, das ganze Dasein eines Thieres zu durchleben hat, bis ihn der Tod in eine neue Existenz versetzt.

Darum stammen auch die Ausdrücke „Spieler" und „Dieb" nicht, wie Baines glaubt, aus den Gefängnissen; „Dorfdieb" ist keineswegs auf Bosheit des Zählers zurückzuführen, noch auch glaubte der mit Ausfüllung der Zählliste Beauftragte etwas Auffälliges zu thun, wenn er in die Rubrik „Beruf" Bezeichnungen wie „Spieler" oder „Dieb" eintrug. Für ihn sind diese anrüchigen Erwerbszweige nicht minder Berufe wie die eines Kaufmannes oder Handwerkers, ja, er sieht in ihnen Kasten, denen der Einzelne durch seine Geburt zugewiesen und aus denen herauszutreten ihm in der Regel unmöglich ist. Ein Brahmane, der stiehlt, spielt oder sich niederen Beschäftigungen ergiebt, bleibt ein Brahmane, so lange er nicht aus seiner Kaste ausgestoßen ist; ein Mensch, den das Schicksal oder, was gleichbedeutend damit ist, die Thaten in einer früheren Existenz zum „Dieb" oder „Spieler" prädestinirt haben, muß für diese Existenz die Rolle eines Diebes oder Spielers ausfüllen und folgt nur dem dharma, dem Gesetz seiner Natur, wenn er stiehlt und spielt, ohne dadurch eine Schuld auf sich zu laden.

Die Bestimmung im Gesetzbuch des Manu, nach der ein Dieb nur dann gestraft werden soll, wenn er im Besitz von gestohlenem Gut oder mit seinen Diebeswerkzeugen betroffen wird, ist meines Erachtens darauf zurückzuführen, daß man den Dieb an sich zwar als ein Uebel, aber als ein unvermeidliches, und eben so wie die Hetäre als ein ständiges Glied der menschlichen Gesellschaft ansah. Indessen war die Praxis wohl eine andere; denn eine Stelle im neunten Kapitel des Manu macht es, im Gegensatz dazu, dem Könige ausdrücklich zur Pflicht, Diebstähle aufzuspüren und die Diebe durch Spione, wozu er namentlich frühere Diebsgenossen verwenden soll, in Versammlungen, öffentlichen Häusern, Kneipen, Läden, an Kreuzwegen, in Wäldern u. s. w. überwachen zu lassen. Nach anderen Gesetzbüchern genügt zur Verhaftung eines Diebes schon, daß Jemand auffallend große Ausgaben macht, mit Verbrechern verkehrt, trinkt oder spielt, in Verkleidung oder unter falschem Namen umhergeht, Erkundigungen über die Vermögensverhältnisse und die Wohnung anderer Leute einzieht, abhanden gekommene Gegenstände verkauft, in einem verdächtigen Hause wohnt, als gewohnheitmäßiger Verbrecher bekannt ist und Aehnliches.

Noch zu einer anderen merkwürdigen Erscheinung liefert uns der Glaube der Inder an die Seelenwanderung den Schlüssel. Wäre es denkbar, daß die jedem Buddhisten verehrungwürdige Person des „Erhabenen" in einer ihrer Präexistenzen als Dieb erschiene, wenn nicht nach indischer Auffassung der Dieb einen Typus darstellte, der durch Handlungen seiner früheren Existenz bedingt wird, nicht aber ein Individuum, das aus moralischer Verworfenheit zu dem unehrlichen Gewerbe greift? Irgend ein geringer Fehltritt, ein unüberlegtes Wort, ja schon ein unreiner Gedanke konnte den noch nicht zur Vollkommenheit gelangten zukünftigen Buddha in einem neuen Dasein auf eine so tiefe Stufe zurückschleudern, — und einmal als Dieb wieder geboren, blieb selbst dem zukünftigen Vollendeten

nichts von der diesem „Berufe“ anhaftenden Niedrigkeit erspart, mochte auch die sittliche Größe seiner späteren Wiedergeburt ihre Schatten vorauswerfen.

In den sogenannten Jatakas, den Vorgeburtlegenden der Buddhisten, die das Volksleben des alten Indiens besonders getreu wiederspiegeln, erscheint Buddha zweimal als Dieb, nämlich im Kanavera-Jataka und im Satapatta-Jataka. Das erste erzählt: Vor alter Zeit, als Brahmadatta in Benares regirte, wurde der Bodhisattva in einem Dorfe von Kasi im Hause eines Landedelmannes unter dem Sternbild des Diebes wiedergeboren. Herangewachsen, erwarb er sich seinen Lebensunterhalt durch Räuberei und wurde in der ganzen Welt berühmt als ein Held von der Stärke eines Elefanten; Niemand vermochte ihn zu greifen. Eines Tages verübte er einen Einbruch im Hause eines Großkaufmanns und schleppte viel Geld fort. Die Städter gingen zum Könige und drangen in ihn, den gewaltigen Räuber, der die ganze Stadt ausplündere, gefangen zu nehmen. Der König ertheilte dem Stadthauptmann den Befehl, ihn ergreifen zu lassen; Dieser stellte an verschiedenen Stellen der Stadt einzelne Trupps von Leuten auf und so fing er ihn mit dem geraubten Gelde, worauf er dem Könige Meldung erstattete. Der König befahl, den Räuber hinzurichten. Darauf ließ ihm der Stadthauptmann die Hände auf den Rücken binden, legte einen Kranz von rothen Kanavera-Blüthen um seinen Hals, streute Ziegelstaub auf seinen Kopf, ließ ihn an allen Straßenecken mit Stricken schlagen und führte ihn unter dem rauhen Klang der Trommel zum Hinrichtungplatz. Das Gerücht, der Dieb sei ergriffen, versetzte die ganze Stadt in Aufregung.

Nun lebte zu jener Zeit in Benares eine Hetäre namens Sama, die jedesmal tausend Goldstücke nahm; sie war dem Könige lieb und hatte ein Gefolge von fünfhundert Freudenmädchen. Als der Räuber vorbeigeführt wurde, stand sie gerade am offenen Fenster ihres Palastes, und da sie ihn erblickte — er war überaus schön, stand in der Blüthe seiner Manneskraft und übertraf durch göttergleiches Aussehen alle anderen Männer —, verliebte sie sich in ihn und dachte bei sich: „Wie kann ich diesen Mann als Gatten gewinnen?“ Plötzlich kam ihr ein Gedanke: sie sandte durch eine ihrer Dienerinnen dem Stadthauptmann tausend Goldstücke und ließ ihm sagen: „Dieser Dieb ist der Bruder der Sama und die Sama ist seine einzige Zuflucht. Nehmt darum dies Geld und laßt ihn laufen.“ Aber der Stadthauptmann sagte: „Dies ist ein stadtbekannter Räuber und ich kann ihn so nicht loslassen. Wenn ich aber irgend einen Anderen an seiner Statt bekäme, dann will ich ihn in einen geschlossenen Wagen stecken und zu Euch schicken.“ Mit diesem Bescheid kam die Dienerin wieder.

Zu jener Zeit aber schenkte ein reicher junger Kaufmann, der in die Sama verliebt war, seiner Geliebten täglich tausend Goldstücke und auch an jenem Tage kam er gegen Sonnenuntergang mit dem Gelde zu ihr. Sama nahm den Beutel mit den tausend Goldstücken, legte ihn in ihren Schooß und brach, während sie dasaß, in Thränen aus; als sie gefragt wurde, was Das zu bedeuten habe, sagte sie: „O Herr, der Dieb ist mein Bruder, doch kam er wegen meines niedrigen Gewerbes nie zu mir. Ich schickte zum Stadthauptmann und Der ließ mir sagen, er würde ihn gegen tausend Goldstücke freilassen. Nun kann ich Niemand finden, der diese Tausend nimmt und damit zum Stadthauptmann geht.“ Der verliebte Jüngling erklärte sich bereit, zu gehen. „Dann nimm, was Du mir gebracht

hast, und mach Dich auf den Weg." Jener ging mit dem Gelde ins Haus des Stadthauptmanns, der den jungen Kaufmann gefangen setzte und den Dieb in einem geschlossenen Wagen zur Sama schickte. Da er sich aber sagte, daß der Dieb im ganzen Lande bekannt sei, beschloß er, die Dunkelheit abzuwarten und dann den Jüngling hinrichten zu lassen. Unter einem Vorwand ließ er die Zeit verstreichen, und als Alle schliefen, führte er den Kaufmannssohn unter großer Bedeckung zum Hinrichtungplatz, wo er ihm das Haupt mit dem Schwert abschlug und seinen Körper auf einen Pfahl spießte.

Seitdem nahm die Hetäre kein Geld an, sondern vergnügte sich nur noch mit dem Räuber. Diesem kam aber der Gedanke: „Wenn sie sich in einen Anderen verliebt, so wird sie mich töten, um sich mit Jenem zu vergnügen; denn sie handelt schlecht an ihren Freunden. Darum will ich hier nicht länger verweilen, sondern fliehen." Als er jedoch im Begriff war, sich auf und davon zu machen, fiel ihm noch ein: „Ich will nicht mit leeren Händen fortgehen, sondern ihre Schmucksachen mitnehmen." So blieb er denn noch und sagte eines Tages zu ihr: „Meine Liebe, ich sitze immer bei Dir wie ein zahmer Hahn im Käfig, laß uns in den Park gehen und dort vergnügt sein." Sie wars zufrieden, bereitete Speisen und fuhr mit ihm in einem geschlossenen Wagen zum Park. Während er nun allerlei Kurzweil mit ihr trieb, dachte er: „Jetzt ist es Zeit, zu fliehen!" Scheinbar von heftiger Begierde ergriffen zog er sie in ein Gebüsch von Kanavera-Sträuchern, that, als wollte er sie umarmen, und drückte sie so heftig an sich, daß sie bewußtlos zu Boden sank. Dann nahm er ihr alle Schmucksachen, band diese in ihr Obergewand und schwang sich mit dem Bündel über die Mauer des Parkes.

Als die Sama wieder zu sich gekommen war, erhob sie sich, ging zu ihren Dienerinnen und fragte: „Wo ist der Herr?" „Edle, wir wissen es nicht!" „Gewiß glaubt er, ich sei tot und ist in Furcht geflohen." Traurig kehrte sie in ihr Haus zurück und erklärte, nicht eher auf einem kostbaren Lager schlafen zu wollen, als bis sie ihren geliebten Gatten wiedergefunden hätte: sie schlief auf dem Erdboden, zog keine prächtigen Gewänder an, nahm des Tages nur eine Mahlzeit ein und verschmähte Wohlgerüche und Blumen. Entschlossen, ihren Geliebten wiederzuerlangen, ließ sie Gaukler holen, gab ihnen tausend Goldstücke und sagte ihnen: „Ihr müßt in alle Dörfer, Flecken und Städte gehen, einen Kreis von Zuhörern um Euch versammeln und inmitten der Versammlung immer zuerst dieses Lied singen" — und sie sang ihnen die erste Strophe vor —; „wenn Ihr dies Lied gesungen habt und mein Gatte befindet sich unter den Zuhörern, so wird er mit Euch reden. Dann sagt ihm, ich sei wohlauf, und bringt ihn mir zurück; will er aber nicht kommen, so gebt mir Nachricht." Damit entließ sie die Gaukler, nachdem sie ihnen noch Geld für die Reise gegeben hatte. Die verließen Benares und kamen in das Grenzdorf, in dem der Dieb seit seiner Flucht lebte. Die Gaukler versammelten einen Kreis von Zuhörern um sich und sangen die erste Strophe.

Als der Dieb diese hörte, ging er auf einen der Gaukler zu mit den Worten: „Du sagst, die Sama lebt, aber ich glaube es nicht!" und rezitirte die zweite Strophe. Darauf antwortete der Gaukler mit der dritten Strophe:

„Nicht ist sie, wie Du meinst, dort tot geblieben,
Noch wird sie jemals einen Andern lieben.

Sonst fastend, ißt sie einmal nur am Tage:
Nur Einem, Dir, gilt ihre Sehnsuchtklage."

Darauf entgegnete der Dieb: „Mag sie leben oder nicht, ich will nichts mit ihr zu thun haben", und sprach die vierte Strophe:

„Wie die Sama von Dem, deſſ' Lieb' sie kannte,
Sich ab zu mir, dem Unerprobten, wandte,
So, fürcht' ich, tauscht sie mich mit einem Andern;
Drum, besser ist es, weiter noch zu wandern."

Die Gaukler erzählten der Sama, was sie bei ihm ausgerichtet hätten. Voll Zorn und Reue kehrte sie zu ihren früheren Gewohnheiten zurück.

Ich komme nach dieser Abschweifung auf meine Behauptung zurück, daß die Diebe schon in alter Zeit gewissermaßen einen anerkannten Stand, eine Zunft, gebildet haben. Mancherlei Anzeichen deuten in der volksthümlichen Literatur der Inder auf eine Organisation der Diebe hin. Organisirte Räuberbanden — im Sattigumba-Jataka wird ein von fünfhundert Räubern bewohntes Dorf erwähnt, an deren Spitze, ähnlich wie bei den Gilden der Kaufleute und Handwerker, ein „Aeltester" steht — machten das Land unsicher und nöthigten die Karawanen, sich in besonders gefährdeten Gegenden von Bewaffneten begleiten zu lassen. Die Diebe besaßen ihre eigene Schutzgottheit und betrieben ihre Kunst nach besonderen Regeln. Der Dieb in der Mricchakatika, der des Nachts in Carudattas Haus einbricht, macht uns in seinen Monologen mit den Geheimnissen der Zunft bekannt: er verbreitet sich ausführlich über die verschiedenen Lehrbuchsmethoden, nach denen er beim Durchbrechen der Wand zu Werk gehen könne; er überlegt, welche Stelle der Mauer er am Besten wähle, auf welche Art er das Loch mache und welche Form er ihm gebe. Denn — so sagt er — die Form der Oeffnung kann nach den Regeln des Skanda, des Gottes mit der goldenen Lanze, eine siebenfache sein: eine aufgeblühte Lotosblume, eine Sonne, ein zunehmender Mond, ein Brunnen, eine weite Oeffnung, ein Svastika*) und ein Wassertopf. Nachdem er sich über alle diese Vorfragen klar geworden ist, macht er sich an die Arbeit, ruft aber vorher seine Schutzgottheit als Lehrmeister mit den Worten an: „Verehrung dem jungen Karttikeya, dem wunscherfüllenden, Verehrung dem Gott mit der goldenen Lanze, dem Freunde der Brahmanen, dem Frommen, Verehrung dem Sonnensohne, Verehrung dem Yogacarya**), dessen erster Schüler ich bin."

Die angeführten Einzelheiten machen es wahrscheinlich, daß die Diebe im alten Indien mehr als irgendwo sonst eine „Zunft" bildeten, und wenn nicht geradezu als eine Kaste — seiner Kaste nach ist der Dieb im „Irdenen Wägelchen" ein Brahmane —, so doch als ein besonderer Stand galten, dem der Einzelne von der Geburt an zugewiesen war.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Spielern. Auch ihre Thätigkeit galt und gilt noch heute dem Inder als ein eigenes Gewerbe, das, obwohl sich die Spieler bei der Vorliebe des indischen Volkes für das Spiel aus allen

---

*) Eine Glück bringende Figur.

**) Nach dem Kommentar ein Schüler des Skanda.

Schichten rekrutirten, doch von vielen Leuten berufsmäßig betrieben wurde. Neben dem Bader, der, als er durch das Unglück seines Herrn, des edlen Carudatta, in Armuth gerathen ist, zum Würfelbecher greift, begegnen uns in dem Drama des Königs Sudraka noch zwei Berufsspieler und ein Spielhalter. Die bekannte Szene, worin der Bader nach dem Verlust von zehn Goldstücken, die er nicht bezahlen kann, seinen Gläubigern, dem Spielhalter Mathura und einem Berufsspieler, entflieht und sich in einem Tempel als Götterbild aufstellt, verfehlt auch heute noch ihre Bühnenwirkung nicht.

Im weiteren Verlauf der Szene tritt noch ein Spieler hinzu, der Partei für den Bader nimmt und ihm dadurch, daß er bei der entstehenden Prügelei dem Spielhalter Sand in die Augen wirft, zur Flucht verhilft. Der Bader läuft in das Haus der Hetäre Vasantasena und Diese löst ihn durch einen Handschmuck aus. Im Dasakumaracarita wird uns das Treiben in einer Spielhölle, in die einer der zehn Prinzen auf seinen Wanderungen gelangt und wo er mit betrügerischen Würfelspielern zusammentrifft, beschrieben.

„Hier konnte ich nun", so erzählt der Prinz, „ihre Geschicklichkeit in allen fünfundzwanzig Arten des Spieles und ihre überaus schwer zu durchschauenden Betrügereien, die sie auf dem Würfelbrett, mit den Händen u. s. w. verübten, und deren Ursachen beobachten. Ich hörte ihre übermüthigen Schimpfreden, die sie in der Leidenschaft, unbekümmert um ihr Leben, hervorstießen; ich sah ihr bald listiges, bald gewaltthätiges, bald kühnes Gebahren, wodurch sie sich Kredit beim Spielhalter zu verschaffen und den verabredeten Einsatz zu decken wußten; ich bemerkte ihr freundliches Benehmen gegen Starke, ihre Drohungen gegen Schwache, ihre Geschicklichkeit im Heranziehen von Genossen; ich sah, wie sie einander auf mannichfache Weise verlockten, wie sie verschiedene Wetten abschlossen, wie sie freigebig ihr gewonnenes Geld vertheilten. Alle diese und andere Szenen, die sich zum größten Theil unter gegenseitigen Schimpfreden und Geschrei abspielten, beobachtete ich und konnte mich kaum satt daran sehen. Da ein Spieler seine Steine unachtsam setzte, fing ich ein Wenig an, zu lachen. Der Gegenspieler aber sah mich mit einem wüthenden Blick an, als wollte er mich versengen: ‚Du wirst ihn ja den Gang des Spieles lehren durch Dein betrügerisches Lachen! Dieses hier scheint ein unwissender Tropf zu sein! Ich will mit Dir spielen, wenn Du so kundig bist!' Nach diesen Worten gesellte er sich mit Erlaubniß des Spielaufsehers zu mir und verlor im Spiel sechzehntausend Denare an mich."

In den Jatakas erscheint der Bodhisattva, wie als Dieb, so auch als Spieler. Das Litta-Jataka läßt ihn in einer wohlhabenden Familie wiedergeboren werden und, als er herangewachsen ist, den Beruf eines Würfelspielers ergreifen.

„Nun spielte", heißt es dann weiter, „mit ihm ein Falschspieler, der, wenn er im Gewinnen war, weiterspielte, wenn er aber verlor, den Würfel in den Mund nahm und vorgab, ihn verloren zu haben, um das Spiel aufzugeben und sich zu entfernen. Der Bodhisattva durchschaute den Grund und dachte: ‚Schon gut, wir werden in dieser Sache bald klar sehen.' Er nahm einige Würfel mit nach Haus, bestrich sie mit Gift und trocknete sie behutsam; dann begab er sich zum Spieler und sagte zu ihm: ‚Komm, mein guter Freund, laß uns würfeln!' Jener war einverstanden. Kaum aber verlor er beim Spiel, so ließ er einen

Würfel im Mund verschwinden. Als der Bodhisattva Das sah, rief er aus: ‚Verschlucke ihn nur: Du wirst schon sehen, was daraus wird!‘

Während der Bodhisattva noch sprach, fing das Gift schon an, zu wirken, und der Spieler fiel ohnmächtig zu Boden. ‚Ich will ihm das Leben schenken‘, dachte der Bodhisattva und bereitete ihm ein Brechmittel, das er ihm eingab. Nachdem Erbrechen eingetreten war, gab er ihm Butter mit Honig und Zucker zu essen und stellte ihn so wieder her. Dann ermahnte er ihn, so Etwas nicht wieder zu thun. Nach einem Leben voll Mildthätigkeit und anderer guter Werke ging der Bodhisattva in eine neue Existenz, entsprechend seinen Thaten, hinüber.“

Hier sowohl wie an den citirten Stellen der Mricchakatika und des Dasakumaracarita ist von bestimmten, beim Spiel beobachteten Spielergebräuchen die Rede: von einem Spielerkreis, der um die Spielenden gezogen wurde und den von ihm Eingeschlossenen anscheinend bestimmte Verpflichtungen auferlegte; von der Stellung eines Bürgen für den Fall, daß der Spieler selbst nicht im Stande war, seine Schuld zu begleichen, und von einem verabredeten Einsatz. Die Wahrung der Spielregeln lag wohl dem Spielhalter, dem Besitzer der Spielhäuser, ob: er besorgt das Anschreiben, er gewährt den Spielenden Kredit und führt die Aufsicht beim Spiel. Dies Alles gab dem Stande der Spieler eine ähnliche Geschlossenheit, wie sie die „Kasten“ besitzen. Eine gesetzlich anerkannte Kaste sind die Spieler natürlich nie gewesen, so wenig, wie sie es heutzutage sind, wohl aber erscheinen sie dem subjektiven, von der Kastentheorie beherrschten Denken des schematisirenden Inders als solche. Vor dem Gesetz waren die Spieler so wenig existenzberechtigt wie die Diebe: Manu schreibt vielmehr vor, daß der König Leute, die spielen und wetten oder Gelegenheit dazu geben, körperlich züchtigen oder aus der Stadt verbannen soll oder auch nach seinem Belieben strafen kann.

Obschon mit dem Gesetz auf einem besseren Fuß lebend als die Diebe und Spieler, gehört doch in eine Kategorie mit ihnen eine Klasse von Leuten, die ihnen in ihrer sozialen Geltung ziemlich gleichstand, nämlich die bunte Schaar des fahrenden Volkes, das damals so gut wie heute von Dorf zu Dorf zog und als Gaukler, Seiltänzer, Akrobaten, Musiker, Stockkämpfer, Ringer, Schlangenbeschwörer u. s. w. seine Künste produzirte. Ein Blick in die Literatur, vor Allem in die volksthümliche Literatur der Inder zeigt, daß die Zusammenstellung von Dieben, Spielern und Gauklern, die gemeinsame Rubrizirung als unehrliche Leute, keine willkürliche ist. Es ist kein Zufall, daß in dem vorhin citirten Kanavera-Jataka die Sama gerade Gaukler damit beauftragt, ihren Geliebten zu suchen; denn abgesehen davon, daß die Hetäre sich von diesen in den Dörfern umherwandernden, alle Landstraßen passirenden Leuten am Ehesten Erfolg versprechen konnte, fügten sie sich für den Erzähler von selbst in den Rahmen seines Märchens und erhöhten den Eindruck der von ihm beabsichtigten Milieuschilderung. Sie gehörten der selben gesellschaftlichen Sphäre an wie die Hauptpersonen der Handlung, der Räuber und die Hetäre, und wie in einem anderen Jataka der Hetäre ein Spieler, ein lüderlicher Bursche, als Bruder beigesellt wird, so fehlen hier neben dem Dieb und der Hetäre die Gaukler nicht, um das Bild, das uns in dem Jataka von dem Leben und Treiben der unehrlichen Leute entworfen wird, zu vervollständigen. „Der Mann, den Spieler, umherziehende Gaukler und lüderliche Weiber

preisen, bleibt nicht am Leben", heißt es im Mahabharata; und in die selbe niedrige, anrüchige Gesellschaft werden die naṭas, Gaukler, verwiesen, wenn Bhartrihari die Lippen einer Buhldirne der Spione, Soldaten, Sklaven, Schauspieler und Schmarotzer Spucknapf nennt.

Die naṭas, die Vorgänger des modernen Nats, waren ursprünglich, wie schon die Etymologie ihres Namens, der von der Sanskrit-Wurzel nart, „tanzen", abzuleiten ist, zeigt, Tänzer oder Gaukler. Die Bedeutung „Schauspieler" entstammt einer späteren Zeit, als sich aus den alten Tänzen das nationale Drama der Inder entwickelte. Eine Zwischenstufe zwischen den Gauklerkunststücken, gymnastischen Schaustellungen und musikalischen Produktionen, wie sie offenbar in alter Zeit bei den Hoffestlichkeiten und Volksbelustigungen vorherrschten und wie wir sie durchweg in den Jatakas finden, und eigentlichen dramatischen Aufführungen haben wir meines Erachtens in einer von zwei Gauklern vorgeführten Pantomime, die uns im Suruci-Jataka geschildert wird, zu sehen:

„Damals gab es", so wird hier erzählt, „zwei geschickte Tänzer, ‚Kahlohr' und ‚Weißohr' mit Namen; sie wollten den König zum Lachen bringen. Der Eine von ihnen, ‚Kahlohr', ließ am Thor des Palastes einen großen, Atula benannten Mangobaum aufrichten, warf ein Seilknäuel hinauf und stieg auf dem Seil, nachdem er es an einen Zweig des Baumes geknüpft hatte, zum Atulamba empor. Atulamba heißt auch der Baum der Vessavana.*) Nun ergriffen ihn die Diener der Vessavana, zerschnitten seinen Körper in Stücke und ließen sie fallen. Die übrigen Tänzer fügten die Körpertheile wieder zusammen und besprengten sie mit Wasser, worauf der Tänzer aufstand und, mit einem Blumengewande bekleidet, tanzte. Der andere Tänzer, ‚Weißohr', ließ im Palasthofe einen Scheiterhaufen errichten und ging mit seinem Gefolge ins Feuer hinein. Als er verschwunden und der Scheiterhaufen niedergebrannt war, besprengte man die Asche mit Wasser. Darauf erhob sich der Tänzer mit seiner Begleitung und tanzte, mit einem Blumengewande bekleidet."

Was sonst an Schaustellungen in den Jatakas erwähnt wird, erhebt sich nicht über das Niveau Dessen, was noch heutzutage die umherziehenden Gaukler den Dorfbewohnern Indiens bieten: wir finden einen Schwertesser erwähnt, der ein dreiunddreißig Finger breites, scharfkantiges Schwert verschluckt; ferner Schlangenbeschwörer, die den Schlangen die Giftzähne ausziehen oder sich selbst und den Affen, den sie mit den Schlangen spielen lassen, durch einen Pflanzensaft gegen Schlangenbiß immun machen. Einem Akrobaten begegnen wir in dem „Springenden Gaukler oder Springtänzer" des Dubacca-Jataka, der es versteht, über mehrere hinter einander in den Boden gesteckte Lanzen hinwegzuspringen. Sein Schüler ist der Bodhisattva, der, in einer Springtänzerfamilie wiedergeboren, die väterliche Kunst erlernt hat und nun mit seinem Lehrer umherzieht und sich produzirt.

„Sein Lehrer aber", heißt es weiter, „verstand es nur, über vier Lanzen hinwegzuspringen, nicht über fünf. Eines Tages trat er in einem Dorf auf und steckte, da er betrunken war, fünf Lanzen hinter einander in den Boden. Da sagte der Bodhisattva: ‚Mein Lehrer, Du verstehst nicht die Kunst, über fünf Lanzen hinwegzuspringen; nimm eine Lanze weg, denn wenn Du über fünf zu springen

*) Beiname des Kubera, des Vorstehers der Geister der Tiefe und des Dunkels.

versuchst, wirst Du Dich auf der fünften aufspießen und zu Tode kommen.‘ ‚Du weißt doch nicht, was ich leisten kann,‘ entgegnete Jener trunkenen Muthes und springt, ohne auf die Worte seines Schülers zu achten, über vier Lanzen hinweg, spießt sich aber an der fünften auf wie die Madhuka-Blume an ihrem Stock.“

Bei allen solchen Schaustellungen begleiteten entweder die Tänzer selbst ihre Produktionen mit Gesang und Lautenspiel oder es kamen professionelle Musiker zu den Festen herbei. Von einem Trommler, der in der Nähe von Benares in einem Dorfe wohnt, wird im Bherivada-Jataka erzählt, daß er sich in Begleitung seines Sohnes zu einem Fest in die Stadt begiebt, um im Kreise der Festtheilnehmer auf der Trommel zu spielen, und daß er sich durch sein Spiel viel Geld verdient; das Selbe wird mit etwas anderen Worten von einem Muschelbläser berichtet. Im Allgemeinen aber führten Tänzer und Musiker ein so armsäliges Leben, daß sie genöthigt waren, wie die Tänzerfamilie, in der der Bodhisattva wiedergeboren wird, sich ihren Lebensunterhalt durch Betteln zu erwerben.

Die einzige Aussicht für einen begabten Künstler, aus der Niedrigkeit seines unehrlichen Standes emporzukommen und zu Reichthum und Ansehen zu gelangen, bestand darin, daß er die Aufmerksamkeit des Landesfürsten auf sich zog. Von Alters her bis in die Zeit des englischen Einflusses und in den unter englischem Protektorat stehenden Eingeborenenstaaten noch heute ist der Staat nur für den Fürsten da. Alle öffentlichen Einnahmen flossen in den Säckel des Herrschers und verließen ihn nur, um die Kosten für das Heer und die Beamten, die Verschönerung seiner Residenz und seines Palastes und seine persönlichen Bedürfnisse und Liebhabereien zu bestreiten. An den Höfen der prachtliebenden Fürsten, wie sie die Jatakas schildern, finden wir Musiker, Tänzer und Sänger, Elefantenbändiger und Bogenschützen. Die Angaben über den Rang und die Gehaltverhältnisse dieser Hofkünstler sind sehr allgemein, doch lassen sie den Rückschluß auf eine angesehene und einträgliche Stellung zu. Ein Bogenschütze fordert vom König als Lohn jährlich tausend Goldstücke; der König ist damit einverstanden, dagegen finden die alten, länger im Dienst befindlichen Bogenschützen die Bezahlung zu hoch. Noch besser wird ein anderer Bogenschütze besoldet; er bezieht einen täglichen Sold von tausend Goldstücken und erregt dadurch ebenfalls den Unwillen der übrigen Diener des Königs. Ein alter Musiker theilt dem König mit, seine Schüler wünsche in den königlichen Dienst zu treten und fügt hinzu: „Setzt die Höhe der Bezahlung fest“, worauf der König erwidert: „Er soll die Hälfte Deines Gehaltes beziehen“. Damit ist aber der Schüler nicht einverstanden; er verlangt, weil er seine Kunst eben so gut versteht wie sein Lehrer, die selbe Bezahlung. Ein vom König befohlenes Wettmusiziren endet damit, daß der besiegte Schüler auf ein Zeichen des Königs von der Volksmenge durch Steinwürfe und Knüttel getötet wird, während der Lehrer vom König und den Einwohnern der Stadt belohnt wird. Aehnliches wird im Upahana-Jataka von dem Lehrling eines Elefantenbändigers erzählt, der auch vom König die selbe Besoldung verlangt, wie sie sein Lehrer erhält. Der König läßt unter Trommelschlag verkünden: „Morgen werden sich ein Lehrer und sein Schüler in der Elefantendressur messen; wer zusehen will, komme in den Hof des Palastes.“ In der Nacht vor der Aufführung bringt der Lehrer dem Elefanten allerlei Unarten bei, so daß dieser auf das Kommando: „Vorwärts!“ zurückgeht, auf den Zuruf:

„Zurück!“ vorwärts geht. Die Folge ist, daß am nächsten Tage, da der Elefant immer das Gegentheil von Dem thut, was der Schüler befiehlt, die erzürnten Zuschauer Diesen mit Steinwürfen und Stockschlägen ums Leben bringen.

So mochte es Manchem ergehen, dessen Fähigkeiten in keinem Verhältniß zu seinem Ehrgeiz standen. Kam Einer glimpflicher davon, so mußte er wieder zum Wanderstab greifen oder versuchen, einen reichen Privatmann zum Gönner zu erwerben. Namentlich im Gefolge junger Kaufleute finden wir Künstler der verschiedensten Art, die ihnen mit anderen Schmarotzern das väterliche Erbe durchbringen helfen: ein verschwenderischer und genußsüchtiger Großkaufmannssohn umgiebt sich mit Springern, Läufern, Sängern und Tänzern, die ihn in kurzer Frist zum Bettler machen. Konnte sich so ein Gaukler wohl eine Zeit lang im Glanz eines Anderen sonnen, so sank er doch mit dem Verschwinden des Reichthumes seines Gönners wieder in das Dunkel seines armsäligen und verachteten Berufes zurück. Denn im Großen und Ganzen, von den wenigen Günstlingen des Schicksals abgesehen, waren die Gaukler so verachtet wie Missethäter, Diebe und ähnliches Gelichter. Wie Diese waren sie von der Gemeinschaft der ehrlichen Leute ausgeschlossen und mußten vor den Thoren wohnen. Auch der chinesische Pilger Hiouen-Tsang, der im siebenten Jahrhundert nach Christi Indien bereiste, berichtet, daß die Gaukler gezwungen wurden, zusammen mit Schlächtern, Fischern, Henkern und Gassenkehrern außerhalb der Stadt zu wohnen, und daß ihre Wohnungen sichtbar gekennzeichnet waren. Ließ sich ein armer Spielmann doch einfallen, innerhalb der Stadtmauern sein Quartier aufzuschlagen, so schrieb das Gesetz dem Könige vor, ihn aus der Stadt zu treiben. Daher erscheinen in den Jatakas die Gaukler in der Regel als Dorfbewohner unweit der Stadt, von wo aus — wie z. B. von einem Tänzer und einem Trommler berichtet wird — sie sich zum Fest in die Stadt begeben, um ihre Künste zu zeigen.

Das Alleinwohnen war aber nicht der einzige äußere Ausdruck ihrer ehr- und rechtlosen Stellung: noch andere gesetzliche Bestimmungen zeigen ihren geringen sozialen Rang. So durfte ein Gaukler nicht als Zeuge vor Gericht auftreten, er war von der Theilnahme am Totenopfer ausgeschlossen und die von ihm angebotene Speise war dem Brahmanen anzunehmen untersagt. Während die Regeln über den Verkehr mit verheiratheten Frauen bei Manu im Uebrigen so streng sind, daß schon das Ansprechen unter Umständen bestraft wird, findet Das keine Anwendung auf das fahrende Volk der Tänzer und Sänger: „denn Diese — fügt Manu hinzu — schicken ihre Frauen zu Anderen oder dulden den Verkehr mit Anderen, während sie sich selbst verstecken.“ Diesen schlechten Ruf haben die Tänzerinnen und Sängerinnen im Laufe der Jahrhunderte nicht abzustreifen vermocht und auch heutzutage gilt ihr Gewerbe in Indien als so verächtlich, daß es nur Prostituirte ergreifen. Darum lassen heute Tänzer- und Sängerkasten, die sich eine etwas höhere Stellung verschafft haben, ihre Frauen nicht öffentlich singen, sondern bedienen sich bei ihren Aufführungen anderer Weiber schlechten Rufes, während ihre eigenen Frauen als keusch gelten. Solche Weiber gehören meist den unkultivirten, als verworfen geltenden Volksstämmen an, die so niedrig stehen, daß sie nicht einmal auf die Bezeichnung „Kaste“ Anspruch erheben können.

Durch die Geltung als Kaste sind die modernen Nats in der allgemeinen

Achtung gestiegen. Ansätze zu einer solchen Kastenbildung findet man schon in alter Zeit; werden doch bei Manu die Natas als eine Mischkaste bezeichnet, die von Vratyas*) der Kshatriya-Kaste abstammen. Bedeutet nun auch diese Erwähnung bei Manu noch nicht mehr als eine bloße Theorie, so begegnet man doch auch in der volksthümlichen Literatur der Inder Angaben, die auf eine lose Kastenorganisation bei den Tänzern und Ihresgleichen weisen. Schon das Verbot des Wohnens innerhalb der Stadtmauern brachte einen engeren Zusammenschluß der fahrenden Leute mit sich. Hinzu kommt die Erblichkeit des Berufes, die das wesentliche Merkmal einer Kaste bildet und die für die Künstlerfamilien in den Jatakas mehrfach belegt ist. Wir lernen Tänzer-, Trommler- und Muschelbläserfamilien kennen, in denen sich der Beruf des Vaters auf den Sohn vererbt: der Sohn eines Elefantenbändigers übt die väterliche Kunst aus und der Sohn eines Akrobaten produzirt sich wie Dieser. Wenn trotzdem von einer eigentlichen Gauklerkaste in alter Zeit nicht gesprochen werden kann, so waren ehedem, abgesehen vielleicht nur von der brahmanischen Kaste, die einzelnen Gruppen der indischen Gesellschaft keineswegs so scharf von einander gesondert wie heutzutage. Zudem fehlte den von Ort zu Ort ziehenden Gauklern die Stetigkeit und Seßhaftigkeit, wie sie z. B. den Gilden der indischen Handwerker eigen war, deren berufliches und privates Leben dadurch festere Formen annahm. Vielfach wird das Leben solcher fahrenden Gesellen der Beschreibung des Tittira-Jataka geähnelt haben, die in wenigen Strichen ein lebensvolles Bild des indischen Landstreichers und seiner bewegten Lebensschicksale giebt: er ist Lastträger der Kaufleute, durchwandert das Kalingareich und zieht als Hausirer, den Stab in der Hand, auf holperigen Wegen umher; wir finden ihn bei einer Bande von Gauklern, dann bei Jägern, Netze legend, dann wieder inmitten einer Festversammlung als Stockkämpfer. Er wird Vogelsteller, Getreidemesser und versucht im Würfelspiel sein Glück. Um Mitternacht stillt er den Verbrechern, die er auf des Königs Befehl verstümmelt hat, das Blut und fristet schließlich als frommer Betrüger sein Leben von der Mildthätigkeit.

Alle diese Thätigkeiten gelten in Indien als mehr oder weniger anrüchig und die Ausübenden als unehrlich: außer den Gauklern, Stockkämpfern und Spielern auch die Jäger, Diese deshalb, weil ihr Gewerbe das Töten eines lebenden Wesens mit sich bringt, dann, weil die Jagd als Erwerbszweig fast ausschließlich von halbwilden, nichtarischen Volksstämmen ausgeübt wurde; ferner die Henker, deren Amt, verbunden mit den Obliegenheiten eines Gassenkehrers und Leichenträgers, in den Händen der nach indischer Auffassung niedrigsten menschlichen Geschöpfe, der Candalas, lag. Indessen bilden die Jäger und Henker, eben weil ihr Beruf den dunkelfarbigen Eingeborenen überlassen blieb, eine Kategorie, deren Unehrlichkeit ein potenzirtes Eigenschaftwort, etwa wie „verworfen“ oder „ausgestoßen“, erfordert; Manu stellt sie in seinem System der Wiedergeburten nicht mit den Spielern und Gauklern, sondern mit Elefanten, Pferden, Löwen und anderen Vierfüßlern zusammen. Als unehr-

*) Vratyas sind aus rechtmäßigen Ehen entsprossene Angehörige der drei oberen Kasten, die aber, weil sie die religiösen Pflichten vernachlässigten, ihre Kastenzugehörigkeit verloren haben.

lich in dem selben Sinne wie die Gaukler galt hingegen ein großer Theil der indischen Handwerker. Auch abgesehen von ihrem Leben, das in seiner Organisation und in seinen Gebräuchen stark an unser altes Zunftleben erinnert, entsprechen Anschauungen und Sitten der indischen Gesellschaft in vieler Hinsicht dem Geiste, der im Mittelalter hinter den Mauern und auf den schmalen Gassen unserer Städte und in den engen Köpfen ihrer Bewohner herrschte. Man kann Otto Beneckes vortreffliches Buch „Von unehrlichen Leuten" nicht lesen, ohne daß sich immer wieder der Vergleich mit indischen Verhältnissen aufdrängt. Und doch: wie sehr ist im Grunde deutsches Mittelalter von Indien, dem alten wie dem modernen, verschieden! Dort haben wir es bei der Geringachtung gewisser Gewerbe und Dienste, bei der Ausschließung der sich mit ihnen befassenden Personen aus der Gemeinschaft der ehrlichen Leute mit Vorurtheilen zu thun, die einem verfeinerten Rechtsgefühl und dem Geiste des Christenthumes widerstrebten und darum der Aufklärung späterer Jahrhunderte weichen mußten; in Indien dagegen beruht das Kastenwesen in seiner bizarren, heute schier unübersehbaren Mannichfaltigkeit auf den tief in der indischen Volksseele wurzelnden Dogmen von der Wiedergeburt und der Seelenwanderung. Darum konnte in Deutschland der Makel der Unehrlichkeit durch Gesetze beseitigt werden, während die „unehrlichen Leute" Indiens verachtete Kasten bleiben werden, so lange sich das indische Denken in den Bahnen bewegt, die ihnen Manu vorgezeichnet hat.

Dr. Richard Fick.

Der Orden.

Der Lehrer am Militär-Progymnasium, Kollegienregistrator Lew Pustakow, wohnte Thür an Thür neben seinem Freunde Lieutenant Ledenzow. Zu ihm lenkte er am Neujahrsmorgen seine Schritte.

„Höre mal, Grischa", sagte er ihm nach der üblichen Gratulation, „ich würde Dich nicht inkommodiren, wenn es nicht dringend nöthig wäre. Leih mir, bitte, für heute Deinen Stanislaus. Ich bin nämlich beim Kaufmann Spitschkin zum Mittag eingeladen, — und Du kennst den Kerl ja, furchtbar erpicht auf Orden ... hält, glaub' ich, Jeden für einen Schuft, der nicht was am Halse oder auf der Brust baumeln hat. Nun, und er hat doch zwei Töchter ... Du weißt, Nastja und Sina ... Aber ich wende mich an Dich, als Freund ... Du verstehst mich doch, mein Lieber ... thu mir, bitte, den Gefallen."

Bei dieser Rede erröthete Pustakow und blickte ängstlich auf die Thür. Der Lieutenant schimpfte zuerst, gab dann aber nach.

Um zwei Uhr nachmittags fuhr Pustakow in einer Droschke zu Spitschkins. Er hatte seinen Pelz vorn offen gelassen und auf seiner Brust blitzte in Gold und Emaille der fremde Stanislaus.

„Ist mir doch zu Muthe, als wäre ich ein ganz anderer Mensch!" dachte er und räusperte sich mit einem gewissen Selbstbewußtsein. „Ein kleines Ding, kostet vielleicht nicht mehr als fünf Rubel, — und welcher Effekt!"

Vor dem Hause des Herrn Spitschkin schlug er den Pelz zurück und begann, langsam den Kutscher zu bezahlen. Als der Kutscher seine Achselstücke, Knöpfe und den Stanislaus erblickte, war er, so schien es wenigstens Pustakow, wie versteinert. Pustakow räusperte sich selbstbewußt und trat in das Haus ein. Den Pelz legte er im Vorzimmer ab und warf einen Blick in den Saal, wo gegen fünfzehn Personen an einem langen gedeckten Tisch saßen und schon zu essen begonnen hatten. Man hörte nur Stimmengewirr und Tellergeklapper.

„Wer hat da geklingelt?" fragte der Hausherr und erhob sich. „Ah, Lew Nikolajewitsch! Bitte schön! Etwas spät, aber Das macht nichts ... Wir haben uns eben erst gesetzt."

Pustakow streckte seine Brust vor, warf stolz den Kopf zurück und trat, sich die Hände reibend, in den Saal. Aber da sah er etwas Fürchterliches. Am Tisch, neben Fräulein Sina, saß sein Kollege, der Lehrer der französischen Sprache, Tremblant. Wenn der Franzose den Orden sah, würde er unangenehme Fragen stellen und ihn wahrscheinlich für ewig blamiren ... Sollte er den Orden abreißen oder wieder weglaufen? ... Aber der Unglücksorden saß fest am Rock und ein Rückzug war nicht mehr möglich. Er preßte schnell die rechte Hand auf den Orden und machte der Gesellschaft eine tiefe Verbeugung. Darauf setzte er sich schwerfällig, ohne Jemand die Hand zu reichen, auf den einzigen Stuhl, der frei war, gerade dem französischen Kollegen gegenüber.

„Wahrscheinlich etwas angeduselt!" dachte Spitschkin, der sich Pustakows sonderbares Benehmen nicht anders erklären konnte.

Es wurde ihm ein Teller Suppe gereicht. Er nahm den Löffel mit der linken Hand auf. Da fiel ihm ein, daß man unter wohlerzogenen Leuten doch nicht mit der linken Hand essen könne. Gar nicht essen? Ja! ... Schließlich sagte er, daß er bereits gegessen habe. „Ich machte einen Besuch bei meinem Onkel, dem Probst Eleew ... er bat mich ... aß da zu Mittag ..."

Pustakows Seele war von Ingrimm erfüllt und er litt Tantalusqualen: die Suppe war gar zu appetitlich ... Und was für ein verführerischer Duft ging von dem gedämpften Stör aus. Er dachte daran, seine rechte Hand frei zu machen und den Orden mit der Linken zu verdecken, aber er wagte es nicht.

„Man wird es bemerken ... Und auch, wenn man es nicht merkt: wie lange soll ich denn den Arm über die ganze Brust gestreckt halten, als wenn ich singen wollte? Mein Gott, wird denn dieses Mittagessen ewig dauern? Ich werde nachher schnell in ein Restaurant gehen!"

Nach dem dritten Gange warf er aus einem Auge einen verstohlenen Blick auf den Franzosen. Es kam ihm vor, als ob Tremblant aus irgend einem Grunde sehr verlegen war, ihn ängstlich ansah und auch nichts aß. Als sie einander eine Weile angesehen hatten, wurden Beide noch verlegener und sahen in ihre leeren Teller. „Er hat es bemerkt, der Kerl!" dachte Pustakow.

„Ich sehe es ihm an der Fratze an, daß er es bemerkt hat! Dieser Schuft, diese Klatschbase! Morgen wird der Direktor Alles wissen!"

Die Gäste kamen zum vierten Gang und dann auch glücklich zum fünften...

Ein langer Herr mit einer gebogenen Nase, großen, haarigen Nüstern und verkniffenen Aeuglein stand auf, strich sich mit der flachen Hand über den Kopf und sprach:

„Aeh ... äh ... äh ... ich erlaube mir, äh, ein Hoch auf das Wohl der anwesenden Damen, äh, auszubringen!"

Geräuschvoll erhoben sich Alle und ergriffen die Gläser. Ein lautes Hurrah dröhnte durch das Zimmer. Die Damen lächelten und bogen sich verbindlich hinüber, um anzustoßen. Pustakow erhob sich nun auch; er hielt sein Glas in der linken Hand. „Lew Nikolajewitsch, haben Sie, bitte, die Güte, dieses Glas Nastasja Timofeewna hinüber zu reichen. Sie muß es austrinken!" Mit diesen Worten wandte sich ein Herr an ihn und reichte ihm ein volles Glas.

Pustakow mußte zu seiner Verzweiflung die rechte Hand in Aktion setzen. Der Stanislaus mit dem zerdrückten rothen Band wurde sichtbar und erstrahlte im Glanz der Lichter. Der Lehrer wurde totenbleich, ließ den Kopf auf die Brust fallen und blickte scheu nach seinem Gegenüber. Der Franzose sah ihn erstaunt und fragend an, dann verzog sich sein Mund zu einem schalkhaften Lächeln und alle Verlegenheit wich aus seinem Gesicht...

„Julius Awgustowitsch!" rief da der Hausherr dem Franzosen zu, „reichen Sie doch, bitte, die Flasche hinüber!"

Tremblant streckte unschlüssig seine rechte Hand nach der Flasche aus, — und, o Wonne: Pustakow erblickte auch auf seinem Rockaufschlag einen Orden. Und Das war kein Stanislaus, sondern sogar eine Anna! Also auch er hatte gemogelt! Pustakow lachte innerlich vor Vergnügen und fiel gemüthlich auf seinen Stuhl... Jetzt brauchte er den Stanislaus nicht mehr zu verstecken! Sie wandelten Beide auf dem selben verbotenen Wege und Keiner brauchte zu befürchten, daß der Andere ihn denunziren oder klatschen würde.

„Ah ... ah ... ah ... so, so ...", meinte Spitschkin, als er die Orden auf der Brust beider Lehrer erblickte.

„Ja!" sagte Pustakow, „wie merkwürdig, Julius Awgustowitsch! Wie Wenige wurden doch vor den Feiertagen vorgeschlagen! So viele Kollegen, — und wir allein haben Etwas bekommen! Wirklich merkwürdig!"

Tremblant nickte vergnügt mit dem Kopfe und strich über den linken Rockaufschlag, auf dem die Anna dritter Klasse saß.

Nach dem Essen ging Pustakow in allen Zimmern umher und erläuterte den Damen die Bedeutung seines Ordens. Sein Herz war leicht und heiter, obgleich er großen Hunger verspürte.

„Hätte ich Das gewußt", dachte er mit einem neidischen Blick auf Tremblant, der sich mit dem Hausherrn — natürlich auch über Ordensangelegenheiten — unterhielt, „dann hätte ich mir ruhig einen Wladimir angehängt. Wirklich ärgerlich!"

Das allein quälte ihn. Im Uebrigen war er vollkommen glücklich.

Lopasnja bei Moskau. Anton Tschechow.

Selbstanzeigen.

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von dreißig ersten Fachgelehrten. Erster Band: Allgemeines. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ozean. Von Hans F. Helmolt, J. Kohler, Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Konrad Haebler, † Eduard Grafen Wilczek und K. Weule. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

In einem ungewöhnlich interessanten Briefe, den ich Ende März von Friedrich Spielhagen erhalten habe, fand ich die folgende, zu beherzigende Mahnung an die Geschichtschreibung: „Nicht auf die Welle auf der Oberfläche kommt es an, die der Wind heute von West nach Ost, morgen von Ost nach West treibt, sondern auf die Grundwelle. Sie bedingt das Leben des Ozeans; aber freilich, sie zu verstehen, dazu muß man sehr tief tauchen.“ Dieser Aufforderung hat man nun freilich — wenn auch die reine Wissenschaft den Kreis, den sie als geistigen Horizont beherrscht, recht weit ziehen soll — nicht etwa so zu entsprechen, daß man, um die geschichtliche Entwickelung der Menschheit ab ovo zu erfassen, bis zum Platysomus der Dyasformation und zu den Foraminiferen hinunterstiege; denn so ist sie gar nicht gemeint. Die universalhistorische Methode sucht das geistige Band der einzelnen Stücke; finden kann sie es erst dann, wenn die einzelnen Theile in möglichster Vollständigkeit vorliegen. Daher sind die fruchtbaren Gefilde der wahren Weltgeschichtschreibung weniger die mit Blut getränkten Schlachtfelder als die gesegneten Fluren, denen die Ritter vom Geist ihre Aussaat anvertraut haben. Und nicht nur die Ritter. Die besten Ergebnisse verdankt der Historiker dem äußerlich wenig bestechenden, bescheideneren Gegenständlichen sobald er nur den Schwerpunkt der Forschung aus dem — stets einen unerklärbaren, unbeglichenen Rest übrig lassenden — Halbdunkel der persönlichen Bethätigung der Helden in die alltäglichsten Verhältnisse verlegt, die in Sprache, Sitte, Siedelung und Abstammung das Leben und Treiben der großen Masse beherrschen.

Diese Gedankengänge, die ich bereits in der „Zukunft“ vom elften Februar angedeutet habe, sollen in dem auf acht Bände berechneten Unternehmen meiner „Weltgeschichte“ durch die werthvolle Unterstützung gleichgesinnter Fachgenossen zur Durchführung gelangen. Der erste Theil liegt nun vor. Ich möchte noch einmal betonen, daß ich nur das Eine — allerdings ganz energisch — für mich beanspruche: zum ersten Male Etwas zu bieten, das mit einigem Recht wirklich „Weltgeschichte“ genannt werden kann. Den bisherigen Unternehmungen ähnlichen Titels die Daseinsberechtigung damit abzusprechen, fällt mir natürlich nicht ein. Nur sollte man Das, was sie bieten, nicht für Universalhistorie erklären. Da es sich um einen ersten Versuch handelt, möchte ich mir die Worte aneignen, die Ludolf dem zweiten Theil seiner „Allgemeinen Schaubühne der Welt“ in weiser Selbstbescheidung vorausgeschickt hat: „Wir bekennen und erkennen allhier unsere Mängel selbst, — und vielleicht besser als Jemand anders. Wer nur einerley Historien eines Volcks oder Landes schreibt, kan dieselbe viel besser erwegen, das Vorgehende und Nachfolgende leichter behalten, die Zweifel erörtern und die zwistige Geschichtschreiber mit einander conciliiren. Hier aber, da die Geschichten so viel und mancherley unter einander lauffen, ist es schwer,

etwas Vollkommenes herauszugeben. Der Warheit haben wir uns sehr ernstlich beflissen; solte Etwas an Umständen sich anders befinden, so sind wir erbötig, auff geschehene gütige Erinnerung, es bey erster Gelegenheit zu verbessern. Wir begehren uns keiner Kunst noch Klugheit zu rühmen, weil freylich die Materien nicht bei uns gewachsen; sondern wollen zufrieden sein, wenn unsere Arbeit nur zum gemeinen Besten ersprießlich geachtet werden wird."

Der Plan zu dem Unternehmen wurde im Sommer des Jahres 1894 vom Unterzeichneten entworfen und als leitendes Prinzip für das Ganze der Satz aufgestellt: Die Menschheit ist eine Einheit; demnach ist sowohl ihre Vorgeschichte, so weit sie gesicherte Ergebnisse aufzuweisen hat, als auch die Halbkultur — meinetwegen auch Unkultur — der sogenannten „Wilden" in den Stoff mit einzubeziehen. Daraus folgte weiter, daß mit der üblichen chronologischen Dreitheilung (Alterthum, Mittelalter, Neuzeit), die für die bisherige Beschränkung zwar brauchbar war, in umfassenderen Grenzen aber widersinnig ist, gebrochen werden mußte. Und daraus wieder hat sich die aus dem ratzelschen Ideenkreise stammende ethnogeographische Disposition ergeben. Daß auch diese ihre Schattenseiten hat, ist nicht zu leugnen; jedenfalls aber überwiegen die Vortheile durchaus. Die „Zeitalter" verschwinden deshalb nicht; im Gegentheil: „die Grundsätze neuer Epochen entwickeln sich logisch aus der Weltgeschichte", wie mit etwas ironischem Beigeschmack Felix von Stenglin in der Ergänzung zu Goethes „Aufgeregten" den Chirurgus Breme von Bremenfeld sagen läßt. Warum ich gerade mit Amerika beginne, habe ich in Vorwort und Einleitung genügend erklärt und benutze die Gelegenheit, zwei Sätze des Vorwortes hier auf Wunsch des Herrn Karl von den Steinen richtig zu stellen. Ich hatte diese Sätze dem — wie sich nun erst herausgestellt hat, ungenauen — Bericht über einen am fünften Januar 1893 gehaltenen Vortrag (Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XX. Jahrgang, S. 193) wörtlich entnommen; Herr von den Steinen aber hegt über das Alter der amerikanischen Kultur genau die selbe Meinung, die Herr Professor Dr. Konrad Haebler Band I, S. 182 ausführt. Uebrigens gehe ich den selben Weg, den die unter der Leitung von Morris K. Jesup, des Präsidenten des American Museum of Natural History zu New-York, stehende anthropologische Expedition im Jahr 1897 einzuschlagen sich vorgenommen hatte: Amerika—Sibirien und China—Indien—Egypten. In diese anscheinend revolutionäre Anordnung eine Fortschrittstheorie hineingeheimnissen zu wollen, liegt mir vollkommen fern. Ein altitalienisches Sprichwort lautet: Fol è qi prende prova qe a fin no pò trare. Das heißt nach meiner allerdings etwas freien Uebertragung: Ein Narr ist, wer versucht, der Weltgeschichte Etwas einzuimpfen, das er nicht durchführen kann.

Zum Schluß nur noch ein Wort über das Verhältniß des Herausgebers zu seinen Mitarbeitern. Als sich J. Jastrow im Januar 1896 von seinen Mitarbeitern an den „Jahresberichten der Geschichtwissenschaft", die er siebenzehn Jahre hindurch geleitet hatte, verabschiedete, drückte er die Gefühle, die ihn bewegten, ungefähr so aus: „Von der Anerkennung gebührt der bedeutendste Theil den Mitarbeitern, und zwar nicht blos, was den sachlichen Inhalt, sondern auch, was die organisatorische Zusammenfassung betrifft. Nachdem die Feststellung erfolgt war, herrschte unter den Mitarbeitern das übereinstimmende Streben, die

Grundzüge der Organisation anzuerkennen und weiter zu entwickeln. Die Redaktionswünsche wurden nicht nur befolgt, sondern auch durch sachkundigen Rath fortgebildet. Von der Schwierigkeit, daß die begehrenswerthen Mitarbeiter selten bereit und die bereitwilligen häufig nicht begehrenswerth sind, blieb das Unternehmen in auffallender Weise verschont; und das Zusammenarbeiten älterer und jüngerer Kräfte hat sich durchgehends bewährt. Daß ein international zusammengesetzter Mitarbeiterkreis einheitlich arbeitet, daß auch hervorragende Gelehrte eine Leitung ertragen, wo bei dem Umfang des Wissensgebietes die überlegene Sachkenntniß doch im Einzelfall auf Seiten des Fachgelehrten ist, dürfte in der Geschichte der Wissenschaften in diesem Umfang nur selten dagewesen sein." Diese Worte könnte ich jetzt nur wiederholen.

Leipzig. Dr. Hans F. Helmolt.

Achtundvierzig Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdys Liedern ohne Worte nachgedichtet. Dresden, E. Piersons Verlag.

Die lyrische Musik ist zur Zeit fast ganz durch die dramatische verdrängt. Das war zu Mendelssohns Zeiten anders. Der Komponist mußte seinem Verleger Simrock wiederholt schreiben, er möge sich gedulden; trotz der eifrigsten Nachfrage hatte er keine neuen Lieder ohne Worte komponirt. Den Werth dieser Lieder haben allerdings Fachmusiker — auch in der Neuzeit — immer wieder hervorgehoben. Bülow konnte öffentlich bekennen, sie seien klassisch wie Goethes Gedichte. Einen eigenen Reiz, vielleicht mehr für den Musikdilettanten als für den Fachmusiker, hat es, dem Sinn dieser gemüthvollen Tonstücke nachzugehen. Mendelssohn wurde oft danach gefragt. Einem der Frager antwortete er am fünfzehnten Oktober 1842: „Habe ich bei dem einen oder anderen Liede bestimmte Worte im Sinn gehabt, so mag ich sie doch keinem Menschen aussprechen, weil das Wort dem Einen nicht heißt, was es dem Anderen heißt, weil nur das Lied dem Einen das Selbe sagen, das selbe Gefühl in ihm erwecken kann wie dem Anderen, — ein Gefühl, das sich eben nicht durch die selben Worte ausspricht."

Ist es also vergeblich, vielleicht gar eine Entweihung, daß ich trotzdem die Auflösung der Musik in Worte unternahm? Ich hoffe: nein. Es ist eben nur eine und nur meine Lösung. Ich bilde mir nicht ein, daß Mendelssohn gerade die Bilder auch vor Augen gehabt hatte, die mir vorschwebten, oder gar die Thatbestände, die ich unterlege, — noch viel weniger die einzelnen Worte. Ich habe versucht, das Lied sprachlich wiederzugeben. Oft konnte ich die allgemeine Idee für die Dichtung aus der Begleitung des Liedes entnehmen, die das Rauschen des Waldes und des Meeres, das Plätschern des Baches, das Murmeln des Quells, das Klappern der Mühle, das Schaukeln der Wiege verräth. Meistens war aber die Melodie bestimmend. Die Tonart, Tempovorschriften und Pausen, die Wiederkehr einzelner Töne oder ihre Stellung waren dann maßgebend für den genaueren Thatbestand, für den zuweilen auch eine Schlußpointe Anhalt bot.

Stettin. Gaudenz Sparagnapane.

Warnungsignale.

Der Herr, der den mexikanischen Finanzminister vor einer Woche an der berliner Börse einführte, hätte keinen unglücklicheren Tag wählen können. Was sollte ein Fremder von unseren Verhältnissen, besonders von der Weisheit unserer Regirenden, wohl denken, als die hier schon so oft beklagte Schwäche des heimischen Anlagemarktes in eine wahrhafte Deroute überging, die aufzuhalten oder zu vertuschen ganz unmöglich war. Nachdem das Kursniveau unserer sichersten Staatspapiere seit zwei Jahren bereits um zwölf Prozent gesunken war, führte die kritische Woche zu einem Kurssturz von drei Prozent und es ist dahin gekommen, daß vierprozentige Staatspapiere fast al pari zu haben sind. Sollte Das nicht zu sehr ernsten Vergleichen geradezu herausfordern, da so manches Industriepapier bei größerem Risiko auch nicht viel über fünf Prozent abwirft?

Der sächsische Finanzminister handelte jedenfalls wenig umsichtig, als er den Markt so ganz unvorbereitet ließ, daß die neue Anleihe von achtzig Millionen erst an dem selben Börsentage bekannt wurde, an dem die Uebernahmefirmen zur Entleerung ihrer Effektenbestände schritten und eine Reihe von Angestellten ihre rechtzeitige Kenntniß der Vorgänge bestens auszubeuten versuchte. An sich haben freilich die Herren in Dresden keineswegs Mangel an Verständniß der allgemeinen Lage gezeigt, nur hätten sie billiger Weise auch einige Rücksicht auf die noch nicht untergebrachte preußische und Reichsanleihe nehmen können. Sie gingen davon aus, daß der Moment für eine billige dreiprozentige Rente gekommen sei, und die ihnen zur Verfügung stehende Bankengruppe war durch einen vortheilhaften Zwischenkurs leicht zu gewinnen. Laut Schlußabrechnung hatte die letzte Uebernahme beträchtlichen Schaden gebracht, dafür versuchte die Regirung diesmal zu entschädigen. Heute erinnern sich wohl nur wenige Leute, daß unser industriell am Meisten entwickeltes Königreich zuerst den dreiprozentigen Typus schuf. Das war im Jahre 1876; Preußen entschloß sich erst vierzehn Jahre später zu seinen dreiprozentigen Konsols. Der Emissionkurs der ersten neunzig Millionen war 71; selbst Rothschild, der sich hauptsächlich an Süddeutschland wandte, konnte die Anleihe nur allmählich und zum Theil absetzen und der Kurs ging sogar bis auf 69 zurück. Erst nach Jahren erreichte diese Rente ihren höchsten Kurs und heute ist jene Zeit schon fast vergessen. Inzwischen sind aus den neunzig Millionen allmählich vierhundertsiebenzig geworden und ein Bundesstaat nach dem anderen hat dem Publikum konkurrirende Anlagewerthe geboten.

Beruhte nun die ungünstige Wirkung auf den Fondsmarkt wesentlich in der mangelhaften Vorbereitung der Transaktion, so fürchtete der Industriemarkt die — allerdings unübersehbaren — Folgen eines starken Geldabflusses. Nicht, als ob die neue sächsische Rente als eine Ueberladung im Gebiete der Staatspapiere angesehen worden wäre. Man fürchtete aber, daß Reichsanleihe, preußische Konsols, bayrische, hessische Staatspapiere u. s. w. zu Gunsten des neuen billigeren Papieres stark verkauft werden würden. Alles Das wirkte in der Zwischenzeit von einer Nachbörse bis zu der nächsten Vorbörse. Dabei war der Rückgang der Umsätze in Staatspapieren weniger die Folge außergewöhnlich großer Abgaben als einer äußerst geringen Aufnahmewilligkeit. Niemand wollte kaufen, sondern Jeder hielt sein Geld an sich. Dazu trug zweifellos der Umstand

bei, daß sich jetzt auch Hessen kurzer Hand entschlossen hat, seinen Restbedarf an Anleihen zu decken. Und siehe: der vierprozentige Typus war siegreich und damit ist diesen einundzwanzig Millionen Mark wahrscheinlich ein glänzender Erfolg gesichert. Bisher gab es fünf Millionen Mark vierprozentige, hundertundvier Millionen Mark dreiprozentige hessische Obligationen, wovon sechsundneunzig auf den Rückkauf der Ludwigsbahn entfallen. Der heutige Kurs ist etwa 86, also noch immer wesentlich höher, als voraussichtlich der Emissionkurs der Sachsen sein wird. Im Allgemeinen wird zwischen den verschiedenen Renten unserer Einzelstaaten wenig Unterschied gemacht, seitdem unsere Kapitalisten — ob mit Recht oder Unrecht, kann dahingestellt bleiben — sich daran gewöhnt haben, mit einer Art Solidarhaft des Reiches zu rechnen. Das süddeutsche Publikum wird aber wohl die hessischen Papiere vorziehen, obgleich Sachsen wirthschaftlich ungleich entwickelter ist als Hessen, das neben den reichen Rheingeländen doch auch das arme Vogelgebirge umschließt. Von Sachsen weiß man aber, daß es mit den achtzig Millionen nicht auskommt, da es sich bei dem Abschluß ausdrücklich verpflichten mußte, vor nächstem Jahr keine neue Anleihe aufzunehmen.

So steht unser Anlagemarkt, der thatsächlich heute schon einen Verkauf von hunderttausend Mark nicht mehr verträgt, ohne Nachwehen zu verspüren, plötzlich einem Anspruch von hundert Millionen gegenüber. Außerdem erwartet man, daß die Annahme der Kanalvorlage einen umfassenden Geldbedarf nach sich ziehen wird, so daß Banken und Spekulation ihre schon lange gehegten Befürchtungen einer Knappheit verdoppelt sehen. Die Klügsten allerdings bekennen — trotz allen Zeitungprophezeiungen — ihre Unfähigkeit, irgendwie die weitere Kursentwickelung unserer heimischen Fonds zu prognostiziren. Was verschlägt auch die Episode eines einzigen Tages, an dem dreiundeinhalbprozentige Papiere gegen dreiprozentige benachtheiligt erscheinen, weil die hessische Anleihe bekannt wird? Die entscheidende größere Emission ist eben doch die sächsische und so lange sie nicht vorüber ist, läßt sich die endgiltige Verschiebung zwischen den verschiedenen Anlagegebieten nicht übersehen. Endlich kommt auch dann nicht der äußerliche Erfolg der Zeichnung in Betracht — wie verfrüht war kürzlich der Jubel Derer um Miquel und Posadowsky —, sondern erst die wirkliche Aufnahme durch die Kapitalisten.

Daß der Montan- und Industriemarkt von diesen Vorgängen in Mitleidenschaft gezogen werden mußte, bedarf keiner Ausführung. Natürlich blieb der Mittelpunkt der Bergwerksspekulation vorläufig noch unberührt — wohlbefestigte Positionen werden so schnell nicht zerstört —, aber einige Außenwälle wurden doch erschüttert. Die Börsenengagements in Eisen- und Kohlenwerthen waren sehr groß und höchst einseitig: fast nur à la hausse. Jetzt hat der Privatdiskont unversehens den offiziellen Satz erreicht und über verschiedene wichtige Hüttendividenden verlauten höchst ernüchternde Mittheilungen. Das mag dem Privatmann in Westfalen oder Schlesien gleichgiltig sein, so lange nur die Gewinne unverändert bleiben; für den Börsenmann entscheidet aber allein die Dividendenchance, nicht Das, was vom Gewinn auf Abschreibungen und Erweiterungen verwandt wird. Was bedeuteten also alle die Preßfabeln über Hoesch, Phönix, Laura und Bochumer? Im Grunde nichts weiter, als daß man dem Publikum einen unglaublichen Grad von Geduld zutraute. Inzwischen hat sich in Bergwerkswerthen endlich wieder eine Baisse-

partei gebildet, — und zwar eine, die nicht nachmittäglich vor einem Mahnzettel ihrer Maklerbank zu zittern braucht. Eine solche Partei von nachhaltiger Kraft war seit Monaten verschwunden und nach den Erfahrungen der letzten Jahre konnte man mit dem Schlagwort, daß die Kurse überhaupt zu hoch seien, kaum noch Stimmung machen. Da kam plötzlich über das bisher so vertrauensvolle und starknervige Publikum in Folge der Depression am Konsolsmarkt eine ängstliche Unsicherheit und sofort stand die Kontremine auf den Füßen. Wie dann die verschiedenen Faktoren zusammenwirken, ist dem fern Stehenden nur schwer zu schildern. Was macht sich zum Beispiel der Baissier, der für 500 000 Thaler Bochumer verkauft, daraus, zur Verstärkung des Druckes in den Anlagemarkt zu pfuschen, um dort 100 000 Mark Reichsanleihe zu verkaufen. An den Bochumern kann er in der nächsten Stunde vier Prozent verdient haben, während die in blanco verkauften Staatspapiere ihm höchstens ein Prozent Schaden bringen können. Daß solche Manipulationen vorgekommen sind, kann man mit Sicherheit aus dem auffälligen Weichen von Montanwerthen gegen Ende der Börsenzeit schließen. Während die Grundtendenz unserer Fonds solche künstlichen Einflüsse rasch überwindet, sind sie bei Bochumern und Laura von größerer Tragweite. Zunächst leiden zwar die Kurse darunter, aber wenn einmal das ganze Kartenhaus ins Schwanken geräth, wird das Gegengewicht einer umfangreichen Kontremine auch seine Vortheile haben. Kauf ist Kauf und schließlich ist es ganz gleich, ob aus Neigung oder aus Deckungbedürfniß gekauft wird. Auch die übrigen Industriepapiere haben einige Stöße abbekommen, die ihren Besitzern als Warnungsignale vor dem Sturm dienen mögen. Denn schon diesmal war die Aufnahmelust trotz reduzirten Kursen gering. So ließ ein Großinstitut die von ihm eben erst mit fast hundert Prozent Agio eingeführte Fabrikaktie ruhig um vierzehn Prozent fallen, ohne zu interveniren. Allerdings sind von einer Anzahl von Industrieunternehmungen wahre Hiobsposten eingelaufen: Unterbilanz, Nothwendigkeit neuer Obligationen u. s. w., — Meldungen, die hier und da Kursstürze bis zu siebenunddreißig Prozent herbeiführten. Bei solcher Gelegenheit pflegen die seltsamsten Gerüchte aufzutauchen. So soll der Schaaffhausensche Bankverein einen Millionenkredit zinsfrei gestundet haben. Natürlich kann es sich höchstens um Tratten auf die Bank gehandelt haben, nicht um Barvorlagen. Das aufmerksame Auge begegnet in unserem ganzen Großgewerbe dem selben Drängen nach Kapitalsvergrößerung, und wo diesem Drängen Widerstände entgegentreten, verwickeln sich sofort die Verhältnisse. Mittlere Unternehmer können sogar trotz sehr guten Jahresabschlüssen überhaupt nur schwer Geld erhalten. So erklärt es sich, daß jüngst eine an sich durchaus prosperirende Firma in Viersen stockte, weil sie das weitere nöthige Kapital nicht aufnehmen konnte; und der Fall wird nicht vereinzelt bleiben. Diese allgemeine Tendenz sollte man auch für die Zukunft unserer Bankpapiere nie außer Acht lassen. Die Geschäfte gehen vorzüglich; aber was hilft Das, wenn unaufhörlich neue Aktien geschaffen werden? Pluto.

Die in dem Artikel des vorigen Heftes: „Die deutsche Soda-Industrie" erwähnte Monopolfirma heißt Solvay, nicht Solvag. Sie produzirt etwa vier Fünftel der deutschen Soda. Der Name des zürcher Professors ist Lunge.

Gegen die Ferienkolonien.

Jetzt naht die Zeit, wo die bedauernswerthen Kinder der großstädtischen Fabrikarbeiter und anderen Proletarier in Schaaren unentgeltlich in die sogenannten Ferienkolonien geführt werden, um dann nach wenigen Wochen mit gebräunten Wangen, sauber gekleidet und anscheinend gesund und munter in ihr früheres Elend zurückzukehren. Da drängt sich die Frage auf, ob diese Ferienkolonien wirklich den Werth haben, den eine steigende Modesympathie ihnen zuschreibt. Ich antworte: Nein. Gebt einem Baum mit schadhaftem Kern dauernd eine gute Pflege und er wird trotz der Beschädigung wachsen und gedeihen; eine vorübergehende Pflege dagegen kann sein Eingehen nur aufschieben, nicht verhindern. Wie steht es denn mit diesen Kleinen? Die meisten von ihnen sind skrophulös und tragen die Keime der Tuberkulose oder anderer schwerer konstitutioneller Erkrankungen in sich. Gewiß: eine gute Ernährung und ein vierwöchiger Aufenthalt an der See oder auf dem Land wird diesen Kindern wohlthun, aber ein dauernder Erfolg ist nur dann möglich, wenn auch während der übrigen Zeit des Jahres besser für sie gesorgt wird. Ja, der Aufenthalt in der Ferienkolonie kann sogar nachtheilig auf das Gemüth und das körperliche Befinden der Kinder wirken, die aus dem kurzen Traum von Behaglichkeit und Glück jäh wieder in die elende Gewohnheitsphäre ihrer Familien zurückgeworfen werden. Da in solchen Haushaltungen eine ausreichende Pflege aus eigenen Mitteln unmöglich ist, sollten die humanitären Bestrebungen hier systematisch einsetzen und vor Allem die Schule als Ausgangspunkt benutzen. Es giebt in Berlin Privatschulen, die die abgelegten Kleider wohlhabender Schüler erbitten, um sie an die bedürftigen Schüler zu vertheilen. Wäre so Etwas nicht auch in unseren öffentlichen Elementarschulen möglich? Könnten nicht auch Eltern von Kindern, die das Gymnasium besuchen, deren abgelegte Kleider an die nächste Elementarschule schicken? Könnte man nicht noch einen Schritt weiter gehen und den armen Kindern, die an Unterernährung leiden, morgens eine Suppe mit Brot und mittags, beim Verlassen der Schule, Suppe und Fleisch mit der nöthigen Zuspeise reichen? Das wäre, um mit den Schuleinrichtungen nicht zu kollidiren, sehr wohl in einem besonderen Lokal möglich; und auch die Lehrer brauchten nicht einmal damit belästigt zu werden. Wäre Das nicht die beste Schulhygiene? Licht und Luft können nichts nützen, wenn die Kinder verhungern. Ein gut ernährtes Kind gedeiht auch in schlechter Luft, ein schlecht ernährtes geht selbst in ozonreichster Luft zu Grunde. Man wird einwenden, daß die Krankheitkeime sich meistens schon im zartesten Alter entwickeln und daß Eingriffe in die Ernährung des Säuglings nicht möglich seien. Das ist richtig; aber eine stillende Mutter wird doch für ihre eigene Ernährung und dadurch auch für die ihres Säuglings mehr aufwenden können, wenn ihr die Sorge für die Ernährung und Bekleidung ihrer schulpflichtigen Kinder abgenommen oder erleichtert wird. Und

selbst wenn das schlecht ernährte Kind kränklich in die Schule kommt, kann es bei andauernd guter Pflege noch ein tauglicher Mensch werden. Den Krankheitübeln vorzubeugen: Das ist nicht nur menschlicher, sondern auch rationeller und billiger, als, sie nachträglich zu bekämpfen; und für eine bessere Lebenshaltung der Kinder zu sorgen, ist klüger, als sie zu vernachlässigen und, wenn sie wandelnde Infektionherde geworden sind, Lungenheilstätten für sie bereit zu halten. Sorgen wir dafür, daß unter uns möglichst wenige Schwindsüchtige heranwachsen, dann haben wir nach einigen Jahrzehnten die Schwindsucht wirksamer bekämpft, als wenn wir uns durch die Augenblicksresultate von Palliativmitteln verblenden lassen und dem öffentlichen Gewissen in bloßen Scheinerfolgen ein bequemes Ruhepolster zurechtlegen. Nicht eher wird die Tuberkulose wirksam eingedämmt werden können, als bis man versucht, die Quellen der Seuche zu verstopfen.

Daß es auch sonst nützlich wäre, wenn die Schule sich der Ernährung annähme, ist leicht einzusehen. Die Kinder würden die Schule nicht länger als eine Zwangsanstalt ansehen, sondern als eine Wohlthätigkeitanstalt, in der man auf ihr geistiges und auch auf ihr leibliches Wohl — dafür sind die Kinder viel empfänglicher — bedacht wäre. Auch volkspädagogisch und volkswirthschaftlich könnte eine solche Einrichtung werthvoll sein. Die Proletarierkinder würden von Jugend auf an bessere Kost und damit für ihre späteren Jahre an Bedürfnisse gewöhnt, die einer verständigen Haushaltung zu Hilfe kommen und diejenigen Rückwirkungen auf den Konsum unterstützen könnten, die neulich ein praktischer Landwirth in dieser Zeitschrift — vielleicht in etwas zu sanguinischer Erwartung, aber doch nicht ganz grundlos — als eine wünschenswerthe Hilfe für die Landwirthschaft bezeichnet hat.

Woher soll aber das nöthige Geld kommen? Daß Staat oder Kommunen bei uns dem Beispiel, das einige sozialistische Gemeinden in Frankreich bereits gegeben haben, folgen werden, ist so bald nicht zu erwarten. Nun: in erster Linie sollte man das Geld, das zur Errichtung und Erhaltung von Lungenheilstätten bestimmt war, für diese Verwendung nutzbar zu machen suchen; dann müßte aber auch die Privatwohlthätigkeit noch stark in Anspruch genommen werden. Da die reichen Leute selten aus reinem Mitleid in ihre Taschen greifen, könnte ein Spötter vielleicht auf den Gedanken kommen, daß ein neuer Orden hier nicht übel angebracht wäre. Wir haben ja schon so viele Sorten von Orden, daß es auf einen mehr oder weniger wirklich kaum noch ankommt. Würde er auch den Damen verliehen und wäre er recht sichtbar zu tragen, dann könnte in dieser ordenslüsternen Zeit die Wohlthätigkeit vielleicht bald einen solchen Höhepunkt erreichen, daß Staat und Kommunen nur noch für den üblichen bureaukratischen Apparat zu sorgen hätten.

Dr. Robert Thomalla.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.